Zeitpredigten

auf

alle Sonn- und Festtage

des Kirchenjahres,

nebst einem Cyklus

Fastenpredigten,

verfaßt

von

Anton Westermayer,

freiresignirtem Pfarrer und dermaligem Prediger bei St. Peter in München.

Zweiter Band.

Regensburg, 1850.

Verlag von G. Joseph Manz.

Zeitpredigten

auf

alle Sonn- und Festtage

des Kirchenjahres,

nebst einem Cyklus

Fastenpredigten,

verfaßt

von

Anton Westermayer,
ehemal. Stadtpfarrprediger bei St. Peter in München.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1868.

Inhaltsverzeichniß.

B. Inhalt des zweiten Bandes.

Predigt
auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

„Sorget also nicht ängstlich und saget nicht: Was werden wir essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden?“ Matth. 6, 31.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Welch' eine Frage ist wohl gewöhnlicher unter uns, als die Frage: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Freilich, der Reiche, der Glückliche dieser Welt, der ein sorgenfreies, schönes Leben hat, kennt diese Frage nicht, ihm drängt sie sich nie auf, ihn kümmert sie nie, ihn quält sie nie. Er hat ja Geld, und um Geld bekommt man Alles, Speise und Trank, Wohnung und Kleidung nach Wunsch, er bekommt dieß Alles, die Zeiten mögen noch so schlecht, die Nahrungsmittel noch so theuer, die Jahre noch so unfruchtbar sein. Aber dieser reichen Leute, die kummer- und sorgenfrei dem kommenden Tage und seiner Plage entgegensehen können, gibt es nicht sehr viele; es sind ihrer im Verhältnisse zur Mittelklasse und den Armen vielmehr nur sehr wenige; der Mittelstand und die Armen bilden die Mehrheit

der Bewohner dieser Erde, und diese nun sind es, unter denen der Ruf: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? alltäglich die erste Frage ist, die sie beim Aufwachen beschäftigt und der Gegenstand ihres Kummers und ihrer Sorge den Tag hindurch, und wenn sie sich Abends müde von strenger Arbeit auf das harte Lager hinstrecken, gar oft auch ihr letzter Gedanke, und unter der Decke der Schwermuth, die dieser düstere Gedanke über sie hinbreitet, schlafen sie ein, um einige Stunden Ruhe vor den Sorgen dieser Erde zu haben. O Geliebte, könnte man oft Zeuge jener Scenen sein, die sich am Abende in der ärmlichen Stube des Handwerksmannes, des Arbeiters, des Taglöhners, der sich bei allem Fleiße kaum kümmerlich fortbringt, zutragen, wenn er im Kreise seiner Familie das spärliche Nachtmahl einnimmt, das ihn und die Seinigen kaum zur Hälfte sättigt — man würde herzzerreißende Scenen sehen. Wahrhaftig, man würde es nicht bloß verzeihlich, sondern vollkommen gerechtfertigt finden, wenn Vater, Mutter und Kinder mit Einer Stimme zusammenriefen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" Wir haben heute kaum das Nothdürftige, was, wie und wo werden wir morgen bekommen? Ja, vollkommen gerechtfertigt dürfte es auch erscheinen, wenn die gepreßte Brust voll Angst und Bangigkeit im Hinblick auf den morgigen Tag obige Worte ausstieße; denn das Gefühl eines braven Familienvaters, für Viele auf morgen Brod schaffen zu sollen, aber noch nicht zu wissen, wie oder wo, muß ein erschreckliches sein. Und doch — wer sollte es glauben können? — sagt heute der Mund der ewigen Wahrheit, der größte Menschenfreund und Vater der Armen: Sorget nicht ängstlich und saget nicht: Was werden wir essen, was werden wir trinken, und womit werden wir uns kleiden? Und er sagt dieß im Allgemeinen; also Allen ist es gesagt, es ist Allen gesagt für alle Fälle, also auch für die Augenblicke der Noth, der bittersten, der schrecklichsten Noth, Angesichts des Hungertodes. Wie, also

auch in diesen schrecklichen Zuständen soll man nicht ängstlich sorgen, nicht mit Bangen und Zagen? Nein, Geliebte, auch da nicht. Der, der die Welten erschaffen und Alles erhält, er selber sagt es, also muß es so sein. Er selber sagt, diese ängstliche Sorge ist nur Sache der Heiden. Es wird sich also jetzt, um die Rede des Herrn gehörig würdigen zu können, darum handeln, zu wissen, welche Sorge erlaubt sei, was dann unter dieser ängstlichen Sorge, die nicht erlaubt ist, zu verstehen sei, und warum man dann eine solche ängstliche Sorge nicht haben dürfe. Ich beantworte demnach heute folgende drei Fragen:

Welche Sorge ist erlaubt? I. Theil.
Welche Sorge ist ängstlich, also nicht erlaubt? II. Theil.
Warum aber ist diese ängstliche Sorge nicht erlaubt? III. Theil.

Ich beginne 2c.

I. Theil.

Es kann nicht dem mindesten Zweifel unterworfen sein, daß eine vernünftige Sorge für das zeitliche Fortkommen sowohl eine Forderung der gesunden Vernunft, wie des Christenthums ist. „Der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Flug," so sagt schon der alte Hiob (5, 7.); und der Apostel Paulus schreibt an die Thessalonicenser: „Als wir bei euch waren, verkündigten wir euch, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll" (II. Theff. 3, 10.), und der heidnische Dichter Horaz*) bemerkt schon, daß das Leben ohne große Arbeit den Sterblichen Nichts gibt, und auch fernerhin Nichts geben wird. Deßhalb finden wir, daß der Herr Jesus selber dreißig Jahre lang im väterlichen Hause der Arbeit oblag, und dann drei Jahre lang herumging, um das Evangelium zu predigen, was sicherlich auch eine Arbeit war. Wir lesen ferner, daß der heilige Paulus seinen Unterhalt

*) Horat. 1. satyr. 9.

sich durch Händearbeit verdiente und so ward es von jeher in der Kirche Gottes gehalten. Auch die Mönche in den Klöstern, die man sonst gerne faule Bäuche und fromme Müßiggänger nennt, sie haben die Wälder gelichtet, den Boden kultivirt, Strassen angelegt, Künste und Wissenschaften gepflegt und Tag und Nacht rastlos gearbeitet, und das Alles, weil es so Gottes Wille, weil der Mensch zur Arbeit geschaffen ist. Und wenn Viele von ihnen auch mit nichts Anderm sich beschäftigten, als mit Beten und Betrachten, so haben sie dennoch gearbeitet, besser gearbeitet, als Solche, deren ganze Arbeit oft weiter Nichts als ein geschäftiger Müßiggang ist, sie haben gearbeitet für die, die mit dieser Arbeit sich nicht gerne abgeben. Es wäre also ein unverzeihlicher Irrthum, wenn man glauben wollte, das Christenthum sei der Arbeit nicht sonderlich hold, weil es befiehlt, vor Allem das Reich Gottes zu suchen und alles Übrige als Zugabe zu betrachten, weil es auf die Vögel des Himmels hinweist, die nicht aussäen und nicht einärnten, und die dennoch der himmlische Vater ernährt, und auf die Lilien des Feldes, die nicht arbeiten und nicht spinnen, aber dennoch schöner gekleidet sind, als Salomon. Nein, so ist das nicht zu verstehen, so ist es auch nie verstanden worden. Allerdings säen und ärnten die Vögel des Himmels nicht und sammeln nicht in Vorrathshäuser, sind auch überhaupt nicht sonderlich sorglich und bekümmert; aber sie müssen sich dennoch um ihre Nahrung in sofern kümmern, als sie von Stelle zu Stelle fliegen müssen, um selbe zu erspähen und zu nehmen, und ein Vogel, der singend auf einem Baume sitzen bleiben wollte, in der Erwartung, daß die Speise sich zu ihm bewegen würde, müßte sicherlich verhungern. Das Christenthum verwirft also nicht nur nicht Nachdenken, Fleiß, Mühe, Arbeit, Vorsicht, Klugheit u. s. w., es fordert sie vielmehr, und dieses Sorgen und Schaffen, dieses Sinnen und Trachten, dieses Mühen und Arbeiten gehört auch zum Suchen des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit. Wollen wir nämlich das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen, so

ist nöthig, daß wir für den Unterhalt und die standesmäßige Erziehung der Unsrigen sorgen. Der Familienvater ist verpflichtet, dahin zu trachten, die Seinigen redlich zu ernähren, seinen Kindern einen guten Unterricht und eine erkleckliche Unterstützung zu ihrem Fortkommen im Leben zu geben. Überhaupt hat Jeder in seinem Kreise für die Seinen, seien es nun Viele oder Wenige, zu sorgen, um sie anständig und ordentlich zu ernähren und zu erziehen. Wir haben aber noch andere Christenpflichten. Es gehört nämlich auch das zum Suchen des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit, daß wir die Hungrigen speisen, die Nackten bekleiden und die Bedürftigen überhaupt unterstützen. Wir sollen ferner zu Zwecken der öffentlichen Wohlfahrt auch unser Schärflein beitragen. Deßgleichen gehört es zum Trachten nach dem Reiche Gottes, daß Jeder sich befleiße, Niemandem durch eigne Schuld zur Last zu fallen und Keinem durch verschuldete Armuth das ihm nöthige Almosen zu schmälern. Nun frage ich: Wo ist derjenige, der, wenn er dieß Alles leisten, wenn er seinen Christenpflichten nachkommen will, dieß thun kann, ohne Fleiß, ohne Mühe, ohne Nachdenken und Sorgen, ohne Sparsamkeit im Haushalt, ohne Vor- und Umsicht? — Also, mein Christ, denke, schaffe, sorge immerhin! Der Mensch muß sich gar wohl rühren um sein Fortkommen. Es ist dieß seine heilige Pflicht. Es ist um so größere Pflicht, wenn er auch noch für Andere zu sorgen hat. In einer Zeit überdieß, wie die unsrige ist, wo durch die Erfindung des Fabriken- und Maschinenwesens tausend und aber tausend fleißige Hände mit einem Male brodlos geworden sind und noch täglich brodlos werden können, in einer Zeit, wo die Arbeit eben wegen der großen Concurrenz auch bei Weitem nimmer so hoch bezahlt wird, wie früher, während doch die Bedürfnisse nicht weniger geworden sind, in einer Zeit, wo ferner der Credit allerwärts gesunken und Arbeitscheue und Müßiggang so häufig eingerissen ist: in einer solchen Zeit, sage ich, thut es schon Noth, sich zu ermannen, sich seine Menschen- und Christenpflichten lebhaft

in's Gedächtniß zu rufen, alle seine Kräfte zusammenzuraffen, zu arbeiten, nachhaltig zu arbeiten, ja sich zu mühen und zu plagen, um sich und die Seinen rechtschaffen und ehrlich fortzubringen. Es will da oft kaum reichen, geschweige erst, daß auch für Andere noch etwas übrig bleiben soll. — Thust du das, mein Christ, dann thust du nur, was Recht und Pflicht ist. Du thust die vom Evangelium gebotene Arbeit, du hast die vom Evangelium nicht bloß erlaubte, sondern gebotene Sorgfalt. Du thust da nur, was alle braven, redlichen Menschen zu allen Zeiten noch gethan haben.

Aber diese Sorgfalt für die Beischaffung der zeitlichen Bedürfnisse hat ihre bestimmte Gränze. Bis zu dieser Linie ist sie christlich, ist diese aber überschritten, dann beginnt jenes Kümmern und Sorgen, von dem der Herr sagt: „Das thun ja auch die Heiden.“ Diese heidnische Sorgfalt aber wollen wir kennen lernen im

II. Theil.

Was ist nun wohl für ein Unterschied zwischen dem Christen und dem Nichtchristen in Bezug auf die Sorgfalt für irdische Güter? Der Christ sorgt für das Zeitliche, gibt aber sein Herz nicht an dasselbe hin, sondern thut Alles im Geiste der Liebe, im Hinblick auf Gott, im Hinblick auf die Brüder, im Geiste der treuesten Gewissenhaftigkeit und des herzlichsten Wohlwollens, — also Gott zur Ehre und den Menschen zur Wohlfahrt; der Andere aber thut es im Geiste der Habsucht, im Dienste des Mammons und der eigenen Gier. —

Also nicht das unterscheidet den Christen von dem Nichtchristen, daß der Eine sorgt, schafft, erwirbt, spart, rechnet, der Andere nicht, nein, das unterscheidet sie, daß es der Christ thut im Geiste der Liebe, der Heide im Geiste der Habsucht. Und nicht das unterscheidet den Christen von dem Nichtchristen, daß der Eine sich bei Armuth und Noth kümmert und in

jammernder Schlaflosigkeit seine Nächte durchwacht, der Andere aber leichtsinnig die Hände in den Schooß legt und wohlgemuth erwartet, daß Jemand erscheine und ihm Nahrung und Kleidung bringe; nein, das unterscheidet Beide, daß der Nichtchrist bangt und zagt und verzweifelt, der Christ dagegen das Seine thut, des Weitern aber getrost ist und unter allen Umständen unentmuthigt. Er ist ohne Angst und Kummer.

Man sieht, der Unterschied ist ein ungeheurer. Die Heiden wissen Nichts von der göttlichen Vorsehung, oder glauben nicht an dieselbe; sie schreiben daher Alles ihrem Fleiße, ihrer Einsicht, ihrer Arbeit zu, weil sie meinen, ihre Götter wissen Nichts von ihnen, oder kümmern sich nicht um sie. Ja, die Heiden, die ohne Gott und Hoffnung in der Welt leben und somit in den Gütern und Schätzen dieser Erde ihre ganze Glückseligkeit suchen, sie gehören wesentlich der Erde und ihrem Dienst. Was sollen sie auch über sich suchen, da sie nichts über sich kennen? Also leben sie dem Erwerbe, dem Besitze, dem Genusse. Diese Erdengüter sind der Inhalt ihres Sinnes, ihrer Liebe, ihres Strebens und ihres Glückes. Anders kann es gar nicht sein, denn sie sind Heiden. Und so wandeln sie voll Habgier, voll Ungerechtigkeit, voll Unterdrückung ihrer Nachbarn, voll Neid und Mißgunst, voll Geiz und Hartherzigkeit; der Reichthum ist ihr Gott. Ganz umgekehrt bei den Christen. Ihre Liebe ist bei Gott, ihre Liebe ist bei Jesus Christus, ihr Reichthum ist die Gnade und Fürsorge Gottes und ihre Hoffnung und ihr Trost das ewige Leben. Also was sollten sie auf dieser Erde suchen? was von ihr wollen? Sie besitzen, was sie haben, als besäßen sie es nicht, und stehen alle Augenblicke bereit, es im Dienste Gottes hinzugeben. Sie erwerben, was sie erwerben, nicht aus irdischer Begier, sondern aus Pflicht, Gott zur Ehre und sich und Andern zu Dienst und Pflege. Sie betrachten sich nicht als Herren und Eigenthümer, sondern als Knechte und Haushalter Gottes, und ringen darnach, als treue Haushalter des ihnen anvertrauten Gutes erfunden zu werden. Sie kennen keine

Ängstlichkeit hinsichtlich ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung und überhaupt ihres irdischen Fortkommens. Nicht genug: im strengsten Gegensatze gegen das allzusammenraffende Heidenthum tritt der weltverlassende, freie und gottübergebene Geist des Christenthums in voller Glorie bei jenen Tausenden hervor, welche zu allen Zeiten Alles, was sie besaßen, verkauft, den Erlös den Armen ausgetheilt, sodann das Kreuz auf sich genommen und Jesu nachgefolgt haben. Ihre Sorge war, daß sie, wie sie selbst ungetheilt dem Himmel lebten, so auch Unwissende und Verirrte dem Himmel gewännen. Alle weitere und irdische Sorge überließen und überlassen sie unbedingt Gott. Fassen wir nun diesen Unterschied zwischen Heiden- und Christensorgen in's Auge und werfen wir hiebei einen Blick auf unsere Zeit, so müssen wir gestehen, daß wir allerdings viel Mühe und Sorge, viel Regen und Leben, viel Schaffen und Wirken wahrnehmen, aber wahrhaftig nicht immer im christlichen Sinne, sondern nur zu häufig in jenem Geiste, von dem der Herr gesagt hat: Das thun auch die Heiden. Oder geht nicht das Bestreben der Industrie und des Jagens und Rennens, das wir vor unseren Augen wahrnehmen, dahin, nur Geld und Genuß zu erwerben und die Erde zum Himmel umzuschaffen? Wie viele Millionen unserer Zeitgenossen suchen denn nicht ihre ganze Glückseligkeit in den Genüssen dieser Erde und hoffen jenseits nichts mehr? Alle diese müssen ganz natürlich mit aller Hast, mit aller Gier, mit allen Mitteln dahin trachten, so viel als nur möglich Geld und Gut an sich zu reißen, um die möglichst größte Glückseligkeit hierorts zu bekommen. Daher keine Zufriedenheit mehr unter den Leuten. Der Reiche bekommt nie genug und will immer noch mehr. Der Mittelmann, der sich gerade ehrlich fortbringt, aber viel zu sorgen und zu kümmern hat, ist gleichfalls unzufrieden; denn er sieht, daß es Andere besser haben, und diese hält er für glücklicher, beneidet sie also. Der Arme endlich ist ganz ungehalten, er schämt sich, arm zu sein, er murrt und knurrt, er beißt seinen Ärger über sein trauriges Loos entweder in sich

hinein oder macht demselben in lauten Flüchen Luft — er hält sich für äußerst unglückselig, weil er arm ist und er nur die reichen Leute für glückliche Leute hält. Es fällt mir nun nicht ein, behaupten zu wollen, daß alle Reichen und Armen unserer Tage unzufrieden sind; allein daß es dergleichen Unzufriedene genug gibt, das ist gewiß. Wo aber derartige Unzufriedenheit ist, da ist das bare, pure Heidenthum, jenes gottentfremdete Schaffen und Ringen, Kümmern und Ängstigen, von dem der Herr sagt: „Das thun auch die Heiden."

Freilich wird man nun sagen: Kann man es dem Armen verübeln, wenn er in der Bitterkeit seiner Lage zagt und bangt, wenn er sogar an Gott und der göttlichen Vorsehung irre zu werden anfängt? Wenn der Reiche nicht satt bekommt und immer abscheulicher und habsüchtiger wird, dann mag dieß mit gerechtem Eckel und Unwillen erfüllen; aber, wenn der Arme Verbesserung seiner Lage wünscht, darnach trachtet, und, wenn es ihm bei allem Mühen und Trachten nicht gelingen will, zuletzt unwillig wird, dann kann man wohl nicht mit Grund ihm zurufen: „Ängstige dich nicht, denn das thun nur die Heiden!" Oder wenn Jemand wohlhabend gewesen und nun ohne alles Verschulden durch ruchlose Hände um sein Eigenthum gekommen ist, wenn er, der früher gewohnt war, ein behagliches Leben zu führen, nunmehr an den Bettelstab gekommen, ein armseliges Dasein zu fristen sich gezwungen sieht: wie, ist es da auch noch heidnisch, wenn er sich ängstlich heute kümmert, wovon er etwa morgen leben wird, oder wenn er sich mit Weib und Kind dem Elend und dem Hungertode preisgegeben sieht?

Die Antwort hierauf ist diese: Deine Lage, mein Christ, mag noch so schrecklich sein, ja, es mag den Anschein haben, als wenn dir nichts mehr übrig bliebe, als die Verzweiflung: du darfst doch nicht verzweifeln, nicht irre werden an der göttlichen Vorsehung, und thust du das, so handelst du wie die Heiden. Der Heiland sagt ausdrücklich: Kümmert euch nicht ä n g s t l i c h. Also kümmern dürfen wir uns, das ist christlich;

aber nicht ängstlich, d. h. nicht mit Mißtrauen, Unruhe, Kleinmuth und Verzweiflung, denn das ist heidnisch. Der Christ hat nämlich die felsenfeste Überzeugung, daß die Welt und was auf ihr ist, Gott gehört und von Gott bis in's Kleinste regiert werde, und daß denen, die Gott lieben, Alles zum Besten gereichen müsse. Dieser sein Glaube sagt ihm, daß, wo die Noth am größten, auch die Hilfe am nächsten ist, und daß sich die rettende Hand Gottes schon tausendmal in der äußersten Noth gezeigt hat. Allein wenn auch diese Hilfe selbst in der äußersten Noth nicht kommen sollte, auch dann verzagt er nicht, und vertraut noch; denn er weiß, daß mit diesem Leben noch nicht Alles zu Ende ist. Indeß wir wollen die Gründe, aus denen wir jede Angst und jedes heidnische Kümmern und Sorgen bei Seite setzen müssen, näher erwägen im

III. Theil.

Der gütige Erlöser bietet fast alle möglichen Gründe auf, um die ängstliche Sorge zu verscheuchen und uns Vertrauen einzuflößen. Zu diesem Ende weist er uns vor Allem auf die Natur hin. Sie, sagt er, zeigt uns, wie sehr wir Ursache haben, alle unsere Sorgen auf den Herrn zu werfen und mit freiem, freudigem Herzen einzig auf das zu denken, wie wir ihm gefallen können. „Sehet an," spricht er, „die Vögel des Himmels, sie säen nicht und ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheune und dennoch ernährt sie euer himmlischer Vater. Seid ihr denn," setzt nun Jesus bei, „nicht viel mehr als sie? Und betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. Sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Und doch sage ich euch, daß selbst Salomon in all' seiner Herrlichkeit nicht so schön gekleidet war, als eine von ihnen. Wenn nun," fährt Jesus fort, „Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, um wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen?" In der That, welche Ansprache hätte rührender und zugleich überzeugender sein

können? Betrachten wir nur eine Blume, wie zart ist sie gebaut! die schönsten Farben zieren sie und mit dem wunderbarsten Geruche hat Gott sie erfüllt. Wenn nun Gott einer Blume so viele Aufmerksamkeit schenkt, wie sollte er dann des Menschen vergessen, den er zum Herrn und Eigenthümer der Blumen gemacht hat? Wer kann fortan die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels sehen, ohne sich zu dem Glauben an den Allerhalter zu erheben, und übertriebene Angst und Sorge von sich wegzulegen? Ja, wer ist unbesorgter um Leben und Fortkommen, als ein Vogel oder eine Lilie? dennoch sind sie genährt und gekleidet. So muß denn Jeder sagen: Dürfen sie so kummerlos leben, um wie viel mehr der Mensch, der ja unendlich mehr ist, als sie?

Aber nicht nur die Betrachtung der Natur, auch unsere gesunde Vernunft führt uns auf den Glauben, daß für alle Bedürfnisse unsers irdischen Daseins gesorgt sei, und wir Nichts zu thun haben, als unser ewiges Ziel zu verfolgen. Der Herr beruft sich zum Beweise hiefür auch auf den gesunden Menschenverstand. Er spricht: „Ist nicht das Leben mehr werth, als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung?“ Der Herr wollte sagen: Wenn ich euch das große Gut, das Leben gegeben habe, werde ich jetzt nicht dafür sorgen, daß euch auch das Geringere, die Nahrung, gegeben werde? Wenn ich euch den Leib gebe, werde ich nicht auch die Kleidung dazu geben wollen? Meint ihr denn, will gleichsam die durch das Mißtrauen beleidigte göttliche Liebe sagen, ich wäre wie ein Tyrann, daß ich euch Leib und Leben gäbe, und euch dann hungernd und nackt einhergehen lasse? Meint ihr, wenn ich euch befehle, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, die Nackten zu kleiden, ich werde nicht zuerst dieß selbst thun? Wie weise und liebevoll hat Gott nicht für die Kleidung und das Fortkommen der Thiere gesorgt! Diesen gab er als Kleidung Wolle, Jenen Federn, den Einen Haare, den Andern dicke Häute, Alle erhalten von ihm die Nahrung und munter bewegt sich der Vogel in der Luft, munter der Fisch im Wasser,

munter ziehen die Schafe einher und freuen sich ihres Daseins. So sorgt Gott für Unterhalt und Freude der Thiere, und für uns, seine Kinder, seine Erben, sollte er nicht sorgen? Wie wehe muß es den Eltern thun, wenn sie ihren Kindern Alles gegeben haben, Alles geben wollen und das Kind setzt Mißtrauen auf sie und sucht fremde Hilfe! So beleidigen wir unsern Vater im Himmel, der uns Alles gegeben hat, geben will, und denken in der Noth, Gott hätte unser vergessen und suchen bei Menschen Hilfe.

Um unsere Hoffnung noch mehr zu steigern, sagt endlich der Herr auch noch: „Wer unter euch vermag mit all' seinen Sorgen seine körperliche Gestalt nur um eine Spanne länger zu machen?" Man sollte doch denken, wir wären Herren über unsern Körper und es wäre etwas Leichtes, mit demselben anzufangen, was wir wollten; allein mit allem Sorgen und Denken können wir es nicht einmal dahin bringen, daß ein einziges Haar auf unserm Haupte mehr wächst, wir können unsern Körper, der doch so ganz unser Eigenthum scheint, nicht kleiner und nicht größer machen. Wenn wir also an uns selbst Nichts ändern, unsern Körper nicht einmal um eine Spanne verlängern können, wie können wir dann erwarten, daß wir etwas Wichtiges und Großes durch unsere Sorgen ausrichten? Wir können also Nichts und darum werden wir zum Vertrauen auf Gott so zu sagen hingezogen; nur wenn Er will, vermögen wir Alles, aber nur in dem, der uns stärkt.

So sind es also drei Gründe, die uns zum gläubigen Vertrauen ermuntern und alle ängstliche, übertriebene Sorge ablegen heißen: Der Hinblick auf die Natur, der gesunde Menschenverstand und der Gedanke: mit all' unserm Sorgen wird's denn doch zuletzt um kein Haar besser. Wie, sollte denn dieß Alles nicht im Stande sein, die schwarze Sorge zu verscheuchen und Vertrauen auf Gott einzuflößen? — Noch sehe ich im Geiste nicht wenige Unglückliche, welche die Köpfe schütteln und bei sich stillschweigend denken: „Was hilft uns das Alles! Wir sind einmal arm und elend und durch all' unser Vertrauen wird's

nicht besser, wir haben kaum zu leben. Es sollte überhaupt gar keine Armuth geben; denn wer arm ist, ist einmal ein geplagter Mensch. Wenn also Gott unpartheiisch für seine Kinder sorgen wollte, so ließe er keines darben und würde nicht den armen Irländer verhungern lassen, während der Millionär in seinen Pallästen Bankette gibt. Also heißt es wohl zuletzt: Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen." Hierauf habe ich eine handfeste Antwort, gegen die Niemand aufkommen kann. Was den Unterschied zwischen Arm und Reich anbelangt, so wird der nie aufgehoben werden können. Er ist eine traurige Ausstattung des menschlichen Geschlechtes in seinem gefallenen Zustande. Nur die christliche Liebe wird dieses Mißverhältniß einigermaßen auszugleichen im Stande sein; allein die Träumereien der Socialisten und Communisten würden, wenn sie je zur Verwirklichung kämen, die ganze Menschheit nach einer schwelgerischen kurzen Nacht am nächsten Tage zu einer Bettlerfamilie machen. Arme, hat der Heiland gesagt, werdet ihr immer um euch haben, und das wird sein, so lange die Welt steht. Daß aber gerade Dieser reich und der Andere arm ist, daß du dein Brod bei einem Andern suchen mußt, während er es selber hat, darüber kann, wenn du ohne dein Verschulden arm bist, wieder nicht Aufschluß gegeben werden, so wenig als sich dafür ein Grund angeben läßt, daß Dieser gerade als Königs- und der Andere als Bettlerssohn geboren wird. Es ist einmal so, es ist so gewesen, so lange die Welt steht. Wenn in dieser traurigen Lage, die sich nun einmal nicht ändern läßt, etwas trösten soll, so ist es gewiß nicht der muhamedanische Fatalismus, unter dessen Beil ich zuletzt wie ein Schlachtthier meinen Nacken beuge, weil ich ihm nicht entfliehen kann; es ist auch nicht die Verzweiflung und die Hoffnung auf socialistische und communistische Revolutionen, welche tröstet, sondern einzig und allein die christliche Lehre von der göttlichen Vorsehung, an welche der Heiland heute alle Armen und Kummervollen eben so mitleidsvoll als rührend verweist. Der Gedanke: Ich bin in Gottes Hand, der Herr hat mir

dieses Loos zu Theil werden lassen, er allein weiß es, warum, er allein wird dieses mein Geschick auch zu meinem Besten fügen, hilft er nun für den Augenblick, oder hilft er nicht — dieser Gedanke ist es, der in allen Lagen des Lebens, auch in der fürchterlichsten Noth beruhigt, alle ängstliche Sorge verscheucht und nur allein mit Hoffnung und Vertrauen erfüllt. Und magst du dann noch so arm sein, magst du in der Wüste Arabiens verschmachten oder vor Hunger sterben, wie der arme Irländer: das ist noch kein Beweis von Mangel an der göttlichen Vorsehung; denn wenn auch diese oft wunderbar eingreift, gerade da eingreift, wo die Noth am größten ist: so ist noch nicht die Folge, daß sie dieß überall und allemal thun muß und hier schädlichen Elementarereignissen, dort der Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit, die nicht einmal vom Hungertode rettet, entgegentreten soll. Es gibt also in keiner Lage etwas Besseres, als unbedingte Unterwerfung unter die göttlichen Rathschlüsse. Der Gedanke: Gott, der den Vogel in der Luft und den Wurm im Staube speist, sorgt für mich, also sorge ich, so viel ich als Mensch und Christ sorgen muß; aber weg mit aller ängstlichen Sorge; sie ist nur den Heiden eigen, die an keine Vorsehung glauben — dieser Gedanke allein beruhigt.

So vertrauen wir denn auf den Herrn, Geliebte, in jeder Lage des Lebens, besonders in jener, in welcher wir vorzüglich Trost und Vertrauen nothwendig haben, in Elend und Noth. Der Herr sorgt oft wunderbar für die Seinen, und er, der den Elias am Bache Karith durch einen Raben gespeist und die Wittwe in Sarephta nicht vergessen hat, der wird auch jetzt die Hungernden nicht vergessen. Sucht er uns aber heim, was wir freilich oft genug verdienen, so geschieht es zur Strafe für unsere Sünden, zu unserer Besserung; denn wenn der Mensch lange Zeit hindurch sich in Überfluß und Segen sieht, dann vergißt er gar gerne auch den, von welchem dieser Segen kommt; er sieht zuletzt alle Früchte der Erde für die Werke seines Fleißes, für seine Schöpfungen an; er meint, das Alles müsse so sein, und vergißt deßhalb, dem zu danken, von dem

alles Gute kommt. Es kommt vor, daß man keine Freude mehr an Gottes Segen hat, ihn nicht mehr zu schätzen weiß, weil dessen Fülle zu groß ist. Da kommt dann Mißwachs und Hagel, damit die undankbaren Menschen wieder zur Besinnung kommen und dem die Ehre geben, dem sie allein gebührt.

Wir haben auch in diesem Jahre, Geliebte, wieder ein recht gesegnetes Jahr gehabt; die armen Leute insbesondere können Gott für diesen Segen nicht genug danken; denn wer leidet bei Mißwachs und Theurung mehr als die Armen, besonders die Armen der Hauptstadt! Aber der liebe Vater im Himmel hat wieder gesorgt für's künftige Jahr. Es ist so viel gewachsen, daß auch kaum die Ärmsten ängstlich zu fragen brauchen: Was werden wir essen, was werden wir trinken? Der Herr wußte, was wir brauchen und in seiner Güte hat er uns alles Dieß wieder gegeben. So danken wir denn dem Herrn dafür und preisen seinen heiligen Namen. Suchen wir uns aber auch seiner Wohlthaten würdig zu machen durch guten Gebrauch derselben und durch Wohlthätigkeit gegen die Armen. Amen.

Predigt
auf den fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

„Als er nahe an das Stadtthor kam, siehe, da trug man einen Todten heraus.“ Luk. 7, 12.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wir begegnen im heutigen Evangelium einer Leiche und einem Leichenzuge. Es ist wohl nichts Seltenes, daß wir öfter einem Leichenzuge begegnen. Wir sehen die schwarzen Todtenwagen fast alle Tage durch die Straßen fahren, wir sehen fast alle Tage den Priester mit dem Kreuz an der Spitze dem Gottesacker zueilen, es dringen gar oft die düsteren, unheimlichen Töne der beiden Glöcklein vom Gottesacker zu unsern Ohren, manchmal ist es ein ganz besonders feierlicher Leichenconduct, der unsere Neugierde anregt und uns bis auf einen gewissen Punkt mit sich fortzieht — allein in der Regel weichen wir derartigen Zügen, wenn sie uns begegnen, aus, und wenn wir nicht ausweichen können, so suchen wir so schnell als möglich an ihnen vorüberzukommen; der Eindruck,

den solche Begegnungen auf uns machen, ist eben kein besonders freundlicher und angenehmer, und wir bemühen uns deßhalb auch, selbigen so schnell wie möglich wieder zu verwischen und in Vergessenheit zu bringen.

Da hat denn unsere Mutter, die Kirche, dafür gesorgt, daß, weil wir im Leben nicht gerne solche Dinge uns ansehen, vielmehr denselben auf alle Weise ausweichen, wir doch im Evangelium, im Geiste also, einigemale mit der Leiche gehen müssen — und das geschieht unter Anderm auch heute. Wir gehen im Geiste als Begleiter des Heilandes dem Städtchen Naim zu. Wie wir hineingehen wollen, kommt — wie denn gerade das Unglück kommen kann – ein Leichenzug uns entgegen. Das ist denn doch ein sehr fatales Zusammentreffen gleich beim Stadtthore! Ach, können wir denn nicht ausweichen, um den unangenehmen Anblick zu vermeiden? Ach nein, wir müssen Halt machen, wir wollen oder wollen nicht, wir sind ja am Stadtthore; da geht's enge her und das Gedränge ist groß, wir können nicht vor, nicht zurück, wir müssen also schon in Gottes Namen stehen bleiben, uns in eine Ecke drängen und den traurigen Zug vorüberpassiren lassen. Sieh, da kommt der Zug schon heran! Im Sarge liegt ein junger Mensch, unmittelbar hinter ihm wankt seine Mutter einher und weint. Dann kommt eine Menge Stadtleute, welche den Zug begleiten und dem Todten die letzte Ehre erweisen; endlich tritt Jesus an die Bahre, tröstet die Mutter und erweckt den Jüngling wieder zum Leben. Es ist kein Wunder, wenn uns bei Betrachtung dieses Zuges und seiner verschiedenen Bestandtheile allerhand Gedanken aufsteigen, und wir wollen nun einmal, da wir nicht mehr weg können, diesen Gedanken volle Audienz schenken. Sie sind verschieden, je nachdem unser Blick bei irgend einem Theile dieser Gruppe verweilt. Blicken wir demnach zuerst

auf die Leiche, dann
auf die weinende Mutter, sodann
auf den begleitenden Zug, und endlich
auf den helfenden Erlöser,

und knüpfen wir daran unsere Betrachtungen! Ich beginne ꝛc.

Der Mensch ist das vornehmste Geschöpf Gottes auf Erden. Seine Herrlichkeit entzückte den königlichen Sänger David dermaßen, daß er ausrief: „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, oder des Menschensohn, daß du ihn heimsuchest? Du hast ihn nur wenig unter die Engel erniedrigt, mit Herrlichkeit und Ehre ihn gekrönt und ihn gesetzt über die Werke deiner Hände. Alles hast du seinen Füßen unterworfen, Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die Thiere des Feldes, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres, welche die Pfade des Meeres durchwandeln." Also der Mensch ist der König der Schöpfung, für ihn ist die ganze Welt da. Was ist die Sonne mit dem gesammten Sternenheere, was sind all' diese ungeheuren Leuchtkugeln, die im unermeßlichen Raume des Äthers schwimmen, von denen die meisten tausendmal und viele millionenmal größer sind, als der Ball, auf dem das Menschengeschlecht wohnt, und gegen die der Mensch selber nur wie ein Stäubchen erscheint? Sie sind bei all' ihrer Größe, Pracht und Herrlichkeit doch nichts anders, als Lichter, welche die Hand des Allmächtigen angezündet hat, um ein winziges Wesen, das im Verhältniß zu jenen Riesenkörpern, zu jenen Welten wie ein Stäubchen erscheint, zu erleuchten, zu erwärmen, zu erfreuen, und dieses winzige Wesen ist der Mensch. Ja, der Mensch ist es, der mit seinem Geiste, mit seiner Kraft und Herrschergabe sich Alles unterthänig macht, er ist es, der den Ocean zu seinem Lastträger und den Dampf zum schnaubenden Rosse macht, das ihn mit Sturmeseile wie im Fluge dahinführt; er ist der Prometheus, der in neuester Zeit den Blitz vom Himmel holte und sich ihn

unterthänig machte, daß er seine Gedanken mit Blitzesschnelle von einem Ende der Welt zum andern trage; sein Auge belauscht die Himmelskörper auf ihren Bahnen und die Natur in ihrer geheimen Werkstätte, seine schöpferische Kraft, die er als Ebenbild Gottes besitzt, zaubert Riesenbauten aus der Erde hervor, die den Stürmen von Jahrtausenden trotzen, die der fressende Zahn der Zeit umsonst benagt; ohne Zweifel wird nun dieses herrliche Wesen, das man Mensch nennt, das so Großes, so Dauerhaftes zu schaffen, so Außerordentliches in's Leben zu rufen versteht, alle diese seine Schöpfungen weit überdauern, und da dieses Wesen nur ein wenig unter den Engeln steht, ja in gewisser Beziehung sogar über den Engeln, indem diese zu seinem Dienste ausgesandt werden: so wird der Mensch ohne Zweifel unsterblich in Mitte der Natur, die ihm dienstbar ist, in Mitte der unzähligen Welten, die ihn umgeben, dastehen, so ist es ja des Königs der Schöpfung einzig und allein würdig. —

Geliebte! blicket hin auf das Stadtthor von Naim. Das todte Wesen, das man dort herausträgt, ist ein Mensch, das vornehmste, herrlichste Geschöpf Gottes, ein Wesen, das selbst eine ganze Welt im Kleinen ist. Und dieses herrlichste Wesen, dieses Meisterstück der Schöpfung, es zerfällt in Staub und Asche und nach ein paar Jahren ist keine Spur mehr von ihm zu finden. Ja, noch mehr, der Todte, der heute hinausgetragen wird, ist ein junger Mensch, er steht in der Blüthe des Lebens, eine junge Eiche scheint er allen Stürmen unbesiegbaren Trotz bieten zu können. Aber sieh da, der Sturm hat die trotzige Eiche abgesprengt: sie brach, so sehr sie sich sträubte. Freilich könnte es anders um den Menschen, dieses herrlichste aller Wesen, welche die Erde bewohnen, stehen; denn die ursprüngliche Bestimmung des Menschen war Unsterblichkeit auch dem Leibe nach. Hätte der Mensch die Freiheitsprobe bestanden, er wäre nie gestorben; der Tod ist erst durch den Abfall des Menschen von Gott, durch die Sünde in die Welt gekommen; denn „der Tod ist der Sünde

Sold." Erst seit jenem verhängnißvollen Zeitpunkte ist der Mensch ein so armseliges Wesen, daß er gleich der Mücke, die sich in diesem Augenblicke sonnt, und im nächsten zertreten wird, jede Sekunde eine Beute des Todes werden kann. Nur eine unbedeutende Störung und das künstliche Uhrwerk, dem der Organismus des menschlichen Leibes gleicht, bleibt stehen und keine menschliche Hand vermag sie wieder in Gang zu bringen.

Also sterben ist das endliche Loos des Menschen, eines jeden Menschen! Das sagt dir, mein Christ, die Leiche, die heute zum Stadtthore von Naim hinausgetragen wird. Noch mehr: sie sagt dir noch insbesondere, daß der Säugling von dem Würgengel so wenig verschont bleibt, als der Greis, und der Jüngling so wenig, als der Mann. Allstündlich wandelst du auf Erden als Einer, den der Tod sich besiegelt hat, das Zeichen, das er dir aufprägt, kannst du nicht abwaschen. Du stehst auf der Proskriptionsliste des Grausamen; er geht hinter dir her, er verliert dich nicht aus dem Auge, und ist der Tag, den er an deine Stirne geschrieben hat, erschienen, so nimmt er dich hinweg — nach der vollen Tafel, aus dem Kreise deiner Geliebten, aus dem Jubel des Lebens oder — wo du eben bist, gleich dem Schlächter, der aus der Mitte der Heerde das Lamm hinwegnimmt, das er sich ersehen.

Darum, mein lieber Christ! wenn du einem Zuge begegnest, ähnlich dem, der uns heute unterm Stadtthore zu Naim überrascht, so schau nicht auf die Seite und spring nicht ab in eine Seitengasse, sondern fasse den Zug, namentlich den schwarzen Wagen, den die Pferde so unheimlich daherziehen, fest in's Auge. Schlag' dir die Gedanken, die dir dabei aufsteigen, nicht aus dem Sinn, wenn es dich auch fröstelt und ein wenig kalt über den Nacken hinunter rieselt, als ob man dir eiskaltes Wasser hinunterschüttete. Das macht nichts; der Soldat, der schon ohnmächtig wird, wenn er Pulver riecht, oder zu zittern anfängt, wenn die Kanonen beim Exercieren donnern, wird ein schlechter Held im Felde

sein. Darum heißt es bei ihm sich bei Zeiten an Pulverdampf und Kanonendonner gewöhnen; dann wird der Muth auch nicht fehlen, wenn's Ernst wird, wenn der Tod aus tausend Feuerschlünden ihm entgegengrinset und der Kamerad tödtlich getroffen neben ihm zusammenstürzt.

So müssen es auch wir machen, Geliebte; denn wir Alle sind Soldaten. Wir müssen daher unsere Augen an die unangenehmen Leichenzüge, unsere Ohren an das Gewimmer der Todtenglöcklein gewöhnen und auch nicht zusammenschaudern, manchmal das große Schlachtfeld des Todes, den Friedhof nämlich, zu besuchen. So, Geliebte, wird man allmählich mit dem Gedanken an's Sterben vertraut, der Tod erscheint nimmer so unheimlich und schrecklich und das hat sein Gutes; denn wenn einmal, während wir auf unserm Posten stehen, so etwas daherschleicht, wie ein Knochengerippe mit dem Stundenglase und der verhängnißvollen Sense in der Hand, und auf unsere Frage: Wer da? kommt die Antwort: Gut Freund! dann wohl uns, Geliebte, wir können dann sagen mit den Worten des Propheten Isaias (Is. 12, 2.): „Siehe, Gott ist mein Heiland, ich bin getrost und fürchte mich nicht; denn meine Stärke und mein Lob ist der Herr;" wir können dann freudig ausrufen mit dem Apostel: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn" (Philipp. 1, 21.). Ja, Geliebte, jetzt schon müssen wir uns mit dem Tode vertraut machen und nicht erst auf dem Sterbebett; dann wird sein Anblick uns nicht mehr so schrecklich sein, wir müssen vielmehr in ihm einen guten Freund erblicken, der uns aus diesem Jammerthale in ein besseres Leben hinüberführt.

Hinter der Leiche, sagt das Evangelium ferner, ging die tieftrauernde Mutter einher, und weinte. O diese Thränen, wie natürlich waren sie! Es war ja der einzige Sohn, den der Tod der Mutter entrissen hatte; sie war überdieß Wittwe, also war der einzige Sohn noch obendrein die einzige Stütze. Welch' ein Schmerz mag das Herz dieser Mutter

zerrissen haben, als sie hinter dem Sarge einherwankte! Es waren also die Thränen dieser Mutter Thränen des gerechten Schmerzes und darum wird Niemand dieselben tadeln. Aber diese Thränen beim Tode unserer Lieben dürfen nicht Thränen heidnischer Trostlosigkeit werden. Sie müssen vielmehr von der Bescheidenheit gemäßigt, von der Ergebung in den göttlichen Willen geheiligt und von dem Glauben abgetrocknet werden; auch sollen sie aufrichtig sein. Wenn ich sage, daß die Thränen von der Bescheidenheit gemäßigt sein sollen, so wird damit nicht verlangt, daß man über den Tod der Seinen gar keine Thränen vergieße. Es wäre dieß ein Angriff auf die Rechte der Natur. Thränen sind etwas Natürliches, sie erleichtern den Schmerz, ja sie sind eine Gabe Gottes. Auch Jesus weinte am Grabe des Lazarus. „Es hatte ihm gefallen," sagt der heilige Paulinus, „auch dieses Gefühl von unserer Mühseligkeit anzunehmen, daß er dem Todten Thränen zugoß, und Jenen, den er durch göttliche Kraft zum Leben zu erwecken gesonnen war, beweinte." Und der heilige Cyrillus sagt: „Der Herr lehrt uns mit seinen Thränen, auf welche Art wir unsere Freunde, welche das Leben verlassen haben, nach dem Gesetze der Vernunft mit mäßigen Thränen beweinen sollen." Im Buche Ekklesiastikus heißt es: „Mein Sohn! beweine einen Todten, trage Leid, je nachdem er es verdient. Weine ein wenig über einen Gestorbenen, trage Leid einen oder zwei Tage, hernach sollst du dich über deine Traurigkeit tröften lassen." „Gott, der unsere Schwachheit kennt und unsere Maaßlosigkeit mäßigen will," sagt der heilige Paulinus, „erlaubt uns Thränen zu vergießen, um damit gleichsam den Schmerz zu kühlen." Das Übermaaß aber und jenes Jammern, wobei man keinen Trost annimmt, nennt der heilige Hieronymus Untugenden, die nicht nur dem christlichen Anstande, sondern auch der Vernunft zuwider sind. „Thränen," sagt er, „welche kein Maaß haben, sind zu verabscheuen." Mit Recht bemerkt hierüber auch der heilige Bernhard: „Wir sehen täglich die

Todten bedauern; wir sehen dabei viele Thränen, aber keinen Nutzen." Also die Thränen über den Tod von Angehörigen müssen ihr Maaß haben. Sie sollen aber ferner auch von der Ergebung in den göttlichen Willen geheiligt sein. Es mag der Tod eines unserer Angehörigen ein noch so empfindlicher Streich, ein unersetzlicher Verlurst sein, Gott ist und bleibt dennoch der Herr unseres Lebens. Diese seine Oberherrlichkeit ist demüthig anzuerkennen nach dem Beispiele des gottergebenen Hiob, dessen Nachahmung nicht genug empfohlen werden kann. Gott der Herr handelt bei dem Tode eines jeden Menschen nach seinem unerforschlichen Rathschluß in anbetungswürdiger Weisheit. Er hat dabei unser oder des Gestorbenen Heil im Auge oder Beides zugleich, oder aber es hat seine Gerechtigkeit den Tod veranlaßt. Sei dem, wie ihm wolle, wir müssen in jedem Falle uns dem Willen Gottes unterwerfen, die Ruthe, die uns züchtigt, ehrerbietig küssen und die Thränen unsers Schmerzes durch Ergebung, Reue und Buße heiligen. — Unsere Thränen sollen ferner durch den Glauben abgetrocknet werden. Der Glaube sagt uns, daß es ein ewiges Leben gibt, daß die Verstorbenen, wenn sie Kinder der Seligkeit geworden sind, es unendlich besser haben, als hier, daß wir uns endlich wiedersehen werden. Wer entrüstet sich, wenn sein Freund Abends zur Ruhe geht, weil er während dieser Zeit seines angenehmen Umganges beraubt ist? Wer trauert, wenn sein Freund in ein fernes Land zieht, in das er ihm bald nachfolgen wird? „Es muß zwischen den Dienern Gottes und den Abgötterern ein Unterschied des Leidens sein," sagt deßhalb der heilige Ambrosius; „diese mögen die Ihrigen, die sie für verloren halten, beweinen, uns aber soll das Sterben alle Thränen abtrocknen." Und der heilige Hieronymus sagt: „Wider das härteste und schmerzlichste Verhängniß, wider das des Todes, richtet uns die trostreiche Hoffnung auf, daß wir Jene, deren Abwesenheit uns kränkt, bald wieder sehen werden." Darum schreibt auch der heilige Paulus an die Thessalonicenser (I. Thessal. 4, 12.):

„Wir wollen euch, Brüder, nicht in Unwissenheit lassen über die Entschlafenen, auf daß ihr euch nicht betrübet, wie die Übrigen, die keine Hoffnung haben." Also der Glaube muß unsere Thränen beim Tode der Angehörigen trocknen. Endlich aber müssen die Thränen, die man beim Tode eines Angehörigen weint, aufrichtig sein. Aber versteht sich denn das nicht von selbst? Braucht das noch erst bemerkt oder in Erinnerung gebracht zu werden? Wer wird bei einem Leichenzuge, an einem Sarge andere Thränen weinen, als aufrichtige? O Geliebte! die Heuchelei, die Falschheit schleicht sich selbst zum Todtenbette, zum Sarge, an das Grab hin, und wahrlich, die Krokodilsthränen, die bei Leichenzügen vergossen werden, sind nicht die wenigsten. So wenig es ein Zeichen von Theilnahmslosigkeit ist, wenn Jemand nicht weint, indem der wüthendste Schmerz die Brust durchwühlen und das Auge dabei doch ganz trocken sein kann: so wenig sind Thränenbäche ein unverwerfliches Merkmal von Trauer, Schmerz und Theilnahme. Ich will gar nichts sagen von der sogenannten offiziellen Trauer und obligaten, erzwungenen Thränen, dem Wehegeschrei und Geheul eigens bezahlter Klageweiber; ich will nur fragen, ob nicht der Fall schon vorgekommen ist, daß der Herr Gemahl weinend und schluchzend dem Sarge seiner Frau folgt; dabei lachte ihm aber das Herz im Leibe, sie losgeworden zu sein; ob nicht schon manche Frau mit rothgeweinten Augen die Leiche des Gatten zum Grabe begleitete, dabei aber sich mit Hochzeitgedanken beschäftigte? Wie so Manche begleiten nicht trauernd und weinend die Leiche ihres Verwandten, im Herzen aber lachen sie und theilen bereits das Erbe, das sie erwartet, sinnen auf den Gewinn, den sie aus diesem Todesfall ziehen und Wittwen und Waisen unterdrücken können, das heißen sie dann dem Todten die letzte Ehre erweisen! Wer nicht an Teufel glaubt, hier kann er sie schauen.

Das führt auch denn überhaupt zu der Leichenbegleitung selber und wir sind somit am dritten Punkte unserer

Betrachtung angelangt. Eine große Menge Leute aus der Stadt begleitete den Zug, heißt es im heutigen Evangelium. Wie im heutigen Evangelium, so pflegen auch noch jetzt Verwandte, Freunde und Bekannte die Leiche eines Verstorbenen zum Grabe zu begleiten. Diese Sitte ist schön. Mit dem wir zusammengelebt haben, dem wollen wir auch noch einen öffentlichen Beweis unsers freundlichen Andenkens, unsers Schmerzes ob seinem Hingange, unserer Dankbarkeit gegen ihn, unserer Liebe, Versöhnung u. s. w. geben. Der Zweck der Leichenbegleitung besteht also offenbar darin, daß man der Werke und Leiden des Hingeschiedenen mit Liebe und Theilnahme gedenkt, daß man Gott für die dem Hingegangenen erwiesene Barmherzigkeit dankt, daß man mit Herzlichkeit für seine abgeschiedene arme Seele betet; das heißt man dann mit Recht: dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen. Aber heißt das vielleicht auch einem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen, wenn man während des ganzen Zuges die größte Kälte und Theilnahmslosigkeit zur Schau trägt, wenn man nicht nur kein Vaterunser betet, sondern sich mit seinem Nachbar in einer Weise unterhält, als zöge man zum Oktoberfest hinaus, oder als ginge es zu einem Ball? Wir sind Christen und rühmen uns, im Christenthum die Wahrheit zu besitzen; aber Viele scheinen zu glauben, sie haben als Christen das Privilegium, Juden und Heiden an Rohheit und Gemeinheit übertreffen zu müssen. Heiden und Juden bestatten auch ihre Todten und erweisen ihnen die letzte Ehre; ob sie aber als Leichenbegleiter sich auch so unanständig betragen, wie so manche Christen, katholische Christen, ob sie durch Schwätzen und Lachen den Todten eine Ehre, die letzte Ehre zu erweisen glauben, und ob sie von dem Anblicke eines christlichen Leichenzuges erbaut würden und besonders vortheilhafte Begriffe von unserer Religion dabei bekämen, das dürfte sehr zu bezweifeln sein. Die jüdischen Stadtleute, die nach dem heutigen Evangelium den Leichenzug begleiteten, dürften sicherlich eine erbaulichere Haltung an den Tag gelegt haben,

als manche Christen von heute; freilich war die Bildung, die Aufklärung damals noch nicht so sehr vorgeschritten, und der Geist der Zeit und der vornehme Ton spielten noch nicht eine so bedeutende Rolle, wie heute. Heutzutage gehört es ja zum guten Tone, sich bei öffentlichen gottesdienstlichen Feierlichkeiten recht hervorstechend unartig zu betragen, damit alle Welt es sehen möge, daß man die Kirche weniger respektire, als ein Schauspielhaus, und die Theilnahme an einer Procession mit einem Spaziergange über den Jahrmarkt auf gleiche Stufe stelle. Das heißt nicht mehr einem Verblichenen die letzte Ehre erweisen, das heißt ihm, sich selber und seiner Religion Schande anthun. Geliebte! Laßt doch ihr euch nie dergleichen zu Schulden kommen! Bedenket, daß wir katholische Christen sind, und daß es wenig ehrenvoll ist, wenn wir durch unser Betragen unsere Religion, die wir doch als die wahre rühmen, bei Andern lächerlich und verächtlich machen, abgesehen von dem Ärgernisse, das durch solches unchristliche Betragen gegeben wird. Bedenket, daß es um einen Leichenzug etwas sehr Ernstes, schauerlich Feierliches ist, und daß in Folge dessen unsere Haltung dabei zum mindesten eine ernste und würdige sein muß, wenn sie anders nicht in schreiendem Mißverhältniß zur Feier selber stehen soll.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr dem letzten Punkte zu. Wie der Zug zum Stadtthore hinausgeht, geht Jesus gerade hinein. Er sieht die weinende Mutter, der Anblick rührt sein edles, mitleidsvolles Herz, er tröstet sie, erweckt ihren Sohn wieder zum Leben und führt ihn sodann in ihre Arme zurück. So stehen also Leben und Tod nebeneinander. Das Leben befiehlt dem Tode und der Tod weicht. Also ist es möglich, daß die Todten auferstehen? Es ist nicht bloß möglich, es ist greifbare Wirklichkeit. Das siehst du aus der Begebenheit im heutigen Evangelium. Und wie dieser Todte heute zum Leben erstand, so werden einst Alle, die in den Gräbern liegen, auferstehen, und derjenige, der den Sohn der Wittwe zu Naim erweckte, er wird einst diese Alle er-

wecken. Daß er es kann, hat er bewiesen, daß er es thun wird, hat er selber gesagt mit den Worten: „Es kommt die Stunde, wo Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden, die Gutes gethan haben, hervorgehen zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes." Das glauben nun Viele wieder nicht. Daß die Menschen sterben, daß Alle sterben müssen, das glauben sie, weil sie es nicht läugnen können, daß sie aber wieder auferstehen werden, das läugnen sie. Und warum? Das ist nicht möglich, sagen sie. Zu diesem Ende läugnen sie vor Allem die Todtenerweckungen durch den Heiland. Die sind nur scheintodt gewesen, sagen sie. Ob dann die ganze Erzählung noch zusammenpaßt und einen Sinn hat, welches Licht durch solche Erklärungen auf den Charakter Christi fällt, das kümmert sie nicht im mindesten; sie glauben einmal nicht daran, also, so lautet der kühne Schluß, ist die Auferweckung eines Todten unmöglich. Aber warum glauben sie denn nicht an eine Auferstehung der Todten? Etwa bloß deßwegen, weil sie dieselbe für unmöglich halten? Nein, der Grund ist ein tieferer. Sie fürchten nämlich die Auferstehung; sie erwarten sich nichts Gutes davon. Sie wollen dem ewigen Richter beim allgemeinen Gerichte nicht begegnen, sie wollen nicht, daß auch der Leib noch verurtheilt werde, und gleiche Strafe mit der verworfenen Seele theile — darum wollen sie Nichts wissen von einem allgemeinen Gerichte, nichts wissen von der Auferstehung und deßwegen läugnen sie Beides. Aber mit dem Läugnen ist's eben nicht gethan. Die Stunde, wo dieß Alles geschehen wird, kommt dennoch, und auch sie, die Läugner, müssen aus dem Grabe hervor, sie müssen auferstehen, ob sie wollen oder nicht und ob sie es für möglich halten oder nicht. Der Nämliche, der heute den Todten erweckt hat, der wird auch sie erwecken und sie nicht erst fragen, ob sie es ihm gefälligst erlauben wollen.

Das, Geliebte, sind nun einige wenige von den vielen Gedanken, die sich uns aufdrängen, während wir unter dem Stadtthore zu Naim den Leichenzug an uns vorübergehen ließen. Schlagen wir sie nicht schnell wieder aus dem Kopf, es sind sehr beherzigenswerthe Gedanken; erinnern wir uns daran, so oft wir einen Leichenzug sehen, so oft wir an einem solchen uns selber betheiligen. Heute mir, morgen dir, so spricht der Todte vom Todtenwagen heraus deutlich und schrecklich, wenn gleich seine Zunge erstorben ist. Sterben ist aller Menschen Loos, auch der gesündeste, kräftigste Jüngling kann jeden Augenblick eine Beute des Todes werden. Darum befreunden wir uns jetzt schon in gesunden Tagen etwas mehr mit dem Tode, dann wird sein Erscheinen uns nicht mehr so erschrecklich sein. Der Blick auf die weinende Mutter lehrt uns sodann, wie wir wahre, christliche Theilnahme bei Todesfällen an den Tag legen und alle Heuchelei, alle erzwungenen Thränen verabscheuen sollen. Besonders aber sei unser Betragen bei Leichenfeierlichkeiten ein anständiges, der ernsten, heiligen Handlung würdiges! Lassen wir uns da nicht von Juden und Heiden beschämen! Endlich aber dient uns das Wunder der Todtenerweckung durch die allmächtige Hand des Heilandes zum Beweise und Zeichen, daß einst die Todten auferstehen werden, der Unglaube mag sich noch so sehr dagegen sträuben. Uns, die daran glauben, muß daran gelegen sein, so zu leben, daß wir einst ein glückseliges Ende nehmen und so einst auch eine fröhliche Auferstehung haben. Die Gutes gethan haben, sagt der Heiland, werden hervorgehen zur Auferstehung des Lebens! Also wissen wir, was wir zu thun haben. Die Zeit ist kurz, die Ewigkeit aber ist lang — darum sei unser Entschluß schnell gefaßt. Thun wir Gutes, wirken wir, so lang es Tag ist, um eine gute Sterbestunde und eine fröhliche Auferstehung zu bekommen. Das sei der Nutzen, den wir aus der Betrachtung des Leichenzuges im heutigen Evangelium schöpfen. Amen.

Predigt
auf den sechzehnten Sonntag nach Pfingsten.

„Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden." Luk. 14, 11.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Unsere Zeit, wo die Begriffsverwirrung ihren höchsten Grad erreicht hat, wo die Dinge auf den Kopf gestellt und behauptet wurde, dieß sei ihre rechte Lage und Stellung, hat in diesem Bereiche wahrhaftig Außerordentliches geleistet. Die Begriffsfälschung und die Begriffsverwirrung ist wohl nie in einem Jahrhunderte so weit gediehen, wie in unserm, wohl noch nie in einem Zeitalter hat jegliches Vergehen und Verbrechen so begeisterte Anwälte gefunden, wie in unserm hochgepriesenen, und wohl noch nie war man so sehr bemüht, dem Laster das Gepräge der Tugend aufzudrücken, oder ihm doch wenigstens in zartester Toleranz das Mäntelchen der Beschönigung und Entschuldigung anzuhängen, als gerade in unsern Tagen. Unsere Zeit ist erfinderisch im Kleinen wie im Großen und so hat sie denn allerliebste Schlagwörter

erfunden, die dermaßen verführerisch und süß klangen, daß sie gleich den Sirenenstimmen der Vorzeit die Herzen gar Vieler bezauberten und sie in den Abgrund zeitlichen und ewigen Verderbens verlockten. Die Tugend bekam den Namen „fromme Dummheit und Bigotterie", die Religion suchte man durch den brandmarkenden Namen „Aberglaube" außer Curs zu bringen, Anhänglichkeit an König und Gesetz hieß Hundestreue und Reaktion, gute Zucht und Sitte galten als heuchlerisches Verschämtthun und hagestolze Prüderie, und wer auf die Kirche, ihre Einrichtungen und Diener nicht weidlich mit dem großen Chor der „Gesinnungstüchtigen" zusammen schimpfte, der konnte sicher sein, daß er als Ultramontaner, Jesuit und Pfaffenknecht am nächsten Tage an allen Strassenecken zur Schau gestellt war. Wie man nun hiedurch einerseits durch das fressende Scheidewasser des Hohnes und Spottes alle Achtung vor der Religion, der Sittlichkeit und dem Gesetze aus den Herzen zu ätzen oder mit den Keulenschlägen der unverschämtesten Lügen niederzuschmettern suchte: so versäumte man es auf der andern Seite nicht, Sünde und Laster huldreich in Schutz zu nehmen, sie mit den besten Pässen und dem anmuthigsten Signalement in alle Welt hinauszusenden und ihnen für besondern Nothfall noch besondere Empfehlungsschreiben mitzugeben. So wurde das Scheusal der Revolution in eine glorreiche Bewegung umgetauft und so in allen Hauptstädten Europas nachdrücklich empfohlen, Rebellen und Aufrührer, Barrikadenhelden und Mordbrenner hieß man Volk, Treubruch, Meineid und politischer Meuchelmord wurden zu politischen Tugenden eines freien Volkes umgestempelt, und das Wegwerfen des letzten Restes von Glauben und Sittlichkeit galt als vollendete Freiheit und verklärtes Anstreben zur reinen Menschlichkeit.

Natürlich konnte es da nicht fehlen, daß auch jenes Laster, von dem die göttliche Schrift sagt, daß in ihm „alles Verderben seinen Anfang genommen" (Tob. 4, 14.), an den Wortführern unserer Tage seine beredten Fürsprecher und

warmen Vertheidiger fand, ich meine eine Hauptsünde unserer Zeit, nämlich den — Hochmuth. Doch wer hört jetzt mehr diesen Namen nennen? Wohl hört man oft vom edlen Stolz des freien Mannes, von der Höhe des politischen und religiösen Selbstbewußtseins, von der Hochsonne der Aufklärung reden; allein wer wittert denn hinter diesem Phrasengeklingel etwas Gefährliches und Schlimmes? Aber das ist gerade das Schlimmste, daß der Teufel sich in einen Engel des Lichts verwandeln kann, daß die Wölfe in Schafskleidern ihren blutgierigen Rachen verbergen können. Allein das soll uns nicht abhalten, dem Ungeheuer zu Leibe zu gehen und das Grundübel unserer Zeit, den Hochmuth in seiner ganzen Gräßlichkeit zu entlarven. Ja, der Hochmuth ist es, Geliebte, von dem geschrieben steht: „Der Stolz geht vor dem Verderben her, und Hochmuth vor dem Falle" (Sprichw. 16, 18.), der Hochmuth ist es daher auch, vor welchem uns der Herr im heutigen Evangelium so nachdrücklich warnt mit den Worten: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden." Ja, der Hochmuth ist es, der noch zu aller Zeit die größten Verwüstungen angerichtet hat, und zwar

auf dem weltlichen Gebiete, I. Theil;
auf dem geistigen Gebiete, II. Theil.

Ich beginne im heiligsten Namen Jesu.

I. Theil.

So rolle dich denn auf, du großes Buch der Welt- und Menschengeschichte! zeige uns deine Flammenschrift, zeige uns deine blutbefleckten Lettern, mit denen der Hochmuth deine Blätter so reichlich versehen hat, auf daß wir diesen Geist des Abgrundes erkennen und fliehen! — Im Buche des Sohnes Sirachs finde ich folgende merkwürdige Stelle: „Der Anfang der Hoffart des Menschen ist Abfall von Gott, wenn sein Herz von seinem Schöpfer weicht. Und die Hoffart ist der

Anfang aller Sünde; wer darin verharrt, wird mit Fluch überhäuft und zuletzt gestürzt. Darum entehrte der Herr die Versammlungen der Bösen und richtete sie gänzlich zu Grunde; darum stürzte er die Throne stolzer Fürsten und setzte milde Herrscher an ihre Stelle; darum rottete er bis auf die Wurzel stolze Völker aus und pflanzte statt ihrer demüthige selbst aus den Heiden." Diese Stelle, Geliebte, gibt uns den Schlüssel zum Verständnisse der großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, die seit 6000 Jahren an den Augen der Menschheit vorübergegangen sind, die aber einem oberflächlichen Blicke ein ewiges Räthsel bleiben werden. Überhaupt ist die Geschichte jenes Buch mit sieben Siegeln, die nur das Lamm zu lösen vermag, d. h. das nur vom Standpunkte des Christenthums aus gehörig gewürdigt und verstanden werden kann. Nur derjenige, der mit der Fackel des Christenthums in der Hand die Hallen der Geschichte durchwandert, nur der wird sich in ihr zurechtfinden, für jeden Andern sind diese Hallen ein Labyrinth, in dem er herumirren, aus dem er aber keinen Ausweg finden wird. — Also der Stolz ist Ursache, daß so viele Fürsten schon von ihren Thronen gestürzt, so viele Völker schon ausgerottet und so viele Versammlungen schon zu Schanden wurden. Wer war mächtiger, als jener babylonische König Nebukadnezar oder Nabuchodonosor, wie er in der heiligen Geschichte genannt wird? Und von diesem Könige berichtet Daniel, daß er wie eine Bestie im Walde herumlief und Gras fressen mußte wie ein Ochs. So lesen wir auch vom Chaldäerfürsten Baltassar, daß er, ein gleich mächtiger König, in einer Nacht Thron und Leben verlor. Was hat denn diese beiden gewaltigen Herrscher gestürzt? Was hat denn so viele andere Fürsten schon um Thron und Leben gebracht? Wir sagen gewöhnlich, das sei das Werk der Kabale, der Intrigue, der Verschwörung, oder eines besondern Zufalls, für den sich nicht allemal ein besonderer Grund angeben läßt, der in gar keinem Zusammenhange mit der Hauptbegebenheit steht. Allein, Geliebte, lassen wir uns nicht täuschen! Der oberflächliche

Blick sieht in derlei Begebenheiten freilich nur das auf der Oberfläche Liegende; der tiefere Blick erspäht den Grund, die Quelle dieser Begebenheiten. Es ist in der Regel der Stolz, der Hochmuth, der die Fürsten von ihrem Throne stürzt; denn, sagt die Schrift (Sprichw. 15, 25.): „Das Haus der Hoffärtigen bricht der Herr ab.“ Der Stolz war es, der einen Nabuchodonosor in eine Bestie umwandelte, der Stolz war es, der Baltassar um Thron und Leben brachte. „Du wirst Gras fressen wie ein Ochse und mit dem Thaue des Himmels begossen werden, bis du zur Erkenntniß kommst, daß Einer herrscht über die Reiche der Menschen und diese gibt, wem er will,“ so sprach Daniel zu Nabuchodonosor; und zu Baltassar sprach er: „Auch du, Baltassar, hast dein Herz nicht gedemüthigt, obwohl du das Schicksal deines Vaters Nabuchodonosor kanntest, sondern du hast dich erhoben gegen den Beherrscher des Himmels und hast seine heiligen Gefäße dir bringen lassen und mit den Großen deines Reiches, mit deinen Weibern und Kebsweibern daraus getrunken, du hast ferner goldene und silberne, eherne und eiserne, hölzerne und steinerne Götter, die nicht sehen, nicht hören und nicht fühlen, gepriesen, den Gott aber, der den Athem deines Mundes in seiner Hand hat, nicht geehrt, darum siehst du jetzt die Finger an der Wand und das bedeutungsvolle: Mane, Thekel, Phares.“ Und wie Nabuchodonosor und Baltassar, so sind viele Herrscher und Dynastien durch Stolz gestürzt worden. Und wenn heute Daniel lebte und sähe die Bestrebungen unserer Zeit und er müßte es wieder deuten, warum denn das schreckliche Mane, Thekel und Phares an der Wand stehe, und dießmal nicht bloß vor Einem Fürsten, sondern vor den Augen der gesammten Monarchen Europas, so würde er wahrscheinlich den Hochmuth als die Haupt-Quelle der Strafe bezeichnen, mit welcher der Herr die Fürsten unserer Zeit heimgesucht hat. „Der Herr wird in's Gericht gehen mit den Ältesten seines Volkes und mit seinen Fürsten; denn ihr habt den Weinberg abgeweidet, und der Raub der Armen ist in euren Häusern.

Warum zertretet ihr mein Volk und zerschlaget das Angesicht der Armen, spricht der Herr, der Gott der Heerschaaren." So lautet eine Stelle beim Propheten Isaias, die leider auch für unsere Zeit noch ihre Anwendung findet, und den Hochmuth als die Ursache bezeichnet, warum Gott in unsern Tagen Fürsten und Obrigkeiten so sehr heimgesucht hat.

Aber nicht die Regenten allein sind es, die durch Hochmuth gestürzt sind — ganze Völker hat dieser Hochmuth bis auf die Wurzel ausgerottet. Wo sind sie denn hingekommen, jene Völker des Orients, jene Assyrier, Meder und Macedonier, die einst so große Berühmtheit hatten? Wo ist denn jenes weltbeherrschende Römervolk, das allen Völkern Gesetze vorschrieb, das alle zum Freunde zu haben wünschten, wo sind denn die durch Kunst und Wissenschaft einst so berühmten Griechen, wo sind sie, die klassischen Völker des Alterthums, die alle Welt als Barbaren behandelten und nur sich selber für den Inbegriff aller Weisheit und Bildung hielten? Sie sind verschlungen worden vom Strudel der Zeit, der Hochmuth aber und die in seinem Gefolge sich befindenden Laster haben sie in diesen Strudel hineingetrieben. So erging es den Arabern, so den Türken, vor denen öfter als einmal das christliche Europa erzitterte; jene sind bereits von der Bühne verschwunden, diese gehen ihrer Auflösung entgegen; „denn der Stolz geht vor dem Verderben her." —

Ach, wie viele tausend und tausend Menschenleben sind diesem Götzen des Hochmuths schon hingeopfert worden, welche Ströme Blutes sind geflossen, die alle den Hochmuth zur Quelle haben! Wie viele Kriege sind nicht einzig und allein geführt worden aus Stolz, aus Eroberungssucht, Großmannssucht oder aus Nationalstolz? Wie viele tausend und tausend Leichen liegen nicht auf den Eisfeldern von Rußland und zerstreut in ganz Europa umher, als die armseligen Opfer des Hochmuthes eines Einzigen? Und um auf die Geschichte der letzten zwei Jahre zurückzugehen: wer ist denn der Vater aller Aufstände, Revolutionen, Verschwörungen während dieses Zeit-

raums gewesen? Die Majestät, die Allgewalt, die Souveränität und Oberherrlichkeit, mit der man dem Volke den Kopf voll und heiß gemacht hatte, der Wahn, daß das ganze bisherige Regiment gar nichts tauge, und der Dünkel, daß man das Regieren zehnmal besser verstehe, als die bisherigen Obrigkeiten, mit Einem Worte: der Hochmuth ist die letzte Ursache aller der Straßenkämpfe und blutigen Scenen gewesen, die in Städten und Ländern seit zwei Jahren zu schauen waren. So sind die Völker in den nämlichen Fehler verfallen, den sie an den Fürsten so sehr verabscheuten und strafen wollten, in den Hochmuth nämlich, und es hat sich demnach Keines mehr etwas vorzuwerfen, sondern Beide haben sich reumüthig an die Brust zu schlagen und sich zur Versöhnung gegenseitig die Hand zu reichen. Beide Theile müssen es erkennen, daß der Hochmuth es war, der die Strafe des Himmels herniederzog, und daß gerade dieser Hochmuth es auch war, der jene Versammlung, auf welche ganz Deutschland mit so freudigem und hoffnungsvollem Blicke hinsah, zersprengte, und somit die schönsten Hoffnungen vereitelte. Überhaupt wird keine Versammlung etwas zum Heile der Völker zu Stande bringen, die sich vom Geiste der Hoffart leiten läßt, und nicht Gott, sondern sich allein die Ehre gibt. Der Hochmuth ist es, der Alles verwüstet und Elend und Jammer über Fürsten und Völker bringt.

Aber nicht bloß über Fürsten und Völker, sondern auch über Einzelne. Der Stolze hat keine Ruhe und keinen Frieden; denn, sagt der heilige Chrysostomus, „der Stolze und Anmaßende will unter Allen der Größte sein und hält Niemanden seiner würdig; so viel Ehre er auch empfängt, er verlangt doch immer mehr und glaubt keine empfangen zu haben; er verachtet die Menschen und sucht doch Ehre von ihnen. Was kann unvernünftiger sein, als dieses? Das gleicht wahrlich einem Räthsel. Er sucht Ruhm bei denen, welche er verachtet! Siehst du, wie derjenige, welcher sich erhebt, fällt und zu Boden liegt?“ Man darf da nur an jenen

stolzen Minister Aman denken, der bei aller königlichen Gunst, deren er sich erfreute, dennoch keine Freude hatte, weil er noch einen Menschen wußte, der nicht vor ihm im Staube kroch. Der Hochmüthige läßt aber auch Andern keine Ruhe. Kein Mensch ist natürlich so schön, so geistreich, so vortrefflich, so ausgezeichnet und auszuzeichnen wie er, und wehe daher Jenem, der sich von leisen Zweifeln an seiner Überfürtrefflichkeit beschleichen läßt. Wie jener Aman dem Mardochäus, so läßt es der Stolze wo und wie er kann, dem fühlen, der nicht beständig das Weihrauchfaß der Schmeichelei und Lobhudelei vor ihm schwingt. Niemand ist auch unversöhnlicher, Niemand rachgieriger, als der Stolze, weil natürlich jedes Versehen, jedes Vergehen an dem Stolzen schon Majestätsbeleidigung ist. O wie viele tausend Processe gäbe es nicht, wenn es keinen Hochmuth gäbe! Wie viele würden abgekürzt, wenn der Stolze je von einer Versöhnlichkeit etwas wissen wollte! Aber nein, lieber kommt er sammt seinem Gegner an den Bettelstab, bevor er seinem Stolze im mindesten etwas vergibt, ja eher nimmt er sich selber das Leben, bevor er eine wirkliche oder vermeintliche Kränkung erträgt.

So ist es also dieser Hochmuth, der Fürsten, Völkern und Einzelnen Verderben bringt, es ist der Hochmuth, der auf weltlichem Gebiete schon die größten Verheerungen anrichtet.

Darum wünschte ich, daß meine Stimme hinrollte über die Erde wie ein Donner, und daß Fürsten und Völker es hören und sich zu Herzen nehmen möchten, was Tobias sagt: „Alles Verderben hat in der Hoffart seinen Anfang genommen.“ Eher wird's nicht besser, auch im Weltlichen nicht, bis nicht der Hochmuthsteufel aus der Menschheit fährt und in Folge dessen eine versöhnlichere Stimmung unter den Menschen Platz greift; so lange der Hochmuth Fürsten, Völker und Versammlungen beherrscht, wird keine Einigkeit, keine Ruhe; denn „unter den Stolzen ist immer Hader,“ sagt die Schrift (Sprichw. 13, 10.). Genug haben wir jetzt die Verheerungen des Hoch-

muthes kennen gelernt; es darf wahrlich wieder einmal besser werden.

Und doch sind diese Verheerungen, so groß und gräulich sie sind, nur gelinde zu nennen gegen jene, welche der Hochmuth auf dem Gebiete des Geistes angerichtet hat. O wie gerne würde ich jetzt abbrechen und schließen, um eurem Blick, Andächtige, nicht noch ein neues Feld der Verwüstung eröffnen zu müssen; allein ihr sollt das Ungeheuer, das man Hochmuth nennt, und das so unschuldig aussieht, in seiner ganzen Scheußlichkeit kennen lernen; darum folgt hierüber noch der

II. Theil.

Nach einer Sage des Heidenthums wollten die Titanen, die man sich als gewaltige Riesengeister dachte, den Himmel stürmen, um den Jupiter von seinem Throne zu stürzen; dieser aber erlegte sie mit seinen Blitzen. Diese altheidnische Sage ist noch ein Überrest der ursprünglichen Überlieferung von dem Engelsturze und sollte dem Heiden nur das freche, hochmüthige Beginnen nahe legen, in dem untergeordnete Wesen gegen die Gottheit aufzulehnen sich unterfingen, womit zugleich der Gedanke sich verknüpfte, daß eine solche Auflehnung von Seite des Menschen noch erbärmlicher wäre und noch größeren Hochmuth verriethe. So ist also der Engelsturz die erste Verheerung, welche der Hochmuth im Gebiete des Geistes angerichtet hat. Noch war die Welt nicht erschaffen und das Menschengeschlecht, so hatte der Hochmuth schon die Wohnungen der seligen Geister zu verpesten gesucht; den edelsten der Geister hatte Hochmuth beschlichen und er sprach zu sich selber: „Ich steige auf der Wolke Höhen, dem Höchsten will ich gleich sein" (Isai. 14, 15.), und nachdem der Verführer sich einen Anhang verschafft hatte, „entstand ein großer Streit im Himmel, Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und der Drache stritt sammt seinen Engeln; aber sie siegten nicht und ihre Stätte ward

nicht mehr gefunden im Himmel. Und er ward hinabgeworfen, jener große Drache, die alte Schlange, welche genannt wird der Teufel und Satan, welcher die ganze Welt verführt; er ward hinabgeworfen auf die Erde, und seine Engel wurden mit ihm hinabgeworfen" (Offenb. 12, 7—9.).

So hat also der Hochmuth die Hölle geschaffen und ihr ewiges Feuer, so hat also der Hochmuth die erste und schrecklichste Störung in die Welt der Geister gebracht, der Hochmuth hat die erste und schönste Schöpfung Gottes vergiftet — Engel sind zu Teufeln geworden.

Da schuf Gott auch die Menschenwelt mit dem ersten Menschenpaare. Wie die Geisterwelt war auch diese Schöpfung rein aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen; aber sie sollte es nicht lange sein; der Geist des Hochmuthes sollte auch diese schöne Welt verwüsten. Es gelang ihm, das erste Menschenpaar zu verführen, indem er ihm vorspiegelte, der Genuß des Apfels würde ihm zur Würde der Gottheit verhelfen. Man sagt oft, es sei nicht zu begreifen, wie denn ein Apfelbiß eine solche Sünde sein könne mit so ungeheuren Wirkungen; allein wenn man bedenkt, welches die Absicht war, welche die unglücklichen Verführten mit diesem Apfelbisse verbanden, dann werden bald alle Zweifel schwinden. Abgesehen davon, daß sie dem Teufel mehr glaubten, als Gott, ging ihre Absicht bei dem Genusse der verbotenen Frucht dahin, sich die lästige Gottheit mit ihren Geboten vom Halse zu schaffen und sich an deren Stelle zu setzen. Es war also der vollendetste Akt der Empörung, und sie hatten wahrlich keine Schuld daran, wenn die Rebellion nicht nach ihrem Wunsche ausschlug. Ihre Absicht war schlecht genug; der Geist des Hochmuthes hatte sie ihnen eingegeben und Hochmuth war es, was sie und ihr ganzes Geschlecht und mit ihnen auch die leblose Natur in's Verderben stürzte. Durch diese gläubige Hingabe an den Geist des Abgrundes hatte sich Adam für's Erste mit allen seinen Nachkommen demselben verschrieben, und für's Zweite seinen geistigen Kräften eine Richtung gegeben,

die mehr oder minder durch Hochmuth bedingt ist. Der Hochmuth ist durch jene erste Übertretung dem menschlichen Geiste eingeimpft worden und selbst die heilige Taufe vermag jene vorherrschende Richtung zum Bösen, die der Mensch in Folge dieses hochmüthigen Elementes in sich hat, nicht zu ändern. Und nun durchgehe man die Geschichte der Menschheit seit jenem Siege des Geistes der Hoffart, man besehe sich diesen Ocean von Menschenblut, das seit beinahe 6000 Jahren in tausend und tausend Schlachten, Aufständen, Mordthaten ꝛc. vergossen worden ist, man besehe sich die Freuden und Leiden dieses Jammerthales, das ehedem ein Paradies war, man erbaue sich an den tausend und tausend Krankheiten und Todesarten, an denen der Mensch zu Grunde gehen muß, man summire allen Jammer, alles Elend, und dazu alle Sünden und Laster, die seit und durch die Ursünde in die Welt gekommen sind: dann hat man einen schwachen Begriff von dem, was die Menschheit dem Hochmuth Alles zu verdanken hat.

Indeß da wir jetzt hauptsächlich die Verheerungen des Hochmuthes auf dem Gebiete des Geistes in's Auge zu fassen haben, so sind vor Allem die Wirkungen zu berücksichtigen, welche der Hochmuth auf den Verstand übt. Hier bemerken wir, daß der Einfluß der Hoffart auf den Verstand des Menschen sich in Unglaube, Irrglaube oder Aberglaube äußert. Der Ungläubige glaubt gar Nichts, und die Lebenskraft, die sein Verstand athmet, ist entweder im Gebiete des alten oder modernen Heidenthums, oder der gänzlichen Gottesläugnung. Dieser Unglaube ist weiter Nichts, als das letzte Stadium des geistigen Hochmuthes. Ein Mensch, der es in diesem seinem Hochmuthe so weit gebracht hat, daß er erklären kann: ich glaube an gar Nichts, der steht noch unter dem Teufel; denn der Teufel glaubt noch an Gott und zittert, sagt der heilige Jakobus. Hat es nun wohl zu keiner Zeit an Einzelnen gefehlt, die an keinen Gott glaubten, so hat es aber doch wohl noch nie eine Zeit gegeben, wie die unsrige, in welcher die Anzahl der Gottesläugner aus Grund-

satz Legion ist. Es wäre wahrhaftig sehr interessant, und würde über den geistigen Zustand Deutschlands merkwürdige Aufschlüsse verschaffen, wenn man die Zahl derjenigen erfahren könnte, die grundsätzlich an keinen Gott, überhaupt an gar Nichts glauben. Es ist wohl auch schon früher vorgekommen, daß Verbrecher bei *ihrer* Hinrichtung unbußfertig starben und jeden geistlichen Beistand von sich wiesen; aber daß Einer mit der Cigarre oder Pfeife im Munde sich erklärt hätte: „Ich bin kein Pharisäer, ich habe keine Religion! Schießt zu!" das und dergleichen ist wohl erst in unserm gepriesenen 19ten Jahrhundert zum Erstenmale vorgekommen — ein Beweis, wie traurig es unter uns steht und daß der Krebsschaden an Deutschlands Körper schon etwas weiter und tiefer gefressen hat, als man glaubt. Unser Zeitalter ist das Zeitalter des Unglaubens, ein Beweis, daß der Hochmuth des Verstandes den höchstmöglichsten Grad erreicht hat. Entweder behauptet man geradezu: Es gibt keinen Gott, oder man sagt: Der Mensch ist Gott, und somit ist eine Hoffart so groß wie die andere. In den übrigen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war es der Irrglaube, der sich geltend zu machen wußte; auch er ist ein Sohn des Hochmuthes, und die Verheerungen, die er auf dem Gebiete des Geistes angerichtet hat, sind gräßlich genug überall zu Tage getreten. Spaltung und Trennung waren überall in seinem Gefolge und gerade unser einst so *einiges* deutsches Vaterland ist es, das noch immer an den Wunden blutet, die der Geist des Hochmuthes, der in Trennung und Spaltung Heil und Segen prophezeite und erblickte, ihm geschlagen hat. Welche Gräuel endlich der Aberglaube des alten Heidenthums und der Aberglaube, der sich wie eine Schlingpflanze auch an dem Baume der Kirche zeitenweise hinaufschlang, zu Tage gefördert hat, dort in den gräßlichsten Menschenopfern, hier in Verbrennungen von Hexen, in Flagellantenunwesen und dergleichen, das Alles ist bekannt genug, um es hier nur erwähnen zu dürfen. Es sind sämmtlich Früchte des Hochmuthes, der den

Verstand bald in dieser, bald in jener Richtung verdorben hatte, ihn bald gar Nichts, bald zu wenig, bald zu viel glauben hieß, und so Unglaube, Irrglaube und Aberglaube erzeugte.

Indeß, so schrecklich auch das Unheil ist, das der Hochmuth von jeher auf dem Gebiete des Verstandes angerichtet hat, so ist doch die Verwüstung, die er auf dem Gebiete des Willens anrichtet, noch ärger. So lange nämlich der Unglaube, Irrglaube und Aberglaube nur auf dem Gebiete des Verstandes sich bewegt, d. h. so lange man den Unglauben, Irrglauben und Aberglauben nicht will, schadet er der Seele nicht; trotz seines Unglaubens, Irrglaubens und Aberglaubens kann Jeder selig werden, so lange er ihn nicht als solchen erkannt hat und den erkannten will; aber wenn der Hochmuth einmal den Willen ergriffen hat, dann ist die Seligkeit verscherzt. Und ach, wie leicht beschleicht dieser Hochmuth die Seele! Wie unvermerkt geschieht das! Wie geneigt ist der Mensch nicht zur Hoffart in Folge der ihm inwohnenden Selbstsucht und Eigenliebe! Wie gerne thut er sich daher etwas zu Gute auf seine Verdienste und guten Eigenschaften! Erinnert euch nur an jenen Pharisäer, der mit dem Zöllner im Tempel stand. Er war kein schlechter Mensch, dieser Pharisäer, sondern hatte viele gute Eigenschaften an sich; allein der Hochmuth hatte sich in seinem Herzen eingenistet und sieh da, all' sein Gutes war umsonst. Er ging nicht gerechtfertigt von dannen; denn er gehörte zu denen, zu welchen Gott der Herr durch den Mund des Propheten Sophonias sagt: „Ich will heimsuchen Alle, die stolz über des Tempels Schwelle schreiten“ (Sophon. 1, 9.). So würde es auch dir ergehen, mein Christ, wenn du dem Hochmuthe dein Herz öffnen würdest; alle deine guten Werke hätten keinen Werth. Es ist mit dem Stolze wie mit dem Hagelschlage; in Zeit von wenigen Minuten ist der Fleiß eines ganzen Jahres ruinirt; der Stolz gleicht dem sengenden Reif, der in Einer Nacht die schönsten Blüthen verbrennt, dem giftigen Insekt, das die schönsten Blumen in Zeit von wenigen Minuten verwelken

macht. Und so ist auch ein einziger hochmüthiger Gedanke am Ende des Lebens noch im Stande, die Verdienstlichkeit des ganzen frühern Lebens mit Einem Schlage zu vernichten und den Menschen seiner Seligkeit Angesichts derselben zu berauben. Die Legende erzählt von einem Einsiedler, der lange ein äußerst strenges und heiliges Leben geführt hatte. Am Tage seines Todes kam ein Räuber zu ihm. Dieser ward beim Anblicke des 90jährigen Greises von Reue ergriffen und schmerzzerrissen stöhnte er: O könnte ich doch so sterben wie du! Da erwiderte der Einsiedler: Hättest du auch so fromm gelebt, wie ich, so könntest du auch so selig sterben. Mit diesen Worten verschied der Einsiedler und die Legende setzt bei: er nahm ein unglückseliges Ende; denn der Geist des Hochmuthes hatte ihm seine letzten Worte eingegeben. Mögen wir nun von dieser Legende halten, was wir wollen, so viel ist gewiß, daß der Stolz im letzten Augenblicke des Lebens noch den Menschen, und wenn er noch so heilig gelebt hat, um seine Seligkeit bringen kann. Und nun fragen wir uns, Geliebte, wie steht es in dieser Beziehung mit uns aus! Welche Absicht leitet uns bei all' unsern Handlungen, bei unsern guten Werken? Du sagst: Ich bin ein katholischer Christ und glaube auch, die Pflichten eines katholischen Christen möglichst zu erfüllen. Mein Freund! das ist Alles recht gut und schön; aber ich bitte dich, hüte dich vor dem Hochmuthe und vor seinen Töchtern, der Eigenliebe und Eitelkeit. Bilde dir nichts ein auf deine guten Werke! Du weißt, welch' unberechenbaren Schaden der Hochmuth schon gestiftet hat, seit die Welt steht, wie er Fürsten, Völker, Versammlungen und Einzelne in's Unglück stürzte, wie er durch Unglauben, Irrglauben und Aberglauben schreckliches Unheil unter den Menschen anrichtete. Bei dir hat er in dieser Beziehung noch keinen Eingang gefunden; allein hüte dich, vielleicht ist es auf deinen Willen abgesehen! Er will dein Herz aufblähen von Eitelkeit, er will, daß du dir etwas darauf zu Gute thust, daß du ein christlich-rechtschaffenes Leben führst, er will, daß du dir und

nicht Gott die Ehre geben sollst. Sieh da die Arglist des Bösen! Er kann deinen Verstand nicht erobern, denn du unterwirfst dich dem Urtheile der Kirche; sieh da, da läuft er Sturm auf die Festung deines Herzens, er will, daß du stolz seiest auf dich selber. Wehe dir, wenn es dem Hoffartsteufel gelingt, deinen Willen, deine Absicht zu vergiften! Und wenn du alle Sprachen sprächest und hättest einen Glauben, mit dem du Berge versetzen könntest, und wenn du all' dein Vermögen den Armen austheiltest und deinen Leib zum Verbrennen hingäbest und du thust es aus Hochmuth: so hast du so viel wie Nichts gethan; denn „Gott widersteht den Hoffärtigen," sagt der heilige Jakobus. Und stündest du noch so hoch, du würdest um so tiefer stürzen. Höre, was Gott hierüber durch den Mund des Propheten Abdias (Abd. 3, 4.) spricht: „Im Hochmuth deines Herzens übernimmst du dich, weil du in Felsenklüften wohnest und in der Höhe hast deinen Sitz, und du sprichst in deinem Herzen: Wer wird mich herabziehen zur Erde? Aber wärest du auch erhöht wie der Adler und setztest du zwischen die Sterne dein Nest, so zöge ich dich von dort herab, spricht der Herr." —

So fliehen wir denn den Hochmuth und wenn er noch mit so gleißenden Mienen sich uns naht. Fliehen wir ihn im Weltlichen, fliehen wir ihn im Geistigen; besonders aber stehe das Gefühl unserer eigenen Armseligkeit als treue Schildwache vor unserm Herzen, und denken wir: Wenn wir auch Alles gethan haben, so sind wir dennoch unnütze Knechte; wir haben nur unsere Schuldigkeit gethan. Amen.

Predigt

auf den siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

„Was dünkt euch von Christus? Wessen Sohn ist er?“ Matth. 22, 42.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Gewiß ist die Frage: Was haltet ihr von Christus? Wessen Sohn ist er? eine Frage von ungeheurer Wichtigkeit, eine Frage, von der die Wahrheit der ganzen christlichen Religion und Wohl und Wehe der Menschheit abhängt. Natürlich war Jesus selber von der Wichtigkeit dieser Frage innigst überzeugt, und es mußte ihm demnach Alles daran gelegen sein, daß seine Apostel und Jünger, ja, daß die ganze Welt auf's Bestimmteste über seine Person in's Reine kam und im Klaren war. Die ganze Welt sollte wissen, wie sie mit ihm daran sei, was sie von ihm zu halten habe, und sie sollte dieß nicht erst später durch allerhand Schlüsse und Folgerungen erfahren und herausziehen, sondern aus seinem eigenen Munde sollte die Welt es hören, wer er sei, um für alle Zukunft alle Zweifel abzuschneiden. Deßhalb wirft er selber nach dem heutigen Evangelium die Frage auf und legt sie den Juden zur Beantwortung vor: Was haltet ihr von Christus? Wessen Sohn ist er? Und sie selber sollten ihm diese Frage beantworten,

damit sie sich hinterher nicht ausreden und sagen konnten: Er hat immer so geheimnißvoll gethan und alles Eingehen auf seine Abkunft sorgfältig vermieden; nein, er selber legte die Frage vor und sie selber sollten der Wahrheit Zeugniß geben müssen. Sie konnten auch nicht ausweichen, sie mußten gestehen, daß er, obwohl der Sohn Davids dem Fleische nach, dennoch zur Rechten des Vaters sitze und mit ihm gleiche Macht und Herrlichkeit theile, und deßwegen auch Herr heiße, wie der Vater selber. Keiner konnte ihm ein Wort antworten, sagt das heutige Evangelium, und somit gestanden sie zu, daß er der Sohn des Allerhöchsten, gleicher Gott mit dem Vater und von gleicher Macht und Herrlichkeit sei. Und wie Christus heute den Juden diese Frage zur Beantwortung vorgelegt hatte, so stellte er ein andermal die nämliche Frage an seine Jünger. Zuerst fragte er sie: was denn die Leute von ihm hielten, und dann insbesondere, was denn sie von ihm hielten, und als nun Petrus im Namen der Übrigen das Wort nahm und erklärte: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, da sagte der Herr: Das hast du nicht aus dir selber, sondern von meinem Vater im Himmel. Wahrhaftig, um zu erkennen, daß Christus ein bloßer Mensch sei, hätte Petrus auch keiner besondern Offenbarung bedurft.

Ich führe nur diese zwei Fälle an, in welchen der Herr durch die Juden und seine Jünger sich die Frage beantworten ließ, wer er sei; ich könnte noch weiter anführen, wie er diese Frage noch Andern vorlegte und sie ihnen selber beantwortete, Ja, wie er dem Kaiphas mit einem Eidschwure auf dessen Frage betheuerte, er sei wirklich der Sohn Gottes, des Allerhöchsten; allein ich will diese und tausend andere Beweise für die Gottheit Christi heute übergehen und nur die einzige Frage stellen: Wie kommt es denn, daß man heut zu Tage diese Frage: Was haltet ihr von Christus? Wessen Sohn ist er? geradezu in entgegengesetzter Weise beantwortet, wie die Juden, wie Petrus, und wie der Herr selber sie laut den Zeugnissen der heiligen Schrift, und wie die katholische Kirche seit 2000

Jahren sie beantworten? Wie kommt es denn, daß die Gottheit Christi heut zu Tage geradezu geläugnet und behauptet wird, Christus sei auch nur ein Mensch gewesen, wie ein anderer? Die Antwort, die uns darauf gegeben wird, lautet: Das geschieht im Interesse des Christenthums selber, des Fortschrittes und der Aufklärung, im Interesse der Menschheit und ihrer höchsten geistigen und sittlichen Interessen. Die Macht des Aberglaubens und der Finsterniß sei ja gebrochen, die Fesseln der Verdummung seien gesprengt und das Morgenroth einer neuen schönern Zeit beginne zu dämmern. — Verehrte Zuhörer! Blasen wir diesen Phrasenschaum etwas auseinander, um der Sache auf den Grund sehen zu können, und beantworten wir uns zu diesem Ende folgende zwei Fragen:

Werden die Menschen durch die Läugnung der Gottheit Christi besser? I. Theil.

Werden die Menschen durch die Läugnung der Gottheit Christi glücklicher? II. Theil.

So viel ist gewiß, Geliebte, daß eine Lehre, wenn sie wahr sein soll, der Menschheit auch nützen muß. Es hat nun den Anschein, daß, weil heut zu Tage so viele Menschen nicht mehr an die Gottheit Christi glauben, sie hiedurch besser und glücklicher werden oder sind, oder daß man ihnen vorspiegelt, sie würden es werden. Wir wollen nun sehen, wie sich die Sache verhält, und unser Herr und Heiland Jesus Christus wird uns zu diesem Ende seinen Beistand verleihen.

I. Theil.

Die ganze katholische Welt hat bisher unerschütterlich an Jesus Christus, den eingebornen Sohn des ewigen Vaters, der aus Maria der Jungfrau die menschliche Natur angenommen hat, geglaubt und für diesen Glauben mehr als einmal Blut und Leben gelassen. Zeuge dessen sind die tausend und abermal tausend Martyrer, welche in allen Jahrhunderten für

den Glauben an Jesus Christus in den schmählichsten und fürchterlichsten Tod gegangen sind; Zeuge dessen die prachtvollen Monumente dieses gottbegeisterten Glaubens, die eine frühere glaubensvolle Zeit uns hinterlassen hat, und die in den verschiedensten Gestalten ausgeprägt vor uns liegen. Dieser felsenfeste Glaube aber an Christus den Sohn Gottes stützt sich von jeher auf die viertausendjährigen Voraussagungen der Propheten, auf die Wunder, die seine ganze Erscheinung begleiten, und wodurch er sich bei seiner Geburt, während seines Lebens und bei und nach seinem Tode tausend- und tausendmal als den Sohn Gottes legitimirt hat. Und nun frage ich: Werden die Menschen lieber an Christus glauben, wenn er nicht mehr als der Sohn Gottes, sondern nur mehr als der Zimmermannssohn, als der Weise von Nazareth vor ihnen steht? Diejenigen, welche die Gottheit Christi läugnen, müssen folgerecht auch seine übernatürliche Geburt aus Maria der Jungfrau läugnen; sie müssen alle seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt läugnen; denn daß ein bloßer Mensch dergleichen nicht thun konnte, das sehen sie gut ein. Sie müssen überdieß alle Weissagungen, die auf Christus Bezug haben, mit Einem Worte: sie müssen sämmtliche heilige Schriften des alten Bundes wegwerfen; denn alle diese Weissagungen lauten nicht auf den Zimmermannssohn, sondern auf den Sohn des Allerhöchsten. So entblößen sie den Herrn und reißen ihm den Rock seiner Gottheit vom Leibe, daß ihnen nichts mehr übrig bleibt, als ein bloßer Mensch, und an diesen Menschen nun wollen sie inniger glauben, als wir Katholiken an den Gottmenschen Jesus Christus, der im Paradiese unsern Stammeltern verheißen wurde, dessen Schicksale die Propheten viertausend Jahre lang vorausgesagt und der dann bei seiner Geburt, während seines Lebens und bei und nach seinem Tode sich tausend- und tausendmal als den Sohn Gottes legitimirt hat? Und das Alles sollte Nichts, gar Nichts gewesen sein — lauter Betrug, lauter Fabel, lauter Irrthum, und die ganze Schrift wäre demnach nichts anders, als ein altes Anekdotenbuch voll von Münchhausiaden und Irrthümern,

und der Held, der darin seine Abenteuer besteht, ist eben der Zimmermannssohn, an den sie besser zu glauben vorgeben, als wir. Wahrhaftig, wenn der Kieselstein einmal höher im Werthe steht, als der Diamant, wenn der Gaukler und Taschenspieler einmal mehr Glauben verdient, als der wahre Wunderthäter, wenn der Charlatan einmal mehr im Ansehen steht, als der Arzt, dann erst wird man auch dem Christus Glauben schenken, den uns die Läugner der Gottheit Christi als den ihrigen, den wahren empfehlen.

Noch mehr. Christus hat öfter selber gesagt, er sei der Sohn Gottes, wie er sich oft genug den eingebornen Sohn Gottes nennen ließ, „in dem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt.“ Das Alles ist nun nicht wahr, sagen die Läugner seiner Gottheit. Christus hat ferner versprochen, daß er den heiligen Geist senden werde; allein, sagen sie, einen heiligen Geist gibt es nicht, der heilige Geist ist der Zeitgeist. Wiederum hat Christus versprochen, daß er bei seiner Kirche bleiben werde bis zum Ende der Welt, daß somit der Geist des Irrthums und der Lüge in ihr nie Eingang werde finden. Allein auch diese Verheißung ist nicht in Erfüllung gegangen, sagen sie; denn sie halten die Kirche Christi für das elendeste Machwerk von der Welt, für ein altes, morsches Gemäuer, in welchem nur lichtscheue Eulen und Fledermäuse hausen; erst sie, die Läugner der Gottheit Christi, hätten wieder den hehren Dom des wahren Christenthums aufgebaut. Endlich verspricht Christus auch noch, daß er am Ende der Welt kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten; allein auch das ist nicht wahr, sagen sie, denn an ein allgemeines Gericht und an eine Auferstehung glauben wir nicht. Nun frage ich: Wer ist dieser Christus? Ein Mensch, der Vieles verspricht, es aber nicht hält oder nicht halten kann, oder aber der allerhand ungereimtes, wahnwitziges Zeug verspricht oder prophezeit, an dessen Erfüllung kein im Sinne der Läugner seiner Gottheit vernünftiger Mensch glauben kann; ein Mensch ferner, der sich für einen Wunderthäter ausgab, Kranke heilte, die

nicht krank waren, und Todte erweckte, die nicht todt waren, und durch allerhand Taschenspielerkünste sich den Anschein gab, als verwandle er Wasser in Wein oder vermehre er die Brode. Und nun schauet ihn an diesen Christus, wie er seiner Gottheit entkleidet dasteht. Ein Heide hatte einst geäußert, der Mensch sei nichts als ein ungefiedertes zweibeiniges Thier. Da rupfte sein Freund einen Hahn und warf ihm denselben vor die Füße mit den Worten: Da hast du deinen ungefiederten zweibeinigen Menschen. Schlechter als dieser Mensch ist aber noch der seiner Gottheit entkleidete Christus, der dessenungeachtet als Heiland der Welt gelten soll. Dieser Christus ohne Gottheit, dieser Zimmermannssohn, dieser Weise von Nazareth, oder wie man ihn sonst nennen will, ist weiter gar nichts mehr, als ein Betrüger, ein Marktschreier, ein Magnetiseur oder Charlatan, er ist gar nichts anders, als ein ganz gewöhnlicher Sektenstifter, der sich und Andere und die ganze Welt betrog. Hier habt ihr den Christus derjenigen, die seine Gottheit läugnen. Und diesem soll man mehr und lieber glauben, als Christus, dem Sohne Gottes? Und durch den Glauben an diesen sollte die Menschheit gewinnen und besser werden, als unter dem katholischen Glauben? O glaubet es nicht, Geliebte! Ihr dürft ja nur Jene fragen, welche die Gottheit Christi läugnen, wie weit sie denn ihrem, der Gottheit beraubten Christus, d. h. dem Zimmermannssohne von Nazareth glauben, und sie werden euch sagen: Sie glauben von seinen Reden eben so viel, als sie wollen, und weiter kümmern sie sich nicht um ihn. Fragt sie, ob Einer von ihnen für den Glauben an Christus und sein Evangelium sein Blut vergießen würde, und sie werden euch in's Gesicht lachen. Und sie haben auch Recht. Für einen Zimmermannssohn und seine Hirngespinnste läßt man das Leben nicht; höchstens ehrt man ihn wie einen Plato oder Sokrates, aber damit ist's auch abgethan. Aber dieser Glaube bessert die Menschen nicht, dieser Glaube rechtfertigt keinen Menschen, in diesem Glauben überwindet man die Welt nicht. Der heilige Johannes

(I. Joh. 5, 5.) schreibt: „Wer ist es, der die Welt überwindet, als der, welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist?" Also nur der, welcher an den Sohn Gottes glaubt und hiemit auch die Früchte des ganzen Erlösungswerkes sich aneignet, nur der wird besser, nur dieser Glaube führt zum Heile.

So ist es auch in Bezug auf die Hoffnung. Dem gläubigen Christen, der in Jesus Christus den Sohn Gottes anbetet, ist dieser auch der unverwüstliche Anker aller Hoffnung. Ohne diesen Glauben gibt es gar keine christliche Hoffnung; denn wo die Wurzel fehlt, kann kein Stamm emporwachsen, wo das Fundament fehlt, kann kein Haus sich erheben. Nur auf das Fundament des Glaubens kann sich das Gebäude der christlichen Hoffnung gründen. Darum heißt es auch im Briefe an die Römer (Röm. 15, 13.): „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit jeglicher Freude und mit Friede durch den Glauben, auf daß ihr überreich seid an Hoffnung durch die Kraft des heiligen Geistes." Und im nämlichen Briefe schreibt der heilige Apostel Paulus: „Laſſet uns Friede haben mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir mittelst des Glaubens auch Zutritt zu dieser Gnade haben, in der wir stehen und uns rühmen der Hoffnung auf die Herrlichkeit der Kinder Gottes" (ebend. 5, 2.). Also der Glaube an Jesus Christus allein gibt Hoffnung; Niemand kommt zum Vater außer durch ihn; er allein ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und zwar ist es der Glaube an den ganzen Christus, der diese Hoffnung gewährt, der Glaube an den Gottmenschen Jesus Christus, welcher ist „der Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst zum Lösegeld für Alle hingegeben hat, als Zeugniß zu seiner Zeit" (I. Timoth. 2, 5. 6.). Wer die Gottheit Christi läugnet, läugnet auch das ganze Werk der Erlösung, er läugnet „das Blut der Reinigung, welches besser redet als Abel", wie es im Hebräerbriefe 12, 24. heißt, er läugnet somit das Werk der Versöhnung mit der Menschheit und das ganze Mittleramt Jesu Christi. Wer unsern Heiland seiner göttlichen Würde

entkleidet, der hat in ihm höchstens nur noch einen Lehrer, einen Weisen, der mit den Philosophen aller Zeiten auf gleicher Stufe steht. Allein der Erlöser verschwindet in dem Augenblicke, als man seine Gottheit läugnet, denn ein bloßer Mensch konnte nicht einmal für seine eigenen Sünden, geschweige erst für die Sünden einer ganzen Welt genugthun, und so verschwindet mit dem Erlöser auch alle Hoffnung auf Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben; denn nicht der Lehrer Christus ist Mittler beim Vater, sondern der Erlöser Christus; nicht durch die Lehre Christi ist die Menschheit erlöst worden, nicht durch die Lehre Christi haben wir Vergebung der Sünden, sondern durch sein Blut (Ephes. 1, 7.; Koloss. 1, 14.). Wer also die Gottheit Christi läugnet, läugnet auch das Werk der Erlösung, d. h. er zieht sich selber den Boden unter den Füßen weg, er beraubt sich aller Hoffnung, es müßte denn sein, daß er den Zimmermannssohn und Weisen von Nazareth für reicher hielte, als den Sohn des Allerhöchsten, den Erlöser und Mittler Jesus Christus, in welchem wir die Vergebung der Sünden haben, „nach dem Reichthume seiner Gnade, welche uns überschwänglich zu Theil geworden ist in aller Weisheit und Erkenntniß" (Ephes. 1, 7.). Das hieße aber nichts anders, als bei einem Bettler um Almosen nachsuchen. — Wahrhaftig schlechte Aussichten, schlechte Hoffnungen! Ich frage nun: Wird der Mensch, der die Gottheit Christi läugnet und somit sich selber aller Hoffnung auf Erlösung beraubt, wird der besser leben, wird der rechtschaffener, frommer, inniger sein? Wenn ich an keine Erlösung glaube, werde ich darnach trachten? Wenn ich an keinen Himmel glaube, werde ich darnach ringen? Werde ich mich um die Gunst dessen, der mir wenig oder Nichts geben kann, sonderlich bewerben? Werde ich einen Menschen, der mir Nichts gibt, als gute Ermahnungen und Lehren, von dem ich nicht viel zu hoffen und auch nicht viel zu fürchten habe, sonderlich respektiren? Werde ich es mir besonders angelegen sein lassen, seinen Vorschriften nachzukommen? Gewiß nicht. Darum, wer dem Gott-

menschen Christus nicht glaubt, wird dem Zimmermannssohn noch weniger glauben; wer auf den Gottmenschen und Erlöser Christus keine Hoffnung setzt, der wird vom jüdischen Sokrates noch weniger erwarten und fürchten; und wer die Gebote des Sohnes Gottes nicht hält, der wird diese Gebote nicht besser halten, wenn sie ihm als Gebote des Zimmermanns oder des Weisen von Nazareth entgegentreten. Mit der Läugnung der Gottheit Christi verschwindet demnach auch die Liebe, die eben darin besteht, daß wir die Gebote Gottes halten. Es geht hier gerade so zu, wie wir es seit zwei Jahren auf weltlichem Gebiete bemerken. Mit einer wahren Wuth schimpft man seit dieser Zeit über die Fürsten von Gottes Gnaden. Fürsten von Volkes Gnaden sind sie, hieß es, und erst, wenn sie das wieder sind, und wenn sie sich selber als solche erkennen, und wenn sie das Volk als solche zu betrachten hat, dann erst wird sich ihr Ansehen wieder befestigen, ihr Thron wird feststehen und die Ehrerbietung und Achtung des Volkes wird ihnen nicht ausbleiben. Habt ihr es gesehen, Geliebte, wie man diese Fürsten von Volkes Gnaden geehrt hat? Habt ihr gesehen, wie fest ihre Throne stunden? O der heuchlerischen Reden! Heute heißt es von Volkes Gnaden, morgen von Volkes Ungnaden! Heute tanzt das Volk noch um das selbstgemachte goldene Kalb herum, morgen zerschlägt es seinen Götzen; heute schreit es Hosianna und morgen an's Kreuz mit ihm. Noch nie ist die Achtung vor den Fürsten so schlecht, ihr Ansehen so ruinirt gewesen, als seit der Zeit, da sie nur für die Ersten unter ihres Gleichen, für die ersten Vollzugsbeamten, für die Creaturen der Volksmasse gehalten werden. Heute setzt man sie auf den Thron, morgen jagt man sie davon; denn seit sie von Volkes Gnaden sind, hängen sie auch ab von der Gnade des Volkes, die aber bekanntlich am Wechselfieber sehr stark leidet. Und wie man es mit den Fürsten gemacht hat, so hat man es auch mit den Gesetzen gemacht. Die Gesetze, hieß es, sind der Wille des Volkes, und deßwegen ist ihnen zu gehorchen. Wenn wir aber Umschau

halten, wie diese Gesetze geachtet werden, so möchten sich starke Zweifel aufdrängen über den Respekt, den das Volk vor seinen eigenen Gesetzen an den Tag legt. Heute sind diese Gesetze volksthümlich, morgen werden sie verworfen, und zuletzt thut man, was man will. Man darf da nur seinen Blick nach Frankreich werfen und seine Fürsten, die die Gnade des Volkes heute eingesetzt, die des Volkes Ungnade morgen davongejagt hat, so wie die vielen Verfassungen, die es seit siebenzig Jahren angenommen und verworfen hat, sich beschauen: dann hat man eine Vorstellung, wie in jenem Lande die Achtung vor der Obrigkeit und dem Gesetz seit jener Zeit abgenommen hat.

Die gleichen revolutionären Grundsätze aber, die auf weltlichem Gebiete sich geltend zu machen wußten, wollen auch auf dem Gebiete der Religion zur Anerkennung gelangen. Christus soll nicht mehr der Sohn Gottes sein, sondern ein Mensch, wie ein anderer, zwar ausgezeichnet vor allen Andern, aber doch nur der Erste unter seines Gleichen; so soll auch das Evangelium nicht mehr Gottes Wort, sondern nur menschliche Lehre sein. Erst dann, heißt es, wenn das Geheimnißvolle beseitigt und diese Lehre als rein menschliche und rein vernünftige Lehre erscheint, kann sie zur allgemeinen Volksreligion werden, und das Volk wird die Vorschriften dieser Religion, heißt es, um so bereitwilliger befolgen, je klarer, natürlicher und vernünftiger sie ihm vorkommen. So will man also dem Christenthum die göttliche Hülle ganz und gar abstreifen und zwar nicht, um ihm zu schaden, sondern angeblich nur, um ihm desto größere Anerkennung zu verschaffen. O unselige, heillose Verblendung! Christus soll also höher in Achtung stehen, wenn er nicht mehr als Sohn Gottes, sondern nur als Mensch dasteht; das Evangelium soll höhere Geltung haben, wenn es als Menschenwort und nicht mehr als Gotteswort dasteht! Wahrhaftig, dann müßte man dieß auch im Werke sehen, die christliche Liebe müßte dann gerade in unsern Tagen sich in einer Schönheit und Liebenswürdigkeit entfalten, wie sonst nie. Allein man sieht sich vergebens nach

solchen Werken der christlichen Liebe um. Wenn es gut geht, führt man höchstens einen soliden, äußerlich ehrbaren Lebenswandel, d. h. man erscheint vor der Welt als ein übertünchtes Grab, inwendig aber ist man voll Moder und Todtengeruch. Wo ist denn derjenige, der an die Göttlichkeit des Erlösers und des Evangeliums nicht glaubt, und etwas aus Liebe zu Jesus thun wird? Thut er etwas Gutes, so wird er es thun seiner Vernunft willen, d. h. seiner selbst wegen, oder aus andern natürlichen Ursachen, etwa weil ihn gerade ein Mitleid gegen die Armen anwandelt, oder weil er sonst ein gutes Herz hat. Aber jene großartigen Werke der Liebe, wie sie nur die Liebe zu Jesu, dem Sohne Gottes, hervorbringen kann, diese werden auf jenem dürren Sandboden des Verstandes, auf welchem die Gottheit Christi abstirbt, nimmermehr gedeihen können. Oder man zeige uns jene Werke der heldenmüthigsten Selbstaufopferung, Hingebung und Liebe, welche die Liebe zu Jesus hervorgerufen hat, welche nur diese Liebe hervorrufen kann. Wo ist denn der reiche Jüngling, der all' sein Vermögen den Armen austheilt und dann ein armes, verachtetes Leben in Abgeschiedenheit von der Welt führt, der dieß aus einem andern Grunde thäte, als aus Liebe zu Jesu? Was kann denn eine blühende Jungfrau, der das Leben der Welt in seiner ganzen Schönheit entgegenlacht, der die schönsten Aussichten winken, vermögen, die Welt mit ihren Reizen zu verlassen, auf Adel, Vermögen und behagliches Leben zu verzichten und den Schleier zu nehmen, um dem beschwerlichen Dienste der Kranken ihr junges Leben und ihre Gesundheit zu opfern, als die Liebe zu Jesu? Was hat denn die Missionäre über die Meere getrieben, was hat sie denn veranlaßt, Vaterland, Eltern und Freunde zu verlassen, um mit dem Kreuz in der einen und der Axt in der andern Hand sich Bahn zu den Wilden zu brechen? War es etwa die Reiselust, die sie forttrieb? war es etwa die liebliche Aussicht, von reißenden Bestien zerrissen oder von den Wilden gefressen zu werden? Gewiß, es konnte sie nichts anderes vermögen, einem Leben voll Mühseligkeiten entgegen-

zugehen, als die Liebe zu Jesu. Was hat denn in jener Zeit, wo ein heiliger Paulinus von Nola sich selber der Freiheit beraubte, um gefangene Christen zu befreien, wo ein Petrus Nolaskus und ein Johannes von Matha einen eigenen Orden gründeten zur Befreiung christlicher Sklaven, was hat denn in jener Zeit so mächtig zu solchem heldenmüthigen Unternehmen begeistert, als die Liebe zu Jesu? Mit Einem Worte: Was hat denn jene majestätischen Dome, deren Pracht wir jetzt noch anstaunen, jene unzähligen frommen Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten, in welchen alle Arten menschlichen Elends ihre Linderung fanden, in's Leben gerufen, als die Liebe zu Jesus? Um aber von diesen außerordentlichen Werken der christlichen Liebe zu schweigen und nur auf die ganz gewöhnlichen Pflichten eines Christen überzugehen, frage ich: Wenn ein Christ ein frommes Leben führt, und mit zarter Gewissenhaftigkeit auch die kleinsten Sünden zu vermeiden bemüht ist, was wird ihn denn hiezu antreiben? Etwa die Läugnung der Gottheit Christi? Etwa die Liebe zum jüdischen Plato, zum Zimmermannssohne? Nein, die Liebe zu Jesus, dem Sohne Gottes und Erlöser der Welt. Können überhaupt diejenigen, welche die Gottheit Jesu läugnen, auch nur von ferne ein solches Werk der christlichen Liebe aufweisen? Zur Zeit noch nicht, und diese Zeit wird auch niemals kommen; denn wo der Glaube an Jesus, den Sohn Gottes, fehlt, kann auch keine Hoffnung und keine Liebe vorhanden sein. Aus dem Stamme erst kommen Blätter und Früchte hervor.

So ist es also gewiß, daß Glaube, Hoffnung und Liebe, diese Grundpfeiler alles christlichen Lebens, nur da gedeihen, wo der Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes, den Unterbau bildet. Wo dieses Fundament fehlt, da weichen Glaube, Hoffnung und Liebe, und wer dessenungeachtet noch ein Christ zu sein glaubt, der irrt, er steht außerhalb des Christenthums.

Und nun urtheile, christliches Volk! was du von dem prahlerischen Vorgeben Jener zu halten hast, die da behaupten, die Läugnung der Gottheit Jesu sei geschehen im Interesse der

Menschheit! Wenn das der Fall wäre, dann müßten die Menschen durch diese Lehre besser werden, man müßte ein größeres Maaß von Glauben, Hoffnung und Liebe wahrnehmen, als dieß in der katholischen Kirche der Fall war. Allein ihr habt aus dem Bisherigen entnommen, daß mit der Läugnung der Gottheit Jesu jene drei göttlichen Tugenden nicht nur nicht zunehmen, sondern sogar verschwinden. Besser also werden die Menschen durch diese Läugnung nicht, wohl aber schlechter, wofür der tägliche Beweis vor Augen liegt.

Es würde nun ohnedieß schon einleuchten, daß, wenn die Menschheit durch jene Läugnung der Gottheit Christi nicht besser wird, sie auch kaum glücklicher werden dürfte; allein da dieß dennoch behauptet wird, so wollen wir zum Überflusse die Nichtigkeit auch dieser Behauptung noch darthun im

II. Theil.

Es ist noch nie, so lange die christliche Religion besteht, ein so großer Haß der Besitzlosen gegen die Besitzenden gewesen, als gerade in unsern Tagen. Eigenthum und Proletariat stehen sich als die unversöhnlichsten Todfeinde gegenüber und bekämpfen sich einander auf Leben und Tod. Für den gegenwärtigen Augenblick ist diese sociale Frage, von der die ganze künftige Existenz Europas abhängt, allerdings in den Hintergrund getreten; allein wer bürgt uns denn, daß sie nicht zu einer andern Zeit wiederum, und zwar weit schärfer hervortrete, als das Erstemal? Und wenn sie nun kommt, wie treten wir ihr entgegen, wie soll sie gelöst werden? Etwa durch Kanonen und Bajonette? Nein, und abermal nein; hiedurch wird das Proletariat zwar für den Augenblick eingeschüchtert, es verkriecht sich in seinen Schlupfwinkeln; aber sein Grimm und Groll wird nur wachsen, und wehe dann der Welt, wenn das gereizte Ungeheuer denn doch einmal seinen Käfig zerbricht! Die Welt wird unter seinen Zähnen zermalmt werden.

Aber wie nun, wie ist zu helfen? Um diese Frage zu

beantworten, werfen wir einen Blick auf die früheren Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zurück. Wir finden auch da Arme und Reiche, Millionäre und Bettler, ja sogar die leidige Sklaverei. Und doch lesen wir Nichts von diesem Todhaß der Armen gegen die Reichen, wir lesen nichts von communistischen und socialistischen Umwälzungsversuchen. Wie kommt das? Das kommt daher, Geliebte, weil in jenen Zeiten das Schroffe zwischen Arm und Reich nicht so sehr gefühlt wurde, weil dieses Mißverhältniß durch das Christenthum möglichst ausgeglichen wurde. Damals glaubte nämlich der Reiche noch an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der sich selbst erniedrigte und Knechtesgestalt annahm, der den Thron seiner Herrlichkeit verließ und freiwillig arm geworden war, um den Reichen zu zeigen, daß irdisches Gut für sich nicht glücklich mache, sondern der gute Gebrauch, den man davon macht. Die Reichen glaubten es noch und befolgten es noch, weil es ihnen der Sohn Gottes sagte: „Ihr sollet euch auf Erden keine Schätze sammeln, wo sie der Rost und die Motten verzehren und wo sie die Diebe ausgraben und stehlen, sondern sammelt euch Schätze im Himmel, wo sie weder Rost noch Motten verzehren und wo sie die Diebe nicht ausgraben und nicht stehlen" (Matth. 6, 19. 20.; Luk. 12, 33.). Die Reichen glaubten es noch, wenn ihnen Christus sagte, daß jedes auch noch so geringe Werk der Barmherzigkeit an den Armen so betrachtet und belohnt würde, als wäre ihm, dem Sohne Gottes selber, dieses Gute erwiesen worden. Und wie die Reichen die Verheißungen glaubten, die ihnen der Herr gemacht hatte, wie sie sich nach den Belohnungen sehnten, die der Herr für die Wohlthätigkeit ausgesetzt hatte, so glaubten und fürchteten sie auch die schrecklichen Drohungen, die er und seine Apostel über den Mißbrauch der zeitlichen Güter ausgesprochen hatten. So entfaltete sich denn, getragen von dem Glauben an jene Verheißungen und Drohungen, die christliche Wohlthätigkeit in dem großartigsten Maaßstab. Als die Christengemeinde noch klein war, hatte sich sogar der Communismus

in seiner edelsten Form in ihr ausgebildet. Die Apostelgeschichte (Apostelg. 4, 34. 35.) berichtet hierüber: „So viel ihrer Äcker oder Häuser besaßen, verkauften selbe, brachten den Werth dessen, was sie verkauft hatten, und legten ihn zu den Füßen der Apostel: es wurde dann Jedem zugetheilt, was er bedurfte.“ Und die Apostelgeschichte setzt bei: „Es war kein Dürftiger unter ihnen.“ Also einen Armen hatte die erste christliche Gemeinde gar nicht. Diese Gütergemeinschaft konnte natürlich nur so lange bestehen, als die christliche Gemeinde noch klein war und ihre sämmtlichen Angehörigen in sittlicher Reinheit dastanden, so lang es unter ihr keine Müßiggänger, Verschwender und Geizhälse gab; darum kommt dieser edle Communismus später nur noch in Amerika vor, in jenen neuen christlichen Gemeinden, die man Reduktionen nannte, wo man die Sünde nur dem Namen nach kannte. Dort hatten die Jesuiten die Gütergemeinschaft eingeführt und sie hielt sich, bis es dem Feinde alles Guten gelungen war, auch jene apostolischen Gemeinden zu verwüsten.

An die Stelle dieser Gütergemeinschaft trat nun die christliche Wohlthätigkeit. Allerwärts bildeten sich Corporationen, die jede Art menschlichen Elendes zu lindern bemüht waren. Besonders aber war es das großartigste I n n u n g s w e s e n, das die Arbeiter der ganzen christlichen Welt in sich faßte, durch welches der Arbeiter, vor Bedrückung und Verführung sicher gestellt, zum Fleiße und zur Sparsamkeit sich angeregt und besonders in Armuth, Schwachheit und Hilflosigkeit sich bedacht sah. Der Geist der katholischen Kirche war es, der alle diese Institute durchdrang, sie belebte und ihnen eine höhere Weihe gab. Der Arbeiter, der Arme, der Proletarier, er sah sich damals nicht hinausgeworfen auf die Straße, nicht abgestoßen von den Reichen, sondern der Reiche betrachtete in ihm seinen Bruder, der wie er durch Christus erlöst und ein Ebenbild Gottes sei; er näherte sich ihm, er half, wo er helfen konnte, und nicht einmal geschah es, daß der Arme, der Hülflose sich von Jünglingen und Jungfrauen, von Frauen und

Männern aus den edelsten Geschlechtern bedient sah. Das rührte denn das Herz des Unglücklichen, es zog den Proletarier hin zum Reichen, und so ward durch die zarte Hand der christlichen Liebe die große Kluft ausgefüllt, die allerdings zwischen Arm und Reich besteht, und bestehen wird, so lange es Menschen gibt. Es ist dieß ein Mißverhältniß, das wie Krankheit und Tod, Hagelschlag und Überschwemmung, Krieg und Pest dem gefallenen Menschengeschlechte von unsern Stammeltern als trauriges Vermächtniß hinterlassen wurde und wohl gelindert, aber nicht beseitigt werden kann.

So standen die Dinge damals; wie stehen sie jetzt? Wie kommt es, daß jetzt das Proletariat dem Eigenthume so feindlich gegenübersteht, daß der Arme den Reichen so schrecklich haßt? Das kommt einfach daher, Geliebte, weil man in Jesus Christus nur mehr den Zimmermannssohn und nicht mehr den Sohn Gottes erblickt und in Folge dessen auch die Achtung vor seiner Stiftung, vor der christlichen Kirche verloren hat.

Deßhalb ist in dem Reichen die christliche Liebe erkaltet, weil er nicht mehr glaubt an die Verheißungen und Drohungen Christi. Und in der That, was soll auch ein Zimmermannssohn versprechen, womit soll er drohen können? Wenn Christus nicht der Sohn Gottes ist, was sollen dann wohl die Worte: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch, was ihr immer den Geringsten aus diesen meinen Mitbrüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan," für eine Bedeutung haben? Was soll das für die Reichen für ein Antrieb sein, Gutes zu thun, wenn sie hören, daß das so viel sei, als sei dieß dem Zimmermannssohne oder dem Weisen von Nazareth geschehen? Mit dem Glauben an Christus, den Sohn Gottes, haben die Reichen auch den Glauben an seine Verheißungen, die Furcht vor seinen Drohungen weggeworfen, und seit dieser Zeit verschließen sie ihr Herz gegen die Armen. Ihr Herz ist mit einer Metallkruste umgeben und die Thränen und das Elend der Armen vermag nicht mehr, es zu erweichen. Sie erblicken in dem Armen nicht mehr ihren Mitbruder, sondern eine Canaille, die

sie nur um ihren Hunger beneiden, deren Hände sie als Maschine gebrauchen, so lange sie kräftig sind, die sie aber wie eine ausgepreßte Citrone hinauswerfen, wenn sie keinen Nutzen mehr geben. So ist es denn kein Wunder, wenn durch diese Zurückstoßung sich ein glühender Haß gegen die Reichen in den Herzen der Armen nach und nach ausgebildet hat.

Aber auch die Armen, die Arbeiter, die Proletarier sind um ihr Christenthum gekommen, und daher ihre Unzufriedenheit und fortwährende Empörungslust. Die großen Innungen und Corporationen, in denen die arbeitende Klasse Schutz und Hilfe in allen Verhältnissen fand, wurden in den Revolutionsstürmen zerschlagen; seitdem steht der Arbeiter verlassen und allein da, und an die Stelle der Innungen sind die heimlichen Klubs getreten, die ihn in ihre Höhlen und Schlupfwinkel ziehen, dort ihn systematisch um alle Religion bringen und ihn zu einem gefügigen Werkzeuge der großen Umsturzpropaganda heranziehen. Früher hat der Arbeiter, der Proletarier sich mit dem Hinblicke auf den Sohn Gottes getröstet, der dem Armen zu lieb arm wurde, um ihm den Beweis zu liefern, daß Reichthum nicht das Glück des Menschen ausmache. Damals hat sich der Arme gedacht: Wenn's mir auch auf dieser Welt nicht gut geht, wenn ich es auch da hart habe, so dauert das nicht ewig. Es wird einst eine Zeit kommen, wo Gott jede Thräne vom Auge trocknen wird, wo weder Leid noch Klage und Schmerz sein werden; und da hat ihn denn der Hinblick auf seinen armen Heiland, der selber nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, der freiwillig in äußerster Armuth in einem elenden Stalle geboren wurde und in der äußersten Armuth auf hartem Holze starb, getröstet. Der Arme dachte früher: Der Reiche kann trotz seines Reichthums des Teufels werden, und da war es der reiche Prasser, den er vor Augen hatte, und: Der Arme kann trotz seiner Armuth ein Kind der Seligkeit werden, und da war es der arme Lazarus, der vor der Thüre des Reichen lag, aber dennoch in Abrahams Schooß kam; der den armen Arbeiter und Mann der Schmerzen tröstete und

ihn mit freudigen Blicken in die Zukunft schauen ließ. Aber wie ist das so ganz anders geworden! Seit der Arme nimmer an den Sohn Gottes und die Göttlichkeit des Evangeliums glaubt, was soll ihn jetzt in seiner dürftigen Lage noch trösten, noch beruhigen können? Man hat den Heiland der Proletarier, den armen Jesus nicht bloß aus den Werkstätten, sondern auch aus den Herzen der Proletarier herausgerissen, und nun wundere man sich noch, wenn der Arme mit seinem Loose nicht mehr zufrieden ist! Wenn ihn das nimmer tröstet, daß der Sohn Gottes ihm zu lieb arm geworden ist, um die Armuth zu weihen und zu heiligen, soll ihn etwa der arme Zimmermannssohn trösten können? Wird es einen größern Eindruck auf ihn machen, wenn ihn Jesus zu beruhigen sucht, der aus Liebe zur Armuth den Thron der Herrlichkeit verließ; oder wenn der Zimmermannssohn, der von Haus aus Nichts hatte, also aus der Noth eine Tugend machen mußte, zu ihm redet? Oder wird es den Armen mehr trösten, wenn ihn der arme Philosoph von Nazareth tröstet? Nimmermehr. Gerade das ist eine Hauptquelle des Elendes unserer Zeit, daß der Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes, Reichen und Armen abhanden gekommen ist, daher die Hartherzigkeit der Reichen und die Unzufriedenheit und der Todhaß der Armen. Und doch soll diese Läugnung der Gottheit Jesu im Interesse der Menschheit sein! Der nackte Thatbestand zeigt, daß die Menschen statt glücklicher nur elender geworden sind. Wenn nun der Zimmermannssohn nicht im Stande ist, durch seine Zusprüche im Glücke zu mäßigen und im Unglücke zu trösten: wird er etwa dann auf dem Todbette mit mehr Glück dem Sterbenden zur Seite stehen? Oder wird etwa der Weise von Nazareth mit seiner Philosophie einen sichern Geleitsbrief in die Ewigkeit geben können? Man täusche sich nicht! Auf dem Todbette hat die Philosophie ein Ende; an der Pforte der Ewigkeit tröstet nur das Kreuz des Erlösers, aber kein philosophischer Denkspruch. Wir haben noch nicht gehört, daß ein Läugner der Gottheit Christi glücklicher gelebt hat und

seliger gestorben ist, als der gläubige Katholik, der an Jesus, den Sohn Gottes, glaubt; aber das haben wir schon oft gesehen und gehört, daß die Läugner seiner Gottheit, reich oder arm, unglücklich gelebt und noch unglücklicher, weil bar von allem höhern Troste, aus der Welt gegangen sind.

Darum, katholisches Volk! halte fest an deinem Heilande, den bereits 2000 Jahre lang deine Voreltern bekannt haben. Es war kein anderer Glaube, als der an den Sohn Gottes, den Erlöser der Menschheit, der aus Maria der Jungfrau Fleisch angenommen. Auf diesem alleinigen Grunde blühten Glaube, Hoffnung und Liebe und die Menschheit wurde besser; durch den Glauben ist der Mensch glücklich und zufrieden im Leben und selig im Sterben, er mag nun arm oder reich sein. Wo aber der Glaube an die Gottheit Christi aufgehört hat, da weichen auch die Grundpfeiler des christlichen Lebens, da versiegt die Quelle der christlichen Wohlthätigkeit bei den Reichen und der Strom der Unzufriedenheit frißt sich in ein breites Bett durch das Gebiet der Völker. Darum sei das unser Loosungswort und unser Wahlspruch im Leben und im Sterben. Amen.

Predigt

auf den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

„Deine Sünden sind dir vergeben." Matth. 9, 2.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wer hört nicht gerne das trostreiche Wort: Deine Sünden sind dir vergeben? Wo ist derjenige Mensch auf der ganzen weiten Erde, der nicht diese Worte der Barmherzigkeit zu hören und so von seinen Sünden befreit zu werden wünschte? — Allein so gewiß es ist, daß jeder Mensch Verzeihung seiner Sünden zu erhalten wünscht, so gewiß ist es auch, daß gegen die Erfüllung der Bedingung, unter welcher allein diese Sündenvergebung nach den unwandelbaren Grundsätzen der katholischen Kirche erlangt werden kann, sich nicht wenige Katholiken, wenigstens Solche, die nach katholischem Ritus getauft worden sind, auf alle Weise sträuben. Entweder beichten nun solche Katholiken gar nicht, oder wenn sie auch beichten, so geschieht es nicht aus innerer Überzeugung, sie sind nicht durchdrungen von der Nothwendigkeit

und Nützlichkeit der katholischen Beichtanstalt, sondern sie beichten eben nur, um doch den Schein zu retten, um doch äußerlich dem Kirchengebote nachzukommen, um doch vor der Welt als Katholik dazustehen. Es ist dieß in der That sehr zu beklagen, allein es ist einmal so.

Wie nun? Was soll man solchen Katholiken ohne Überzeugung gegenüber thun? Ich weiß wohl, man könnte ihnen kurzweg in's Gesicht sagen: Wenn du nicht glaubst, was die katholische Kirche zu glauben vorhält, so bist du eben nur ein Namenkatholik; und wenn du nicht beichtest, so bist du excommunicirt, du schließest dich selbst aus der Kirchengemeinschaft aus; allein damit ist die Sache nicht abgethan. Es kann sich wohl der Eine oder der Andere aus Furcht vor der Excommunication der Beicht unterziehen, und somit äußerlich dem Gebote genügen; allein es wird schon eine Beicht darnach sein. Andere aber werden auch den Kirchenbann nicht achten und gar nicht beichten. Es sind dieß nicht gerade allemal böswillige Menschen, sondern sie sind nie gehörig belehrt und daher auch nicht überzeugt worden. Würden sie aber überzeugt, so würden sie auch ihre Vorurtheile ablegen und nicht nur beichten, sondern auch mit Nutzen beichten. Da es nun die Pflicht des Predigers ist, die Unwissenden zu lehren und die Schwankenden in ihrer Überzeugung zu befestigen, diejenigen aber, die schon überzeugt sind, in ihrer Überzeugung noch mehr zu bestärken, so werde ich mich heute mit Widerlegung der Einwendungen beschäftigen, die gewöhnlich gegen die katholische Beichtanstalt erhoben werden.

Ich beginne im Namen Jesu!

Ich kann mich einmal nicht entschließen, sagt der Eine, einem Menschen, der da im Beichtstuhle drinnen sitzt und ein Sünder ist, wie ich, und vielleicht ein noch größerer, meine Sünden zu bekennen. Wie soll mich denn der, welcher selber vielleicht tiefer in Sünden steckt, als ich, aus dem Schlamme

der Sünden herausziehen können? Wie nun? Ist ein solcher Einwurf nicht begründet? Kann denn ein Blinder den andern führen, ohne daß sie zuletzt beide in die Grube fallen?

Dieser Einwurf, Geliebte, zerfällt in sich selbst, wenn wir in's Auge fassen, daß, da überhaupt auf dieser Welt Menschen mit Menschen zu thun haben, das Amt von der Person wesentlich zu unterscheiden ist. Wenn du vor Gericht stehst, so fällt es dir nicht ein, gegen den Richter etwa deßwegen Verwahrung einzulegen, weil dir sein persönlicher Leumund oder sein Privatleben nicht zusagt; nein, du siehst in ihm nicht die Person, die etwa nach ihrem Gutdünken, sondern den Richter, der lediglich nach dem Gesetze urtheilt. Du kannst vor einem Richter stehen, der derselben Vergehen oder Verbrechen, um derenwillen du vor ihm stehst, in demselben oder in noch höherem Maaße schuldig ist; du weißt dieses vielleicht allein und sonst kein Mensch mit dir: wirst du deßwegen diesen Richter und seinen nach dem Gesetze gefällten Spruch verwerfen dürfen? Gewiß nicht. Es ist aber die Frage über Würdigkeit oder Unwürdigkeit eines Menschen überhaupt eine solche, die sich gar nicht mit Sicherheit beantworten läßt; denn der wahre Werth oder Unwerth des Menschen ist nicht nur nach seinen Handlungen, sondern auch nach seinen Gesinnungen zu bemessen. So kann Jemand für den rechtschaffensten und frömmsten Menschen von der Welt gelten und doch kann er ein Heuchler sein, so wie schon gar Manche, die alle Welt für Bettler hielt, reiche Leute waren. Gleichwie es daher eine der gefährlichsten Irrlehren war, die Wikleff aufgestellt hatte, daß ein Monarch, der eine Todsünde begangen hätte, aufhöre, König zu sein, so wäre es ebenso gefährlich zu behaupten, daß ein Beamter das weltliche Richteramt, oder ein Priester das geistliche Richteramt im Beichtstuhle nimmer verwalten dürfe oder könne, weil er entweder wirklich oder wahrscheinlich oder auch nur vielleicht eine unwürdige und mehr oder minder sündhafte Person sei. Über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit eines Menschen

kann in Wahrheit nur der entscheiden, der Herz und Nieren durchforscht, der Mensch aber nie mit Sicherheit, daher haben wir uns in solchen Fällen überall nur an das Amt, aber nie an die Person zu halten. Solltest du aber wirklich die Überzeugung haben, daß dieser oder jener Priester unwürdig oder sündhafter sei, als du, so bist du ja nicht gehalten, ihm zu beichten; du kannst dir ja einen Richter wählen, der in deinen Augen würdiger dasteht; allein gesetzt auch, du würdest dem beichten, der in deinen Augen sehr unwürdig ist, so hätte er doch dieselbe richterliche Gewalt, wie der Würdigste, und eine allenfallsige Belehrung hätte er dir wieder nicht etwa nach seinem Dafürhalten, sondern nach den Vorschriften des Evangeliums zu ertheilen. Du würdest also auch da nicht zu kurz kommen, sondern es würde sich hier auf geistigem Gebiete ereignen, was wir sonst auch wahrnehmen. Es gibt nämlich ein gewisses Thier, das sehr unreinlich ist, dessen Borsten wir aber dennoch all' unsere Reinlichkeit zu verdanken haben. So viel in Beziehung auf diesen Einwurf.

Ein anderer Einwurf lautet also: Es läßt sich denn doch nicht läugnen, daß bei Gelegenheit der Beicht schon arge Dinge sich zugetragen haben, die auf die Ohrenbeicht selber das nachtheiligste Licht werfen; eine Anstalt, die zu derlei Skandalen Veranlassung geben kann, existirt aber besser gar nicht, so ist doch die Gelegenheit abgeschnitten. Hierauf ist ganz einfach Folgendes zu erwidern: Die argen Dinge, zu denen die Ohrenbeicht schon Gelegenheit hat geben müssen, werden keineswegs geläugnet; allein man muß nur dabei auch nicht vergessen, daß auf diese argen Dinge die ärgsten Strafen gesetzt sind, und daß kein Priester und kein Bischof in der Welt die Betheiligten lossprechen kann, sondern nur allein der Pabst, der sich wegen der ungeheuren Schwere von derlei Vergehungen die Lossprechung von diesen Fällen und die Bestimmung der Buße hiefür selber vorbehalten hat. Wer aber deßwegen, weil die Beicht schon zu solchen Dingen mißbraucht worden ist, folgern wollte, die Beichtanstalt selber

sei schuld daran, und müsse folglich aufgehoben werden, der würde gewiß einen sehr irrigen Schluß machen. Was gibt es Edles, Ehrwürdiges und Schönes in der Welt, das nicht mißbraucht werden kann und mißbraucht worden ist? Ja, wird nicht gerade das Heiligste am meisten mißbraucht? Wie wird nicht der Name Gottes und der Name Jesus mißbraucht! Zu wie vielen Millionen Flüchen müssen nicht täglich die sieben Gnadenquellen des Christenthums ihren Namen leihen? Zu welchen Gräueln ist das reine Licht der Sonne, zu welch' schmählichen Dingen das Licht des Mondes bereits mißbraucht worden! Und doch fällt es deßwegen Niemanden ein, den Namen Gottes, Jesu, die heiligen Sakramente und die Sonne und den Mond zu verwünschen oder wegwünschen zu wollen. Es bleibt hier nämlich bei dem alten Grundsatz: Man beseitige den Mißbrauch, der gute Gebrauch aber bleibe in Geltung. Und so ist es auch mit dem Institut der Ohrenbeicht. Sie ist bestimmt, die Aussöhnung des Menschen mit Gott und die Heilung des Seelenkranken zu vermitteln. Sie ist die große Heilquelle, zu der die kranke Menschheit von allen Seiten zusammenströmt, um dort Genesung und Linderung der Leiden zu finden; wenn nun Jemand diese wohlthätige Anstalt mißbraucht, soll deßwegen die Heilquelle verschüttet werden? Gewiß nicht. Tausende ziehen alljährlich in unsere berühmten Bäder; Viele aus Bedürfniß im Interesse ihrer Gesundheit, aber auch Viele, um dort ihr Vermögen zu vergeuden und ein ausschweifendes Leben zu führen. Wie Viele sind nicht schon an den grünen Tischen zeitlich und ewig zu Grunde gegangen! Wo ist noch ein bedeutendes Bad, wo nicht die Blutspuren eines Selbstmörders zu sehen wären? Nun frage ich aber: Ist trotz aller dieser gräßlichen Dinge, die sich an solchen Orten schon zugetragen haben, es je einem Menschen eingefallen, zu verlangen, daß die Heilquellen selber zu verschütten seien, weil sie schon zu so vielen und schrecklichen Scenen Gelegenheit bieten mußten? Gewiß nicht. Nun, so sei man denn so billig, dieß auch

von der Heilsquelle des Christenthums gelten zu lassen. Wer sie mißbrauchen und sich statt des Lebens den Tod in ihr holen will, der möge es auf seine Gefahr hin thun; allein es sei auch Niemanden verwehrt, Gesundheit und Leben sich in ihr zu holen.

Aber, so lautet ein dritter Einwurf, angenommen auch, daß bei der Beicht nicht auf die Person des Richters zu achten und daß wegen des mancherlei Unfuges, zu dem die Beicht mißbraucht wird, deßhalb die Beicht selber nicht zu beseitigen ist: so viel ist doch gewiß, daß die Ohrenbeicht selber nicht nothwendig ist, sondern daß man auch ohne sie Vergebung seiner Sünden erhalten kann. Wozu auch dieses inquisitorische Verfahren, diese Gewissensfolter? Gott der Herr weiß meine Sünden, ihm allein bekenne ich sie, und er wird mir sie auch verzeihen. Hat ja auch David ausgerufen: Herr, ich habe gesündigt! und es ward ihm verziehen. So ersieht man auch aus dem heutigen Evangelium, daß Jesus ohne vorausgegangene Beicht zum Gichtbrüchigen sprach: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Man braucht also nur Glauben und Reue zu haben, und Gott verzeiht auch ohne Ohrenbeicht.

Hierauf ist Folgendes zu erwidern: Wenn man im alten Testamente Vergebung seiner Sünden erhielt ohne Ohrenbeicht, wenn somit David aus reuevoller Brust nur rufen durfte: Herr, ich habe gesündigt! und Vergebung seiner Sünden erhielt; so folgt daraus keineswegs, daß das Alles auch im neuen Bunde so sein müsse. Im alten Bunde gab es gar Manches, was das Christenthum nicht aufnahm, z. B. die Beschneidung, das Essen vom Blute und vom Erstickten, die Waschungen und Reinigungen und die blutigen Schlachtopfer; dagegen hat das Christenthum gar Vieles von seinem Stifter überkommen, was früher nicht oder nur im Schatten und Vorbilde da war. Das Christenthum sollte nämlich Weltreligion werden, während der Mosaismus nur örtliche Bedeutung hatte und durch seine Satzungen wie mit einem Zaune

gegen das Heidenthum abgeschlossen war. Kein Wunder also, wenn im Christenthum sich Anstalten finden, die früher nur mangelhaft oder gar nicht bestanden. Was indessen die geheime Beicht anlangt, so finden sich schon im Judenthum sehr starke Spuren von ihrer Existenz, und will man sich auf David berufen, so ist gerade er es, der vor dem Propheten Nathan eine solche geheime Beicht ablegte. Nathan hatte nämlich in der schonendsten Weise durch Einführung einer Parabel David zum Geständnisse seines Ehebruches zu bringen gesucht und erst auf dieses Bekenntniß hin, das der König nicht vor Gott, sondern vor seinem Propheten ablegte, wurde ihm die Sünde verziehen. In den fünf Büchern Mosis ist öfter die Rede von einem Sündenbekenntnisse, das abgelegt werden mußte, und im Buche Ekklesiastikus heißt es geradezu: „Schäme dich nicht, deine Sünden zu bekennen; denn es gibt eine Scham, die sündhaft ist, und es gibt eine Scham, die Ehre und Gunst mit sich bringt" (Sir. 4, 31. 25.). Und als Johannes am Jordan predigte, da heißt es in der Schrift (Mark. 1, 5.): „Das ganze Judäa und alle Einwohner Jerusalems gingen zu ihm hinaus, und ließen sich von ihm taufen im Flusse Jordan, und bekannten ihre Sünden." Daß sie hier dem Johannes ihre Sünden bekannten und nicht Gott im Allgemeinen, ist klar. Johannes hat ihnen auch auf ihre Beicht hin die nöthige Lehre gegeben, den Soldaten diese, den Zöllnern jene, Andern eine andere Lehre. Es hat also vor Christus schon bei den Juden eine Art Beicht gegeben, und zwar, wie sich nachweisen ließe, nicht bloß bei den Juden, sondern auch bei den Heiden, namentlich bei den Indiern, wo diese Beicht eine wahre Folter war und noch ist.

Wenn nun geläugnet werden will, daß im Christenthum die Ohrenbeicht nothwendig ist, weil Christus selber kein Sündenbekenntniß verlangt und doch die Sünden vergeben habe: so wird hiebei übersehen, daß Jesus allerdings ein solches Bekenntniß nicht zu fordern brauchte, weil er ohnehin jedem Menschen in's Herz sah, und alle Gedanken wußte.

Dem Herrn genügte es deßhalb, wenn er Glauben und Reue sah, und dann sprach er das trostreiche Wort: Deine Sünden sind dir vergeben. Diejenigen aber, denen er die Verwaltung der Bußanstalt anvertraut hatte, seine Apostel und ihre Nachfolger, können den Zustand eines Menschen erst dann beurtheilen, wenn dieser freiwillig ihnen denselben entdeckt, und erst dann können sie auch urtheilen, ob sie einem Menschen die Sünden zu vergeben oder zu behalten haben. Darum hat der Herr für die Zukunft ausdrücklich dieses spezielle Sündenbekenntniß angeordnet und an dasselbe die Vergebung der Sünden geknüpft mit den Worten: „Wem ihr die Sünden nachlasset, dem sind sie nachgelassen, wem ihr sie vorbehaltet, dem sind sie vorbehalten.“ Es gibt so kleinliche Menschen, die recht gern die Nothwendigkeit der Beicht anerkennen würden, wenn in der Schrift stünde, daß der heilige Joseph einen Beichtstuhl gemacht hätte, oder wenn darin von einem Jubiläum oder einem großen Beichtconcurs berichtet würde; aber weil nur darin steht: „Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben, und wem ihr sie behaltet, dem sind sie behalten,“ so zweifeln sie noch, als wenn nicht die Nothwendigkeit der geheimen Beicht klar und deutlich aus der ganzen Stelle herausschaute! Die Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe und Priester, sind ja gar nicht im Stande, zu urtheilen, ob sie die Sünden zu vergeben oder zu behalten haben, wenn sie nicht den ganzen Seelenzustand des Sünders zuvor kennen, und diesen kann ihnen nur ein geheimes Bekenntniß aufdecken. So wenig ein Richter über Vergehen aburtheilen kann, die er nicht kennt, so wenig ist dieß der Priester im Stande. Die Nothwendigkeit der Ohrenbeicht geht somit klar hervor. Und wenn wir in der heiligen Schrift weiter Nichts mehr lesen, wie die ersten Christen dieser Vorschrift nachgekommen seien, so kommt das daher, weil die ersten Christen einen reinen Lebenswandel führten, also die Ohrenbeicht für sie keine so bindende Nothwendigkeit war. Übrigens ganz ohne Hinweisung auf das Institut der geheimen Beicht sind

selbst die heiligen Schriften nicht; denn schon die Apostelgeschichte (Apostelg. 19, 18.) sagt: „Viele der Gläubigen kamen und bekannten und sagten, was sie gethan hatten.“ Und im Briefe des heiligen Jakobus kommt die Aufforderung vor: „Bekennet einander eure Sünden!“ Und wo die heilige Schrift ihre Berichte schließt, dort knüpfen die ältesten geschichtlichen Denkmäler des Christenthums wieder an. Sie sprechen von einem Bekenntnisse, wobei man die falsche Schamhaftigkeit zu überwinden habe, wenn man nicht seinen Zustand noch verschlimmern wolle. So sagt der uralte Tertullian*): „Manche scheuen dieses Werk der Veröffentlichung ihrer selbst, oder verschieben es von einem Tage zum andern, wie ich vermuthe, mehr aus Scham, als des Heiles eingedenk, welche dem Arzte die an geheimen Orten des Leibes sich zugezogenen Übel nicht offenbaren wollen und auf diese Weise mit ihrer Schamhaftigkeit zu Grunde gehen.“ Es ist fast kein Vater und Lehrer der Kirche, der nicht vor dieser falschen Scham warnte und zu einem aufrichtigen Sündenbekenntniß ermunterte. Das Alles deutet hin auf eine geheime Beicht vor einem Menschen, der mit einem Arzte verglichen wird, und vor dem man deßwegen sich nicht zu schämen habe. Ein allgemeines Sündenbekenntniß vor Gott kann das unmöglich gewesen sein; ein solches wäre etwa unsere offene Schuld, die wir alle Sonntage beten, oder das Confiteor, das jedoch Jeder ohne Scham hersagen kann, eben weil es allgemein gehalten ist; es kann unter diesem Sündenbekenntnisse auch nicht jene öffentliche Beicht zu verstehen sein, die in den ersten vierhundert Jahren eingeführt war, in der man öffentliche Ärgernisse auch öffentlich bekennen und büßen mußte, sondern es ist hier die Rede von einer Beicht, die vor einem einzelnen Menschen geheim abgelegt wird, den man als Arzt zu betrachten und vor welchem man daher auch die geheimsten Dinge zu entdecken hat.

---

*) Lib. de poenit. c. 10.

Wenn nun behauptet wird, daß diese geheime Beicht eine Folter, ein Inquisitionsgericht sei, durch welches man die erschrockenen Gemüther ängstige, so ist das eine ungegründete Behauptung. Allerdings kommt es uns hart an, wenn wir unsere geheimen Sünden *einem* Menschen entdecken sollen, gleichwie es schwer fällt, gewisse Zustände einem Arzte anzuvertrauen; allein hieran ist nichts Ursache, als die falsche Scham, die leider gerade sich da einstellt, wo sie nicht am rechten Orte ist, und dort ausbleibt, wo man sie haben sollte. „O Verkehrtheit!" ruft da der heilige Bernhard aus, „wir schämen uns nicht, uns zu beschmutzen, schämen uns aber, uns zu reinigen." Und der heilige Augustin ruft aus: „Was schämst du dich, o Mensch, deine Sünden zu bekennen? Ich bin ein Sünder, wie du. Ich bin *ein* Mensch, wie du. Nichts Menschliches ist nach meiner Ansicht mir fremd. Beichte also als Mensch einem Menschen, als Sünder einem Sünder." Wäre diese falsche Scham nicht, dann hätte die Beicht wahrhaftig nichts Lästiges. Aber gerade diese dient zu jener Demüthigung, die uns so nothwendig ist; denn hast du dich nicht geschämt, die Sünde zu begehen, so schäme dich auch nicht, sie zu beichten. Manche sind zu ängstlich bei der Gewissenserforschung; allein Gott verlangt nichts Unmögliches und für die Beicht der läßlichen Sünden besteht ja ohnehin keine Verpflichtung. Die Hauptsache ist, daß der Priester den Seelenzustand des Beichtenden kennen lernt, um ihn beurtheilen zu können. Das ist unumgänglich nothwendig; deßhalb muß es dem Priester wie dem Arzte erlaubt sein, fern von aller Unbescheidenheit, Neugierde und Vorwitz, die nöthigen Fragen zu stellen, so wie der Beichtende mit aller Aufrichtigkeit diese Fragen zu beantworten hat. Das ist allerdings eine Inquisition, aber keine halspeinliche, keine Folter, sondern eine solche, wie sie alle Tage zwischen Eltern und Kindern, zwischen Arzt und Kranken, zwischen Geschwisterten und Freunden vorkommen kann. Diese Inquisition unterscheidet sich aber von jeder andern noch insbesondere dadurch, daß der

Untersuchungsrichter die mitgetheilten Vergehen auf ewig in seiner Brust verschließen muß, daß ferner der Schuldige durch sein Geständniß nie und nimmer in Schande und Verlegenheit kommen darf, und daß gerade das offene Geständniß es ist, welches ihm Verzeihung erwirbt, während sonst bei Gericht Jeder erst gestraft wird, sobald er eingesteht. „Eine neue Art Gericht!" ruft da der heilige Zeno aus, „in welchem der Schuldige verdammt wird, wenn er sein Verbrechen verheimlicht, dagegen freigesprochen wird, wenn er es bekennt."

So wäre es also wirklich wahr, daß die Ohrenbeicht von Christus selber angeordnet ist und daß er an diese geheime Beicht die Sündenvergebung geknüpft hat? Wahrhaftig, es ist nicht anders. Christus selber hat diese geheime Beicht angeordnet, sie hat auch von jeher in der Kirche bestanden zum Heile Aller, die von ihr einen guten Gebrauch machten. So wäre es also nicht wahr, daß die Beicht erst später eingeführt wurde, daß sie also kein göttliches, sondern nur ein kirchliches Institut wäre? So wäre es also nicht wahr, daß Innocenz **III.** erst im Jahre 1215 die Ohrenbeicht eingeführt hätte, daß sie somit erst seit dieser Zeit bestünde? Nein, das Alles ist nicht wahr. Innocenz **III.** hat nur die Verfügung getroffen, daß man wenigstens einmal im Jahre zu beichten habe, zu Ostern nämlich, und diese Verfügung traf er deßwegen, weil sonst viele Christen das ganze Jahr nicht gebeichtet hätten; aber die Beicht selber bestand längst vor ihm. Es ist auch eine gar sonderbare Behauptung, durch die man unserer Zeit glauben machen will, das Volk im Mittelalter wäre so blindgläubig und dumm gewesen, daß es ohne weiters den andern Tag als Glaubensartikel angenommen hätte, was einem Pabste über Nacht eingefallen wäre; allein da irrt man sich stark. Wohl stand die Geistlichkeit damals in hohem Ansehen, wohl hat es auch damals unwissende und leichtgläubige Leute gegeben; allein in Beziehung auf Glaubenssachen hat das Volk von jeher einen sehr guten Takt und feines Gefühl gehabt. Darum weiß man genau

das Jahr wann, und man kennt alle die Personen welche je eine neue von der bisherigen katholischen Lehre abweichende Behauptung aufgestellt haben. Wenn nun Innocenz die Beicht eingeführt und sie früher kein Mensch gekannt hätte: glaubt man denn, das Volk hätte stillgeschwiegen oder es hätte die Einschmuggelung nicht bemerkt? Glaubt man denn, die damalige Christenheit hätte sich diese neue Lehre, die ein noch nie dagewesenes, geheimes, mit so vieler Beschämung verbundenes Bekenntniß vor dem Priester fordert, aufhalsen lassen, ohne im mindesten dagegen zu protestiren? Und die Fürsten, die Großen dieser Erde insbesonders hätten sich das so bereitwillig gefallen lassen? Und keine einzige Stimme der damaligen Zeit hätte sich über diese Neuerung beklagt, sie gerügt, sie als Neuerung bezeichnet, während doch sonst alle Abweichungen vom katholischen Glauben so schnell entdeckt wurden? Wahrhaftig, so bornirt darf man sich das Volk zu jener Zeit nicht denken — man mag von seiner Leichtgläubigkeit denken, was man will. Es ist erst noch die Frage, ob das Volk in jenem Mittelalter, wo nach der Behauptung Einiger die Finsterniß so groß war, daß man sie mit Messern schneiden konnte, so leichtgläubig und so schrecklich mit Blindheit geschlagen war, als in unserer hochlichten, aufgeklärten Zeit. Das Volk, heißt es, stand damals unter der Pfaffenherrschaft und die Leute gingen wie Schafe an der Wollenschnur der Hierarchie einher, Alles, was ihnen die Geistlichen vorsagten, wurde blindlings geglaubt. Heutzutage aber ist man Gott Lob über dergleichen hinaus! Die Losung unserer Tage ist: Freiheit und Licht! Es ist wahr, das deutsche Volk glaubt in seiner Mehrheit dem Pabste nichts mehr und auch nichts mehr der katholischen Kirche. Es hat das sogenannte Pfaffenregiment abgeschüttelt. Aber wem glaubt es denn jetzt? Wer sind denn jetzt seine Orakel, seine Freunde und Rathgeber? O der Schande, daß man es sagen muß! Leute sind es, die sonst zum Auskehricht gehört haben, Menschen ohne Glauben, ohne Sitten, ohne wahres, gediegenes

Wissen, an deren Lebenswandel man ohne Erröthen nicht denken kann, Maulhelden, die von der Lüge wie vom täglichen Brode leben, die keinen andern Beweis für ihre Sendung zu führen vermögen, als die gränzenlose Leichtgläubigkeit der ungebildeten Massen, deren Stolz geschmeichelt, deren Leidenschaften und Sünden beschönigt oder wohl noch gar gerechtfertigt werden. Wahrhaftig, die alten Deutschen würden erröthen, wenn sie heute aus dem Grabe erstünden und sähen, wer die Leute sind, die sich für die Wiederhersteller des reinen Christenthums ausgeben, die in der Regel den Ton angeben, die öffentliche Meinung machen oder sie drehen und fälschen und überhaupt für Volkswohl zu schwärmen vorgeben. Wahrhaftig, wenn ein Innocenz III., dieser große Pabst und Gelehrte, dessen Bild in sittlicher Klarheit uns entgegenstrahlt, wirklich die Beicht erfunden und das Volk ihm diesen Irrthum geglaubt hätte: es wäre sehr verzeihlich gewesen; denn wie gerne glaubt man einem großen Mann! Aber ich frage, ob das auch verzeihlich ist, wenn man im Jahrhundert der Aufklärung, des Lichtes und des Fortschrittes, im hochgepriesenen Zeitalter der Errungenschaften, in der Periode der deutschen Gründlichkeit und des philosophischen Scharfsinnes Leuten Glauben schenkt, welche den dreieinigen Gott, die Gottheit Christi und des heiligen Geistes und überhaupt die Glaubenssätze des Christenthums mit einer Unverschämtheit verwerfen, als handle es sich da nur um ein paar Märchen und Anekdoten, für ihre Verneinungen aber auch nicht einen Schatten von Wissenschaftlichkeit geltend machen können. Wahrhaftig, eine solche Leichtgläubigkeit, solch' ein Köhlerglaube ist unerhört in der Geschichte, und unsere Zeit darf wahrlich dem Mittelalter in dieser Beziehung keinen Vorwurf machen.

Wenn nun erst gar noch behauptet wird, die Geistlichkeit hätte die Beicht nur erfunden, um dadurch in alle Familienverhältnisse eingeweiht zu werden und herrschen zu können, so kann man sich über eine solche Kurzsichtigkeit nur wundern. Wahrhaftig, um einen solchen Preis wird Niemand

herrschen wollen! Oder wo ist derjenige, der in die Schwindgruben menschlicher Versunkenheit und Verworfenheit hinabstiege, wie dieß die Beicht erfordert, um herrschen zu können! Wahrhaftig, wenn die Geistlichkeit je eine Erfindung gemacht hätte, sie hätte keine machen können, die mehr gegen ihr eigenes Interesse gewesen wäre, wie diese. Wie viele Mühe und Anstrengung bliebe dem Priester erspart, wenn es keinen Beichtstuhl gäbe, welcher Verantwortung bliebe er überhoben und welche Gefahren, im Umgange mit der Seelenpest selber angesteckt zu werden, wären gar nicht da! In der That, im Interesse der Gemächlichkeit, die man dem Priester so gerne zum Vorwurfe macht, wäre die Beicht wahrlich nicht erfunden, wenn sie auch erfunden wäre!

Aber die bisherige Darlegung dürfte euch, Geliebte, den Beweis geliefert haben, daß dem nicht so sei. Nein, die Beicht ist angeordnet von Jesus Christus, dem himmlischen Seelenarzt selbst; die Priester sind seine Nachfolger, sie sind als Ärzte aufgestellt in Städten und Dörfern, um allüberall den Gesundheitszustand zu überwachen und zu untersuchen; sie sind mit den nöthigen Heilmitteln versehen, um für alle, auch die schwersten Krankheiten der Seele jeden Augenblick Hilfe zu schaffen. Wahrhaftig, ein edler, ein erhabener Beruf! Denn wo ist derjenige, der nicht den geschickten, eifrigen und sich hinopfernden Arzt ehrt! Und wenn auch die Arznei nicht immer hilft, wenn die Natur selber nimmer mitwirkt und die Seele im Kampfe mit der Pest der Sünde erliegt, trägt da der Arzt die Schuld, oder die Arznei? Oder wenn der Kranke dem Arzte nicht die Wahrheit entdeckt und die vorgeschriebenen Heilmittel entweder gar nicht oder nur halb gebraucht — wer trägt die Schuld? Oder wenn der Arzt seine Kunst mißbraucht zu schändlichen Zwecken, oder die Menschen die Arzneien zu ihrem Verderben, zum Selbstmorde &c. mißbrauchen, darf dann solcher Mißbrauch der Heilanstalt zur Last gelegt werden? Gewiß nicht. Nun denn, katholische Christen! So ehret und schätzet die von Christus eingesetzte

Heilanstalt und benützet sie zu eurem Seelenheile! Millionen schon sind durch die Beicht gerettet worden! Millionen verdanken ihr Trost und Beruhigung, wenn auch Millionen Anderer sie zu ihrem Verderben mißbrauchen sollten. Gesetzt auch, wir hätten die Beicht nicht, wäre es dann besser um uns bestellt? Würden wir besser leben, würden wir seliger sterben, würden wir leichter in den Himmel kommen? Ja, bequemer hat man's, wenn man nicht beichten darf, das ist gewiß; ob aber diese Bequemlichkeit zu besserem Ziele führt, das ist eine Frage, die uns Jene noch nicht beantwortet haben, welche nicht beichten und die Beicht verachten. Uns aber hat sie sich schon oft genug als eine heilsame Anstalt erprobt und darum ehren wir sie. Wenn Andere, die nicht beichten, selig werden, so vergönnen wir ihnen ganz gewiß diese Seligkeit; aber man erlaube uns, daß auch wir nach unserer Façon selig werden dürfen. Amen.

Predigt

auf den neunzehnten Sonntag nach Pfingsten.

„Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsterniß. Da wird Heulen und Zähneknirschen sein.“ Matth. 22, 13.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Also wird derjenige, der kein hochzeitliches Kleid anhat, der somit nicht im Stande der Gnade vor dem göttlichen Richter erscheint, hinausgeworfen in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneklappern ist! So werden also alle Feinde des Lammes, alle Jene, welche die so oft angebotene Gnade nicht angenommen, sondern von sich gestoßen haben, auf ewig in einen Ort namenloser Qual verstoßen werden! Hände und Füße werden ihnen nach dem Gleichnisse des heutigen Evangeliums gebunden, damit sie sich nicht schützen, nicht vertheidigen, nicht entlaufen können. — Gott im Himmel! was muß das für ein fürchterlicher Zustand sein! Das ist ja zuletzt die leibhaftige Hölle, auf die im heutigen Evangelium angespielt ist, jener Feuerpfuhl, der dem Teufel und

seinen Engeln bereitet ist! — Doch wer wird heut zu Tage mehr von derlei Teufelslarven sich schrecken lassen! In Frankfurt unten hat Jemand einst in der Paulskirche die Äußerung fallen lassen: Wer den Teufel beschwört, der muß auch riskiren, daß er ihn hole, und in der Versammlung entstand darauf ungeheures Gelächter, meldet der Berichterstatter. Und in der That. Wie Viele gibt es denn nicht, die ein helles Gelächter aufschlagen, sobald vom Teufel die Rede ist! Wie Viele gibt es denn nicht, die von der Hölle wie von einem Märchen reden, womit an langweiligen Winterabenden die Ammen die kleinen Kinder schrecken, um sie zur Ruhe zu bringen! Man spielt mit dem Teufel und dem höllischen Feuer, wie mit Marionetten und schätzt sich überaus glücklich, daß man einer Zeit angehört, die im Sonnenlichte ihrer Aufklärung das ganze Schattenreich verschwinden läßt und so mit dem gepriesenen Talisman der philosophischen Forschung die Fabel- und Märchenwelt mit einer neuen Entdeckung bereichert hat. O wie freuen sich über diesen kostbaren Fund nicht gewisse Menschenkinder! Wie ein drückender Alp lastete ja die Furcht vor der Hölle und ihren ewigen Strafen beständig auf ihrem Herzen! Aber jetzt schlägt die Glocke der Freiheit! jetzt ist die Hölle nicht mehr! Jetzt darf man ungescheut sündigen, man hat keine Hölle mehr zu fürchten — nur hie und da so ein Knurren und Murren da drinnen — doch auch dafür ist Rath; die heulende Bestie des Gewissens kann man schon zum Schweigen bringen. Darum Glück auf jetzt zum neuen Leben voll Freiheit und Wonne! — Haltet ein! Jubelt nicht zu früh, ihr Bethörten! Der Boden, auf dem ihr steht, ist hohl und wankt, und unter ihm brennt die Hölle, die ihr so frech und muthwillig läugnet. Glaubt ihr denn, wenn ihr die Hölle läugnet, so existirt sie wirklich nicht? Da müßte freilich auch der liebe Gott jedesmal verschwinden, sobald ein Atheist in der Thorheit seines Herzens ausruft: Es ist kein Gott! — Allein so geht das nicht. Und wenn der Blinde hundertmal ruft: Es gibt keine Sonne, so existirt sie dennoch.

Und so, Geliebte, ist es auch mit der Hölle und ihren ewigen Strafen. So unangenehm, so entsetzlich auch diese Wahrheit ist, es ist und bleibt doch eine Wahrheit: Es gibt eine Hölle mit ewigen Strafen, und Alles, was die sogenannte Philosophie unserer Zeit dagegen einwendet, beruht auf glänzenden Trugschlüssen, die vor der einfachen Wahrheit in Nichts zerfließen, und gerade die Nichtigkeit dieser Einwürfe ist es, die ich euch, andächtige Zuhörer, heute darthun möchte. Möchten die Gläubigen dadurch in ihrer Überzeugung bestärkt, die Irregeleiteten aber eines Bessern belehrt werden. Zu diesem Ende beginne ich im heiligsten Namen Jesu!

Die heilige Schrift redet gar häufig von einem ewigen Feuer. Allein das Wort „ewig" wird auch in einer andern Bedeutung gebraucht, in welcher es nicht die Ewigkeit, sondern eine sehr lange Zeit bezeichnet. Das war nun denen, welche die Ewigkeit der Höllenstrafen gern weg haben wollten, sehr erwünscht; sie klammerten sich an das Wörtlein ewig an und behaupteten: Da ewig in der heiligen Schrift gar häufig nichts anders heißt, als sehr lang, so kann der Ausdruck: „ewiges Feuer" auch nur so viel heißen, als: ein Feuer, das sehr lange brennt.

Allein abgesehen davon, daß, wenn von der Hölle die Rede ist, schon darum das Wort „ewig" im eigentlichen Sinne genommen werden muß, weil in vielen andern Stellen der Schrift versichert wird, daß die Peinen der Hölle nie ein Ende nehmen, daß der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlöschen wird: braucht man nur ein Quentchen gesunden Menschenverstand und etwas Ehrlichkeit zu besitzen, um einzusehen, daß, wenn vom ewigen Feuer der Hölle die Rede ist, nur die unendliche Dauer desselben gemeint sein kann. Oder sagt mir: ist es einem Menschen, der nicht gar Alles läugnet, schon in den Sinn gekommen, die unendliche Dauer der Himmelsfreuden in Abrede zu stellen? Ist je erhört worden,

daß Jemand, der überhaupt an ein besseres Jenseits glaubt, behauptete, das Wort ewig sei hier nicht von der Ewigkeit, sondern nur von einer sehr langen Dauer zu verstehen? Hat schon Jemand gewünscht, daß die Seligkeit des Himmels zwar sehr lange, aber doch nicht ewig dauern möchte? Gewiß nicht. Nun denn, wenn man ein ewig seliges Leben gelten lassen will, warum denn nicht auch ein ewig unseliges Leben? Wenn es Werke gibt, die Gott mit ewiger Freude belohnt, wird es nicht auch Werke geben, die er mit ewiger Pein bestraft? Nimmt man also eine ewige Belohnung an, so muß es auch eine ewige Strafe geben. Das Wort ewig kann somit hier, wo von Himmel und Hölle die Rede ist, nur im eigentlichen Sinne genommen werden, es bezeichnet einen nicht etwa sehr lange dauernden, sondern nie aufhörenden seligen oder unseligen Zustand im jenseitigen Leben, ewige Seligkeit, ewige Pein. —

Das haben nun die Läugner dieser Wahrheit wohl eingesehen, daß sie mit der heiligen Schrift nicht zurecht kommen und daß all ihr Drehen, Deuten und Mäckeln am Worte „ewig" eitel vergebliche Mühe sei. Eine zu klare Auslegung des Wortes ewig ist ja der Ausspruch des Herrn: Ihr Wurm stirbt nicht, ihr Feuer erlischt nicht; deutlicher konnte ja Jesus nimmer es ausdrücken, wie er das Wort ewig verstand und verstanden wissen wollte, wenn er sagte: Sie werden hingehen in die ewige Pein. Darum haben denn die lichtfreundlichen Aufklärer auch die heilige Schrift weggeworfen, weil sie sahen, daß sie auf diesem Felde Nichts ausrichten, und sich auf den sogenannten philosophischen Standpunkt gestellt, um von diesem aus ihre Angriffe gegen die Hölle und ihr ewiges Feuer führen zu können. Da die wässerigen Schriftauslegungen das Höllenfeuer nicht zu löschen im Stande sind, versucht man die Schleußen menschlicher Afterweisheit zu ziehen, um einen Strom von glänzenden Sophismen über die ewige Höllenglut hinzuleiten und so dieselbe für immer und ewig zu vertilgen.

Allein auch dieß Werk scheint nicht gelungen zu sein. Hören wir nur!

Der Philosoph sagt: Der Mensch ist ein endliches Wesen; ein endliches Wesen aber kann keine unendliche Sünde begehen, es kann somit auch nicht durch eine unendliche Strafe bestraft werden. Es ist auch die Sünde nur eine kurze, vorübergehende, gesetzwidrige Handlung, eine solche Handlung kann aber doch nicht mit einer ewigen Strafe bestraft werden; denn die Strafe muß ja doch dem Vergehen angemessen sein; folglich gibt es kein ewiges Feuer der Hölle.

Was ist nun hierauf zu erwidern? Scheint ja die Sache so klar und einleuchtend und das ewige Höllenfeuer scheint da mit einer Leichtigkeit ausgelöscht, wie ein Kerzenlicht durch den Hauch des Mundes. Indeß ist dieß aber nur Schein, und die Hölle brennt dennoch fort. Allerdings ist der Mensch ein endliches, vergängliches Wesen; allein das hindert nicht, daß seine Thaten einen unendlichen Werth oder Unwerth haben. Bei seinen Handlungen kommt es nämlich nicht auf seinen Körper an, auf dieses baufällige Werkzeug der Seele, das heute ist und morgen nicht mehr, sondern auf die Seele selber und ihren W i l l e n. Auf diesen Willen sieht Gott; denn dieser ist die Hauptsache. Nun ist es aber gewiß, daß der Wille zu sündigen in einem Menschen noch vorhanden sein kann, wenn er gleich nimmer im Stande ist, eine Sünde zu begehen. Hier hat die Sünde den Menschen verlassen, aber nicht der Mensch die Sünde. Von diesem sündhaften Willen, der beständig da ist, wenn auch die körperliche Kraft zu sündigen schon verschwunden ist, kann man sich hinlänglich überzeugen, man darf nur gewisse Äußerungen aus dem Munde alter, verstockter, graugewordener Sünder hören. Sie bedauern es, daß sie nicht mehr jung sind, daß die Kräfte abnehmen, daß sie Invaliden im Dienste der Sünde geworden sind. O wenn sie nur ewig jung sein könnten, wenn Muskel und Nerven nur ewig ihre Spannkraft behielten; ihr einziger Wunsch wäre dann erfüllt. Nun frage ich euch, Geliebte,

was heißt denn das mit andern Worten anders, als: Wenn ich nur ewig jung, frisch und kräftig wäre, um ewig sündigen zu können, wie gerne würde ich auf Gott und seinen Himmel verzichten! Nun sagt mir: Kommt es da auf den Körper an, kann da der Umstand in Rechnung kommen, daß der Mensch ein endliches, hinfälliges Wesen ist? Nein, auf den Willen kommt es da an; der böse Wille aber will ewig sündigen und Niemand bedauert es mehr, als er, daß ihm durch die Abnahme der Kräfte und die gewisse Auflösung des Körpers das Werkzeug zur Sünde geschwächt und vernichtet wird. So kann also der an sich endliche Mensch in Bezug auf seinen Willen die Sünde ewig lieben; die Kraft, zu sündigen, kann längst gebrochen sein; aber der Wille, zu sündigen, kann auf dem Todbette noch in vollster Kraft bestehen. Wenn nun der Mensch mit diesem Willen, der die Sünde ewig liebt, aus dieser Welt geht: entspricht diesem Willen nicht eine ewige Strafe? Der in der Sünde Verstorbene bleibt ewig in der Sünde, in der Neigung zur Sünde, im Hasse Gottes, er muß also auch ewig leiden. Dieser Wille, ewig sündigen zu können, liegt in gar mancher Sünde, die sonst nur kurze Zeit, vielleicht nur wenige Augenblicke dauert, aber dennoch ewig bestraft wird, weil der Wille, sie ewig zu begehen, wenn es nur möglich wäre, der Begleiter dieser Sünde ist. Da nun dieser böse Wille jenseits keine Änderung mehr erleidet, so hat der Verdammte beständig den Willen, in der Sünde zu bleiben und wird somit ewig gestraft. Darum sagt auch der große Philosoph Leibnitz: „Die Sünden der Verdammten können in Wahrheit unendlich genannt werden, weil sie die ganze Ewigkeit im Sündigen verharren."

Wiederum ist bei der Sünde des Menschen nicht bloß auf den Willen zu sehen, sondern auch auf den, der durch die Sünde beleidigt und auf das Gebot, welches übertreten wird. An sich ist wohl jede Sünde eine Majestätsbeleidigung; allein die schwere Sünde ist der vollendetste Akt der Empörung gegen Gott, ein förmlicher Angriff auf das Wesen

Gottes selbst. Derjenige, welcher eine schwere Sünde begeht, wünscht, oder wenn er sich dessen auch nicht bewußt ist, so liegt es doch im Wesen der Todsünde, daß Gott seine Sünde entweder nicht wissen oder sie für keine Sünde halten oder nicht strafen möge und könne, d. h. der allwissende, heilige, gerechte und allmächtige Gott ist dem Sünder ein Dorn im Auge, und so viel an ihm liegt, sucht er Gott zu vernichten, und den Götzen seines Herzens an dessen Stelle zu setzen. Die Sünde ist also, wenn auch ihrer Dauer nach nur kurz, dennoch im Hinblick auf den, der durch sie beleidigt wird, ein unendliches Verbrechen, das durch eine unendliche Strafe gebüßt werden muß; denn bei einer gerechten Bestrafung bestimmt keineswegs die Dauer der Sünde die Dauer der Strafe, sondern die Würde der beleidigten Person und die Größe des Vergehens. So sind Raub und Mord Verbrechen, die in einem Augenblicke begangen werden können, und dennoch sind lebenslängliche Strafen darauf gesetzt, und so hat auch die göttliche Gerechtigkeit lebenslängliche, d. h. ewige Strafen auf schwere Vergehen gesetzt, und sollten sie auch nur einen Augenblick gedauert haben. Es ist somit nur ein philosophisches Blendwerk, wenn behauptet wird, der Mensch könne als endliches Wesen keine Sünde begehen, für die eine ewige Strafe bestimmt sei; denn es handelt sich hier nicht um seinen hinfälligen Körper, sondern um seinen Willen, um die unendliche Majestät Gottes und die Größe des Vergehens. —

Ein weiterer Einwurf, den die falsche Philosophie gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen macht, lautet also: Der Endzweck der Strafe ist ganz verfehlt, wenn Gott ewige Strafen bestimmt; denn der Endzweck jeder Strafe ist doch nur die Besserung. Wie wird sich aber der wohl bessern, der ohne Hoffnung einer Erlösung in die Hölle gestürzt wird, um ewig als Sünder zu verzweifeln? — Hier haben wir wieder so einen gleißenden Trugschluß, der aber vor dem Hauche der Wahrheit wie ein Nebelgebild zerrinnen muß. Es ist hier gerade wie mit der Abschaffung der Todesstrafe. Man will die

Todesstrafe unter anderm auch aus dem Grunde weg haben, weil sie die Besserung des Verbrechers unmöglich macht. Allein sollten die Gesetzgeber so vieler Jahrtausende unter den civilisirtesten Völkern dieß nicht gewußt haben? Sollte erst unser Jahrhundert diesen Gipfelpunkt aller Humanität erklommen haben? O sicherlich sind die Staatsmänner unsers Jahrhunderts nicht die ersten, denen dieser Gedanke vorschwebt; allein deßungeachtet finden wir die Todesstrafe bei allen Völkern in Anwendung. Und warum denn? Etwa deßwegen, weil sie weniger Gefühl für Menschlichkeit hatten? O nein, es hat sich in unsern Tagen oft genug schon gezeigt und wird sich noch zeigen, wie gerade diejenigen, die am meisten von Humanität und Philanthropie zu reden wissen, und deßwegen auf Abschaffung der Todesstrafe dringen, dieß nur deßwegen thun, um ihr eigenes theures Haupt in Sicherheit zu bringen. Allein man lasse einmal sie an's Ruder kommen, und dann werden wir sehen, wie die Sicherheits- und Revolutionsausschüsse im Interesse der Humanität und Menschenrechte zwar keine standrechtlichen Hinrichtungen und Begnadigungen zu Pulver und Blei dekretiren, wohl aber das oft besungene und so sehnlichst herbeigewünschte Humanitätsinstrument, das Fallbeil der Guillotine nämlich, in Bewegung setzen, und wo dieß im Interesse der Humanität nicht genug arbeiten kann, durch großartige Humanitätsoperationen, durch Septembrisiren und Latourisiren, durch Dragonaden und Noyaden genugsam kund werden, wie sehr sie die Todesstrafe verabscheuen. Wie es scheint, wird bei solchen philanthropischen Maaßregeln auch nicht gar sehr auf die Besserung der mißliebigen Individuen gesehen, sondern eben nur auf ihre Bestrafung. Es ist also nur ein heuchlerischer Vorwand, dessen sich die eifrigsten Schutzpatrone der Humanität bedienen, wenn sie behaupten, sie wollten die Todesstrafe nur aus dem Grunde beseitigt wissen, damit der Verbrecher sich noch bessern könne. Die Erfahrung lehrt, daß ihnen darum wenig zu thun ist. Wenn nun gleichwohl in Abrede gestellt werden muß, daß durch

Verhängung einer Strafe immer die Besserung des Verbrechers zu erzielen sei, wenn demzufolge die Obrigkeit das Schwert an der Seite trägt, nicht um zu bessern, sondern die beleidigte Gerechtigkeit zu versöhnen, und wenn es ihr deßwegen kein Mensch verübeln wird, wenn sie von diesem Schwerte Gebrauch macht: so ist doch damit noch nicht behauptet, daß das Endziel der Strafe nicht Besserung sein dürfe. Ja, es ist wahr, das Endziel einer jeden Strafe muß Besserung sein; allein es muß ja nicht immer die eigene, sondern es kann fremde Besserung sein. Es gibt Strafen, welche eigene und fremde Besserung zum Zwecke haben; und hieher gehören alle Strafen mit Ausnahme der Todesstrafe. Alle andern gesetzlichen Strafen wollen einerseits den Verbrecher selber zur Besinnung bringen und ihn züchtigen, andrerseits aber ein warnendes Beispiel für alle Andern aufstellen. Die Todesstrafe jedoch hat nur fremde Besserung zum Ziele und die Sühne der beleidigten Gerechtigkeit. Kann sich der Verbrecher selber auch nicht bessern, weil man ihn vom Leben zum Tode bringt, so soll dieser fürchterliche Akt der Gerechtigkeit dennoch Andere vor ähnlichen Verbrechen bewahren. Auf wen eine solche Exekution keinen Eindruck macht, der wird sich auch um lebenslängliche Kettenstrafe wenig kümmern; solche Menschen werden eben nie gebessert werden. So ist auch die Flamme der Hölle, in welcher die Verworfenen heulen, zwar kein Besserungsmittel für diese selbst, aber dennoch eine wahre Wohlthat für die Lebenden, indem sie von der Sünde mächtig zurückschreckt und der Endzweck der Strafe, welcher Besserung ist, sei es nun eigene oder fremde, durch sie vollkommen erreicht wird. Wenn es nun gleichwohl Viele gibt, die auch vor den ewigen Flammen der Hölle nicht zurückschaudern, so ist dieß eben ein Beweis, wie weit die Verstocktheit und Verblendung gehen kann; Millionen aber werden dadurch von Sünde und Laster zurückgehalten und für diese ist die Hölle demnach in Wahrheit und Wirklichkeit eine Besserungsanstalt. —

Somit fällt auch dieser Einwurf in sein Nichts zusammen.

Aber nun kommen die eifrigen Kämpfer mit dem schwersten Geschütz gegen die Höllenburg gefahren. Gott, sagen sie, ist ja ganz Güte, ganz Liebe. Sagt ja schon David (Ps. 102.) von diesem Gott: „O barmherzig und gütig, langmüthig zum Zorne und bereit zum Erbarmen, liegt der Herr nicht ewig wider uns zu Felde, behält auch nicht ewig seinen Zorn bei." Wie soll er denn also ewig strafen? an dem Wehegeheul seiner Kinder, der Menschen, ein Vergnügen finden? Ein Gott, der ewig verdammt, ist offenbar das gehässigste Wesen, das der menschliche Verstand erfinden konnte. — So reden unsere aufgeklärten Philosophisten, und mit diesem frömmelnden Gewinsel wollen sie die Flamme der Gerechtigkeit des Ewigen ersticken. Ja, wir wissen es, Gott ist der Allgütige, die Gnade, Barmherzigkeit, Langmuth und Liebe selber. Aber ist er denn nicht auch der Heilige und Gerechte? Ist er nicht ewig heilig und gerecht, wie er ewig gütig und barmherzig ist? O es lasse sich Niemand täuschen von der frömmelnden Sentimentalität, von diesem Gefühls-Pathos, mit welchem gewisse Leute beständig Gott als den Allvater, der nur lauter Liebe und sonst gar Nichts ist, preisen und verherrlichen. So lange Gott dieser Allvater ist, wie sie ihn brauchen und sich denken, so lange er der Heli ist für seine ausgelassenen Buben und bei deren tollsten Streichen durch die Finger sieht: so lange findet dieser Allvater Gnade vor ihren Augen; aber weh' ihm, wenn er zur Zuchtruthe greift und strafen will! So ist ihnen auch Jesus die Liebe und der Lehrer der Liebe, und seine Lehre ist die lautere Liebe, sagen sie, und fleißig und genau führen sie alle Sprüche an, die von dieser Liebe Zeugniß geben; allein ich habe noch nicht gehört, daß sie seiner übrigen Lehre auch so ungetheiltes Lob gezollt hätten. Jesus sagt, daß man am Tage des Gerichtes von jedem unnützen Worte werde Rechenschaft geben müssen; Jesus sagt, daß man sich selbst verläugnen und ihm nachfolgen müsse, daß man nur durch Kreuz und Leiden in den Himmel eingehen könne, daß es eine ewige Höllenpein gebe, wo der

Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlösche, ja, daß jeder aus den Verdammten mit Feuer eingesalzen wird, wie man alle Schlachtopfer mit Salz bestreut (Mark. 9, 46.) — habt ihr schon gehört, daß Jene, die sonst Jesum als die Liebe selber preisen und seine Lehre so sehr rühmen, Jesum von dieser Seite schon gepriesen und seine Lehre als die Lehre der Liebe gerühmt haben? Gewiß nicht, an dieser Partie des Evangeliums gehen sie beständig scheu, unwillig und behutsam vorüber, und wenn sie ja darüber reden müssen, so sagen sie: diese Lehre ist unvernünftig, und Christus, der ihnen sonst der Lehrer der Wahrheit ist, wird hier auf einmal zum Lehrer der Unvernunft gestempelt. Sonderbar! Wenn diese Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen so unvernünftig ist, so ist es doch gewiß auffallend, daß die ältesten Völker und Nationen, die Ägyptier, Phönizier, Juden und Griechen, denen man doch gewiß die Vernunft nicht wird absprechen wollen, nach dem Tode den Bösen ewige Strafen einstimmig zuerkannten. Hat vielleicht die Lehre von den Strafen der Verdammten etwas so Anziehendes oder Einnehmendes, daß die Völker sie so gerne und einstimmig annahmen? Gewiß ist doch keine Lehre so zurückschreckend und bitter für die Menschen, denn diese. Noch auffallender ist es, daß sie selbst die größten Philosophen, Zoroaster, Sokrates, Plato und Andere in Schutz genommen und versicherten, daß die Seelen großer Bösewichter auf ewig ohne Hoffnung auf Erlösung in den Tartarus gestürzt werden. Die Philosophen fanden also in der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen gar keine Beschimpfung des Allgütigen, und es läßt sich auch keine darin finden; denn man sage nur, was kann der Mensch auf Erden doch von dem Allgütigen in Ansehung seines künftigen Schicksales für die Ewigkeit anders fordern, als dieses: erstens, daß Gott sein Heil ernstlich verlange und wolle, und zweitens, daß ihm Gott alle Hilfsmittel darbiete, dasselbe auch erlangen zu können? Nun, was verlangt denn Gott wohl mehr, als das Heil aller Menschen? Gott will, sagt Paulus, daß alle Menschen selig

werden. Zu diesem Ziele hat er seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns dem Tode überliefert, damit wir das ewige Leben behalten möchten. Zählen wir ferner die vielen Gnaden, die uns rühren, das himmlische Licht, das uns erleuchten, die heiligen Sakramente, die uns so oft aufrichten und stärken, die innern Einsprechungen, die uns ermuntern, die Worte der Prediger, die uns belehren, die Beispiele der Frommen, die uns beschämen, die schauderhaften Folgen der Sünde, die uns schrecken sollen, zählen wir einerseits die Gnaden des Himmels, anderseits die unermüdliche Langmuth Gottes und die vielen Jahre, durch welche er auf unsere Bekehrung wartet, und nun sage man, ob der Herr wohl seinem Weinberge mehr thun konnte, als er gethan hat? Und wenn nun ungeachtet dieser gütigen und zahllosen Anstalten dennoch so Viele verdammt werden: kann man da noch sagen, daß der gütige Gott verdammt? Nein, der Sünder selber verdammt sich, er will es nicht anders, er selber stürzt sich in die Hölle, er selber will ewig zu Grunde gehen, und der Herr läßt dieß geschehen, weil er den freien Willen des Menschen, eines freien Geschöpfes, nicht binden will, wenn er ihn auch schon mißbrauchen sollte.

Das sind nun die Einwürfe, welche gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen vom philosophischen Standpunkte aus gemacht werden, aber gerade auch auf diesem Boden ihre Abfertigung finden. Man mag daher immerhin in den Tag hinein schreien: der Mensch ist ein endliches Wesen, also kann es für ihn keine unendliche Strafe geben, man mag immerhin behaupten, der Zweck aller Strafe sei Besserung, eine ewige Strafe aber bessere nicht, also gibt es keine Hölle, man mag immerhin sentimental ausrufen: Gott ist die Liebe und Güte, also kann er nicht ewig verdammen: die wahre Philosophie schon führt alle diese Einwürfe und Behauptungen auf ihr Nichts zurück, von den Beweisen aus der Offenbarung noch ganz und gar abgesehen.

Es ist nur Schade, daß so viel Mühe und Scharfsinn

verwendet wird, um die lästige Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen zu beseitigen. Es ist gerade, als glaubte man durch das Läugnen dieser Lehre der Hölle entkommen zu können. Wahrhaftig, wenn das der Fall wäre, so könnte man auf die leichteste Weise den höllischen Flammen entgehen. Allein, das wäre der größte und beklagenswertheste Unverstand von der Welt. Es wäre dieß nichts weiter, als eine Nachahmung des Vogels Strauß, der seinen Kopf im Sand versteckt, in der Meinung, die Jäger sehen ihn dann nicht mehr, weil er sie nicht sieht. Nein, Geliebte, dem Teufel und der Hölle entkommt man dadurch nicht, daß man die Existenz von beiden läugnet und sich so auf's Gründlichste vor ihr gesichert glaubt, nein, der Hölle entgeht man nur durch ein christliches Leben. Umgekehrt führt aber ein gottloses Leben am leichtesten zur Läugnung der ewigen Höllenstrafen. Nur der Gottlose sagt: Es gibt keine Hölle, weil er es so wünscht, weil er in seinen Sünden fortleben will. Bessern will er sich nicht, darum gähnt ihm der Rachen der Hölle überall entgegen und beunruhigt ihn. Was thut er nun? Statt sich zu bessern und auf diese Weise der Hölle zu entfliehen, bleibt er verstockt und übertäubt sein Gewissen mit dem kurzen Machtspruch: Es gibt keine Hölle! O ihr Alle, die ihr an dieser Wahrheit je gezweifelt oder sie vielleicht ganz geläugnet habt, legt einmal die Hand auf's Herz und fraget euch: Was hat euch denn bewogen, diese allerdings schreckliche Wahrheit zu läugnen? War es ein gutes Gewissen, ein christlicher Lebenswandel? O gewiß nicht! der gute Christ braucht die Hölle nicht zu läugnen und nicht vor ihr zu zittern. Es muß also etwas anders sein, was euch antreibt, Hölle und Teufel für eine bloße Erfindung zu halten. Nun denn, so gesteht es euch aufrichtig, war es nicht die Ahnung, daß euch in Folge eures bisherigen Lebens nichts anders bevorstehen könne, als die Hölle? Dieser Gedanke hat euch beunruhigt; aber statt euer Leben zu ändern, und so auf die sicherste Weise der Hölle zu entgehen, lebt ihr in Sünden fort und läugnet Hölle und

Teufel. Aber wie nun! Wenn es trotz eures Läugnens dennoch ein ewiges Höllenfeuer gibt? Was steht euch bevor? O darum kehret um, ändert euer Leben, aber nicht euren Glauben, und Hölle und Teufel werden euch nichts anhaben können.

Ihr aber, fromme Christen, die ihr nie an dieser Wahrheit gezweifelt habt, gebrauchet auch fernerhin das allein wahre Mittel, der Hölle und ihrem verzehrenden Feuer zu entfliehen, nämlich die Furcht Gottes. Dann kann es euch nicht fehlen nach den Worten des Predigers (Pred. 8, 12.): „Ich weiß, daß es denen gut gehen wird, die Gott fürchten, die sein Angesicht scheuen.“ Amen.

Predigt

auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

„Und er und sein ganzes Haus glaubten an ihn.“ Joh. 4, 53.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Der Herr hatte nach dem heutigen Evangelium den Sohn eines königlichen Beamten gesund gemacht, ohne ihn auch nur gesehen zu haben. Er sprach nur zum Vater: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Vater ging hin voll Glaubens und Vertrauens, und sieh' da, bald kamen ihm seine Knechte mit der Nachricht entgegen, daß sein Sohn gesund sei und zwar in derselben Stunde, als Jesus gesprochen hatte: Geh hin, dein Sohn lebt. — Auf dieses augenfällige Wunder hin nun glaubte der Beamte und sein ganzes Haus an Jesus. — Geliebte! was thun denn wir? Wir haben nicht etwa nur dieses einzige Wunder von Jesus vor uns, sondern sein ganzes thaten- und wunderreiches Leben; wir haben vor uns das Wunder seiner Geburt, von dem der Beamte im heutigen Evangelium keine Ahnung haben konnte; wir wissen, wie er Wasser in Wein verwandelte, wie er mit wenigen Broden mehrere Tausende sättigte, wie Winde und Wellen seinem Worte sich fügten,

wie er die verschiedensten Krankheiten heilte durch ein bloßes Wort, auch in weiter Entfernung, wie heute; wir wissen, wie selber der Tod auf sein einfaches Geheiß seine Beute lassen mußte und wie Angesichts eines ganzen Leichenzuges, Angesichts vieler Zuschauer aus allen Ständen, seiner Freunde und Feinde, Todte wieder zum Leben erstanden; wir kennen ferner die wunderbaren Begebenheiten bei seinem Tode, die Wunder seiner Auferstehung und Himmelfahrt — das Alles wissen wir, kennen wir, denn es steht im Evangelium; glauben wir auch auf alle diese Wunder hin? Kann man von uns sagen: Sein ganzes Haus, d. h. Alle, die sich seine Schüler nennen, die getauft sind auf seinen Namen, also dem großen christlichen Familienbunde einverleibt sind, glauben an ihn? O daß ich es sagen muß zu unserer größten Beschämung; aber es ist einmal eine traurige Wahrheit und die Wahrheit, so traurig sie auch sein mag, sie muß gesagt werden! Es gibt, sage ich, nicht wenige katholische Christen, welche an gar kein Wunder glauben, welche mit Hohn und Spott nicht bloß von den Wundern überhaupt, sondern von den Wundern des Evangeliums insbesondere reden. Entweder erklären sie die biblischen Wunder sämmtlich auf natürliche Weise, oder sie läugnen die Thatsachen geradezu. Die Umstände, sagen sie, unter denen diese Wunder vorgefallen sein sollen, und die Wunder selber sind von der Art, daß sie aller Glaubwürdigkeit entbehren, und abgesehen auch davon, so sehen sie gar nicht ein, wozu denn überhaupt diese Wunder sein sollen. Wir, sagen sie, glauben an Christus auch ohne Wunder, seine edle, einfache, würdevolle Persönlichkeit genügt uns, das schlichte Wort der Wahrheit, wie es aus seinem Munde kommt, wirkt mehr auf uns, als die seltsamen, abenteuerlichen Dinge, die uns seine Jünger berichten. So sprechen Katholiken, die gerne im Geruche der Freisinnigkeit stehen und durch das tiefere Studium der Naturwissenschaften, der Arzneikunde und Philosophie insbesondere zu dieser ihrer sogenannten geläuterten Anschauungsweise gekommen sein wollen. Die Zahl dieser Ungläubigen, dieser

Wunderscheuen ist leider Legion. Ihre Stimme ist verführerisch, ihr Unglaube ansteckend. Deßhalb hat sich die Stimme der Wahrheit gerade da mit besonderer Kraft vernehmen zu lassen, wo es sich um die Ehrenrettung des ganzen Christenthums handelt. Zu diesem Ende beantworte ich heute folgende zwei Fragen:

Verdienen die biblischen Wunder Glauben? I. Theil.
Haben die biblischen Wunder eine Bedeutung? II. Theil.

Ich beginne 2c.

I. Theil.

Die Glaubwürdigkeit der Wunder hängt vor Allem davon ab, daß sie möglich sind, und es entsteht nun die Frage: Sind Wunder überhaupt möglich oder nicht? Die Antwort darauf ist: Der menschlichen Kraft als solcher ist es nicht möglich, Wunder zu wirken, denn Wunder sind solche Thaten, die nicht durch Menschenkraft, sondern nur allein durch Gottesmacht geschehen können, so daß Jedermann beim ersten Anblick zu sagen genöthigt ist: Hier ist Gottes Finger! Nur der göttlichen Allmacht ist es möglich, so zu wirken. Daß nun Gott, wenn er will, vermöge seiner Allmacht Wunder wirken könne, kann gewiß Niemand bestreiten. Oder warum sollte denn er, der alle Jahre in der Rebe aus Wasser und Erde durch allmähliche Verwandlung Wein bereitet, dieß nicht in einem Augenblick durch plötzliche Verwandlung thun können? Warum sollte denn er, der alljährlich die Brode auf unsern Feldern wunderbar vermehrt, sie nicht durch ein freilich noch größeres Wunder augenblicklich vermehren können? Warum sollte denn er, der die Schleußen des Himmels gebildet hat, nicht Gehorsam finden, wenn er sagt: Gebt Regen oder verschließt euch? Und warum sollte denn er, der Herr über Leben und Tod, nicht über Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod gebieten können? Warum sollte denn er, der der Erde die Fruchtbarkeit gab, nicht Gehorsam finden, wenn er dem Baume befiehlt,

sogleich abzustehen und bis in die Wurzel zu verderben? Wo ist der vernünftige Mensch, der dem Allmächtigen eine solche Kraft absprechen wird? Nichts, nichts widersteht dem Willen des Allerhöchsten; seine Allmacht spielt in der herrlichen Schöpfung; er ruft den Wässern und sie rauschen, er winkt den Sternen und sie glänzen und eilen herbei und rufen: Hier sind wir, bereit, deinen Befehl zu vollziehen!

Wenn es nun nicht geläugnet werden kann, daß Gott vermöge seiner Allmacht Wunder thun könne, so frägt sich weiter, ob er diese Macht auch Menschen übertragen könne. Es frägt sich also, ob die Propheten und Gesandten Gottes im alten Bunde, ob die Apostel und Schüler des Herrn im neuen Bunde diese Wunderkraft von Gott überkommen und ausüben konnten. Auch dieß unterliegt keinem Zweifel. Gott kann allerdings unter den Menschen sich Werkzeuge auserwählen, die in seinem Namen und zu einem gewissen Zwecke derlei außerordentliche Vollmachten von ihm erhalten und ausüben, gleichwie ein Monarch seinen Gesandten mit außerordentlichen Vollmachten betrauen kann. Hat ja Gott dem Menschen ein gewisses Maaß seiner Eigenschaften, und insbesondere so viele schöpferische Kräfte mitgetheilt: warum sollte er ihm nicht auch zu einem bestimmten Zwecke die Kraft, Wunder zu wirken, mittheilen? Und daß Gott dieß wirklich gethan hat, erhellt aus tausend Stellen der heiligen Schrift, nach welchen Gott Männer, die er mit einer außerordentlichen Mission betraut, mit außerordentlicher Vollmacht hiezu, namentlich mit der Wunderkraft ausrüstet. Man darf hier nur an Moses und seine Sendung nach Ägypten denken und an die Apostel und ihre Sendung im neuen Bunde. Es steht also fest, daß Wunder möglich sind, weil Gott allmächtig und Herr der ganzen Natur ist, und daß er mit der Wundergabe auch Menschen ausrüsten könne. Es fragt sich jetzt nur, ob die wunderbaren Dinge, die in der heiligen Schrift erzählt werden, auch wirklich sich zugetragen haben; denn, sagen die Wunderscheuen, daran zweifeln wir nicht, daß Wunder an sich möglich seien,

daß z. B. es möglich ist, daß das rothe Meer sich zertheilte, daß Moses die bekannten Wunder wirkte; daß es ferner möglich ist, Wasser in Wein zu verwandeln, Kranke plötzlich gesund zu machen und Todte zum Leben zu erwecken; allein ob diese Wunder sich auch zugetragen und so zugetragen haben, als sie sich nach dem Berichte der Propheten und Evangelisten zugetragen haben sollen, das ist eine andere Frage. Moses kann ja im Besitze geheimer Naturkräfte gewesen sein und während seiner Anwesenheit in Ägypten von den dortigen Zauberern gar manches Kunststück erlernt haben, und so ist es auch so viel als gewiß, sagen diese Leute, daß die Todten, die Christus erweckte, nur scheintodt waren, und daß er gar manche Krankheiten auf natürlichem Wege kurirte. Christus aber ließ die Leute und seine Jünger auf dem Glauben, als hätte er Wunder gethan und seinen Jüngern lag natürlich Alles daran, ihren Meister in den Ruf eines Wunderthäters zu bringen. So ist es z. B. mit der Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana. Christus, sagen sie, habe in der Voraussicht, daß der Wein nicht ausreichen würde, heimlicher Weise Vorsorge getroffen, und wie nun der Wein ausging, zuerst an der Verlegenheit der Brautleute sich erfreuen, sie dann aber auf einmal durch den im Rückhalte befindlichen Weinvorrath überraschen wollen. Ähnliche Bewandtniß hätte es auch mit der zweimaligen, angeblich wunderbaren Sättigung in der Wüste gehabt. Christus hatte Brodvorräthe heimlich herbeischaffen lassen und dann die hungrige Menge unversehens damit überrascht. Und so, sagen sie, sind alle biblischen Wunder auf natürlichem Wege zu erklären. Seht, Geliebte, das sind die Ansichten einer nicht geringen Anzahl Katholiken von den Wundern der heiligen Schrift, und sie thun sich nicht wenig darauf zu gut, diese Ansichten sich eigen gemacht zu haben. Sie halten sich für tiefe Denker, denken aber nicht daran, zu welch' schrecklichen Folgerungen diese ihre sogenannte freisinnige Anschauungsweise unfehlbar führen muß. Erstens, wenn Christus diese Wunder nicht gewirkt hat, dennoch aber

die Leute auf dem Glauben ließ, als hätte er solche gewirkt, in welchem Lichte steht sein Charakter da? Also auch seine Apostel und Jünger, die beständig um ihn und Zeugen seiner Thaten waren, täuschte er und nicht minder auch alle übrigen Zuschauer. Ja, er wagte es sogar, trotzdem, daß er wußte, keine Wunder, sondern nur ganz gewöhnliche Dinge und Kunststücke ausgeführt zu haben, sich auf diese Begebenheiten als auf wahre Wunder zu berufen und seine höhere Sendung dadurch begründen zu wollen. Er wagte es, den Johannesschülern zu sagen: Gehet hin und hinterbringt dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören und die Aussätzigen werden rein. Daraus sollten sie nun abnehmen, was er sei, mehr brauche er ihnen nicht zu sagen. — Wenn es nun aber nicht wahr ist, daß Christus diese Heilungen auf wunderbare, sondern nur auf natürliche Weise wirkte, oder wenn gar Nichts wahr sein sollte: mit welchem Rechte konnte er sich dann hierauf als eigentliche Wunder und als die klarsten Beweise seiner Sendung berufen? Wiederum: Wie konnte er denn den Juden gegenüber sagen: Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so glaubt doch meinen Werken? Wenn diese Werke ganz gewöhnliche Heilkuren waren, wie konnte er sich denn den Juden gegenüber darauf berufen, wie konnte er verlangen, daß sie ihm im Hinblick auf dieselben glauben sollten? Jeder Arzt und Taschenspieler in Jerusalem hätte dasselbe sagen können. So, mein Heiland, mußt du dich von Jenen zurichten lassen, die deine innigsten Verehrer zu sein vorgeben — sie stempeln dich zu einem schlauen Betrüger. — Zweitens, wie stehen die biblischen Schriftsteller da! Sie erzählen doch so einfach und ungeschminkt, so treuherzig und gläubig Alles, was sie, wie sie selber sagen, mit eigenen Augen gesehen, mit ihren Ohren gehört und mit den Händen gegriffen haben. Und doch waren sie, wenn das wahr ist, daß die von ihnen aufgeführten Wunder keine Wunder sind, weiter Nichts, als einfältige, gutmüthige Leute, arme Betrogene, die Wunderbares

zu sehen und zu hören glaubten, die auf der Hochzeit zu Kana meinten, ihr Meister habe Wasser in Wein verwandelt, aber die neue Weinzufuhr nicht sahen, die unsere Ausleger sehen; die in der Wüste die fünf Brode wunderbar vermehrt glaubten, aber die Proviantwagen nicht sahen, die Jesus für die fünftausend Mann hatte nachfahren lassen, weil er bekanntlich sehr reich war. O ihr guten evangelischen Berichterstatter! Das habt ihr auch wohl nicht geahnt, daß der Lazarus, der schon vier Tage im Grabe lag und nach eurer Meinung ziemlich todt war, im neunzehnten Jahrhundert noch durch ärztliches Parere nur für scheintodt erklärt würde, bloß um ihn der fatalen Mühe zu überheben, durch ein Wunder des Heilandes aus dem Grabe hervorgehen zu müssen. Und auch du, mein lieber Heiland, dem der Hauptmann mit der Lanze noch das Herz durchstieß, obwohl du schon vollendet hattest, auch du mußt dich in unsern Tagen noch auf die Anatomie schleppen und die Herzwunde untersuchen lassen, damit hernach erklärt werden kann, sie sei nicht absolut tödtlich und folglich du nur scheintodt, und deine Auferstehung, oder vielmehr dein Wiedererwachen aus der Ohnmacht sei kein Wunder, sondern nur etwas ganz Natürliches gewesen. O du superkluge Aufklärung, du wunderbarer Scharfsinn! Es hat schon viele Scheintodte gegeben, rufen die Scharfsinnigen, folglich war Lazarus auch scheintodt, und Mancher ist schon oft übel zugerichtet und gestochen worden und war nur scheintodt, folglich — war Christus auch nur scheintodt. So gehen diese Leute mit den Wundern des Evangeliums um, so schließen sie, und solche Leute heißt man tiefe Denker. Doch weiter! Nicht bloß Christus und die Apostel, sondern das ganze Volk, das Zeuge ihrer Wunder war, steht als ein dummes und betrogenes Volk da. So ist es mit den Wundern im alten und neuen Testamente. Wenn es z. B. nicht wahr ist, daß die halbe Million Israeliten aus Ägypten durch's rothe Meer zogen, wenn es nicht wahr ist, daß die Israeliten es trockenen Fußes durchzogen, während über den nachsetzenden Ägyptern die Wellen zusammenschlugen: so kann

man einerseits nicht genug die dreiste Lügenhaftigkeit Mosis bewundern, der vor ganz Israel und Ägypten eine solche Lüge auszusprechen wagte und jedenfalls den entschiedensten Widerspruch beider Völker hervorrufen mußte, von dem wir aber Nichts lesen; andererseits aber müßte man, wenn dieß Wunder nicht genau so sich zugetragen hätte, wie es erzählt wird, jene Völker aber doch etwas ganz Natürliches sich als Wunder aufbinden ließen, sie für verrückt oder wenigstens stockblind gehalten haben. So ist es auch mit dem Wunder, das vor den Mauern von Jericho sich zutrug. Das ganze Kriegsheer müßte getäuscht worden sein, wenn die Mauern nicht wirklich einstürzten auf den Posaunenschall hin. Nun ist es denn doch etwas stark, behaupten zu wollen, daß Tausende und Hunderttausende unrecht gesehen haben; aber alle Begriffe übersteigt es, wenn der Aufklärling des neunzehnten Jahrhunderts die Sache weit besser wissen will, als jene vielen tausend Augenzeugen, und bloß, um das Wunder zu beseitigen. So ist es auch mit den Wundern Jesu, die Angesichts der ganzen Stadt Jerusalem oder doch vor einer großen Volksmenge gewirkt wurden. Wie hätten denn die Evangelisten es wagen dürfen, Wunder zu erzählen, wenn sie nicht wirklich geschehen wären! Wie würden nicht die Juden über sie hergefallen sein und sie Lügen gestraft haben! Allein das geschah nicht; folglich müssen sich diese Wunder zugetragen haben, wie sie erzählt werden.

Etwas anders verhält es sich mit jenen Wundern, die nur vor wenigen Zeugen sich zutrugen, wie z. B. die Verklärung Christi, oder einzig für sich dastehen, wie die übernatürliche Empfängniß des Herrn, über welches Wunder die Evangelisten nur von der seligsten Jungfrau allein unterrichtet sein konnten. So ist es auch mit den Wundern, die in den heiligen Schriften des alten Testamentes erzählt werden, und welche die heiligen Schriftsteller nicht mit eigenen Augen sahen, sondern nur auf glaubwürdige Dokumente hin berichten konnten. Hier handelt es sich zunächst darum, ob diese Berichterstatter

als redliche und unbefangene Menschen angesehen werden können, welche die Wahrheit sagen konnten und wollten. Auch hieran können wir um so weniger zweifeln, wenn wir bedenken, daß ein ganzes Volk seit Jahrtausenden mit unverbrüchlicher Treue die Ächtheit und Unverfälschtheit der heiligen Schriften des alten Bundes, so wie ihre göttliche Eingebung festhält. Das israelitische Volk kennt diese Männer, sie sind aus seiner Mitte hervorgegangen, sie haben ihm nicht geschmeichelt, sondern seine Fehler ihm in den schärfsten Ausdrücken vorgehalten, Israel wußte, daß ihm diese Männer die Wahrheit sagen konnten und wollten, daß sie von Liebe für das Heil und die wahre Größe der Nation glühten — daher ihr gewiß gerechtfertigter Glaube an die Berichterstattung jener Männer, die als Sterne erster Größe unter dem ganzen Volke glänzten.

Man kann also an der Wahrheit der biblischen Berichte und somit auch der darin aufgezählten sämmtlichen Wunder nicht zweifeln, wenn man nicht die Wunder überhaupt für absolut unmöglich oder sämmtliche Berichterstatter, von Moses und den Propheten herab bis auf den letzten Evangelisten, für Betrüger oder Betrogene halten will. Nimmt man e i n Wunder an, so muß man alle annehmen; verwirft man e i n e s, muß man sie alle verwerfen. Weit leichter aber — das muß noch eigens bemerkt werden — glaubt man an die erzählten biblischen Wunder, als an die Auslegung, die unsere Aufklärlinge diesen Wundern geben, um sie natürlich erklären zu können. Diese Auslegungen sind noch weit wunderbarer, als die erzählten Wunder selbst, und wahrlich, man muß da seinen Verstand ganz absonderlich unter den Gehorsam des Glaubens gefangen geben, wenn man solche Auslegungen mit gläubigem Sinne verdauen will. Gewiß glaubt man weit leichter, daß Jonas drei Tage im Bauche des Fisches zubrachte und daß ihn auf Gottes Befehl der Fisch wieder an's Land spie, als die Behauptung des freisinnigen Auslegers, daß die ganze wunderbare Geschichte sich auf die einfache Thatsache zurückführen lasse, daß Jonas drei Tage im Gasthause zum Wallfische

gezecht habe, aber, weil er nicht zahlen konnte, am dritten Tage hinausgeworfen wurde; gewiß glaubt man weit leichter das Wunder der Verklärung Christi auf Tabor, wie es so schön und würdig erzählt wird, als die so natürlich sein sollende Auslegung unserer Aufklärer. Nach dieser hätte der Mond die Gesträuche auf dem Berge so magisch beleuchtet, daß sie dem Petrus und Johannes wie Moses und Elias vorkamen. Auch der Herr, auf den es der Mond mit seinem Silberlichte gleichfalls besonders abgesehen hatte, kam ihnen vor, als hätte er Kleider weiß wie der Schnee, und da war es denn kein Wunder, wenn sie sich darob entsetzten und mit dem Angesicht auf die Erde fielen. Der Mond äußerte nun seinen Einfluß auch sogar dahin, daß die beiden Gesträuche mit Jesus ein Gespräch anknüpften. Auf diese so einfache und natürliche Begebenheit mochte nun Jesus ein so besonderes Gewicht legen, daß er den beiden Aposteln im Herabgehen verbot, sie sollten Niemandem was davon sagen, bis er vom Tode auferstanden wäre. Man sage nun aufrichtig, was glaubt man leichter: das Wunder, wie es erzählt wird, oder die noch wunderbarere Auslegung?

Man hat die Folter überall abgeschafft, jeder Delinquent erfreut sich einer humanen Behandlung; nur das Buch der Bücher, die heilige Schrift, erliegt noch allen möglichen Abstufungen einer grausamen Tortur. Ihr Text wird gedehnt und gedreht, gewendet und geschraubt, gezwickt und zerrissen, bis er unter dieser unmenschlichen Behandlung seiner Folterknechte, die man freisinnige Schriftausleger nennt, ganz etwas anderes aussagt, als er sagen konnte und wollte, und dieses, ihr auf diese Weise abgezwungene lügenhafte, unter tausend Martern erpreßte Geständniß nennt man — die natürliche Erklärung der Wunder. Wahrhaftig, es gibt kein Buch auf der ganzen Welt, das je eine solche Behandlung erlitten hätte, wie die heilige Schrift und absonderlich die Abschnitte von den Wundern. Jedenfalls ist dieß eine merkwürdige Erscheinung und man wird zur Frage veranlaßt: Was mag denn die

Männer, welche alles Wunderbare aus der Schrift beseitigt wissen wollen, zu dieser mühsamen Bekämpfung der Wunder vermögen? Etwa, weil sie glauben, daß Wunder absolut unmöglich oder daß Täuschungen im Spiele waren? Allerdings mag auch dieser Gedanke die Wunderfeinde leiten; allein die Hauptsache, warum sie die biblischen Wunder vom ersten bis zum letzten beseitigt wissen wollen, ist die Bedeutung, welche die Wunder haben, wenn man sie zugesteht. Diese ist es, die sie antreibt, die Wunder um jeden Preis zu beseitigen; hievon aber noch kurz im

II. Theil.

Das Christenthum ist in seinem Ursprunge so alt als die Welt; dem Falle des ersten Menschenpaares folgte ja unmittelbar auch die Verheißung des Erlösers, und dieser Erlöser sollte Gott selber sein. Nur in nebelgrauer Ferne wurde er unserm Stammvater und den Patriarchen, die ihm folgten, gezeigt; aber sie sahen ihn mit den Augen des Glaubens, wenn auch noch ferne, und streckten ihre Arme voll Hoffnung nach dem Erretter aus. Moses war der Erste, der den kommenden Erretter etwas deutlicher erkannte; ihm wurde gezeigt, daß er aus seinem Volke hervorgehen würde, während Vater Jakob bereits den Zeitpunkt im Geiste schaute, wann der Erwartete in Israel auftreten würde. So verfloßen Jahrhunderte um Jahrhunderte und näher, immer näher rückte das Bild des Verheißenen, immer deutlicher und heller traten seine Züge vor die Augen der gottbegeisterten Seher, sie sahen ihn bald als das ewige Wort im Schooße des Vaters, das in mitternächtlichem Schweigen auf die Erde herabstieg, als den Friedensfürsten, den Vater der Zeiten, als das Kindlein, auf dessen Schultern Herrschaft thront; bald sahen sie ihn zertreten wie einen Wurm, mit Geiselstreichen zerfleischt und mit der Krone auf dem Haupte, an Händen und Füßen durchbohrt, seine Gebeine auseinandergezerrt, so daß man sie zählen konnte; bald sahen sie ihn aus

dem Grabe erstehen, gegen Himmel fahren und zur Rechten des Vaters sitzen, und so ist jenen frommen Sehern auch nicht ein einziger Zug aus dem großen Bilde des Erlösers entgangen, bis er endlich in die Welt eingetreten war und nun Johannes, der letzte Prophet, mit dem Finger auf ihn deuten und sagen konnte: Sehet, das ist das Lamm Gottes, welches hinnimmt die Sünden der Welt. So sind die Propheten, die Evangelisten des alten Bundes; sie haben den Erlöser der Welt und sein ganzes Leben, Leiden und Sterben nebst dem großen geistigen Reiche, das er gründete, geschaut, sie haben ihn beschrieben, wie ihn die Evangelisten des neuen Bundes beschrieben, sie sahen im Geiste, was diese nachher in der Wirklichkeit schauten. So steht denn der Erlöser, der Sohn des Allerhöchsten, da als der Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte, in welchem die alte Zeit ihren Schwerpunkt fand, wie die neue, und nun wundere man sich noch, wenn ein Kreis von Wundern in herrlichem Strahlenglanze den Gefeierten umgibt. Ja, Wunder mußten auf ihn hindeuten und vorbereiten, Wunder mußten sein Erscheinen in dieser Welt beurkunden, Wunder müssen es auch jetzt noch bestätigen, daß er allein das Heil der Welt, der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Diese Wunder aller Zeiten sind daher auch das Siegel der Beglaubigung für die ausschließliche Wahrheit des Christenthums, für die göttliche Würde Jesu Christi und die Göttlichkeit der christlichen Lehre. Das ist die Bedeutung der Wunder in ihrer Gesammtheit; alle müssen sie für die Wahrheit des Satzes zeugen: Gott in Christus durch seine heilige katholische Kirche das Heil der Welt.

Jetzt, Geliebte, wird es aber auch klar sein, warum die Wunderfeinde sich so sehr abmühen, die Wunder aus der Bibel hinauszubringen. Es ist ihnen nicht um die Wegschaffung eines einzelnen Wunders zu thun, sondern der Wunder überhaupt, besonders der Wunder Christi. Die Absicht ist klar. Es gilt, den Erlöser seiner Gottheit zu entkleiden und ihn zu einem gewöhnlichen Menschen zu machen. Es gilt, das

Christenthum als eine gewöhnliche Menschenlehre hinzustellen und Christum als einen gewöhnlichen Sektenstifter. So ist das ganze Christenthum weiter Nichts, als ein Inbegriff von Wahrheit und Irrthum, und hat höchstens in Bezug auf einzelne vortreffliche Sittenlehren etwas vor dem Judenthum, dem Heidenthum und Muhamedanismus voraus. Davon, daß es ausschließlich im Besitze der Wahrheit sei, kann weiter keine Rede mehr sein. Es ist somit auch ganz gleichgültig, ob man Jude, Heide, Türke oder Christ ist, wenn man nur, so was man sagt, solid lebt. Mit Einem Worte: Christus ist überflüssig geworden, man könnte ihn und seine Lehre recht leicht entbehren. Von einer Erlösung ist da gar keine Rede mehr. Seht, Geliebte, das ist die offene oder geheime Absicht aller derer, welche gegen die biblischen Wunder so zu Felde ziehen. Man reiße nur die Säulen ein, das Haus fällt dann von selbst nach. Und diese also ihrer Göttlichkeit entkleidete Christuslehre nennen sie geläutertes Christenthum, und diesem Christenthum, sagen sie, wird man in dieser Einfachheit weit mehr Glauben schenken, als dem durch so viele Wunder und Geheimnißlehren überladenen. O du erbärmliche Heuchelei! Wir haben gesehen, wie Christus und die Apostel dastehen, wenn sie die erzählten Wunder nicht gewirkt haben. Sie sind pure Betrüger oder Betrogene, und als solchen soll man ihnen mehr glauben, als wenn sie jene Wunder in Wahrheit gewirkt haben? Fragt Jene, welche die Wunder verwerfen, was sie vom ganzen Christenthum halten, und ihr werdet euch überzeugen, daß sie keine besonders große Hochachtung vor demselben haben und es mit dem Judenthum und dem Islam auf so ziemlich gleiche Stufe stellen. Fragt sie aber auch, wie es denn möglich war, daß sich die Welt zum Christenthum bekehrte, ohne nur ein einziges Wunder gesehen zu haben, wie es denn möglich war, daß eine Lehre, die den Juden ein Ärgerniß und den Heiden eine Thorheit war, die der Sinnlichkeit solche Entbehrungen auferlegt und so große Opfer fordert, Eingang finden konnte? Das ist eben das größte und unbe-

greiflichste Wunder, und wenn sie alle übrigen läugnen, dieses können sie nicht läugnen.

So läugnet man also die Wunder im eigentlichen Grunde aus Haß gegen das Christenthum. O es ist wahrhaftig eine ganz eigene Zeit, in der wir leben! Auf einer Seite entsetzlicher Unglaube und auf der andern eine unerhörte Leichtgläubigkeit! Dem Evangelium glaubt man nicht, obwohl ihm durch so viele Wunder der Stempel der Wahrheit aufgedrückt ist; diese Wunder selber glaubt man wieder nicht, obwohl sie aus innern und äußern Gründen alle Zeichen der Glaubwürdigkeit an sich tragen; diesen Unglauben nennt man Klugheit, Vorsicht, tiefes Forschen und Denken, man will sich überzeugen, selbst sehen, mit Händen greifen. Mit tausend Wenn und Aber steht man gerüstet da, sobald die katholische Kirche Glauben für's Evangelium fordert. Trotz aller Wunder glaubt man nicht, ja man läugnet diese selber. Aber man sehe und staune, wie sich die Scene plötzlich ändert, sobald sich Einer unterfängt, *gegen* die katholische Kirche aufzutreten. Jedes Wort wird als Gottes Wort mit Heißhunger verschlungen, jeder Satz gilt als Glaubensartikel. Und ob er ganze Stücke vom Evangelium wegreißt und wenn er vom christlichen Glauben nichts weiter mehr übrig läßt, als den Satz: Ich glaube an Gott Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde — man glaubt ihm. Oder fragt man ihn etwa, in wessen Namen und Auftrag er dergleichen zu thun sich unterfange; verlangt man von ihm etwa, er solle sich über seine Sendung legitimiren; muthet man ihm etwa gar zu, wie noch vor einigen Jahrhunderten, Wunder zu thun, um sich als einen gottgesandten Glaubensverbesserer auszuweisen? O nein, so streng nimmt man es in unsern Tagen *solchen* Leuten gegenüber nicht. Legitimation genug, daß er *gegen* die katholische Kirche auftritt! Schon dadurch verdient er allen Glauben. Legitimation genug, wenn er weidlich zu schimpfen versteht! Legitimation genug, wenn er sich auf seine Vernunft beruft! Das sind die drei Wunder, die heutzutage tiefe Denker Deutschlands

von einem Glaubensverbesserer verlangen. Wer in diesen Dingen einige Meisterschaft besitzt, der darf sich überall als Reformator niederlassen, und wenn er vom Gebäude des Christenthums keinen Stein mehr auf dem andern läßt, er findet Anhang, man glaubt ihm.

So weit ist es also in unsern Tagen gekommen. Wir finden den schmählichsten Unglauben mit der muthwilligsten Leichtgläubigkeit gepaart! Wir finden den hartnäckigsten und boshaftesten Unglauben gegen die katholische Kirche und grenzenlose Leichtgläubigkeit gegen Jeden, der sie bekämpft. Der katholischen Kirche glaubt man nicht, trotz aller Beweise, trotz aller Wunder, den Schreiern des Tages aber ohne allen Beweis. Was wird das einst für eine Rechenschaft, was für ein Gericht werden!

O, Geliebte! mögen wir beten für Jene, die in dieser traurigen Lage sich befinden, und möge Niemand aus uns sich je eine solch abscheuliche Behandlung seiner Mutter, der heiligen Kirche, zu Schulden kommen lassen! Freuen wir uns vielmehr, daß wir in einer Religion leben und sterben können, die auf so herrlichen Stützen ruht. Ja, wir katholische Christen haben Ursache, Gott zu danken und auszurufen: Hab Dank, lieber Gott, für Alles, was du gethan hast, um mich in meinem Glauben zu bestärken. Alle die Wunder, die du gewirkt hast, sind mein, für mich sind sie gewirkt worden, auf daß ich glaube an die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums und seines Stifters. An die Blinden, an die Lahmen, an die Tauben, die du geheilt, an die Todten, welche du wieder zum Leben erweckt, will ich denken, wenn mich je ein Zweifel anwandeln sollte; diese will ich fragen und anhören, nicht die frivolen Spötter, deren ganze Kunst in Nichts besteht, als in höhnischem Absprechen und Läugnen. Mir, o Herr, sind deine Wunder hinlänglich beglaubigt, sowohl in ihrer innern Möglichkeit, wie in ihrer Bedeutung. Gib nur auch Andern die Gnade, daß sie die Wahrheit erkennen, befolgen und selig werden. Amen.

Predigt

auf den einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

„So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn nicht ein Jeder seinem Bruder vom Herzen verzeiht." Matth. 18, 35.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

In dem heutigen Evangelium wird uns in einem sehr bedeutungsvollen Gleichnisse die Pflicht der Verzeihung an's Herz gelegt. Wenn wir nicht verzeihen, so wird auch uns nicht verziehen. Es ist fast keine Wahrheit, an die wir so oft erinnert werden, als gerade diese. Ist ja in dem heiligen Vaterunser die ganze fünfte Bitte eine stete und nachdrückliche Erinnerung, daß wir nur dann Verzeihung von Gott zu hoffen haben, wenn auch wir unsern Feinden verzeihen. Es ist doch nicht leicht ein Christ, der nicht ein Vaterunser täglich betete. So oft wir aber ein Vaterunser beten, so ist dieß eine feierliche Versicherung unsererseits, daß wir gar keine Vergebung unserer Sünden von Gott erwarten,

außer auch wir verzeihen. Diejenigen also, die nicht verzeihen und dennoch von Gott Verzeihung erwarten, sprechen sich selber das Verdammungsurtheil, sowie auch Jeder, der das Vaterunser betet und seinem Feinde nicht verzeiht, während er doch ausdrücklich betet: wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, jedesmal eine Lüge ausspricht. So streng also ist die Pflicht der Feindesliebe, daß der Herr es für nöthig fand, uns an diese Pflicht zu erinnern, so oft wir beten, und so wichtig ist diese Pflicht, daß wir gar nicht zur ewigen Seligkeit gelangen können.

Sollte man nun nicht meinen, jeder Christ würde sich auf's Eifrigste bemühen, seinen Feinden und Beleidigern zu verzeihen? Sollte man nicht meinen, Haß, Groll, Feindschaft und Rache wären eine Seltenheit, indem ja doch jeder Christ weiß, daß, wenn er nicht verzeiht, auch ihm keine Verzeihung zu Theil werde? Ja, meinen sollte man es; allein ein Blick in's Leben, ein Blick auf die Erfahrung und man hat das Gegentheil vor Augen. Man verzeiht überhaupt nicht gern, das ist die traurige Wahrheit, die man alle Tage erfahren kann, und diese Wahrheit zeigt sich in folgenden drei Erscheinungen:

Man rächt sich, ohne sich zu hassen, also — Rache ohne Haß; oder

man haßt sich, ohne sich zu rächen, also — Haß ohne Rache; oder

man haßt sich und rächt sich, also — Haß und Rache zugleich.

Gehen wir in's Einzelne ein im Namen desjenigen, dessen letzte Worte noch ein Gebet für seine Feinde waren!

Wenn ich sage, daß man sich rächt, ohne einander zu hassen, so habe ich hier die Mehrzahl jener Fehden im Auge, die unter dem Namen der Zweikämpfe oder Duelle noch in

unsern lichtvollen Tagen so viele Geltung haben und noch immer so häufig vorkommen. Diese Zweikämpfe entstehen gewöhnlich, ohne daß man sich gegenseitig haßt. Ja, es ist oft nur Scherz, jugendlicher Muthwille, die Begierde, sich mit einem tüchtigen Gegner zu messen, die einzige Ursache, die so vielen Zweikämpfen zu Grunde liegt. Ein unüberlegtes oder zweideutiges Wort, eine schiefe Geberde reicht hin, einen Zweikampf zu veranlassen. Und wegen solcher geringfügiger Dinge läßt man die Blutrache entscheiden, man stellt sich mit scharfen Waffen einander gegenüber, gewöhnlich nur in der Absicht, dem Gegner bloß eine unbedeutende Wunde beizubringen; allein wie oft hat das Leben bei derlei Kämpfen schon auf dem Spiel gestanden, wie viele schwere Verwundungen, ja wie viele Mordthaten sind nicht schon die Folge solcher in ihren Anfängen so unbedeutenden Zweikämpfe gewesen; denn von jenen Duellen, wo man sich tödtlich haßt und tödtlich rächen will, wo man mit dem Vorsatze auf den Kampfplatz tritt, daß Einer oder der Andere auf dem Platze bleiben oder doch Zeit Lebens an seinen Gegner denken muß, von solchen will ich hier gar nicht reden; ich habe nur jene Zweikämpfe im Auge, in Folge deren man sich rächt, ohne sich zu hassen, in denen man deßwegen gar nichts Unmoralisches, nichts Unvernünftiges findet, weil man höchstens nur eine unbedeutende Wunde dem Gegner beibringen will. Allein **jedes** Duell ist als ein Akt der Blutrache zu verwerfen, und vor dem Richterstuhle der Kirche und des Staates, so wie der Vernunft ist das Duell auch längst gerichtet. Die katholische Kirche hat auf das Duell, als einen Akt der Blutrache, und alle dabei Betheiligten den Kirchenbann gesetzt, — wird das beachtet? Schreckt die kirchliche Excommunication zurück? O nein, über die katholische Kirche und ihre Strafen ist man ja längst hinaus. Es ist ja ein unbarmherziges Gesetz, das gegen ein unschuldiges Privatvergnügen geltend gemacht wird; von der katholischen Kirche ist man ja die Intoleranz längst gewohnt, daß sie ihre Feindschaft und ihren Haß selbst bis zum Grabe hin noch ausdehnt; auf solche

Gehässigkeit kann man in unserer toleranten Zeit nimmer achten, zumal, da man längst weiß, daß die Bannstrahlen der römischen Kirche ihre zerschmetternde Kraft längst verloren haben. Ja, früher hat den Blitzen des Vatikans vernichtende Schlagkraft eingewohnt; aber nunmehr sind sie ein unschädlich Wetterleuchten, zwar erhaben anzuschauen, jedoch von keinerlei Wirkung mehr. So werfen also diejenigen der Kirche Intoleranz vor, die wahrscheinlich aus lauter Toleranz und Feindesliebe mit der scharfen Waffe in der Hand ihrem Gegner gegenüberstehen, um blutige Rache an ihm zu nehmen; so setzen diejenigen, die der Welt und ihren Urtheilen so bereitwillig Gehör geben, sich über die schwersten Strafen einer Anstalt hinweg, die doch wahrlich als die große Erzieherin des Menschengeschlechtes mehr Gehör und Gehorsam verdiente, als die wandelbaren Urtheile einer wandelbaren Welt. Aber nicht bloß über die Urtheile und Strafen der Kirche setzen sie sich hinaus, sondern auch über die schwersten Strafen des Staates, und über die Thränen und den Jammer der Eltern und anderer Betheiligten. Auch nicht das Unvernünftige der Zweikämpfe vermag davon abzuhalten, da doch diejenigen, die sich auf Duelle einlassen, ganz gewiß zu den Gebildeten, zu den Vernünftigen gehören wollen. Und doch ist alle wahrhaft vernünftige Welt darüber einig, daß die Zweikämpfe ganz unvernünftige Mittel sind, sich Genugthuung zu verschaffen. Die ganze vernünftige Welt ist ferner darüber einig, daß die Duelle Überreste einer barbarischen Zeit seien, wo die Blutrache und das Faustrecht überhaupt an die Stelle des Rechtes getreten waren. Wie sehr ereifert man sich nicht sonst gegen die Finsterniß des Mittelalters, gegen seinen Aberglauben und seine Auswüchse; ich frage, ist etwa das Duell eine von den Lichtseiten des Mittelalters, daß seine Freunde so zäh daran festhalten? Und hat derjenige die gewünschte Genugthuung für eine ihm zugefügte Beleidigung erhalten, der im Zweikampfe verwundet oder gar todt niedergestreckt wird? Aber trotz aller dieser Gründe, die wie eine gewaltige

Mauer sich diesem Überbleibsel aus einer alten barbarischen Zeit entgegenstehen, gelingt es demselben dennoch, jene zu übersteigen und sich Bahn in das Gebiet der christlichen Welt zu brechen. Und wie denn? Was leistet denn dieser barbarischen Sitte so großen Vorschub? Was erhält denn diesen Unfug, in Folge dessen man sich so häufig an Jemandem rächt, den man nicht haßt? Nichts anders, als die leere Ausrede: Es ist so Sitte, unsere Begriffe von Ehre fordern einmal das Duell, man würde für einen Feigling gelten, wollte man auf den Zweikampf in gewissen Fällen nicht eingehen. O du armselige Entschuldigung! O die starken Geister, wie schwach erscheinen sie da! Sie trotzen dem Himmel und vor den Menschen und ihren wechselnden Meinungen beugen sie sich. Sie, die Männer des Heldenmuthes und der Unerschrockenheit, fürchten sich, dem Zeitgeiste gegenüber und seinen unvernünftigen Forderungen die Grundsätze des Christenthums, der Menschlichkeit und des gesunden Menschenverstandes geltend zu machen, sie fürchten sich, bei der in ihren Vorurtheilen festgerannten Welt in Ungnade zu fallen. Das heiße ich Feigheit; aber gewiß ist es keine Feigheit in den Augen der bessern Welt, wenn man solch ein unsinniges Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen, verabscheut. Auf der andern Seite aber ist es ein gar schlechter und wohlfeiler Heldenmuth, bei Beleidigungen sich nicht bloß zu rächen, sondern sogar Blutrache zu nehmen. In der That, dieser Heldenmuth ist keine besondere seltene Tugend; denn Raufbolde und rachsüchtige Menschen gibt es an allen Orten und Enden. Gott der Herr beurtheilt den Heldenmuth nach einem ganz andern Maaßstabe. Der David, der den Saul schont, ist in seinen Augen größer, als der David, welcher den Goliath erlegt; dieser besiegt einen Menschen, jener aber bezwingt sich selbst. Wann wird denn endlich einmal diese barbarische Sitte ein Ende haben und einer christlichen Gesittung Platz machen? Wann wird diese Blutrache einmal ein Ende nehmen? Unser Jahrhundert nennt sich so gerne das Zeitalter der Toleranz

und Liebe — es erröthe und schäme sich bei dieser kecken Behauptung, so lange noch die Blutrache ihre Vertheidigung oder doch ihre stille Duldung findet. O der Schmach für unsere, für die sogenannte gebildete, tolerant sein wollende Welt! Was ist für ein Unterschied zwischen ihren Zweikämpfen und gemeinen Raufereien? Der einzige, daß man dort nach den Regeln der Kunst und in bestimmter Waffengattung sticht, haut, schießt, verwundet und mordet, hier aber in regelloser Wuth und mit Allem, was gerade bei der Hand ist. Diese Kunst zu raufen, zu verwunden und zu morden, hat schon der heilige Cyprian*) bitter getadelt, wenn er sagt: „Damit Jemand morden könne, gibt es eine Geschicklichkeit, eine Übung, eine Kunst. Das Verbrechen wird nicht nur verübt, sondern auch gelehrt. Was kann man Grausameres und Unmenschlicheres sagen? Damit man morden könne, ist eine Schule da, und morden gereicht zur Ehre.“ Wie es den Anschein hat, wird die Kunst zu morden sobald noch kein Ende nehmen; denn die Welt wird statt christlicher nur unchristlicher und die Menschheit immer wilder. Man will Blut sehen, blutige Rache nehmen, selbst wenn man gerade keinen Haß hat.

Ich gehe nun auf den zweiten Punkt über. Es kann nämlich eben so häufig und vielleicht noch häufiger der Fall vorkommen, daß man den Nächsten haßt, aber sich nicht an ihm rächt. Es sind hier die Regeln des Anstandes und der Klugheit und andere besondere Rücksichten, die im Wege stehen, und alle Rache verhindern. Aber man haßt sich, und da der Haß sich nicht Luft machen kann, so wüthet er um so ärger und richtet im Herzen grausame Verwüstungen an. Man darf nur z. B. das Leben und Treiben in den sogenannten höhern Schichten der Gesellschaft kennen, wo die feine Sitte alle Ausbrüche des Hasses gebieterisch zurückhält. Hier ist diese glatte, glänzende Außenseite die falsche Wand, hinter der sich der Haß sammt

*) Epist. 2. ad Donat.

seinem ganzen gräulichen Gezücht versteckt. Man macht sich gegenseitig die artigsten Complimente, aber haßt sich dennoch gründlich; nur kommt *keine* Rache zum Vorschein, und wenn sie auch sich ein- oder das anderemal ein wenig Luft machen kann, so sind es verzuckerte Pillen, die man zu verschlucken gibt, und alles äußerlich Herbe und Unanständige wird zu vermeiden gesucht. Aber nicht bloß unter dem Firniß eines feinern Umgangstones, sondern auch unter der Maske einer erheuchelten Frömmigkeit verbirgt sich, wie die Gluth unter der Asche, das wilde Feuer des Hasses, ohne deßhalb in Racheflammen emporzuschlagen. Man will sich in Acht nehmen, keine Blöße geben, keine Regung der Leidenschaft blicken lassen, welche Tadel veranlassen könnte; aber statt dessen puppt man sich gleichsam ein in Haß und Rachsucht, gibt diesen Furien Jahre lang im Herzen Behausung, schleppt sie mit sich fort und fort, ja bis hin zum Altare. Sollte man meinen, daß es möglich wäre, daß des Menschen Herz so erbittert würde? Wollte Gott, es wäre bloß möglich! Aber die Jahrbücher der alten und neuen Geschichte bestätigen die Wirklichkeit leider durch zu viele Thatsachen. Ja, man kann zum Martyrerthume eilen und vom Haß fortgezogen werden, wie die bekannte Geschichte von jenem unglücklichen Priester Saprizius uns zur Genüge beweist. Daher auch jener Haß, der oft von den Vätern auf Kinder und Kindeskinder sich fortpflanzt, der zwar im ersten Augenblicke sich nicht Luft machen kann, aber eine um so größere Verwüstung anrichtet, wenn er sich einmal entladet. O es sind ganz entsetzliche Bitten, die oft auf den sterbenden Lippen mancher Väter noch schweben! Ich sterbe, sagte einst ein Rachsüchtiger zu seinen Kindern, und ihr höret jetzt vielleicht die letzten Worte eures Vaters, und ich sehe voraus, daß ihr traurige Tage werdet erleben müssen — aber rechnet es mir nicht zu, ihr kennet den Urheber eurer Armuth und eures Unglücks. Ich habe ihn nicht bezwingen können, er ist zu mächtig und ich zu schwach; ich habe der Gewalt weichen und meinen

Haß im Herzen verschließen müssen. Ich habe deßhalb nur noch die Eine Bitte an euch: Rächet euren Vater! Seht, so kann man hassen, hassen in der Stille, glühend hassen bis zum letzten Augenblicke des Lebens. Ein trauriges Beispiel, das leider nicht das einzige ist!

Der dritte und letzte Übelstand ist endlich der, daß man sich haßt und rächt zugleich. Was für ein Geist herrscht in der Welt? Ein Geist des Unfriedens, welcher Kriege und Zwistigkeiten entzündet. Was sind die Revolutionen, Kriege und Strassenkämpfe der letzten zwei Jahre gewesen? Ausbrüche der Rache und des Hasses gegen Fürsten und Obrigkeiten, weil die Völker sich gedrückt glaubten oder wirklich gedrückt waren. Was sind die Verschwörungen, was ist der Juniusaufstand in Frankreich, was sind die Unruhen und Meutereien der Socialisten und Communisten der letzten Zeit gewesen? Ausbrüche der Rache und des Hasses gegen das Eigenthum, der Besitzlosen gegen die Besitzenden. Und wie es auf dem Gebiete des Staates geht, so finden wir es leider auch auf kirchlichem Boden. Wir finden da, wer sollte es wohl glauben, Menschen mit dem äußern Schein der Frömmigkeit umgeben, die die unselige Kunst verstehen, die Rache mit dem Schleier eines düstern Ernstes zu verhüllen und die Sache Gottes mit ihrer eigenen zu vermengen. Bald ist es ein ehrgeiziger und schwermüthiger Tertullian, der gegen einen ehrwürdigen Pabst Grimm und Haß faßt, weil er sein Verdienst nicht beachtet und ihn nicht freundlich genug aufgenommen hat. Bald ist es ein stolzer und habsüchtiger Arius, der gegen den Gesalbten des Herrn und gegen den Herrn selbst sich erhebt, weil man ihm die gewünschte Patriarchenstelle verweigert hat — er glaubt, die Religion heische es, daß er sich dafür räche. Und wenn wir den Grundcharakter des Sektengeistes, der von keiner Versöhnung, von keiner Annäherung, von keiner Aufhebung der Spaltung und Trennung wissen will, in's Auge fassen, ist es dann ein anderer, als der Geist des Hasses und der

Rache? Und was ist denn all' der Hohn und Spott, was sind denn die unzähligen Schmähungen und Verleumdungen gegen die katholische Kirche und Alles, was mit ihr in irgend einer Beziehung steht, anders, als Ergüsse und Ausbrüche des glühendsten Hasses und einer wüthenden Rache? Aber auch innerhalb der katholischen Kirche selber hat diese Gehässigkeit, diese Rachsucht unsägliches Unheil angerichtet. Wäre diese Gehässigkeit nicht gewesen, die Geschichte würde von keinem Afterpabste wissen, wäre dieser Haß, diese Rache nicht gewesen, die man im Namen der Religion der Liebe für erlaubt hielt, wodurch man dem katholischen Glauben zu nützen und Gott einen Dienst zu erweisen meinte: dann würden nicht gewisse Gräuel die Blätter der Kirchengeschichte beflecken, die zwar nicht der katholischen Kirche als solcher, auch keinem Pabste und keinem kirchlichen Erlasse zur Last fallen, aber dennoch verübt worden sind, weil man die Religion der Liebe und Versöhnung zum Deckmantel des Hasses und der Rache mißbrauchte. Noch heute beuten die Feinde der katholischen Kirche geschickt genug, aber unredlich, jene Vorgänge gegen die Kirche als solche aus, und es gelingt ihnen nur zu sehr, Unwissende zu täuschen und ihnen die katholische Kirche als eine blutdürstige Hyäne zu schildern. Wehe denen, die zu diesen Waffen den Feinden irgendwie Stoff lieferten!

Treten wir nun aus den beiden großen Familienkreisen, aus Staat und Kirche, in den engern Familienkreis: was erblicken wir da? Brüder, welche die Waffen schwingen gegeneinander, Männer, die gegen ihre Frauen wüthen, zerrüttete Eheverhältnisse in Folge unversöhnlichen Hasses, geschiedene Ehen, deren einzige Scheidewand der Haß bildet, Kinder, die erbittert sind gegen ihre Eltern, die in Zorn und Ärger sich über ungegründete Rechte und übertriebene Ansprüche streiten und in Unfrieden aus dem väterlichen Hause scheiden. Wir finden Leute, die Jahre lang in Proceß mit einander liegen, die der Haß angefangen hat, fortsetzt und — nie zu Ende kommen läßt. Eher verstreite ich Haus und Hof, sagt

der rachgierige Processirer, bevor ich mich mit diesem ausgleiche, mit diesem versöhne. Ja, wer sollte es glauben, daß es Menschen gibt, die Gott bitten, daß er ihnen zur Ausübung ihrer Rache verhilflich sein möge! Schon St. Augustin rügt dieses. Ja, Menschen gibt es, die Messen lesen lassen wollen, um einem aus Rachsucht angezettelten Processe einen glücklichen Ausgang zu verleihen, und die mit frommer, sanftmüthiger Lammesmiene den Gott des Friedens auf die Zunge nehmen, während sie doch mit derselben Zunge einem Feinde den Untergang geschworen haben. So kann also immerhin ein gewisser Schein von Frömmigkeit und Religion vorhanden und das Herz dennoch von Haß und Rachgier erfüllt sein. Mit Entsetzen denke ich da an die Mordthaten, an die Verwundungen, an die Raufereien und Schlägereien, die beinahe alle Wochen aus Ober- und Niederbayern berichtet werden, und fasse dann noch obendrein das verfluchte Laster der Brandstiftung in's Auge, das mit teuflischer Lust ausgeführt wird und alle Jahre, insbesondere während des Winters, eine Masse Familien unglücklich macht. Wann werden diese Mordthaten verübt, wann fallen diese Raufereien gewöhnlich vor? Gewöhnlich am Tage des Herrn, am Sonntag, am gewöhnlichsten an Kirchweihfesten. Und sind diese Mörder und Raufbolde nicht katholische Christen? Ja, sie sind es, sie gehen an Sonntagen, am Kirchweihfeste in die Kirche, sie machen die äußern Gebräuche der katholischen Religion mit, aber das ist auch Alles. Längst schon haben sie berathen, bei Gelegenheit dieser Kirchweih eine Rauferei zu veranstalten und diesen oder jenen umzubringen. Das hindert sie gar nicht, in die Kirche zu gehen, sie gehen hinein, weil's so Brauch ist. Aber um's Himmels willen, soll das der katholische Glaube sein? Und ist es da ein Wunder, wenn die Feinde der Kirche und des altbayerischen Volkes höhnisch auf diese Zustände hinweisen und rufen: Seht da, so sieht's in Altbayern aus! Hier, wo die Bigotterie am meisten zu Hause ist, wo das Pfaffenthum am meisten herrscht! Seht, so erziehen die dor-

tigen Herren Seelsorger ihre Leute. Wo in ganz Bayern kommen so viele Mordthaten, so viele Raufereien, so viele Brandstiftungen vor, als im gepriesenen Altbayern? So muß also die katholische Religion die Schuld tragen an diesen Verbrechen, und den Seelsorgern wird die ganze Verantwortlichkeit für diese Excesse zugeschoben! Allwissender! du weißt, wie ungerecht dieser Vorwurf ist. Es mag sein, daß von dem Einen oder Andern nicht mit dem gehörigen Nachdruck die Pflichten des fünften Gebotes dem Volke an's Herz gelegt werden; aber gewiß wird das Volk nicht zum Raufen oder Schlagen erzogen. Der tiefere Grund für diese Excesse in Altbayern ist in etwas Anderm zu suchen. Neben den vielen Vorzügen nämlich, die das altbayerische Volk vor andern Stämmen voraus hat, ist auch die Schattenseite seines Charakters nicht aus dem Auge zu lassen. Es ist dieß eine gewisse Ungeschlachtheit, ja Rohheit, etwas Massives, wie man sagt, welches zum Grundtypus des altbayerischen Volkes gehört. Dieß beweist schon seine Sprache und mitunter auch seine Nahrung. Artet daher der Altbayer aus, kann er seinen Haß, seine Rache kühlen, dann zeigt sich dieses in Excessen und Verbrechen, wie sie sonst nicht leicht oder doch selten zu Tage treten. Aber man darf ja nicht glauben, daß in jenen Provinzen, wo man von derlei rohen Ausbrüchen Nichts hört, wo die Sprache eine feinere ist, und überhaupt mehr Bildung und äußerer Anstand herrscht, wie bei uns, etwa Haß und Rache weniger im Schwunge, oder überhaupt eine größere Sittlichkeit herrsche. O nein, Haß und Rache treten dort nur nicht so grell zu Tage, aber desto raffinirter, wie überhaupt dort alle Laster mit einem gewissen Firniß überstrichen sind und so viel wie möglich unter dem Schleier eines gewissen Anstandes einhergehen. Der feine Franzose wird es gewiß für höchst unanständig halten, die Faust zu gebrauchen oder zu raufen; aber er findet es mit der feinen Bildung ganz und gar verträglich, nach den Regeln des Anstandes im Zweikampfe den Gegner zu verwunden oder zu tödten. So können in

gar vielen Gegenden uneheliche Geburten eine Seltenheit sein; aber das ist gar kein verläßiger Maaßstab für die Sittlichkeit einer Gegend; vielmehr kann trotzdem die Unsittlichkeit in der raffinirtesten Weise grassiren. Es kommen also die gräulichen Verbrechen, von denen man aus Altbayern hört, guten Theils auf Rechnung des genannten Charakters, der gar leicht in Wildheit ausartet und daher solche Gräuel zu Tage fördert. Damit aber sollen diese Gräuel auch nicht von ferne entschuldigt oder gar beschönigt werden! Bei Gott nein! Diejenigen, die derlei Verbrechen begehen, werden sich nie entschuldigen können. Hätte das Christenthum bei ihnen Eingang gefunden, sie wären solcher Gräuel nicht fähig. Das Christenthum hat noch überall aus Wölfen Lämmer, es hat aus Kannibalen gesittete Menschen gemacht, Schmach und Schande daher über Jene, die schon so lange im Schooße des Christenthums sitzen, aber in unbändiger Wildheit und Rohheit reißenden Bestien gleichkommen. Aber woher kommt das? Wie ist das möglich unter Menschen, die doch als katholische Christen so im Rufe stehen? Daher kommt es, weil der ganze Katholizismus bei einem großen Theil des Landvolkes in Nichts besteht, als in einer Schale ohne Kern. Man geht wallfahrten, hat den Rosenkranz in der Hand, geht in die Messe und Predigt, beichtet und kommunizirt und damit ist der Katholik fertig. Ist aber das der Katholizismus? Nein, das sind nur Mittel zum Zwecke, das ist die Schale, und zwar die nothwendige Schale, die den Kern deckt und verbirgt. Aber der Zweck ist Sinnesänderung, innere Umwandlung, Bezähmung seiner Begierden und Leidenschaften, mit Einem Worte: Selbstverläugnung.

O könnte ich daher heute alle meine lieben Landsleute um mich versammelt sehen, könnte ich meine Stimme hintragen über die altbayerischen Berge und Gauen, könnte ich ihnen zurufen: Christen, Brüder! Seht, so redet man von euch wegen der gräulichen Dinge, die man so häufig in letzter Zeit von euch hören muß. Man höhnt und spottet ganz Alt-

bayern deßwegen und sagt: Seht da, so führen sich die Altbayern auf, das sind die Früchte ihrer Erziehung, so haben sie ihre Geistlichen herangebildet, das sind die Früchte des katholischen Glaubens! O ich bitte und beschwöre euch: machet doch dem katholischen Glauben keine Schande! Sehet da, wie euretwegen der Name Gottes gelästert, wie euer katholischer Glaube geschmäht, eure Seelsorger beschimpft werden. So leget denn ab alle Gehässigkeit und Rache! Seid verträglich und friedfertig. Vermeidet allen Zank und Streit, weichet aus denen, die als unverbesserliche Raufbolde renommirt sind. Versöhnung allein ist es, die überall zum Ziele führt, darum weg mit Haß und Rache!

Ja, die Versöhnung ist es, Geliebte, die allein der Welt im Ganzen und Großen, in Staat und Kirche wie im Familienleben den Frieden und seine Segnungen wiederbringen wird. Möge sie daher weithin flattern die weiße Fahne der Versöhnung unter dem deutschen Himmel. Mögen die grollenden Völker, mögen die zürnenden Fürsten von nun an zu diesem freundlichen Banner emporblicken und sich unter ihm die Hände zur Versöhnung reichen! Vergessen sei, was die Fürsten früher gesündigt haben gegen die Freiheit und Wohlfahrt der Völker, vergessen sei aller Mißbrauch der Gewalt, in der Hoffnung, daß Fürsten und Obrigkeiten die ihnen gegebene schreckliche Lehre beherzigen werden! Vergessen sei aber auch, was die Völker in Haß und Rache gegen das Gesetz und die Ordnung gesündigt haben. Nur die Schuldigsten treffe der Arm der Gerechtigkeit, aber Vergessenheit und Verzeihung den verführten Unglücklichen. So nur wird Friede, so nur können Fürsten und Völker wieder Vertrauen zu einander fassen und glücklich werden.

Versöhnung sei auch das Loosungswort auf dem Gebiete der Kirche und der getrennten Confessionen. Alle frühere Befehdung, alle früheren Unbilden und Beleidigungen, Alles, was auf beiden Seiten bisher gefehlt worden ist, der übergroße Eifer auf der einen und der Sekten-

haß auf der andern Seite sei vergessen. Die bestehenden Unterschiede werden in friedlicher Weise besprochen, so die Annäherung ermöglicht und die Stunde der Versöhnung wird dann auch auf diesem Gebiete schlagen. Diese Versöhnung ist ja jetzt um so nöthiger, als ja gerade jetzt Alle, die noch einen Rest vom Christenthum sich gerettet haben, eng zusammenhalten und sich aneinander anschließen müssen, um einem gemeinsamen Feinde, der es geradezu auf die Vernichtung des Christenthums abgesehen hat, in geschlossenen Reihen gegenüberstehen zu können. Aber auch unter den Einzelnen möge Haß und Rache einmal ein Ende nehmen und der Versöhnung Platz machen! Ja, möge sie die Hölle wieder verschlingen die Rachefurien, die sie ausgeboren hat, und der Engel der Versöhnung mit der Friedenspalme vom Himmel herniedersteigen! Die Menschen würden sich dann nicht mehr in mörderischen Kriegen und Zweikämpfen, in blutigen Balgereien zerfleischen, der Bruder würde nicht mehr den Bruder, die Familienglieder würden sich nicht selber mehr einander bekriegen, die leidigen Haß- und Racheprocesse würden verschwinden und — die Erde würde zum Paradiese werden.

Ja, so würde es werden, wird man sagen; allein es ist ein frommer Wunsch, ein hübsches Phantasiegebilde. Allerdings, ich verkenne es nicht, ganz werden Haß und Rache nie von der Erde schwinden; aber besser kann und soll es jedenfalls werden. Freilich, der Mensch allein vermag dieß nicht; denn die Leidenschaft, die er niederkämpfen soll, ist mit ihm zur Welt gekommen und wächst mit dem zunehmenden Alter. Aber der Gnade Gottes und dem Geiste des Christenthums ist es möglich, dieses zu leisten, und darum muß das Christenthum in uns lebendig werden. Wenn dieß nicht im Stande ist, Haß und Rachgier aus uns zu entfernen, Vernunftgründe werden es nicht können. Wohlan denn! so nehmen wir die große Wahrheit des Christenthums recht zu Herzen. Wenn wir nicht verzeihen, so wird uns auch nicht verziehen. Die Beleidigungen, die wir von unserm Nächsten

zu erleiden haben, und wenn sie noch so fürchterlich sein sollen, betragen verhältnißmäßig eine Summe von hundert Zehnern, etwa eilf Thaler nach unserm Gelde, während unsere Sünden gegen Gott eine Schuld von zehntausend Talenten entziffern. Wenn uns nun der barmherzige Gott fünfzehn Millionen Thaler Schulden erläßt, sollten wir da unserm Mitmenschen nicht die geringe Schuld von eilf Thalern erlassen? Wahrhaftig, wer die Billigkeit dieser Forderung nicht einsieht, der verdient auch keine Barmherzigkeit. Nun denn, so seien wir barmherzig, daß auch wir einst Barmherzigkeit erlangen, verzeihen wir unserm Mitmenschen die geringe Schuld, auf daß uns die größere verziehen werden möge. Amen.

Predigt

auf den zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

„Gebet Gott, was Gottes ist." Matth. 22, 21.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die katholische Kirche hat von dem ersten Augenblicke ihres Bestehens an es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Gott zu geben, was Gottes ist, nämlich die höchstmöglichste Verehrung und Anbetung in der würdigsten religiösen Feier und den kindlichsten Gehorsam gegen alle seine Gebote. Alle ihre Sakramente, ihre gottesdienstlichen Verrichtungen vom großen Opfer des neuen Bundes bis zum Rosenkranzgebete herunter haben zum letzten Ziele ihres Daseins die Ehre Gottes. Gleichwie sie aber als große Gesammtheilsanstalt dieses Eine Nothwendige und Eine Wahre im Auge hat, so sind auch alle Corporationen, die sich von Zeit zu Zeit in ihr selber gebildet haben, in ihrer ersten und tiefsten Grundlage auf dem Princip erbaut, daß die Ehre Gottes ihr Ausgangs- und Endpunkt

sein müsse. Dieser ihrer Aufgabe waren sie sich auch vollkommen bewußt. Angefangen von den ersten Einsiedeleien in Ägypten bis zum dritten Orden des heiligen Franziskus herab haben sie alle, sie mögen nun geistliche Orden, Congregationen, Corporationen, Bruderschaften u. dgl. heißen, es als ihre erste und vorzüglichste Bestimmung angesehen, Gott zu geben, was Gottes ist. Unter einer andern Firma hätte keine Corporation je der kirchlichen Approbation sich zu erfreuen gehabt; die Ehre Gottes mußte immer ihr höchstes Ziel sein. Von diesem Gesichtspunkte aus sind alle religiösen Vereine, die je in der katholischen Kirche bestanden und kirchliche Genehmigung erhielten, zu betrachten; sind viele unter ihnen später ausgeartet, so kommt das eben daher, weil sie ihr ursprüngliches Ziel aus dem Auge verloren hatten. Dieses Ziel, Gott zu geben, was Gottes ist, hat auch jene Bruderschaft in's Leben gerufen, die heute in diesem hehren Pfarrgotteshause ihr Haupt- und Titularfest feiert, nämlich die Wallfahrer-Bruderschaft vom heiligen Erzengel Raphael, und es frägt sich jetzt nur, ob die Statuten dieser Bruderschaft auch von der Art sind, daß man aus ihnen schließen könne, es werde wirklich die Ehre Gottes befördert. Diese Statuten lauten dahin, daß die Mitglieder zum Gebete und zu einem gottseligen und bußfertigen Leben sich verpflichten. Hierin wird gewiß kein Mensch etwas Anstößiges finden; anders ist es aber mit den Wallfahrten von denen in den Statuten die Rede ist. Nach einer Bestimmung derselben finden nämlich alle Jahre drei Pilgerreisen oder Kreuzgänge Statt, nach Altötting, nach dem heiligen Berge Andechs und nach Grafrath. Nun wird vielseitig behauptet, daß durch die Wallfahrten die Ehre Gottes nicht sonderlich befördert werde, sondern gerade das Gegentheil. Man erinnert sich gewiß noch recht gut, wie gegen die letzte große Wallfahrt nach Trier geeifert wurde, wie man sich bemühte, das Wallfahren überhaupt als eine Hauptstütze des Aberglaubens und der Unsittlichkeit in's Geschrei zu bringen. Wenn nun dem also wäre, so würde die

löbliche Wallfahrerbruderschaft durch ihre drei Wallfahrtsgänge die Ehre Gottes nicht befördern, ein Vorwurf, der sie gewiß ebenso schwer, als schmerzlich berühren würde.

Diesen Vorwurf von ihr abzuwälzen, überhaupt aber den alten Gebrauch, zu wallfahren, nach allen Seiten hin zu beleuchten, habe ich mir in der heutigen Predigt vorgenommen. Zu diesem Ende beantworte ich folgende zwei Fragen:

Worauf gründen sich die Wallfahrten? I. Theil.
Was nützen die Wallfahrten? II. Theil.

Jesus, unser Herr, der in seinem zwölften Lebensjahre seine erste Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hat, sei mit uns!

I. Theil.

Es ist merkwürdig, daß sich der Gebrauch, zu wallfahren, bei allen Völkern der Erde vorfindet. Bekannt ist unter Andern, wie die Muhamedaner verpflichtet sind, in ihrem Leben wenigstens einmal zu den Gebeinen des Propheten zu wallfahren und dort ihre Andacht zu verrichten. Bekannt ist, wie die Juden mehrmals im Jahre nach Jerusalem wallten, um dort die großen Feste zu feiern, und wie deßhalb auch Jesus schon in seinem zwölften Jahre den ersten Wallfahrtsgang nach Jerusalem machte. Es ist daher dieser Gebrauch ein wahrhaft katholischer, weil er sich überall und zu allen Zeiten vorfindet, der Mensch fühlt in seinem Herzen ein Sehnen, ein Bedürfniß, solche Orte zu besuchen, die ihm wegen der großen geschichtlichen Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, besonders merkwürdig, heilig und ehrwürdig erscheinen. Oder man sage mir, wer wird es tadeln, wenn der Christ sich hingezogen fühlt weit über das Meer, zu jenem heiligen Lande, in welchem nach seinem Glauben die Erlösung des Menschengeschlechtes vollbracht wurde, wo jeder Fuß Landes durch die Tritte des Heilandes geweiht und geheiligt ist, wo der Herr seine unzähligen Wunder wirkte, wo jeder Baum, jeder Strauch,

jeder Berg, jedes Haus fast eine geschichtliche Weihe und Bedeutung hat? Ach, wer wünscht sie nicht zu sehen jene heilige Stätte, wo das ewige Wort Fleisch geworden, jene Umgebung der Krippe, wo himmlische Chöre ihren Lobgesang sangen, jene arme Hütte zu Nazareth, wo der Heiland seine Jugendjahre zubrachte und mit Joseph und Maria ein stilles, seliges Leben führte; wer wünschte nicht zu sehen jenes Städtlein, das den Herrn einst als Hochzeitsgast in seinen Mauern sah, jene Wüste, wo die Brode wunderbar vermehrt wurden, jenen See, dessen stürmische Wellen sich einst auf einen Wink ihres Schöpfers zur Ruhe legten; wer bestiege nicht gern den Tabor, den Ölberg und Golgatha, wo die heiligsten Geheimnisse unserer Erlösung vollbracht wurden; wer weilte nicht mit heiligem Schauer in der großen Hauptstadt, die so oft Zeuge der Herrlichkeit, aber auch der Erniedrigung des Herrn war, und wer würde endlich nicht mit tiefster Rührung und Andacht sich dem heiligen Grabe nähern, das einst den Erlöser der Welt in seinem Schooße barg? Nach Jerusalem ist Rom diejenige Stadt, welche in jedem katholischen Christen das Bedürfniß, zu wallfahren, rege macht. Es zieht den gläubigen Christen hin zur ewigen Stadt, zum neuen Jerusalem, dessen Erde getränkt ist mit dem Blute von Millionen Martyrern, das die Gebeine der beiden Apostelfürsten bewahrt und als Mittelpunkt der katholischen Einheit wie ein Magnetberg die ganze Christenheit anzieht. Und was Jerusalem und Rom im Großen sind, das sind hundert und hundert einzelne Wallfahrtsorte in der katholischen Kirche im Kleinen.

Der Grund aber, auf dem der ganze Wallfahrtscultus dieser Art erbaut ist, ist der Glauben des Volkes an die Wunderthätigkeit der sogenannten Gnadenbilder. Das Volk glaubt nämlich, daß Gott an gewissen Orten seine Gnaden besonders austheilen und den Menschen auf ihre Bitten und die Fürsprache seiner Heiligen hin, insbesondere der seligsten Jungfrau, die Schätze seiner Allmacht und Liebe in besonders reichlichem Maaße ertheilen kann. Daß Gott dieß

kann, unterliegt keinem Zweifel; daß er es auch schon öfter gethan hat, ist ebenso wenig anzustreiten; denn die Dokumente, die über manche Wunder vorliegen, sind über alle Angriffe erhaben. Warum sollte denn auch der liebe Gott in seiner Güte sich nicht hie und da in besonderer Weise offenbaren, da er dieß ja auch im Reiche der Natur thut? Oder was sind denn die Heilbäder, welche an einzelnen Orten hervorsprudeln und bald dieses bald jenes Leiden der Menschen beseitigen, anders, als Gnadenquellen? Und was sind denn jene Hunderte, die alljährlich in diese Heilquellen gehen, anders, als Wallfahrer?

Ich weiß wohl, was man da sagen wird. Man kann sagen, die meisten dieser Wallfahrten haben einen ganz fabelhaften Ursprung; man sieht ihnen die Legende oder Sage an die Stirne geschrieben, ja vielen möchte sogar frommer Betrug und Gewinnsucht zur Entstehung verholfen haben. Das Alles bestreite ich nicht einmal; aber das ist zu bemerken, daß viele Wallfahrtsorte mit ihren ersten Anfängen derartig in die graue Vorzeit zurücklaufen, daß ihr Ursprung gar nicht mit Sicherheit zu ermitteln ist. So laufen ja auch die Wurzeln der Bäume weit unter der Erde fort und der mächtigste Strom kann im Sande versiegen. Dadurch aber, daß der Ursprung einer Wallfahrt nicht mehr zu ermitteln ist, ist noch bei Weitem nicht erwiesen, daß die Wallfahrt keinen oder nur einen fabelhaften Ursprung habe. Und gesetzt auch, dieß wäre der Fall, so ist ja für Jenen, der an einem Wallfahrtsorte betet und die heiligen Sakramente empfängt, wie es die katholische Kirche vorschreibt, kein Nachtheil damit verbunden.

Man muß ja wissen, daß der katholische Christ gar nicht verbunden ist, an ein Wunder zu glauben, das durch ein Gnadenbild gewirkt worden ist oder sein soll. Der katholische Christ ist überhaupt nicht verbunden, an ein wunderthätiges Gnadenbild zu glauben, er ist auch nicht verpflichtet, zu wallfahren. Das Alles sind Dinge, die man glauben und nicht glauben, mitmachen oder unterlassen kann. Wer schon in Alt-

ötting gewesen ist, ist ein katholischer Christ, und wer nicht dort gewesen ist und auch nicht hingeht, ist auch einer. Und wer überhaupt der Meinung ist, daß man Gott überall auf gleiche Weise anbeten könne, hier wie in Jerusalem, und die seligste Jungfrau überall gleich gut verehren könne, hier ebenso gut, wie in Altötting, der ist ebenso gut katholisch, wie ein Anderer, der an besondere Gnadenorte glaubt. — Sobald man aber einmal daran glaubt, so ist gewiß, daß im Herzen des Menschen auch schon die Sehnsucht entsteht, jene Gnadenorte zu besuchen.

Und dieses ächtkatholische Gefühl, das in den Herzen aller Völker wurzelt, mögen uns Katholischen Jene um so weniger verübeln, die zwar in übergroßem Eifer auf unsere Wallfahrten schlimm zu sprechen sind, aber nicht bedenken, daß sie unwillkührlich selber nach dem Pilgerstab greifen, sobald ein theurer Gegenstand in der Ferne sie anzieht. O wie oft hatte man die Katholiken hart angefahren, daß sie zu den Gebeinen ihrer heiligen Martyrer und zu den Bildern der Heiligen wallten, und man hatte sich ja doch dasselbe erlaubt, wenn man zu den Reliquien derjenigen, die man als Glaubensverbesserer ehrte, schaarenweise hinwallte, um dort dieselben zu verehren und Stückchen davon mit nach Hause zu tragen. Welches Geschrei entstand nicht in ganz Deutschland, als eine halbe Million Katholiken nach Trier zum heiligen Rock hinabwallte und doch wurde vor nicht gar langer Zeit in der Paulskirche in Frankfurt, wo gewiß nicht die Freunde von Wallfahrten beieinander saßen, die Weissagung verkündet, daß die Deutschen einst nach der Brigittenau wallfahren würden, wo das edelste Blut vergossen worden sei. Man sieht hier den Drang, zu wallfahren, es zieht hin nach dem Orte, nach der Stätte, wo ein Heiligthum zu liegen scheint. Der Unterschied ist nur der, daß der Heide zum Tempel des Jupiter Ammon, der Türke zum Grabe Muhameds, der Demokrat zum Grabe seiner Barrikadenkämpfer und der Katholik zu den Gebeinen seiner heiligen Martyrer wallt. So ist also nur das Ziel, das Heiligthum, zu dem gewallt wird, überall ein anderes, aber die

Sehnsucht, der Drang, zu wallen, ist überall gleich, und somit ist es unläugbar, daß, wie ich anfangs behauptet habe, der Gebrauch, zu wallfahren, auf einem innern Verlangen beruhe, das sich bei allen Völkern der Welt kundgebe.

Darum laßt euch, ihr katholische Christen, und insbesondere ihr Mitglieder der Wallfahrerbruderschaft, in diesem eurem frommen Gebrauche nicht irre machen! Ist es der Glaube an ein Heiligthum, der euch zu einer Wallfahrt veranlaßt, so ist dieß Pietät und immerhin etwas Achtenswerthes. Eure Pilgerfahrt als solche ist gerechtfertigt, indem ihr ja nur dem Drange des Herzens folget. — Jedoch das ist erst Eines; die Hauptsache aber ist die, daß ihr von euren Wallfahrten auch einen Nutzen haben sollet; hievon aber im

II. Theil.

Die Freunde des alten Heidenthums finden es so rührend und natürlich schön, daß in jeder Eiche eine Dryas lauschte, in jeder Quelle eine Nymphe rauschte, daß in jedem Säuseln der Luft, in dem Wogen der Saaten, in dem Rauschen der Wälder sich eine Gottheit manifestirte. Geliebte, was im Heidenthum Aberglaube und Phantasie war, das ist in der katholischen Kirche zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden. An die Stelle jener Gottheiten, welche sich die ganz und gar an die Natur gewiesene Phantasie der Heiden schuf, ist bei uns die Anbetung des Allerhöchsten und die Verehrung seiner Heiligen, insbesondere der heiligen Jungfrau getreten, und dieser Dienst hat sich durch den Wallfahrtscultus insbesondere auf Wegen und Stegen, auf Bergspitzen und in Thälern, auf der Landstrasse wie im Haine, in Kapellen und Kirchen allgemeine Geltung zu verschaffen gewußt. Hier an der Strasse ist es das Kreuz des Erlösers, an dessen Fuß ein Betschemel steht, dort an einer Eiche oder Tanne ein Bild der seligsten Jungfrau, dort eine Kapelle, einem heiligen Martyrer gewidmet, hier eine prächtige Kirche, wohin die fromme

Menge wallt, um ihre Andacht zu verrichten. Rechnen wir hiezu nur noch die prächtige Ausstattung, womit die Natur die meisten dieser Wallfahrtsstellen gar freundlich und liebevoll bedacht hat, so muß man gestehen, daß dieser Wallfahrtscultus in der rührendsten Weise an das Gefühl des Christen appellirt. Bald ist es ein Kirchlein, das in einem anmuthigen Haine neben einer rieselnden Quelle sich wie ein Veilchen verbirgt und nur mit der Thurmspitze schüchtern in die offene Welt hinausblickt, bald ist es eine artige Kapelle, die, einsam auf einem hohen Berge gelegen, weithin sichtbar den frommen Waller anzieht und ihn einladet, sich eine Zeit über die Niederungen der Erde und ihren schädlichen Dunstkreis zu erheben, die freie, frische Bergesluft zu genießen und dem Himmel etwas näher zu rücken; bald sind es anmuthig trauliche Silbertöne, die aus tiefem Thale emporklingen und das Wallfahrtskirchlein daselbst verrathen, und so sind es tausend und tausend Formen, und mitunter die entzückendsten Abwechslungen, unter denen der Wallfahrtscultus zum Vorschein kommt. Gerade das ist es, was so anzieht und wie mit süßer Zauberkraft zum Wallfahren einladet.

Man hört so oft Leute, die nicht gern in die Kirche gehen, sagen: Ich fühle keine Andacht in der Kirche, es ist mir so enge da drinnen; aber draußen im schönen Tempel der Natur, da fühle ich eine so feierliche Seelenstimmung, die Brust athmet so leicht, das Herz hebt sich himmelwärts und ergießt sich zuletzt in Andacht, Preis und Dank gegen den Schöpfer. Wenn nun auch das gewiß ist, daß Leute, die in einer Kirche nicht beten mögen, draußen auch nicht sonderlich beten werden, so ist doch das wahr, daß sich das Herz an dem einen Orte mehr zur Andacht gestimmt fühlt, als an einem andern, daß Umgebung und Umstände auf die Andacht wesentlich einwirken. Diese Idee liegt dem Wallfahrtscultus wesentlich zu Grunde. Der frommen Christenschaar wird es zu enge im steinernen Haus des Herrn, das sie gewöhnlich besucht, darum öffnen sich die Pforten der Kirche und hinaus

ergießt sich die wogende Volksschaar. Hoch in den Lüften flattern die Fahnen, wie Weihrauch dringt das Gebet des Volkes mächtig durch die Wolken zum Throne Gottes empor. Und so wallt sie denn fort und fort die christliche Gemeinde, bis das Ziel ihrer Pilgerfahrt dem freudigen Auge von ferne sich zeigt. Die Scenen, die da vorkommen, sind oft der rührendsten Art, und man muß solch ein ergreifendes Schauspiel selber gesehen haben, wenn man einen Begriff haben will von dem gewaltigen Eindrucke, den solches auf das menschliche Herz macht. Ich selbst war einmal Zeuge eines solchen und ich muß gestehen, daß ich noch immer mit tiefer Rührung an jenen erhebenden Augenblick denke. Bekannt ist die große Wallfahrt zum heiligen Mirakel in Deggendorf, bei der alljährlich 60—100,000 Menschen in einem Zeitraume von fünf Tagen sich betheiligen. Von der Seite des Vilsthales her führt die Strasse über einen ziemlich hohen Berg, auf dessen Spitze sich plötzlich eine entzückende Aussicht in's Donauthal öffnet und das begnadigte Städtchen in einer Entfernung von fünf Stunden dem Auge des Wallers sichtbar wird. Da war ich denn Zeuge eines Auftrittes, der mir ewig unvergeßlich ist. Die Wallfahrer fielen da auf ihre Kniee nieder und brachten dem heiligen Sakramente den ersten feierlichen Gruß. Die Andacht der hingegossenen Menge, der erste Blick auf den Gnadenort, die Weihe, welche diese Andacht noch durch die Freundlichkeit des Himmels, der seinen Segen dazu zu geben schien, und durch den Zauber der Landschaft erhielt, gaben diesem Augenblicke eine solche Feier, daß wohl kein Zuschauer davon ungerührt geblieben wäre. Derlei Scenen kommen bei Wallfahrten gar häufig vor und sie verfehlen nicht ihren guten Eindruck auf das Gemüth.

Freilich, ich weiß es wohl, es gibt kalte Verstandesmenschen, die nur messen und rechnen; Gefühl haben sie keines; seine zarten Wurzeln sind längst auf dem kalten Sandboden ihres Verstandes abgestorben. Solche werden daher auch nicht begreifen können, wie ein Wallfahrtsgang etwas Ge-

müthliches und Rührendes haben kann. Allein, schon der gemüthvolle Dichter hat gesagt: Was der Verstand der Klugen nicht sieht, das empfindet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Darum, ihr großen, starken Geister, die ihr euch mit tiefem Forschen und Denken fortwährend abmühen müßt, lasset den Kleinen ihre Freude! Gönnet ihnen, ihren Gefühlen freien Raum zu lassen. Verachtet sie nicht, weil mit Gefühlen sich nicht wie mit Ziffern rechnen läßt. Ihr versteht das nicht, euch ist dieses Gebiet fremd, darum wagt euch nicht auf dasselbe. O es ist etwas so Poetisches, Romantisches, so etwas tief Inniges und Sinniges in diesem Wallfahrtscultus der katholischen Kirche, das nur wieder gemüthvolle Menschen zu erfassen vermögen, und wenn er sonst gar keinen Nutzen hätte, so würde ihn schon das empfehlen.

Aber der Hauptnutzen, den die Wallfahrten stiften sollen und können, und auch wirklich stiften, ist die Besserung der Menschen. Die Wallfahrten sind Bußgänge und ausserordentliche Gelegenheiten, die dem Sünder geboten werden, in Reue und Zerknirschung des Herzens wahre Buße zu wirken. Die löbliche Bruderschaft, die heute ihr Titularfest feiert, ist von diesem eigentlichen Endziele der Wallfahrten ganz und gar durchdrungen, wenn sie in ihren Statuten sagt: „Die Mitglieder unternehmen jene Kreuzgänge, welche mehrere Tage dauern und mit großen Beschwerden verbunden sind, als ein ihnen willkommenes Bußwerk. Sie benützen diese kostbare Zeit, wo sie aus ihrem Alltagsleben und ihren zeitlichen Geschäften heraustreten, reiflicher als sonst, über den Zustand ihrer Seele nachzudenken, und so in Reue und Zerknirschung des Herzens wahre Buße zu wirken."

Nun frage ich: Wo in aller Welt kann Jemand gegen diesen Zweck der Wallfahrten etwas einwenden? Können sich die Wallfahrer ein würdigeres Ziel setzen? Wahrhaftig nicht. Und gewiß sind auch Viele schon durch die Heiligkeit eines Wallfahrtortes, durch die ernste Stimmung, in die sie durch die ganze Umgebung versetzt wurden, überhaupt durch den oben

beschriebenen Eindruck, den das Gemüth bei solcher Gelegenheit empfindet, aus ihrem bisherigen Leben aufgeschreckt und in bessere Menschen verwandelt worden. Besonders sind Wallfahrten in ferne Gegenden heilsam für Sünder, die sich große Verbrechen haben zu Schulden kommen lassen, darum läßt auch Schiller in seinem Tell den Johannes Parricida eine weite Pilgerreise unternehmen, um sich auf derselben und durch dieselbe zur Entlastung seines schweren Gewissens vorzubereiten. Es läßt sich somit nicht läugnen, daß, wer sich bei Wallfahrtszügen im Geiste der Kirche betheiligt, gewiß auch für seine Seele Nutzen ziehen wird.

Ich weiß nun wohl, Geliebte, was dagegen Alles eingewendet wird; ich kenne das Heer von Vorwürfen, das gegen die Wallfahrten in den Kampf geführt wird; aber Alles, was man dagegen sagen kann, liegt nicht im Wesen der Wallfahrten, das ist nur Unkraut, das mit dem Waizen zugleich emporwuchert. Wahr ist es, daß gar Viele wallfahren, aber nicht um zu beten, nicht um einen Bußgang zu machen, nicht um die heiligen Sakramente zu empfangen, nicht um sich zu bessern, sondern um sich einen Zeitvertreib, eine Zerstreuung, ein Vergnügen zu machen. Wahr ist es, Viele gehen wallfahren und kommen statt besser, schlechter zurück; Viele gehen wallfahren, um zu Haus der Arbeit auszukommen, um in der Ferne einmal den lästigen Zwang, der zu Hause auferlegt ist, abzulegen, um statt zu beten und Buße zu thun, die gröbsten Sünden zu begehen. Ist es ja bekannt, daß sich jene Maria aus Ägypten einem Wallfahrtszuge nach Jerusalem anschloß, um desto unverschämter ihr schnödes Gewerbe treiben zu können; finden wir ja, daß sich alle jene Mißbräuche, die man bei den Wallfahrten heut zu Tage tadelt, schon in den frühesten Zeiten eingeschlichen hatten, weil der Feind alles Guten von Anfang an bemüht war, Unkraut unter den Waizen zu säen. Darum sind auch die heiligen Väter so getheilt in ihren Meinungen, indem die Einen bald die Licht- bald die Schattenseite des Wallfahrtscultus hervorheben. So z. B.

sagt der heilige Chrysostomus von einem großen Wallfahrtszuge, der in Jerusalem eintraf: „Es würde zu lange währen, wollten wir anführen, wie viele Bischöfe, Martyrer, beredte Kirchenlehrer von der Auffahrt des Herrn bis auf diesen Tag Jerusalem besucht haben. Es war ihnen, als wenn ihrer Religion, Weisheit und Tugend noch etwas mangelte, wenn sie nicht Christus an jenen Orten angebetet hätten, wo das Licht des Evangeliums von dem Kreuzbalken aus seinen ersten Schimmer um sich her verbreitete."

In gleicher Weise drücken die heiligen Väter oft ihre Freude aus über die großartigen Wallfahrtszüge, die aus allen Ländern in Jerusalem oder Rom eintrafen; aber eben so entschieden verwerfen sie die Ansicht, die schon damals geherrscht hat, als brauche man nur eine Luftveränderung zu machen, um ein anderer Mensch zu werden, oder als hätten die Wallfahrer gar etwas vor denen voraus, die zu Hause geblieben wären. „Es kommt da heraus," sagt der heilige Cyprian*), „als ob die Gegend vertauschen, auch den Menschen vertauschen hieße." Und der heilige Hieronymus**), der ein großer Freund der Wallfahrten ist und selber eine Pilgerreise in's heilige Land gemacht hat, schreibt: „Nicht das ist lobenswerth, wenn man in Jerusalem gewesen ist, sondern wenn man zu Jerusalem gut gelebt hat." Und wiederum sagt er: „Von Jerusalem, wie von Britannien aus steht der Weg zum Himmel offen; denn das Reich Gottes ist in uns." Die einzelnen Gläubigen werden nicht nach der Verschiedenheit der Orte, sondern nach dem Verdienste des Glaubens gewogen, und die wahren Anbeter beten weder zu Jerusalem noch auf dem Berge Garizim den Vater an, weil Gott ein Geist ist, und die ihn anbeten, ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten müssen***).

Hieraus erhellt, daß die Wallfahrten schon in den frühesten

*) Epist. 49. ad Cornel.

**) Epist. 58. ad Paulin.

***) Ibid.

Zeiten ihr Gutes und ihr Schlimmes hatten, daß das Gute auch damals schon anerkannt — das Böse dagegen getadelt wurde. Und wie es damals war, so ist es auch jetzt. Es kann nämlich Alles mißbraucht und das Heiligste zu bösen Zwecken verwendet werden. Darum falle der Mißbrauch, der gute Gebrauch aber bleibe.

So wisset ihr denn jetzt, Geliebte, wie ihr mit dem vielbesprochenen und vielverrufenen Wallfahrtscultus der katholischen Kirche daran seid. Das Wallfahren hat seinen Grund in einer gewissen Sehnsucht nach den Heiligthümern seiner Religion. Die Sehnsucht des Christen insbesondere geht nach Jerusalem und nach Rom. Was die Gnadenbilder und die ihnen zu Grunde liegenden Wunder anbelangt, so besteht die vollkommenste Freiheit, dergleichen zu glauben oder nicht. — Was ferner den Nutzen anlangt, so ist nicht zu bestreiten, daß das Wallfahren Gutes stiften kann und gestiftet hat. Geschieht aber Böses bei solchen Gelegenheiten, so ist das sehr leicht möglich, wie bei allen großen Zusammenkünften. Wollte man deßwegen die Wallfahrten beseitigen, dann dürften wohl unsere großen Volksfeste, die gewiß mehr zu allen Ausschweifungen mißbraucht werden, als die Wallfahrten, vor Allem beseitigt werden. — Übrigens ist, wie gesagt, Niemand zu einer Wallfahrt verpflichtet. Wer nicht wallfahrt, kann so gut selig werden, wie ein Anderer, gleichwie man trotz allen Wallfahrens verdammt werden kann. Man kann ja Gott überall dienen und überall Buße thun.

Wer aber einmal wallfahren will, der thue es, damit er Nutzen davon hat. Und darum rufe ich den Mitgliedern der löblichen Wallfahrer-Bruderschaft zu: Haltet euch an die Statuten eurer Bruderschaft und verrichtet zu seiner Zeit die vorgeschriebenen drei Wallfahrten im Geiste derselben, dann wird euch auch der Nutzen davon nicht entgehen. Amen.

Predigt

auf den dreiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

„Meine Tochter ist so eben gestorben." Matth. 9, 18.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wir standen vorgestern an dem großen Leichensarge aller Verstorbenen, am Friedhofe. Heute, am Allerseelensonntage, stehen wir abermals vor einer Todtenbahre. Ein zwölfjähriges Mädchen war die Beute des unerbittlichen Todes geworden und lag im Hause ihrer Eltern auf der Bahre. Ist nun der Anblick eines Friedhofes, ja eines einzelnen Grabhügels schon geeignet, eine ernste Stimmung in uns hervorzurufen, ja die verschiedensten Gefühle in unserer Seele zu erwecken: so ist es um so mehr der Anblick einer jugendlichen Leiche, der unser Nachdenken erregen muß. Hieher, mein Christ, hieher möchte ich insbesondere dich, christlicher Jüngling, christliche Jungfrau, führen, hier kannst du sehr heilsame Gedanken fassen,

hier mehr lernen, als in jeder Schule, hier mehr finden, als in jeder Bibliothek.

Oder wer wird beim Anblicke der Leiche dieses jungen Mädchens im Stande sein, jene so alte und so oft wiederholte Klage der Menschen zurückzudrängen: das Leben ist kurz, und die Räder der Jahre kreisen mit solcher Schnelligkeit, daß, wenn wir kaum anfangen, Manches zu thun, wenn wir mit den edelsten Unternehmungen gerade am besten beschäftigt sind, wir von dem Leben und Wirken scheiden müssen? Es betrübt mich so tief, im Schooße des Christenthums solche Klagen zu hören, es betrübt mich tief, wenn ein Christ sich über die Kürze des Lebens beklagt, ein Christ, welcher glaubt, daß er einst auferstehen werde, um nie mehr zu sterben, ein Christ, der glaubt, daß von diesem so kurzen Leben ein glückliches und ewiges Leben abhänge. Wann beklagt sich je der Wanderer darüber, daß der Weg kurz sei, der ihn in die geliebte Heimath führt? Wann beklagt sich je der Steuermann, daß er, wenn er kaum die Anker gelichtet, zum ersehnten Ufer gelange? Wann kränkte sich je der Krieger, daß nach kurzem Kampfe der Lorbeer seine Stirne bekränzt? Und ist nicht, Geliebte, dieses Leben für den Christen eine sturmvolle Seereise, eine beschwerliche Wanderschaft, ein gefahrvoller Feldzug? Werden wir uns darüber grämen können, daß es kurz ist? Doch wir klagen an jedem Tage, und mitten in unsern Klagen flieht das Leben, und wird noch kürzer dadurch, daß wir es übel anwenden. **Das Leben ist kurz. Was müssen wir daraus folgern? Bloß die Nothwendigkeit, das Leben gut anzuwenden, es anzuwenden mit christlicher Sorgfalt.** Und das ist der Gegenstand meines heutigen Vortrags, den ich beginne im heiligen Namen Jesu.

Wozu sind wir auf Erden? Vielleicht um hier ewig zu weilen? Gewiß nicht. Jene, die vor uns waren, haben alle nur eine kurze Zeit gelebt, und es ist offenbar, auch wir dürfen

nur kurze Zeit leben. Wir sind daher auf Erden, um mit diesem kurzen Leben eine glückselige oder unglückselige Ewigkeit zu erlangen. Räumt ihr mir ein, daß es *einen* Gott gibt? Wohlan, so sagt mir, wie können das Glück der Bösen und die Drangsale der Frommen mit der Gerechtigkeit Gottes *bei* einem so kurzen Leben übereinstimmen? Wo ist der Lohn der Tugend *inmitten* der Schmerzen, der Armuth und Noth, der Verfolgungen und Schmähungen? Wo ist die Strafe des Lasters bei Reichthum und Fülle, bei Freuden und Vergnügungen? Entweder hat uns dieser Gott nicht erschaffen, oder er herrscht nicht über uns, oder er ist nicht gerecht; aber dann ist er nicht mehr Gott. Es muß also ein anderes Leben auf uns harren, wo den Guten Belohnung und den Bösen Bestrafung zu Theil wird. Ihr gebt mir zu, daß es einen Gott gibt, so werdet ihr mir auch zugeben müssen: gleichwie der Mensch, in seiner Beziehung zu einem künftigen Leben betrachtet, der glänzendste Abdruck der göttlichen Weisheit ist, so ist er ohne ein zukünftiges Leben das seltsamste Räthsel, das unvollkommenste Werk, das je aus der Hand Gottes hervorging. Betrachtet alle andern Geschöpfe von dem kleinsten bis zum größten, sie haben je nach ihrer natürlichen Beschaffenheit in kurzer Zeit ihre Vollkommenheit erreicht, nur der Mensch vermag sich während einer so kurzen Lebenszeit nicht zu vervollkommnen. Kaum fängt er an, nach unermeßlicher Mühe und Anstrengung an dem steilen Felsen der Wahrheit einen Schritt weit emporzuklimmen, so wird sein Fuß plötzlich gelähmt, und er fällt in die Tiefe herab — sinkt in's Grab. Wenn es sonach kein künftiges Leben gibt, wann vermag der Mensch zu seiner Vollkommenheit zu gelangen? einer Vollkommenheit, die den geringsten Geschöpfen von Gott nicht versagt wird? Und wenn es kein anderes Leben gibt, warum verstattet Gott dem Menschen bei einem so kurzen Leben so große Fähigkeiten, ein so flammendes Verlangen, Alles zu begreifen und zu erforschen? Entweder hat Gott uns dieß Alles vergebens verliehen, oder er hat es uns zu unserer Qual gegeben. Eine Einwendung,

geliebte Christen, die wir nur dadurch erwidern können, wenn wir annehmen, daß es ein künftiges Leben gibt. Ja, es gibt ein solches, und dieses läugnen nur Solche, die es nicht fürchten wollen. Zu diesen spreche ich nicht; ich spreche zu euch, die ihr außer dem Lichte der Vernunft noch das weit hellere Licht des Glaubens besitzet. So ist uns denn dieses Leben verliehen worden, um uns damit ein ewiges, glückseliges Leben zu erringen. Dieses Leben ist ein sehr kurzer Weg, der, wenn er voll guter Werke ist, zum Himmel, und wenn er voll böser, zur Hölle führt. Es ist dieß eine Handelszeit, und da spricht Christus zu einem Jeden von uns bei dem ersten Vernunftgebrauche, wie er zu jenen Andern gesprochen: „Handle, bis ich wieder komme" (Luk. 19, 13.). Ist dieses nicht Alles wahr? Doch auch dieß ist wahr, am Ende dieser kurzen Zeit ist es nicht Zeit, zu laufen, da ist es nicht mehr Zeit, zu wirken. Die Jahre fliehen blitzschnell, und wir werden einem guten oder schlimmen Loose ewig verfallen, wir werden dann der verdienten Hölle nicht entgehen und uns dann ein verlornes Paradies nicht mehr erringen können.

Gerechter, ewiger Gott, welch' eine furchtbare Wahrheit tritt vor meine Seele! Von diesem Leben hängt meine glückselige, oder unglückselige Ewigkeit ab! Und dieses Leben ist so kurz, und wir sollten so thöricht sein, es nicht mit christlicher Sorgfalt anzuwenden?

„Mein Ziel stets im Auge strebe ich darnach," sagt der Apostel, „ich verfolge es, um dahin zu gelangen, um es zu erreichen" (Phil. 3.). Der Apostel sagt nicht bloß, bemerkt so sinnreich der heilige Chrysostomus: Ich strebe nach dem Ziele, nein, ich verfolge es. Ihr wißt, mit welcher Kraftanstrengung Jemand läuft, der etwas verfolgt, er wirft Alles um, was ihm hindernd in den Weg tritt, sein Geist, sein Auge, seine Kraft — Alles ist nur auf Ein Ziel gerichtet. Daher besiegt der Apostel auf seinen Wegen Kerker, Ketten und Bande, Schiffbruch und Verbannung, Geiselstreiche, Hunger und Durst: Nichts hält ihn von seinem Laufe ab. Doch wozu eine solche

Eile? Weil das Leben kurz ist, fügt der große Apostel bei; es ist ein Augenblick und nicht mehr, und von diesem Augenblicke hängt ein ewiges Leben ab. Wohlan, wie haben wir dieses Leben bisher angewendet, und wie wenden wir es jetzt an? Wie Viele kommen zum Ziele dieses so kurzen Lebens, und es läßt sich auf ihre Marmordenkmale nichts Anderes schreiben, als: Sie sind geboren worden, haben gelebt und sind gestorben; Müssiggang und Unthätigkeit haben den Raum ihres Lebens eingenommen. Könnte man nicht dasselbe auch von Manchem unter uns sagen? Es ist merkwürdig, während wir von der Kürze des Lebens überzeugt sind, finden wir es gleichwohl nur zu lange, weil wir nicht wissen, wie wir es anwenden sollen. Es ist dieß einer von den gewöhnlichen Widersprüchen des Menschen. So oft haben wir die Worte im Munde: Wir gehen zu diesem oder jenem Vergnügen, zu diesem oder jenem Spiele, um die Zeit hinzubringen. O Worte, die für einen Christen entehrend und verhängnißvoll sind! Ja, wir hintergehen uns selbst im Müssiggang, in Unthätigkeit, in Kleinigkeiten, bis unser Leben dahinscheidet, ein Leben, das uns die göttliche Barmherzigkeit geschenkt, um zu wirken, um Buße zu thun, um Vergebung unserer Sünden zu erlangen, um uns die Gnade Gottes zu erwerben und uns der ewigen Seligkeit würdig zu machen. O wie blind sind wir! Was ist das für ein Kaufmann, der an Markttagen im Bette liegen bleibt und nicht an Gewinn denkt? Was ist das für ein Armer, der, wenn Jemand naht, um Almosen zu vertheilen, sich eilends verstecken wollte und sich nicht vielmehr beeilen würde, eine Unterstützung zu bekommen? Doch wer fände sich, der nicht irgend etwas thue? Ja, Geliebte! Doch was thun wir? Betrachten wir unser Thun und Lassen, so werden wir finden, daß unser ganzes Streben bloß auf das gegenwärtige Leben gerichtet ist, und wir an das zukünftige gar nicht denken. Seht einen Mann, sagt der Erlöser, der hat auf Sand ein Haus gebaut; da es keine feste Unterlage hat, so merkt er, daß es wankt, es bekommt bei dem anhaltenden Regen, bei

Sturm und Wind große Risse; doch dieser Mann denkt darum nicht daran, diese zerrissenen und gesenkten Mauern, dieses Dach, welches den Einsturz droht, zu verlassen, nein, er beschäftigt sich nur damit, es zu zieren, es mit schönen Gemälden und Zierrathen zu schmücken, daran hat er sein Gefallen und seine Freude, als ob das Haus auf festem Grunde ruhe. Was sagt ihr von diesem Menschen? Daß er ein Thor ist, weil er, statt an die Entfernung aus einem baufälligen Hause zu denken, nur an sein Bleiben denkt. Wie, sollten wir uns, sagt ein Kirchenlehrer, nicht selbst in diesem Manne erblicken, sollten wir in diesem Hause nicht unser Leben sehen? Wenn unser Leben auch in voller Gesundheit bleibt, so werden fünfundzwanzig Jahre erfordert, um dieß Haus aufzubauen, und in einem Zeitraum von wieder fünfundzwanzig Jahren hält es sich bei den gewaltigen Stößen der Leidenschaften mit Mühe aufrecht, dann wankt es und stürzt ein. Doch statt daran zu denken, daß wir dieß Haus bald verlassen sollen, um die gränzenlose Ewigkeit zu betreten, streben wir bloß dahin, angenehm mitten in diesen Trümmern zu wohnen. Wir leben auf eine Weise, als wenn wir immer leben dürften, und Alles läßt uns befürchten, daß wir sterblich sind; wir begehren und verlangen Alles, als ob wir niemals sterben müßten. Unsere Pläne gehen immer weit über die Gränzen unsers Lebens hinaus. Inzwischen kommt der Tod, und wir sind so unglücklich, sagen zu müssen, daß wir auch nicht e i n e n Tag für die Ewigkeit gelebt haben. Nicht jedes Leben vermag uns zur ewigen Glückseligkeit zu führen; dieß vermag nur ein christliches Leben. Entspricht unser Leben dem heiligen Glauben, den uns Gott geschenkt? Ich übergehe ein Leben, das im geraden Widerspruche mit dem christlichen Glauben in Sünden und Lastern dahinfließt und den ewigen Tod verdient. Ich spreche von einem Leben, das sich in nichtigen, eitlen Dingen ergeht. Wie viele Stunden werden da auf die unnützesten Beschäftigungen, auf die leersten Reden und Gespräche, auf die lächerlichsten Vergnügungen verwendet? Und wie viele werden den

Pflichten gegen den Nächsten, der Gottesverehrung, der Seele geweiht? Kaum denken wir daran, daß wir einen Verstand haben, um ihn auszubilden, eine Religion, um ihre Gebote zu befolgen. Und ein solches Leben soll ein gut angewendetes sein? Geliebte, wir sind überzeugt, daß das Leben kurz ist, wir kennen die Worte des großen Kirchenlehrers: Du hast den gestrigen Tag besessen, du verlangst auch den morgigen. Du wünschest, daß so ein Tag komme und nahe, wohin du nicht gelangen willst. Dein Freund wünscht dir viele Lebensjahre, du wünschest, daß sich Jahr an Jahr reihe, doch du willst nicht, daß das Ende dieser Jahre komme. Dein Streben steht mit sich in Widerspruch. Wir kennen die Worte des heiligen Chrysostomus: Wie wenn die Sonne ihre Strahlen am Morgen versendet, die Träume schwinden, so verschwindet Alles am Ende des Lebens. Die Eiche und das Haus dauert länger, doch der Baumeister, der das Haus gebaut, und der Landmann, der die Eiche gepflanzt hat, gehen früher heim und sinken in's Grab. Ja, wir kennen den erschütternden Ausspruch des heiligen Augustin: Selbst ein langes Menschenleben ist so kurz, daß es sich zur Größe der Zeit überhaupt verhält, wie ein Tropfen zu dem ungeheuern Meere.

Wir wissen, daß wir uns zu einem Leben vorbereiten müssen, das kein Ende hat, dessen Loos von diesem so kurzen Leben abhängt; allein wir fürchten immer, wir fangen zu bald an, Gott Rechenschaft abzulegen, wir fürchten uns, ein gutes Leben zu beginnen und nach unserm ewigen Heile zu streben. Geliebter Heiland, ja wir befürchten, wir fangen zu bald an, dich nicht mehr zu beleidigen, dir zu gehorchen und dich zu lieben, und sie, die das befürchten, sind deine Kinder, die du mit deinem kostbaren Blute erlöst hast.

Doch was für Schwierigkeiten können wir anführen, die nicht so leicht verschwänden, wenn wir die Kürze des Lebens voraussetzten? Ich will zugeben, der Weg der Frömmigkeit ist ein Weg voll Dornen, voll Leiden. Aber, gerechter Gott,

welche Leiden, welche Dornen finden sich darin, daß wir dich über Alles lieben, daß wir unsern Nebenmenschen Gutes thun, daß wir unsern eigenen Frieden suchen? Indeß, sei dieser Weg auch dornenvoll, sei es auch ein ununterbrochener Kampf mit den Leidenschaften und mit der Welt — das Leben ist kurz, so ist denn auch der Kampf kurz, so ist denn auch das Ende unsers Leidens nicht ferne, und der Sieg, den wir davontragen, wird ewig sein. Der Landmann arbeitet bei den glühenden Strahlen der Sonne, denn auf die kurzen Mühen und Anstrengungen folgt die reichliche Ärnte. Der Krieger kämpft todesmuthig, denn nach einem kurzen Kampfe folgt der Friede. Wir sind es, die in den männlichen Jahren unendliche Beschwerden ertragen, um die Tage unsers Alters glücklich dahinzubringen, und was für einen ungewissen Theil dieses mühevollen Lebens geschieht, werden wir dieß nicht für die gränzenlose Ewigkeit thun können? Sind es vielleicht die Freuden, die Annehmlichkeiten, die Vergnügungen, die lockenden Begierden und Leidenschaften, die uns davon abhalten, unser Leben gut anzuwenden? Groß ist ihr Reiz, ich stimme darin mit euch überein, und kaum sind wir im Stande, ihm zu widerstehen; doch das Leben ist kurz, und so sind denn auch die Freuden und Annehmlichkeiten kurz, sie schwinden schnell dahin, und die Ewigkeit, die darauf folgt, ist eine Ewigkeit des Elendes. Wer ist so thöricht, daß er für einen lieblichen Traum seine übrigen Lebenstage in Armuth, Verachtung, in Thränen und Leiden dahinbringen wollte? Wer von uns sollte nicht die Kraft dieser Gründe erkennen und daraus nicht die Nothwendigkeit folgern, während dieses so kurzen Lebens fromm zu leben? Wir sind entschlossen, es zu thun. Doch wann soll dieß geschehen? Wenn das Feuer der Leidenschaften erlischt, wenn wir uns von unsern Beschäftigungen zurückziehen? Morgen, heute, gleich soll es geschehen. Ach, wir Unglücklichen, wir sehen nicht, welch' ein großer Theil unseres Lebens schon unnütz vergangen ist, und dieses Alter, dieses Morgen, wer sichert es uns zu? Und wir beeilen

uns nicht, den noch übrigen Theil unsers so kurzen Lebens zu erhalten, und ihn bloß einem tugendhaften Wandel zu weihen? Welch' eine außerordentliche Thorheit, erst dann ein gutes Leben beginnen zu wollen, wenn es Zeit sein wird, es zu endigen! Das Leben ist an sich selbst kurz; was davon verschwunden ist, das steht nicht mehr in unserer Gewalt, nur über die gegenwärtige Zeit können wir verfügen, und wir wollen lieber der Zukunft vertrauen, die es vielleicht für uns nicht geben wird. Der morgige Tag ist immer der verhängnißvolle Tag, auf den wir das Heilmittel für unsere Seele verlegen: es kommt der morgige Tag und geht vorüber, und statt uns einer wahren Bekehrung zu befleißen, sind wir immer mit einem bloßen Schatten derselben zufrieden. Lebe heute — so lehrte jener heidnische Weise, der an kein ewiges Leben glaubte — heute ergreife jene Lust, denn morgen wirst du vielleicht sterben. Dasselbe, aber im entgegengesetzten Sinne, muß der Christ sagen: Heute liebe Gott, heute thue Buße, heute befolge die göttlichen Gebote, heute lebe als ein Christ; denn morgen wirst du vielleicht nicht mehr leben.

So sollen wir uns denn Alle in Einöden und Klöster zurückziehen, um ein frommes Leben zu führen, sollen es mit Fasten, Abtödtungen, ernsten Betrachtungen dahinbringen, fern von den unschuldigsten Vergnügungen, fern von dem ehrbarsten Verkehr mit der Welt? Glaubet nicht, Geliebte, mich mit einer solchen Sprache in Verlegenheit zu bringen. Meine Antwort ist ganz bereit und gründet sich auf die heiligen Glaubenswahrheiten unserer Religion. Und würde auch Gott dieß von uns verlangen, würde er dann zu viel verlangen bei einem so kurzen Leben, damit wir uns so der ewigen Seligkeit würdig machen und der ewigen Verdammniß entgehen? Was ist unser Leben in Rücksicht auf die Ewigkeit? Was sind siebenzig, achtzig Jahre? Unser ganzes Leben währt im Vergleich zur Ewigkeit keinen Monat, keinen Tag, keine Stunde. Gott könnte also mit Recht von uns verlangen, daß wir dieß so kurze Leben ganz mit Abtödtung und Entsagung

hinbringen sollten. Doch Gott verlangt nicht so viel von uns. Er verlangt bloß, wir sollen seine Gebote beobachten, sollen unsern Nebenmenschen nichts Böses zufügen und uns selbst achten. Widmet immer den Angelegenheiten, den Beschäftigungen, zu denen euch die Pflicht, eure Verhältnisse, euer Stand ruft, die nöthige Zeit, doch die Angelegenheiten eurer Seele mögen bei einem so kurzen Leben nicht den letzten Platz einnehmen. Wie viele Fürsten und Könige waren, das Staatsruder in der Hand, dabei fromme Christen, ja Heilige! Doch sie widmeten ihr Leben nur der Beförderung des allgemeinen Besten, dem Wohle der Unterthanen und ihrer eigenen Vervollkommnung. Freut euch immerhin der Geschöpfe Gottes, aber ohne dadurch den Schöpfer zu beleidigen; genießet Freuden, aber unschuldige; lebt immerhin im Verkehr mit der Welt, aber erfüllet die Pflichten der Gesellschaft. Und was wird von euch mehr gefordert, als was ein wohlgeordneter Staat fordert, als was die Natur verlangt, die Menschlichkeit lehrt, die Vernunft bezeichnet, und zwar während eines so kurzen Lebens, um einem gränzenlosen Elende zu entgehen und eine gränzenlose Seligkeit zu erwerben, eine Seligkeit, die kein Ende hat? Wohlan, ein so süßes Gebot könnte uns befremdend scheinen, und wir könnten uns weigern, uns ihm zu unterwerfen?

Geliebte, hänget nicht so sehr an diesem vergänglichen augenblicklichen Leben; diese Erde ist nicht unser Vaterland und unsere Heimath, sie ist ein Ort der Verbannung. Der ist thöricht, der in diesem Leben mit so viel Schweiß und Anstrengung pilgert und wandert, der sich nicht nach der himmlischen Heimath sehnt, wo er für immer ausruhe mit Christo. Für Jenen, der fortgehen muß, ist es besser, er geht bald, als später. Gott ist in allen seinen Werken so unendlich gut und hat Alles so weise angeordnet! Um uns Gutes zu thun, wollte er unser Leben abkürzen, damit wir, voll Liebe zu dem ewigen Leben, uns dessen erfreuen möchten in alle Ewigkeit. Amen.

Predigt

auf den vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

„Sie werden des Menschen Sohn auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Majestät kommen sehen.“ Matth. 24, 30.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Heute, am Schlusse des Kirchenjahres, werden wir an den Schluß der Weltbegebenheiten, heute, am letzten Sonntag nach Pfingsten, werden wir an den letzten Tag, den diese Welt erleben wird, erinnert. Wahrhaftig, es ist dieß kein besonders freundlicher Tag, wie er uns im heutigen Evangelium geschildert wird, dieser jüngste Tag, sondern ein Tag des Schreckens, des Einsturzes, des Unterganges der ganzen Welt, der Tag der Auferstehung der Todten und des allgemeinen Gerichtes! Ich bin nicht gesonnen, Geliebte, euch noch weiter das Schreckliche dieses Tages auszumalen; nein, es genügt schon die Schilderung von der Hand des Evangelisten.

Aber fragen möchte man: Wozu denn das Alles? Wozu denn dieser jüngste Tag mit seinen Schrecken? Wozu denn die fürchterlichen Zurüstungen zu diesem Tage? Wozu noch ein allgemeines Gericht, da ja ohnehin jede Seele nach ihrem Ausscheiden aus dem Leibe besonders und für immer gerichtet wird? Diese Fragen, Geliebte, werden von den Feinden des Christenthums in gar hämischer Weise gestellt. Wozu, sagen sie, diese erdichteten Schrecken am Ende der Zeiten? wozu soll es dienen, wenn die Menschen zu jener Zeit noch so sehr geängstigt werden? Wozu sollen die schon einmal gerichteten Seelen nochmal sich einem Gerichte unterwerfen? Und wozu dieses Wüthen und Toben, von dem uns erzählt wird? Wir sehen für all' diese Dinge keinen vernünftigen Grund, sagen die Ungläubigen.

Aber auch die Gläubigen fragen sich: Wozu das Alles? und auf diese Frage, Geliebte, möchte ich heute Antwort geben. Demnach erkläre ich: Der Tag des allgemeinen Gerichtes ist der Tag der Ehrenrettung Jesu Christi im Angesichte der ganzen Welt.

Jetzt wird der Heiland nicht geehrt, I. Theil; darum muß er am jüngsten Tage seine Ehre retten und rächen, II. Theil.

Ich beginne 2c.

I. Theil.

Es war unbestreitbar die Absicht des Ewigen, als er seinen Sohn in die Welt sandte, daß ihm, als dem unumschränkten Herrn des Himmels und der Erde, das ganze Menschengeschlecht huldige. Dieß ist aber bis auf diese Stunde noch nicht geschehen, wie es der Apostel Paulus selber mit den Worten bezeugt (Hebr. 2, 7.): „Wir sehen noch nicht, daß ihm Alles unterwürfig gemacht ist.“

Viertausend Jahre lang waren unter dem Volke Israel

die auffallendsten und glänzendsten Vorbereitungen zur Ankunft desjenigen gemacht worden, den dieses Volk mit so vieler Sehnsucht als den Erlöser der ganzen Welt erwartete und um dessen Ankunft es so oft den Himmel bestürmte. Aber sieh da, dieses Volk war in seinem Gerechtigkeitsdünkel und in seinen fleischlichen und irdischen Erwartungen dermaßen blind geworden, daß es denjenigen, den es erwartete, in dem Zeitpunkte nicht kannte, da er in die Welt kam, und ihn auch nicht kennen wollte. Daher schrieb der heilige Johannes in seinem Evangelium: „Er kam in sein Eigenthum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Aber sie nahmen ihn nicht nur nicht auf, sondern sie verfolgten, sie lästerten ihn, sie nannten ihn einen Aufwiegler, einen Volksverführer, einen Mann, der mit Satan im Bunde stünde, durch dessen Kraft er Wunder wirke; ja sie warfen ihn hinaus als den Abschaum der Menschen. Der große Menschenerlöser mußte unter Mördern am Kreuze sterben, mit Freuden wusch man seine Hände in seinem Blute und der heilige Berg widerhallte nur von Lästerungen, Beschimpfungen und Flüchen eines verstockten Volkes wider ihn, und die Flüche und Verwünschungen werden von seinen Kindern noch heutzutage wiederholt. — Doch dieß ist nicht Alles.

Seht nur, Geliebte, auf der weiten Welt herum. Die Apostel drangen, dem Auftrage des Heilandes zufolge, in die entferntesten Gegenden hin, um das Reich Jesu Christi zu gründen. Viele Nationen unterwarfen sich dem Evangelium, aber viele widersetzten sich ihm auch; ja bei Vielen, unter denen einst das wohlthätige Licht des Glaubens so herrlich schimmerte, ging es wieder gänzlich unter. O es gibt unermeßliche Landesstrecken, wo der Name Jesus vielleicht noch gar nicht erscholl; es gibt viele Millionen, die noch in den Finsternissen und in den Schatten des Todes sitzen, und die den Namen Jesus, außer welchem kein Heil zu finden ist, nur kennen, um ihn zu lästern. Alle diese ehren Jesum, den Sohn Gottes, nicht, den doch alle Menschen ehren sollen, wie sie den Vater ehren, und wir müssen

daher auch in unsern Tagen mit Paulus sagen: „Wir sehen aber noch nicht, daß ihm Alles unterwürfig gemacht sei.“

Indeß der Heiland erwarb sich in seinem Blute ein eigenes Volk, das er auserwählt, hochbegnadigt und mit Wohlthaten überhäuft hat, und das sich das christliche Volk nennt. O dieses Volk wird ihn doch gewiß erkennen, es wird ihn lieben, es wird ihm ergeben sein? Ach, mein Heiland, ich weiß es nicht, ob ich deine wüthendsten Feinde, deine treulosesten Verräther unter den Juden und Heiden, oder vielleicht gerade in jenem Volke suchen muß, das sich dein Volk, das sich das christliche Volk nennt. Hier, aus dem Schooße dieses Volkes gehen Menschen hervor, deren schändliche Begierden ihr einziges Gesetz sind, nach dem sie wandeln, deren Gott ihr Bauch ist, Feinde des Kreuzes Jesu Christi, Menschen, deren Auge voll Ehebruch, deren Hände voll Ungerechtigkeit sind, die den Namen des Christen nur darum angenommen haben, um ihn an sich zu entehren, zu lästern, zu schänden, deren Wandel unreiner, ungesitteter, schändlicher ist, als jener der alten Heiden. Aus dem Schooße dieses Volkes gehen Menschen hervor, die Alles verlachen und verspotten, was heilig ist, die die Gottheit Jesu Christi als etwas Gleichgültiges verwerfen, die die katholische Kirche, der sie angehören, als eitel Menschenmachwerk betrachten, die Geheimnisse des Glaubens dem Gelächter der Ungläubigen preisgeben, Menschen, die sich des christlichen Namens und ihres Erlösers schämen, das Christenthum mit dem Judenthum und Heidenthum auf gleiche Stufe stellen und so neue Heiden geworden sind. Und wie sehr hat sich die Anzahl dieser Menschen in unsern Tagen vermehrt, wie gräulich vermehrt sie sich noch immer? Ja, mein Heiland, nicht unter den blinden Heiden, sondern in deinem Volke, in dem Volke, das sich das christliche nennt, muß man heutzutage deine gefährlichsten Feinde und deine ärgsten Verräther aufsuchen, die sich wider dich empören und alle Waffen wider dich wüthend ergreifen. Dein Volk kennt dich nicht mehr, es will dich auch nicht mehr kennen, es

scheint, daß man dich nur wie einen überwundenen, wie einen besiegten Gott in unserer Zeit noch dulden will. Und selbst Jene, die noch nicht so tief herabgesunken sind, die man noch den edlern Theil deines Volkes nennen kann, wie wenig kennen sie dich? Ach, wie schwach ist unser Glaube, wie kraftlos und kalt unsere Liebe, wie unthätig sind wir, wie wenig thun wir für dich, wie wenig sind wir um deine Ehre bekümmert! O nur zu sehr bist du berechtigt, durch den Mund des Propheten deinem Volke zuzurufen: „Ach, mein geliebter Weinberg, den ich im Schweiße des Angesichts gepflanzt habe, wie saure und bittere Trauben hat er mir gebracht!"

So müssen wir es denn eingestehen, daß unser Herr und Heiland Jesus Christus noch wenig Ehre unter den Menschen eingesammelt hat, weder unter den Juden noch unter den Heiden, und leider auch nicht unter den Christen, am wenigsten aber unter den Christen unserer Tage. Ja, in unsern Tagen steht es so um das Christenthum, namentlich in Deutschland, daß uns gar nichts mehr abgeht, als der leibhaftige Antichrist, der Sohn der Sünde, wie ihn der heilige Paulus nennt, und heute, wenn er kommt, so wird er mit offenen Armen aufgenommen; denn seine Vorläufer sind schon längst da und ihre Zahl ist wahrlich keine geringe. Es liegt im Plane der Vorsehung, das Äußerste zuzulassen. Der große Abfall, von dem der heilige Paulus sagt, daß er noch kommen müsse vor dem Ende, ist vor unsern Augen in der größten Entwicklung begriffen und wird immer mehr überhand nehmen, die Unehre, die Schmach, die Jesu angethan wird, wird den höchsten Grad erreichen; aber dann ist auch der Tag nicht mehr ferne, wo Jesu Ehre vor der ganzen Welt gerettet, gerechtfertigt und gerächt werden wird.

Oder glaubt man, dieser schreckbare, entsetzliche Unfug, wie er jetzt schon mit dem Namen Jesus vor unsern Augen getrieben wird, wird immer so fortgehen? Glaubt man, Jesus wird immer ein verachteter Gott in der Welt bleiben? Nein, es wird ein

Tag kommen, und vielleicht ist er uns näher, als wir es vermuthen, an welchem der Vater dem Sohne das Gericht übergeben wird, auf daß sie Alle den Sohn ehren, und vom göttlichen Rachefeuer umgeben, wird er es der verschmachtenden Welt zeigen, daß er der Gott des Himmels und der Erde ist. Von diesem Tage aber im

II. Theil.

Das Evangelium hat uns ein grauses Bild von jenem großen Tage entworfen, und wenn wir das noch hinzusetzen, was Daniel und die übrigen Propheten von diesem Tage gesagt haben, so kann man sich keinen entsetzlichern und schreckbareren Auftritt vorstellen; alle Einbildungskraft muß da unterliegen. Es wird eine große Trübsal sein, dergleichen vom Anfange der Welt bis auf diese Zeiten nicht gewesen ist, sagt das Evangelium. Die Sonne wird verfinstert werden, der Mond seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne werden aus ihren Bahnen weichen und in's unermeßliche Chaos hinabsinken, die Kräfte der Himmel werden erschüttert werden und alsdann werden alle Geschlechter auf Erden zu heulen anfangen. Dann wird das Gesicht von Pathmos in Erfüllung gehen, das der heilige Johannes gesehen und uns mit folgenden Worten berichtet: „Ich sah einen großen weißen Thron und den, der darauf saß. Von dessen Angesicht schwanden Himmel und Erde hinweg und es ward keine Stätte mehr für sie gefunden. Auch sah ich die Todtgewesenen, Kleine und Große vor dem Throne stehen, es wurden die Bücher geöffnet, auch ein besonderes Buch, welches das Buch des Lebens ist. Und nach dem, was in den Büchern geschrieben war, nach ihren Werken wurden die Todten gerichtet" (Offenb. 20, 11.). Geliebte Mitchristen! Wir Alle werden einst Zuseher, Zeugen und Theilnehmer dieser großen Begebenheit sein, und was mein Mund jetzt geredet hat, das werden gewiß einst meine Augen sehen. Jesus wird sich an jenem Tage

als den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde darstellen, weil er Alles zerstören wird, was er gemacht, und Alles wiederherstellen wird, was er zerstört hat. An jenem Tage werden die Feinde Christi, Christen oder Nichtchristen, helle Begriffe bekommen von der Größe und Macht Jesu Christi, wenn sie sehen werden, wie bei seiner Ankunft die Erde bebt, die Berge wanken und rauchen, die Hügel zurückweichen, das Meer sich bäumt und aufthürmt, die Himmel fliehen und das Licht der Sonne und des Mondes erlischt. Was werden sie denken die Feinde Jesu, wenn sie sehen werden, wie Jesus den ganzen Weltbau erschüttert, und mit ihm umgeht, wie der Sturmwind, der mit leichten Blättern spielt und sie fortführt, wohin er will? Ihr Freunde dieser Welt, die ihr Alles, nur Jesum nicht, liebt, seht doch und betrachtet den traurigen Schutthaufen der unter ihren Trümmern begrabenen Erde, der zu den Füßen Jesu hinstürzt, seht sie die umgestürzten Throne, die zerbrochenen Scepter und Kronen, seht alle Schätze, alles Gold und alle Kunstwerke der Menschen. Seht, wie Alles zerstreut, zerstört und mit dem Kothe der Erde vermischt daliegt. Betrachtet doch diesen elenden Klumpen der verwüsteten Welt und urtheilt selbst, ob alle diese Dinge jener unordentlichen Liebe würdig waren, die ihr ihnen geschenkt habt? Seht doch, seht doch, Alles ist Nichts, nur Jesus ist Alles! Wenn euch dieser Anblick das große Nichts der Erde nicht erkennen läßt, so kann es sonst Nichts mehr.

So muß es aber geschehen und dieß ist die erste Genugthuung, welche die beleidigte Gottheit Christi fordert. Alles, was sich ehedem wider ihn empört hat, muß weichen, in Trümmer zerfallen, zu seinen Füßen hinstürzen und ihm, dem Sohne des Menschen, huldigen, dem der Vater Alles unterworfen hat, und der nach dem Ausspruche des heiligen Paulus alle seine Feinde seinen Füßen unterwirft. Da wird Jesus groß sein, wenn alle übrigen Größen verschwunden sein werden, da wird er im vollen Schimmer der Gottheit erscheinen,

wenn er die alte Schöpfung vernichtet und eine neue Erde und einen neuen Himmel aus ihr hervorgehen läßt.

Die zweite Genugthuung wird Jesus seiner Ehre sodann verschaffen, indem er als Schöpfer Himmels und der Erde die Wunder der ersten Schöpfung wieder erneuert. Über den ganzen Erdball wird die mächtige Stimme erschallen: Steht auf, ihr Todten, und kommet zum Gericht! Diese Stimme erdröhnt vom Aufgang bis zum Niedergang, sie durchdringt die ganze Natur. Alles, was gewesen ist und nicht mehr ist, hört diese Stimme und erhebt sich aus den Gräbern. Die in tausend Winde zerstreute Asche der Todten sammelt sich, sie gehen aus der Erde hervor und auch das Meer und die Hölle geben ihre Todten wieder. O Jesu, du Sohn Gottes, wie mächtig ist deine Stimme nicht! Die Erde, das Meer, der Tod, der Himmel und die Hölle hören sie und sie gehorchen. Und ach, wir Sünder, die wir noch leben, wir hören sie und wir gehorchen ihr nicht! Unsere kalte Asche und unsere zerstreuten Gebeine werden sie einst hören diese Stimme des Richters und ihre Befehle bebend befolgen, und jetzt achten wir sie nicht diese mächtige Stimme!

Endlich, wenn der Sohn Gottes als Richter der Lebendigen und der Todten von Legionen der Engel umgeben mit dem Donner der Rache bewaffnet erscheinen wird: welche Majestät, welche Herrlichkeit wird sich da offenbaren! Wer wird den Tag seiner Ankunft, wer wird das Entsetzen der Menschen schildern? Welch' ein Wechsel! Welch' eine Veränderung! Jenes unschuldige Gotteslamm, das einst vor die Richterstühle der Sünder hingeführt und von einem zum andern geschleppt wurde, um von Sündern gerichtet zu werden, dieses unschuldige Gotteslamm, sage ich, richtet jetzt die ganze Welt, Fürsten, Könige, Kaiser, Eroberer. Einstens von den ungerechtesten Sündern verdammt, verdammt es jetzt die Sünder, wer sie auch immer sein mögen. Wir Alle müssen vor diesem Richterstuhle offenbar werden, sagt der Apostel; wir müssen also Alle bei diesem Gerichte erscheinen. Die Ge-

schlechter der Heiden, die den Gott des Evangeliums verschmäht haben, weil ihnen dieses als Thorheit erschien, jenes unglückselige Volk, das seine Hände in dem unschuldigen Blute seines Heilandes wusch, sie werden an jenem Tage den als ihren Richter kennen lernen, den sie als ihren Erlöser nicht erkennen wollten. Sie werden den sehen, sagt der Prophet Zacharias (12, 10.), den sie durchbohrt haben. Aber auch alle die, die sich Christen nennen, und die jetzt der Heiland vergebens so langmüthig vor seinem Heiligthume, vor dem Throne seiner Gnade erwartet, die aber doch nicht kommen wollen, was werden sie wohl an jenem Schreckenstage thun? Werden sie etwa spröde thun und sich weigern, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen? Nein, sie werden diesem Gerichte nicht entgehen, und wenn auch Kronen und Scepter sie einst schmückten, und wenn die Erde einst zitternd ihre Befehle vernommen hatte. Und du, Armseliger, der du jetzt vor den eitlen Götzen dieser Erde dich niederträchtig beugest, um ihre Gnaden zu erbetteln, aber vor Jesus Christus, dem Gott des Abendmahls, deine steifen Kniee nicht beugen willst, glaubst du wohl, auch vor dem Richterstuhle Jesu Christi deine angewohnten Frechheiten, deren du dich vielleicht sogar rühmst, beibehalten zu können? Aufgeklärtes Philosophenthum! das du dir das gotteslästerliche Privilegium anmaßest, über Jesum Christum nach Belieben Gericht zu halten, das du sein Evangelium, seine Gebote, seine Normen kritisirst, tadelst und von der Religion nur das annimmst, das behältst, was dir gefällt, und das verwirfst, was dir zuwider ist: glaubst du an jenem Tage auch mit dem Richter noch streiten und gegen seine Anordnungen witzeln zu können? Wirst du nicht an jenem Tage im Staube dich winden, und den verkannten Richter anbeten? Wird dir nicht jedes Wort im Munde erstarren, du, der du einst gerufen hast: „Wir haben die Sprache in unserer Gewalt, wir wollen groß thun mit ihr, wer ist unser Herr?" (Psalm.) Leichtsinniger Christ! der du dich nie um das Urtheil Gottes, sondern nur um das Urtheil der

Welt bekümmerst, wirst du auch am Richterstuhle des Ewigen dich noch um das bekümmern, was die Leute von dir denken? Und wird vielleicht der Aufklärling, der jetzt über Gericht, Hölle und Himmel sein unsinniges Gespött treibt, auch in jenem Augenblicke noch lächeln und spotten, wenn der Fluch des Richters über ihn herfahren wird? — Doch brechen wir ab und überlassen wir die ihrem traurigen Schicksale, die sich selber kein besseres bereiten wollen. Sie werden einst sehen, wen sie durchbohrt haben.

Seht da, Geliebte, die Genugthuung, die sich der Heiland einst verschaffen wird! Vor der ganzen Welt muß seine Ehre gerettet werden. Alle diejenigen, die auf dieser Welt seine Feinde waren, müssen noch auf dieser Welt die ganze Macht seiner verkannten Gottheit erfahren; sie müssen auf dieser Erde noch, die ihn an jenem Tage als ihren Schöpfer wieder erkennen wird, vor ihm auf die Kniee niederfallen, ihn anbeten, vor ihm ihre Sünden beweinen und verfluchen, aus seinem Munde zitternd und bebend ihr für die ganze Ewigkeit entscheidendes Endurtheil erwarten und ihn als den höchsten Richter der Lebendigen und Todten erkennen, dem der Vater Alles unterworfen, dem er allein das Richteramt anvertraut hat, weil er der Sohn des Menschen ist. Und so wirst du, o Jesu, du Löwe aus dem Stamme Juda, an diesem großen von Ewigkeit her bestimmten Tage über deine Feinde siegen, sie beschämen und sie zu Boden werfen. „Und von nun an werden sich im Namen Jesu alle Kniee beugen im Himmel, auf Erden und unter der Erde, und alle Zungen werden bekennen, daß der Herr Jesus, der Gesalbte, in der Herrlichkeit Gottes des Vaters wohne."

Und dieser Tag wird kommen, es mögen die Verächter des Evangeliums dieß auch läugnen, wie sie wollen. Es ist diese Hinweisung auf jenen letzten Tag und die damit in Verbindung stehenden Weltereignisse eine jener Weissagungen Jesu, die erst in Erfüllung zu gehen haben, es ist dieß die letzte, die in Erfüllung gehen wird. Aber sie wird in Er-

füllung gehen, so gewiß, als die übrigen bereits in Erfüllung gegangen sind. Denn unser Herr Jesus lügt nicht, sondern sein Wort ist Ja und Amen. Der ganzen Welt soll es an jenem Tage offenkundig werden, wen sie an Jesu verachtet und verkannt hat, und laut und feierlich wird sie dem ewigen Richter die so lange vorenthaltene und geraubte Ehre zurückgeben müssen! O wie selig werden an jenem Tage die Freunde Jesu sein, wenn sie sehen, wie ihr Herr und Gott sich von seinen Feinden die feierlichste Genugthuung verschafft! Wie werden sie mit ihm jubeln und ihn preisen! Geliebte! Ist es nicht unser sehnlichster Wunsch, an jenem Tage zu den Freunden Jesu zu gehören? Gewiß! Nun denn, so geben wir jetzt schon dem Herrn die Ehre durch ein Leben in Glauben, Hoffnung und Liebe, und dann wird jener Tag auch für uns ein Ehrentag werden. Amen.

Predigt
auf das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä.

„In Ungerechtigkeiten bin ich empfangen und in Sünden hat mich meine Mutter geboren." Ps. 50, 7.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Durch die Feier des heutigen Festes sprechen wir den Glauben aus, daß die seligste Jungfrau von aller Mackel der Sünde, sogar auch von der Mackel der Erbsünde frei geblieben sei. Es ist dieß zwar kein Glaubensartikel, sondern nur eine fromme, aber durch und durch begründete Meinung, welche in der Kirche von jeher festgehalten und von Bischöfen, von Kardinälen und Päbsten ebenso, wie von einzelnen Gelehrten, als ganzen Corporationen, z. B. den Universitäten, auf das eifrigste und rührendste vertheidigt wurde. Auch der letzte allgemeine Kirchenrath von Trient hat sich dahin ausgesprochen, daß es seine Absicht nicht sei, in seinem Beschlusse von der Erbsünde die heilige und unbefleckte Jungfrau Maria einzuschließen.

Während aber der Glaube an die unbefleckte Empfängniß der seligsten Jungfrau keineswegs bindend, sondern jedem katholischen Christen freigestellt ist: ist dagegen das Fundament,

auf dem diese fromme Anschauung ruht, die Voraussetzung nämlich, daß jeder Mensch mit der Erbsünde behaftet zur Welt geboren werde, ein sogenanntes Dogma, ein Glaubenssatz. Dieser Glaubenssatz, Geliebte, ist von ungemeiner Wichtigkeit und hängt auf's innigste mit der Thatsache der Erlösung und dem Organismus der katholischen Kirche, als einer göttlichen Heilsanstalt, zusammen. Nur vom Standpunkte dieses Glaubens an das Erbverderben, das von unserm Stammvater auf die ganze Gattung der Menschen überging, läßt sich auch der Mensch, wie er ist, und sein Verhältniß zu der ihn umgebenden materiellen und geistigen Welt erklären; ohne den Glauben an die Erbsünde aber ist und bleibt der Mensch sich und Andern ein Räthsel.

Faßt man dieß in's Auge, so hätte man freilich nicht glauben sollen, daß es Jemandem einfallen könnte, diese Grundwahrheit zu verwerfen; man sollte nicht meinen, daß es möglich wäre, daß Jemand den Zustand des Menschen, wie er sich uns darstellt, für den ursprünglichen, reinen, ungetrübten halten möchte; man sollte nicht meinen, daß Jemand glauben könne, der Mensch sei so, wie er jetzt ist, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen; aber dennoch wird dieß geglaubt und die katholische Kirche dagegen mit ihrer Behauptung, daß der gegenwärtige Zustand der Menschen nicht der ursprüngliche, sondern der durch die Ursünde des Stammvaters, die auf das ganze Geschlecht übergegangen sei, verdorbene ist, mit scheelen Augen angesehen oder verlacht. Die Sache ist bereits so weit gekommen, daß Manche, die Christen sein wollen, ihre Kinder gar nimmer taufen lassen; wozu denn die Taufe, sagen sie, da wir ja nicht glauben können, daß der Mensch eine Sünde mit auf die Welt bringe? und wenn sie auch die Kinder taufen lassen, so sehen sie in der Taufe nicht etwa ein Mittel zur Tilgung der Erbsünde, sondern nur das Symbol der Aufnahme in das Christenthum. Es möchte demnach den Anschein haben, als sei die katholische Lehre von der Erbsünde etwas Unwesentliches, etwas, was gar keine

Begründung habe und vielleicht von den spitzfindigen Theologen und Scholastikern erst erfunden worden sei. Nach der Anschauung dieser Neuchristen wäre also die Empfängniß eines jeden Menschen eine unbefleckte und von einem Privilegium der heiligen Jungfrau könnte somit gar keine Rede sein. Da es keine Erbsünde gäbe, kein sich forterbendes Urverderben, so müsse der gegenwärtige Zustand des Menschen der ursprüngliche, reine und wahre sein. Allein, Geliebte, dem ist nicht so, und dieß will ich euch heute beweisen. Zu diesem Ende sage ich:

Die katholische Lehre von der Erbsünde gründet sich auf die Schrift und Tradition, I. Theil;

sie gründet sich auf den Ausspruch der gesunden Vernunft, II. Theil.

Ich habe euch bereits in einer frühern Predigt (vom Waizen und Unkraut) dargethan, daß der Zustand der uns umgebenden Natur auch nicht der ursprüngliche, sondern ein verdorbener sei, verursacht durch die Ursünde des Menschen; heute nun habe ich euch zu zeigen, daß der Mensch selber nicht ist, was er einst war, sondern daß das ursprüngliche Verderbniß auch auf ihn sich ausgedehnt hat, und daß sich nur daraus sein gegenwärtiger Zustand erklären lasse.

Ich beginne im Namen Jesu und seiner unbefleckten Mutter Maria.

I. Theil.

Die Erbsünde setzt natürlich die Ursünde Adams voraus, denn Niemand kann erben, wo Nichts zu erben ist. Diese Ursünde Adams nun vorausgesetzt, muß behauptet werden, daß von Adam die Sünde und der Tod in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, Tod des Geistes und des Leibes, Unwissenheit und Begierlichkeit, alle Leidenschaften und Leiden auf das ganze Menschengeschlecht in Folge und Weise der Abstammung über-

gegangen. Die Wahrheit dieser Behauptung erhellt für's erste aus den eigenen Worten Jesu Christi. Christus bezeichnet nämlich den vom heiligen Geiste nicht wiedergebornen Menschen als Fleisch und erklärt ihn so und darum für unfähig, in das Himmelreich einzugehen. Bei Johannes (3, 3.) sagt nämlich Jesus zu Nikodemus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wo Einer nicht von oben geboren ist, so kann er das Reich Gottes nicht sehen." Was der Herr unter dieser Geburt „von oben" versteht, erklärt er sogleich V. 5., wo er sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wenn Jemand nicht geboren wird aus dem Wasser und dem Geiste, so kann er nicht eingehen in das Reich Gottes." Warum eine solche zweite Geburt stattfinden müsse, um für den Himmel tauglich zu werden, erhellt aus V. 6., wo Jesus sagt: „Was vom Fleische geboren ist, ist Fleisch, und was vom Geiste geboren ist, ist Geist." Fleisch ist hier, wie aus dem Zusammenhang mit andern Stellen hervorgeht, Bezeichnung des Ungöttlichen, das also das Göttliche ausschließt und also auch von ihm ausgeschlossen wird. In diesem Zustande des Fleisches befindet sich aber nach den Worten Christi der Mensch, und zwar durch seine irdische Geburt; diese irdische Geburt ist's also, in Folge welcher der Mensch Gott entfremdet, von dessen Reich abgekehrt und in dasselbe einzugehen unwürdig und förmlich unfähig ist. Durch diese Aussprüche Jesu Christi ist aber offenbar die Wirklichkeit einer durch die Geburt sich fortpflanzenden Sünde von Christus verkündet, somit der Glaubenssatz der Erbsünde göttlich aufgestellt. Daher kommt es denn auch, daß Christus sich immerfort als das Licht und Leben der Welt, die Welt aber als mit der Finsterniß, dem Tode behaftet, der Erlösung durch ihn durchaus bedürftig darstellt.

Und wie der Meister sich ausgesprochen, so sprechen sich auch die Schüler aus. Besonders ist es der Apostel Paulus, der im fünften Capitel an die Römer in großartiger Anschauung und mit dialektischer Schärfe den Satz durchführt, daß das ganze Menschengeschlecht durch Adam mit der Sünde behaftet

und des Lebens in der vollsten Bedeutung des Wortes verlustig geworden ist. Der Apostel beweist seinen Satz so: Adam übertrat ein Gebot, auf dessen Verletzung der Tod gesetzt war. Von da an bis auf's Mosaische Gesetz herrschte das Naturgesetz, aber erst im Mosaischen ist wieder die Todesstrafe auf einzelne Übertretungen gesetzt; es sollte also bis zum Mosaischen Gesetze die Sünde, die wohl in der Welt war, gar nicht zugerechnet werden, weil es kein Gesetz gab; nun litten aber den Tod dennoch sämmtliche Nachkommen Adams, obwohl sie das Mosaische Gesetz, das für manche Übertretungen die Todesstrafe ankündigte, gar nicht kannten. Woher nun diese Erscheinung, daß nach Adam der Tod über Alle ohne Ausnahme herrscht, da doch Viele, z. B. die unmündigen Kinder, gar nicht gesündigt, überhaupt Niemand bis zum Gesetze Mosis in der Weise der Übertretung Adams gesündigt, d. h. durch Verletzung eines Gebotes, auf dessen Verletzung nach der feierlichen Erklärung des Gesetzgebers der Tod stand? Es ist also Nichts gewisser, als daß die Eine Schuld Adams die aller seiner Nachkommen ist, sonst könnte nicht der Tod auf Alle übergehen. Bei dieser Gelegenheit zieht der Apostel einen Vergleich zwischen Adam und Christus in folgender Weise: Gleichwie durch Einen Menschen die Sünde in diese Welt gekommen ist, und durch die Sünde der Tod, und so auf alle Menschen der Tod übergegangen ist, weil Alle in diesem Einen gesündigt haben, so ist durch Einen Menschen (Christus) die Gerechtigkeit in die Welt eingegangen und durch die Gerechtigkeit das Leben. Die Worte, deren sich Paulus bedient, sind folgende: „Gleichwie durch des Einen Sünde auf alle Menschen Verdammniß kam, so kommt auch durch des Einen Gerechtigkeit auf alle Menschen Rechtfertigung des Lebens, und gleichwie durch den Ungehorsam des Einen die Vielen zu Sündern geworden sind, so werden auch durch den Gehorsam des Einen die Vielen zu Gerechten gemacht.“ Es ist somit hier ein Vergleich zwischen dem ersten Adam und dem zweiten Adam, Jesus Christus, gezogen, der nur darin seinen Grund haben kann,

daß bei der innern gänzlichen Verschiedenheit dennoch eine äußerliche Ähnlichkeit zwischen Beiden vorhanden ist und diese äußerliche Ähnlichkeit kann nur darin bestehen, daß Beide auf alle Glieder ihrer Reihe wirken, der erste Adam nämlich Alle in Sünde und Tod stürzte, der zweite Adam, Christus, hingegen für Alle Retter ward.

Diese Wahrheit spricht Paulus auch auf andere Weise aus, wo er sagt, daß Alle von Natur, d. h. von Geburt aus Kinder des Zornes sind (Ephes. 2, 2.), und daß Alle durch Gottes Gnade aus der Macht der Finsterniß befreit in das Reich des Lichtes versetzt werden (Koloss. 1, 13.).

Was aber nun im neuen Testamente durch den Mund Jesu Christi und seines großen Apostels mit aller Klarheit und Schärfe ausgesprochen wurde, das findet sich in dunkeln Spuren und Andeutungen selbst schon im alten Testamente. Schon Job ruft aus: „Wer kann den von unreinem Samen Empfangenen rein machen?“ „Was ist der Mensch, daß er rein sei, und daß gerecht erscheine der vom Weibe Geborne?“ Job will sagen: wie kann der rein sein, der von der Quelle aller Unreinigkeit kommt? Auf gleiche Weise bekennt David: „Sieh, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen und in Sünden hat mich meine Mutter geboren.“ Job und David berufen sich in diesen Stellen auf die angeborne Sündhaftigkeit, um sich ihrer Sünden wegen zu entschuldigen.

Diesen Aussprüchen der heiligen Schrift entspricht aber auch das Bewußtsein der Kirche, wie es sich von jeher ausgesprochen hat. „Wir Alle werden mit der Sünde geboren,“ sagt der heilige Ambrosius *). „Unser Entstehen ist in Sünden, weil wir, zusammengewachsen in dem Verlangen der Begierde, eher die Ansteckung der Vergehen uns zuziehen, als wir Lebensathem aus dieser Luft schöpfen.“ Und der heilige Petrus Damiani ruft aus: „Was konnte oder kann von einem Knechte anders stammen, als ein Knecht? Denn Adam

*) Lib. 1. de poenit. c. 2.

erzeugte keine Kinder, als er frei war, sondern nachdem er bereits ein Knecht der Sünde geworden. Wie also Jeder von ihm abstammt, so ist auch jeder Mensch durch ihn ein Knecht der Sünde." Besonders ist es St. Augustin, welcher die Lehre von der Theilnahme an der Ursünde für kirchlich überliefert erklärt, sich auf die Taufe und die dabei stattfindenden Gebräuche und Beschwörungen und Anhauchungen als den lebendigen Ausdruck des Kirchenglaubens beruft, und zur Erklärung, wie denn Getaufte, also Wiedergeborne, dennoch immer wieder nur mit der Sünde Behaftete erzeugen, bemerkt, daß auch anderwärts sich Ähnliches finde, indem z. B. die Beschnittenen wieder Unbeschnittene erzeugen, aus reinem Korn doch nur wieder solches mit Stroh und Spreu hervorwächst und der Olivensame nur Oleaster hervorbringt. „Wenn die Gegner des katholischen Glaubens," sagt Augustin, „um die Kleinen zu verwirren, fragen: Warum werden denn von einem bereits getauften Gläubigen, dem alle Sünden vergeben sind, nicht lauter Gerechte erzeugt? so antworte schnell: weil er sie nicht erzeugt aus dem, woher er selber wiedergeboren, sondern aus dem, woher er natürlich erzeugt war."

So zieht sich denn dieser Glaube an ein fortgepflanztes Urverderben durch das ganze Bewußtsein der Christenheit hindurch und hat sich von jeher in dem Satze ausgesprochen, daß die Ursünde der von Adam in Folge und mittelst der Abstammung auf alle dessen Nachkommen übergehende Mangel der ursprünglich von Gott dem Menschen als Wohlthat geschenkten und als Pflicht auferlegten Gerechtigkeit sei.

Ich frage nun: Ist für einen Menschen, der sich einen katholischen Christen nennt, der klare Ausspruch Jesu und seines Apostels, die Hinweisung auf das angeborne Verderbniß schon im alten Testamente und der einstimmige Glaube der katholischen Christenheit durch fast zweitausend Jahre herab nicht ein hinreichender Beweggrund, an diese Wahrheit zu glauben? Gewiß, wer noch einen Schatten von kirchlichem

Gehorsam besitzt und an ein unfehlbares Lehramt glaubt, der kann hierüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Aber, heißt es, wir möchten denn doch nicht blindlings glauben, sondern uns unsers Glaubens auch bewußt werden; insbesondere möchten wir diesen Glaubenssatz auch mit der Fackel der Vernunft beleuchtet sehen, weil gerade von diesem Standpunkte aus derselbe am heftigsten bekämpft wird. Gut, die Kirche scheut die Vernunft nicht, sie beruft sich vielmehr auf sie; denn was wahr ist, muß auch die schärfste Kritik des Verstandes bestehen können. Wir schreiten also zum Vernunftbeweise im

II. Theil.

Der heilige Prosper sagt einmal über die Erbsünde: „Wir sind Alle in dem ersten Menschen ohne Sünde erschaffen worden und wir haben Alle durch die Übertretung desselben Menschen die Unversehrtheit unserer Natur verloren. Daher stammt die Sterblichkeit, daher dieß vielfache Bedürfniß des Leibes und der Seele, daher die Unwissenheit, die Beschwerde, die unnützen Sorgen, die unerlaubten Begierden, die verworfenen Irrthümer, die eitle Furcht, die schädliche Liebe, die ungerechten Freuden, die zu bereuenden Entschlüsse und die Menge des Elendes, die nicht kleiner ist als die Menge der Sünden." Hier, Geliebte, sind einzelne Abtheilungen von dem zahllosen Heere der Übel, die seit dem Falle des Menschen in ihn eingezogen sind, vorgeführt, es sind nur die namhaftesten. Soll nun das Elend, von dem wir den ganzen Menschen zerfleischt sehen, ihm von dem gütigen Schöpfer als Ausstattung mit in die Welt gegeben worden sein? Das wären also die Geschenke gewesen, die der liebevolle Vater im Himmel dem edelsten aller Geschöpfe gegeben hätte? Also der Tod, und das ganze fürchterliche Heer von Krankheiten wären dem Menschen als besondere Gunstbezeugung, etwa als die Attribute seiner Herrschergewalt, als Leibgarde beigegeben worden? Sollten ihn etwa diese an seine höhere

Abkunft erinnern? Armer Menschensohn! nein, so kannst du nicht aus der Hand deines Schöpfers hervorgegangen sein! Siehst du ja doch aus wie Jener, der auf dem Wege nach Jericho unter die Räuber fiel. Wird dich doch dein eigner Herr und Gott so zugerichtet haben? Nein, der Räuber war ein ganz Anderer. Nein, Krankheit und Tod kann dein Schöpfer nicht in dich gelegt haben! Wohl hat er dich aus Erde gebildet, aber nicht um wieder in sie zurückzukehren, sondern daß der Leib vom Geiste zum Himmel getragen würde! Krankheit und Tod, alles menschliche Elend überhaupt, sie kommen nicht von Gott, sondern anderswoher — sie sind der Sold der Sünde, der geerbten Ursünde, die auch schon an dem unschuldigen Säugling ihre verheerenden Wirkungen ausübt. Wenn der Tod dem Menschen natürlich, wenn er ein ursprünglicher Bestandtheil seines Wesens ist: woher denn dann diese Scheue vor dem Tod, dieses Zagen und Beben, dieser Todeskampf, dieser kalte Angstschweiß? Sind das etwa Vorzeichen und Erscheinungen, die einen alten Freund erwarten lassen? O nein, diese Trennung der Seele von ihrem Leibe, diese gewaltsame Zerreißung des innigsten Bandes, diese Auflösung aller Kräfte, diese Verwandlung in Moder und Asche kann unmöglich ursprünglich von Gott über den Menschen verhängt gewesen sein; nein, erst auf die Übertretung war der Tod gesetzt mit den Worten: „Sobald du davon issest, mußt du sterben.“ Sehr treffend sagt deßhalb Hildebert: „Achte auf das Elend des Menschen! Siehe die Asche an! Es sind Einkünfte der Sünde!“ Wahrhaftig, wenn man diese Armseligkeit der menschlichen Natur, die von dem Zufalle eines Augenblickes abhängig ist, betrachtet und das unsägliche Elend in's Auge faßt, diesen gränzenlosen Jammer, der durch tausend und tausend blutige Schlachten und Seuchen dieses Geschlecht schon zertreten und zerfleischt hat, wenn man diese zahllosen Feinde wahrnimmt, die auf den Menschen aus der leblosen und unvernünftigen Natur allein jeden Augenblick lauern und dann dennoch dreist behaupten mag: das Alles sei von jeher

so gewesen, es liege im Wesen des Menschen, als eines unvollkommenen Geschöpfes, und Gott habe ihn von Haus aus so in die Welt geschickt: dann möchte man freilich am gesunden Menschenverstande verzweifeln. Der gesunde Menschenverstand sagt ganz anders: Nicht bloß eine Unvollkommenheit liegt im Menschen, nein, ein Verderbniß muß im Menschen vor sich gegangen sein, in Folge einer großen sittlichen Verschuldung, und alles menschliche Elend, das den Körper treffen kann, vom Schweiße des Angesichts bis zum bitteren Tode, ist eine Strafe für das ganze Geschlecht, „weil Alle in ihm gesündigt haben." Der verführte Vater vergiftete die ganze Nachkommenschaft seines Geschlechtes, der verdorbene Stamm konnte nur mehr schlechte Sprossen treiben.

Ich habe bisher nur vom Körper, von Elend, Krankheit und Tod gesprochen, als den Folgen der Erbsünde. Ungleich größer aber noch sind die Verheerungen, welche dieses sich fortpflanzende Übel auf dem Gebiete des Geistes anrichtet. In unserm Selbstbewußtsein und in der Geschichte der Menschheit tritt der Fall unserer Natur in seiner ganzen grellen Wirklichkeit hervor. Es geht ein Riß, ein tiefer Zwiespalt, ein heilloser Dualismus durch unser innerstes geistiges Wesen. Wir fühlen unsere hohe Bestimmung für Weisheit, Heiligkeit, für das Unendliche und Ewige — aber auf der andern Seite wieder so viele Thorheit, solche Unheiligkeit, solches Heruntersinken, ja solchen Untergang im Endlichen, in dieser Welt und ihrem Leben, daß es zum Erbarmen ist! Jetzt die höchste Verwandtschaft mit dem Göttlichen und hinwiederum die höchste Feindseligkeit gegen dasselbe. So ist der Mensch abgerissen von seinem Grunde und zerrissen von seiner innersten tiefsten Mitte heraus, alle Theile im Krieg gegen die Mitte und sich selbst, eine ganze Masse von Kräften in Rebellion, alle Regionen und Provinzen unseres Seins in Abfall und Aufstand, alle einzelnen Kräfte gegen einander und gegen sich selbst gekehrt. Niemand hat, was zum vollkommenen, reinen und vollen Menschen gehört, Allen fehlt das Meiste, was dazu gehört, Alle sind ruinös, lauter unzusammenhän-

gende, des Gehörigen beraubte, und mit Ungehörigem vermischte und bedeckte Bruchstücke. Diesen armseligen, elenden Zustand unserer innern Zerrissenheit hat der Apostel Paulus wie jeder Mensch gefühlt und ihm in folgenden Worten Ausdruck verliehen: „Ich thue nicht das Gute, das ich will, sondern ich thue das Böse, das ich hasse. Ich habe Lust am Gesetze dem innern Menschen nach; ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetze meines Geistes widerstreitet und mich gefangen hält unter dem Gesetze der Sünde, das in meinen Gliedern ist."

Und diese innere Zerrissenheit nun, auch diese soll von Gott kommen, diese soll uns anerschaffen worden sein? Und das soll eine bloße Unvollkommenheit unseres Wesens sein? Nein, der Gott, den man so gerne einen liebevollen Vater nennt, kann unmöglich den Menschen in diesem elenden Zustande erschaffen haben, es müßte denn sein, daß Gott die unvernünftige Welt allein sehr gut, ihren Herrn und König aber desto schlechter schaffen wollte. Einer solchen Ansicht aber kann die gesunde Vernunft nimmermehr Raum geben. Indeß ist es der Mühe werth, wenn diese auch sehr traurig ist, diese innere Zerrissenheit noch näher zu betrachten. Beachten wir sie zuerst auf dem Gebiete des Verstandes! Es ist dem Menschen der Trieb nach Wahrheit angeboren. Was ist Wahrheit? Wo ist sie? So fragt Jeder und sucht mit der Leuchte seines Verstandes in allen Ecken und Winkeln herum? Aber ach! was hat der Mensch mit dieser trügerischen Leuchte nicht schon Alles gefunden und für Wahrheit gehalten? In welches Labyrinth von Verirrungen hat ihn dieses Irrlicht geführt, ohne ihm wieder herauszuleuchten! Wie viele philosophische Systeme sind schon aufgetaucht und suchten sich als die Wahrheit geltend zu machen, wie viele Religionen und Confessionen sind schon an's Tageslicht getreten und gaben sich für die Wahrheit aus, und doch waren und sind sie nichts anders, als Zerrbilder und Bruchstücke der Wahrheit. Und wer hat

alle diese Erscheinungen, diese sich widersprechenden Systeme seit Jahrtausenden zu Tage gefördert? Der Verstand? Und dieser Verstand, der heute für Wahrheit hält, was er morgen als Lüge verwirft, dieser Verstand, der die größten Widersprüche zu Tage fördern und selber rasend in einem nicht geahnten Cirkel herumrennen kann und den glänzendsten Täuschungen zugänglich ist, dieser Verstand, wie er jetzt ist, soll der vom Schöpfer mitgegebene Lichtfunke sein, der den Menschen zu Gott hinführen und ihm den Weg zur Wahrheit zeigen soll? Und die schrecklichen Verirrungen auf diesem Gebiete sollen bloß eine natürliche Unvollkommenheit des menschlichen Wesens sein? Also eine bloße Unvollkommenheit soll es sein, daß der Mensch hier einen Ochsen, dort eine Schlange, hier einen feuerarmigen Moloch, dort ein unzüchtiges Weib für seine Gottheit hält? Eine bloße Unvollkommenheit soll es sein, daß der Mensch hier durch Mord, dort durch Unzucht seine Gottheit ehren zu können glaubt? Mit Einem Worte: all' die schrecklichen und abscheulichen Gräuel, all' die grauenhaften Verirrungen, in welche die Menschheit in ihrem Streben nach Erkenntniß Gottes hineingerathen ist, sie alle wären nur auf Rechnung der Unvollkommenheit des Verstandes zu schreiben? Nie und nimmermehr kann dieß die gesunde Vernunft zugeben. Alle diese Abwege, auf welche die Menschen in dieser Beziehung geriethen, sind die traurigen Folgen der in Folge der Ursünde eingetretenen Verfinsterung des Verstandes. „Gott gab ihnen den Geist der Zerrüttung," sagt der heilige Paulus (Röm. 11, 8. 10.), „Augen, womit sie nicht sahen, und Ohren, womit sie nicht hörten, bis auf den heutigen Tag. Ihre Augen sollen finster werden, daß sie nicht sehen." Und wiederum sagt er: „Nachdem sie Gott erkannt hatten, haben sie ihn nicht verherrlicht, noch ihm gedankt, sondern wurden eitel in ihren Gedanken und ihr unverständiges Herz ward verfinstert" (ebend. 1, 21.). Es ist also diese Blindheit des Geistes, wie sie oft in so schauerlicher Weise zu Tage tritt, nicht etwa eine natürliche Unvollkommenheit, sondern die Folge

eines stattgehabten sittlichen Abfalls, eines Abweichens von dem wahren Lichte, dem Urlichte, das Gott selber ist.

Und wie es auf dem Gebiete des Verstandes ist, so auch auf dem Gebiete des Gedächtnisses. Wie kommt es denn, daß wir das Gute so schwer erlernen und so leicht vergessen, das Schlechte aber so leicht erlernen und so schwer wieder aus dem Gedächtnisse bringen? Wie kommt es denn, daß die Phantasie dem Göttlichen gegenüber so schwerfällig und steif sich benimmt, dem Ungöttlichen aber so leicht und kühn ihre Dienste bietet? Ist das auch nur eine menschliche Unvollkommenheit? Nein, sagt die gesunde Vernunft, auch das ist die Folge der ursprünglichen Ausartung in der ersten Sünde.

Und betrachten wir den Willen des Menschen! Was ist das für ein armseliges Ding um diesen Willen! Wie sehr ist die Seele in diesem ihrem jetzigen Zustande gedrückt, ja gleichsam geknebelt! Der in normalem Zustande befindliche Mensch müßte das klarste Bewußtsein seiner selbst haben. Nun weiß aber die Seele nicht einmal, wo sie ist und wie sie ist, und ach, wie wenig erkennt und liebt sie sich! Der Mensch im ursprünglichen Zustande müßte über alle seine geistigen Kräfte und Glieder seines Leibes die vollkommenste Herrschaft haben, so daß er in seinem Geiste nur hätte, was er wollte, und daß ebenso in seinen Gliedern keine Leidenschaft wäre, sondern in ihnen der reine Wille Alles bewirkte, was und wie er wollte. Wäre der Mensch ferner im ursprünglichen Zustande, so müßte er die Welt beherrschen, aber nicht von ihr beherrscht werden. Nun aber beherrscht sie ihn, prägt seinem Geiste und Leibe das Zeichen ihrer Gewalt auf, ändert und verschiebt oft eben so sehr seine geistige Richtung, wie sie seinen Körper oft zur Karrikatur verunstaltet. Wäre der Mensch in seinem ursprünglichen Zustande, so würde der Leib die Seele vollkommen bedienen. Nun aber übt der Leib über die Seele eine förmliche Gewalt, so daß sie dem Unterschiede des Alters, Geschlechtes, den klimatischen Einflüssen folgt. Anstatt daß der Geist durch den Leib wie ein ungebrochenes Licht erschiene,

erscheint er durch den Leib nur wie ein zerstreutes und mattes Licht. Ohne leibliches Wort, ohne Bild kein Verkehren des Geistes mit sich und mit Andern, und wie Manches denkt der Mensch, was er auszusprechen gar nicht im Stande ist! — Was sagt nun zu all' diesen Wahrnehmungen die gesunde Vernunft? Ist es wahr, daß sie den gegenwärtigen körperlichen und geistigen Zustand des Menschen sich als den ursprünglichen, von Gott dem Menschen als Ausstattung übergebenen denken kann? Ist es möglich, daß sie ihn auch nur als natürliche Unvollkommenheit denken kann? Nie und nimmermehr. Was die heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes als Wahrheit verkünden, was die ganze katholische Kirche seit zweitausend Jahren bereits glaubt, das erkennt auch der gesunde Menschenverstand an, die Wahrheit nämlich, daß der gegenwärtige Zustand des Menschen und seiner körperlichen und geistigen Kräfte nicht der von Gott geschaffene ursprüngliche, sondern ein durch die Ursünde der Stammeltern und die auf alle ihre Nachkommen sich vererbenden Folgen corrupter sei. Das begreift der Verstand recht gut; unbegreiflich ist an der Lehre von der Erbsünde nur das, wie dieser Tod der Seele, der nach der Erklärung des Tridentinischen Kirchenrathes das Wesen der Erbsünde ist, durch Adams freie That auf alle Nachkommen übergehen könne. Dieß ist allerdings die geheimnißvolle Seite dieser Lehre, das W i e nämlich; aber selbst da helfen Ähnlichkeiten, wie sie in der Natur vorkommen, dem Verstande nach; denn ein in seiner Wurzel verdorbener Baum kann nie gesunde Äste treiben. Ähnlich kann man auch sagen, daß ein Fürst, ohne ein Unrecht zu begehen, den Kindern eines Verbrechers den Adel versagen kann, den er ihnen gegeben haben würde, falls der Vater ihm treu gedient hätte. Übrigens liegt auch gar nicht viel daran, w i e wir die Erbsünde erklären; aber unendlich viel liegt daran, w i e wir derselben los werden mögen, und hierüber haben wir die bestimmtesten Aufschlüsse. Das Evangelium befriedigt überhaupt wohl überall unsere Bedürfnisse, aber nirgends unsere Fragesucht und

Neugierde. Der heilige Augustin wendet auch deßhalb auf die vorliegende Frage folgende Anekdote an: Jemand fiel in einen Brunnen; ein Anderer fragte ihn, wie er hineingefallen sei. Ich bitte dich, gab dieser zur Antwort, bedenke doch, wie ich jetzt herauskommen möge, aber nicht, wie ich hineingefallen bin.

Und so, Geliebte, müssen auch wir denken. Da wir so glücklich waren, durch die heilige Taufe von der Erbsünde befreit worden zu sein, so gehe jetzt unser Bestreben dahin, die Folgen der getilgten Sünde, die noch immer bleiben, die böse Begierlichkeit nämlich, in uns zu bewältigen. Darum kämpfen wir einen guten Kampf gegen die uns inwohnende Begierlichkeit des Fleisches, die Begierlichkeit der Augen und die Hoffart des Lebens; befleißen wir uns, uns nach der Mahnung des heiligen Jakobus von der Welt unbefleckt zu erhalten, und dieß ist dann gewiß die nützlichste Verehrung der unbefleckten Empfängniß Mariens, die schönste Feier des heutigen Festes. Amen.

Predigt
auf das heilige Weihnachtsfest.

„Lasset uns gleich nach Bethlehem gehen und sehen, was uns der Herr dort kund gethan hat.“ Luk. 2, 15.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

In majestätisch feierlichen Tönen haben in der heutigen Mitternachtsstunde die Glocken es weithin verkündet, was vor achtzehnhundert Jahren in der heutigen Nacht der Engel des Herrn auf den Fluren zu Bethlehem zu den Hirten sagte: Heute Nacht ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden und dieser ist Christus, der Herr. Und wie die entzückten Hirten damals dem Worte des Engels glaubend zu einander sprachen: Kommt, laßt uns gleich nach Bethlehem gehen und sehen, was der Herr dort kund gethan hat, so eilen auch heute noch die gläubigen Christenschaaren gleich den frommen Hirten herbei, um in den prachtvoll geschmückten Gotteshäusern neuerdings an die hohe Wahrheit der Menschwerdung des Sohnes Gottes erinnert und so in Glaube, Hoffnung und Liebe gegen den Heiland der Welt

auf's Neue entflammt zu werden. Ja, möchte es nur in seiner ganzen Tiefe gewürdigt und beherzigt werden dieses wichtigste aller Weltereignisse, möchte nur die ganze Welt im Geiste hinströmen zur Krippe und sehen, was der Herr uns dort kund gethan hat, gewiß, jene inhaltsschweren Himmelstöne, die in der heutigen Nacht über Bethlehem erklangen, würden zur freudigsten Wirklichkeit werden: Gott würde die Ehre und den Menschen der Friede gegeben. Ach, wann hat wohl die Menschheit mehr nach Friede geseufzt, nach innerer und äußerer Beruhigung, als gerade in unsern Tagen, in den Tagen der Aufregung und Gährung, in denen wilde, vulkanische Kräfte den Boden unter den Füßen unterhöhlen, jeden Augenblick mit schrecklichem Tosen durchzubrechen und den Erdkreis in einem Flammenmeere zu begraben drohen? Wann waren je die Leidenschaften entfesselter, die Genußsucht zügelloser, der Unglaube frecher, die Entchristlichung offener und ungescheuter, als gerade in diesem gepriesenen, aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert? Ach, das trostreiche Wort: Friede den Menschen auf Erden! scheint in unserer unruhigen Zeit, wo alle Zustände in einer Art Auflösung begriffen sind, zur Fabel geworden zu sein. Und warum denn? Weil man dort Hilfe sucht, woher keine Hilfe kommen kann, bei politischen Quacksalbern, die heute dieses, morgen ein anderes Mittel vorschlagen, bei Staatskünstlern, die regieren, die Völker glücklich machen wollen durch luftige, aller wahren Grundlage entbehrende Hirngespinnste — zu dem Einen wahren, großen Lehrmeister aber, der allein den Menschen Friede geben kann, geht man nicht. Die Diplomatie, die dort gelehrt wird, ist den jetzigen Völkerheilanden, den heutigen Volksbeglückern zu schlicht, der Lehrer, der dort predigt, ist ihnen zu schlecht, mit Einem Worte: sie haben den Glauben an ihn und an seine Lehre verloren. Darum aber kein Heil, darum kein Friede unter uns, weder innen noch außen.

Soll es anders werden bei uns, sollen nicht ganze Nationen sowie der Einzelne zuletzt friedelos und freudeleer

geistig und körperlich verkommen und verschmachten, dann muß die Krippe in Bethlehem wieder aufgesucht und von dem Prediger daselbst vernommen werden, was uns zum Heile dient, was uns den Frieden bringt; denn was hilft es den Völkern, was dem Einzelnen, wenn alljährlich Weihnachten wiederkehrt, wenn wir alljährlich erinnert werden, wie die Engel gesungen haben: Friede den Menschen auf Erden, dieser Friede aber nie in unsere Herzen einkehrt? So laßt uns denn, Geliebte, in dieser Feierstunde nach Bethlehem gehen, um den stummen Prediger daselbst zu hören. Und was predigt uns jenes weinende Kind im Stalle? Soll ich den Inhalt seiner gewaltigen Rede in zwei Worte zusammenfassen, so lauten sie:

Verachtung der reichen Welt. I. Theil.
Glauben an den armen Sohn Gottes. II. Theil.

Das allein vermag dem Menschenherzen Friede zu bringen. Großer Gott, der du klein geworden bist, um uns die Größe dieser Welt verachten zu lehren, winke uns heute von deiner Krippe deinen Segen zu, daß wir dein Beispiel nicht bloß bewundern, sondern auch nachahmen mögen!

I. Theil.

Der Reichthum der Welt besteht in Geld und Gut, in Ehren und Würden. An sich sind diese Dinge nichts Böses, sie sind vielmehr Geschenke des Schöpfers, die dem Menschen gegeben worden sind, um ihn glücklich zu machen. Gott ist es ja, der die Adern der Erde mit Gold und Silber füllt, der Diamant ist so gut sein Geschöpf, wie der funkelnde Stern am Himmel und der Unterschied der Stände, der Gipfel der Macht, der Größe und Herrlichkeit dieser Welt, er ist eben so sein Werk, wie die Abwechslung und Mannigfaltigkeit in der Natur. Also an sich läßt sich gegen das, was die Welt groß nennt, Nichts einwenden, und die zeitlichen Besitzer und Inhaber irdischer Macht und Größe, mit Einem Worte: die

Reichen und Mächtigen dieser Erde sind als solche, bloß ihres Besitzes wegen, soferne sie anders auf rechtlichem Wege dazu gekommen sind, auch nicht im entferntesten zu tadeln oder bei Gott weniger in Gnade, als Andere. Vielmehr sind sie vom Himmel besonders begünstigt und mit Macht und Ansehen bekleidet worden, um ihre einflußreiche Stellung zum Wohle ihrer Umgebungen, zum Heile ihrer Mitmenschen zu benützen.

Aber etwas ganz anders ist es, das Mittel mit dem Zweck zu verwechseln, sich zu überreden, daß Reichthum und Würden den Menschen glücklich und zwar allein glücklich machen können, in diesem Geiste sie wünschen, sich um sie abmühen und mit Leidenschaft nach ihrem Besitze, als nach dem einzig Wünschenswerthen, streben, so darnach streben, daß man über sie Seele und Seligkeit vergißt, daß man also die Zugabe dem einzig Nothwendigen vorzieht: dieß ist der Irrthum und die Verkehrtheit, die alles Unglück und jegliches Verbrechen in ihrem Gefolge hat, und dieser Irrthum und diese Verkehrtheit, Geliebte, war die verpestete Lebensluft, welche die vorchristliche Zeit athmete. Nur wer reich und mächtig war, galt für etwas, und darum dieses zügellose Streben nach irdischem Gut, um durch dieses zum Besitze jeglicher Lust zu gelangen. Wohl gab es einzelne über die Gemeinheit und Versunkenheit der Massen emporragende Männer, welche die Größe dieser Welt verachteten; allein es waren eben nur einzelne Erscheinungen, die gleich glänzenden Meteoren auf einen Augenblick leuchteten und ihre Bewunderer hatten, aber bald wieder spurlos verschwanden. Die Massen aber hatten sich in jenem unseligen Streben dermaßen entwürdigt und die ursprüngliche Bestimmung des Menschen für eine ewige Seligkeit dermaßen aus dem Auge verloren, daß sie fast eher den Stempel des Thieres, als den eines Menschen an sich zu tragen schienen.

Es mußte also hier an die Quelle zurückgegangen werden, und um den Menschen durch Zurückführung auf seine ursprüngliche Bestimmung zum Glücke hinzuleiten, mußten ihm die Augen

über die Natur dieser Güter geöffnet, er mußte von ihnen losgerissen und mit Verachtung gegen das erfüllt werden, was er so sehr liebte, obgleich er es nur zu seinem Verderben so lieben konnte; sein Geist mußte gehoben und auf das hingewiesen werden, was allein unsere Liebe verdient und allein glücklich machen kann, wenn man mit vollkommener Hingabe ihm dient, mit Einem Worte: Der Mensch mußte der Erde entrückt werden. Das war die große Absicht, die Gott am heutigen Tage bei seiner Geburt mit uns zu erfüllen anfängt, deßwegen die Geburt im Stalle, deßwegen das Lager in der Krippe, deßwegen die absichtlich gewählte tiefste Armuth bei dem Eintritte des Erlösers in diese Welt.

Jesus verschmäht bei seinem Eintritt in die Welt Alles, was die Welt nur immer hochschätzt und wünscht, und zwar absichtlich. Alle Throne der Erde standen ihm ja zu Gebote, es stand nur bei ihm, den Herrlichsten derselben zu besteigen, und mit einem Winke, mit einem einzigen Worte hätte er sich, wie die Beherrscher der Erde, einen Pallast zur Wohnung schaffen, den Stall, in dem er lag, mit Gold und Purpur, mit dem Glanze des Himmels ausschmücken, den rauhen Winter in den lieblichsten Frühling umwandeln, er hätte sich von tausend Engeln umgeben, voll Herrlichkeit und Majestät zeigen und so von seinem Aufenthalte die Armuth, die Niedrigkeit, die Leiden entfernen können. Allein er thut dieß nicht, sondern das gerade Gegentheil, so daß alle Umstände seiner Geburt das Gepräge der tiefsten Armuth und Erniedrigung an sich tragen. Betrachten wir diese Umstände etwas genauer!

Wer ist denn die Mutter unsers Erlösers? Gewiß die Tochter eines der mächtigsten herrschenden Fürstenhäuser? Nein, zwar fließt königliches Blut in den Adern der auserwählten Jungfrau; allein die edle Familie Davids war längst in Verfall gekommen, von Geschlecht zu Geschlecht verlor sie an Ansehen, und die letzten Sprößlinge derselben sehen sich endlich genöthigt, sich ihren Unterhalt durch die Arbeit ihrer

Hände zu erwerben und das Brod der Armuth zu essen. Man mag nun diesen Verfall des Hauses David als eine Strafe Gottes für die Sünden desselben ansehen oder die Ursachen hiefür anderweitig suchen: so viel scheint mit Gewißheit hervorzugehen, daß Gott diese Familie darum so sinken ließ, weil er sich aus ihrer Mitte eine Mutter auserſah, die nicht vom Glanze ihrer Abkunft umgeben sein sollte, weil er wollte, daß, bevor Jesus aus ihr geboren wurde, die Erinnerung an das Haus David und ihre königlichen Ahnen vollends erloschen sein soll. Nur das Stammbuch Jesu, als des Sohnes Davids, sollte in den Stürmen der Zeit nicht verloren gehen, um den Juden nachweisen zu können, daß Jesus wirklich aus dem königlichen Geschlechte Davids nach seiner menschlichen Herkunft stamme; aber das Ansehen, die Macht und Herrlichkeit dieses Hauses sollten zu Grunde gehen, und erst aus dieser also heruntergekommenen Königsfamilie wollte der Sohn Gottes seine Mutter nehmen. So wenig, Geliebte, achtet der neugeborne Erlöser Alles, was Geburt, Herkommen, Ansehen, Würde heißt, er bietet mehr auf, um in der Niedrigkeit geboren zu werden, als wir aufbieten würden, um, wenn es von uns abhinge, zu den höchsten Ehren zu gelangen.

Betrachten wir ferner den Ort, an welchem der Erlöser geboren wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach sollte die heilige Jungfrau in Nazareth das göttliche Kind zur Welt gebären; denn dort war ihr Aufenthaltsort; allein dort hätte der neugeborne Sohn Gottes es nicht schlecht genug bekommen, dort wäre doch, so groß auch sonst im Hause des Zimmermanns die Armuth gewesen sein mag, ein Bettlein in Bereitschaft gewesen, dort wäre er nicht in einem elenden Stalle zur Welt gekommen und wäre auch nicht auf Heu und Stroh in Gesellschaft unvernünftiger Thiere gelegt worden, er wäre nicht verlassen genug gewesen. Darum fügte es die Vorsehung, daß Kaiser Augustus jeden seiner Unterthanen an seinen Geburtsort ruft, um daselbst sich aufschreiben zu lassen. Der Stolz, die eitle Begierde, die Macht seines Reiches

kennen zu lernen und sich derselben zu rühmen, hatten diesen Gedanken in's Leben gerufen; aber es war der Rathschluß des Ewigen, daß gerade dieser Befehl die Geburt des Weltheilandes in der tiefsten Armuth, in einem Stalle und somit auch die Erfüllung der Weissagungen, daß der Messias in Bethlehem sollte geboren werden; zur Folge haben sollte. Er sah nämlich voraus, daß er zu Bethlehem von allen Seiten würde verstoßen und somit im äußersten Elende geboren werden. So wenig achtet der die Schätze, die Reichthümer, die Güter der Erde, von dem geschrieben steht: „Mein ist der Erdkreis und was ihn erfüllt" (Ps. 49.). Dieß sind die Wunder, die er wirkt, um sich Schätze zu sammeln und anzuhäufen!

Betrachten wir ferner die Umstände, unter denen die Geburt Jesu erfolgte. Als der Sohn Gottes geboren werden wollte, veranstaltete die göttliche Vorsehung Alles so, daß die Geburt in die rauheste Jahreszeit, in die rauheste Nacht dieser Jahreszeit und in die rauheste Stunde der Nacht fallen mußte. Wie so ganz verschieden ist diese Geburt des zweiten Adam von der Erschaffung des ersten Adam, dessen Fest die Kirche bedeutungsvoll genug alljährlich am Tage vor Weihnachten feiert. Als der Allerhöchste den Menschen in's Dasein rufen wollte, traf er verschiedene Vorbereitungen. Er schuf zuerst die Erde mit all' ihren Schönheiten und Bequemlichkeiten, er befahl dem Lichte, zu leuchten, und erst, als er die Erde mit Allem, was nothwendig, nützlich und angenehm war, versehen hatte, erst nach allen diesen Vorbereitungen schuf er den Menschen und schuf ihn in der lieblichsten Jahreszeit, er schuf ihn als Mann in der schönsten Fülle der Jahre, er versetzte ihn in den angenehmsten Aufenthalt, in ein Paradies, er unterwarf seiner Herrschaft die ganze belebte und unbelebte Natur. Aber als in der Person des Sohnes Gottes der zweite Stammvater auf diese Erde kommen wollte, welche Vorkehrungen wurden da getroffen? Nicht einem Sterblichen, sondern Gott selbst soll eine Wohnung zubereitet werden. Und welche Anstalten trifft er? Nur solche,

die ein Übermaaß von Mangel, Leid und Verachtung von Seiten der Welt zuziehen. Er richtet Alles so ein, daß für ihn zu Bethlehem keine Unterkunft mehr zu finden ist, ein Stall ist der Pallast, den er sich aufbaut, eine Krippe ist der Thron, den er sich errichtet, Kälte und Entblößung sind die Bequemlichkeiten, die an dem Hofe des Königs aller Könige herrschen, einige Windeln, um seine Blöße zu bedecken, etwas Stroh, um ihn darauf zu legen, sind die Pracht, die man da entfaltet, die Thränen der jungfräulichen Mutter bei dem Anblicke des verlassenen Kindes, die stillen Seufzer des frommen Joseph, der mit Wehmuth die Mutter und das Kind leiden sieht; das sind die Auftritte, die Schauspiele, die Festlichkeiten, welche daselbst statt haben. So sehr verachtet der Sohn des Allerhöchsten die Bequemlichkeit und Behaglichkeit dieses Lebens, die wir so hoch anschlagen. Sein Eintritt in die Welt geschieht unter den armseligsten Umständen, die sich denken lassen.

Aber noch mehr; nicht bloß, daß der Sohn des Allerhöchsten absichtlich unter solchen Verhältnissen wollte geboren werden; nein — er rühmt sich seiner Armuth. Kaum ist er auf die Welt gekommen, so schickt er auch schon seine Engel aus, um die unter solchen Umständen erfolgte Geburt des Heilandes zu verkünden. Die himmlischen Herolde müssen melden, daß er nicht in Jerusalem, sondern in einem Städtlein zu finden sei, sie müssen melden, daß er nicht in purpurnen Decken, sondern in schlichten Windeln, nicht in einem Pallaste, sondern in einem Stalle, nicht auf dem Throne, sondern in einer Krippe liege — und über diese seine Ankunft, über diese Armuth, die Jeden zu Thränen rühren muß, da soll die Erde vor Freude jauchzen, die Engel sollen beim Hinblicke auf den Stall die Lüfte mit Lobgesängen erfüllen. Noch mehr, Jesus ist der Erlöser der Welt und er will uns ein Zeichen geben, an dem wir ihn erkennen können und sollen. Und was ist das wohl für ein Zeichen? Wird er vielleicht an seiner Wiege Wunder wirken? Wird er mit einem Winke

sich einen Pallast verschaffen, daß, wer ihn sieht, voll Erstaunen ausrufen muß: Das ist ein Werk des Allmächtigen! — Werden etwa die himmlischen Heerschaaren sich vor seinem Angesichte niederwerfen? Nein, das Zeichen, an dem wir ihn erkennen sollen, ist, daß er in einem Stalle geboren wird, und in demselben verbleibt, daß er in einer Krippe ruht und in Windeln eingehüllt ist, daß er so arm, so verlassen, so elend, so entblößt von Allem ist, wie kein anderes Kind seines Gleichen. Erst wenn wir eines finden, das so arm und so verlassen ist, wie kein anderes, können wir mit Gewißheit ausrufen: Dieß ist der Erlöser der Welt. Das Zeichen, woran ihr ihn erkennen werdet, soll euch dieses sein: Ihr werdet ein Kind finden in Windeln eingewickelt und der Krippe liegend. Also an dem Zeichen der größten Armuth, der bittersten Noth erkennen wir den Heiland der Welt. Das ist sein heiligster Wille; absichtlich wollte er es so, ja er rühmt sich dessen.

So spricht also das Kind in der Krippe zu Bethlehem im Augenblicke seines Erscheinens in dieser Welt ein feierliches Verdammungsurtheil über die Bestrebungen dieser Welt aus, die in Geld und Gut, in Ämtern und Würden, in Lust und Genuß ihre ganze Glückseligkeit sucht. Wahrhaftig, wäre der Weg der Welt der rechte gewesen, dann wäre Christus nicht als das ärmste Bettelkind in einem Stalle erschienen, sondern in Reichthum und Glanz. So aber war der Weg der Welt ein verkehrter und darum mußte die Art und Weise seiner Geburt die gänzliche Verkehrtheit des Weltlebens auf die schärfste Weise bezeichnen. Jetzt schon als Kind predigt der arme Erlöser durch die That, was er dreißig Jahre später als Mann den Juden zurief: „Weh euch, ihr Reichen; denn ihr habt euren Trost!" d. h. wehe euch, wenn ihr euer Herz an irdisches Hab und Gut hängt, in ihm euere ganze Seligkeit findet und darum euer wahres Heil, das Heil eurer Seele verabsäumt. Darum, ihr Reichen, ihr Wohlhabenden, betrachtet das arme Jesuskind in der Krippe

und merket euch, was dieser stumme Prediger von seiner merkwürdigen Kanzel euch an's Herz legt. Nicht der Reichthum als solcher wird verdammt, sondern die unordentliche Liebe zu ihm, und darum wollte der Sohn Gottes arm geboren werden. Dort an dem Predigtstuhle im Stalle können die Reichen auch hören und lernen, daß aller Reichthum keinen Werth hat, wenn kein guter Gebrauch davon gemacht wird, ja daß der Reichthum alsdann vielmehr ein sicheres Mittel zum ewigen Verderben ist.

So bedenklich und warnend aber für die Reichen die arme Geburt des Erlösers ist, so troſtreich und erfreulich ist dieselbe für die Armen, überhaupt für die Bedrängten dieser Welt. Ja, der Stand der Armen, er ist ein harter Stand; aber heute ist der Stand der Armuth geheiligt worden. Ihr murret über die göttliche Vorsehung, Niemand, sagt ihr, ist elender und verlassener auf dieser Erde, als wir. Ach, wer sollte euch darüber Vorwürfe machen, wenn ihr manchmal unwillig werdet und in Klagen ausbrechet; aber schaut her da in die Krippe, hier ist Einer, der noch ärmer ist, als ihr. So armselig, so dürftig ist doch Keiner von euch in diese Welt gekommen, wie euer Heiland, und Keiner von euch kann sagen, was einst der Ärmste der Menschen gesagt hat: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Ihr könnt auch das, was ihr wünschet, nicht als euer Eigenthum ansprechen; allein was man Jesu versagte, war sein eigen; denn er kam in sein Eigenthum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Darum tröstet euch ihr Alle, die ihr eures niedern Standes wegen verachtet seid, die man oft wie Gassenkehricht behandelt und hinausstoßt. Seht her da in die Krippe! Hier ist Einer, der gerade deßwegen euren verachteten Stand gewählt hat, um euch die Beschwerden desselben tragen zu helfen, denselben in euren Augen zu heben und euch zu bewegen, diesen Stand zu lieben und zu schätzen. Ja, seitdem der Sohn Gottes selber arm geworden,

seitdem er ihn jedem andern Stande, dem höchsten, dem vornehmsten, dem bequemsten vorgezogen, seitdem ist der Stand der Armen ein geheiligter Stand. Jeder Arme insbesondere ist ein Bruder Jesu Christi. So geht denn hin, ihr Armen, nach Bethlehem, und fraget dort das arme Jesuskind, was ihr von eurem Stande zu halten habt, und ihr werdet dann von ihm die trostvollen Worte hören, die er später sprach: „Selig seid ihr, die ihr jetzt Hunger leidet, denn ihr werdet gesättigt werden.“ „Selig seid ihr, die ihr weinet und Leid traget, denn ihr werdet getröstet werden.“ Und wie die armen Hirten froh und zufrieden von der Krippe zurückkehrten und Gott priesen, so werdet auch ihr durch den Anblick des armen Heilandes euch getröstet und gestärkt fühlen, ja, es wird einst die Zeit kommen, wo ihr dem Himmel danken werdet, daß er euch nicht mit Reichthum bedacht hat; denn das ist sicher und gewiß, daß die Armuth ein ungleich besseres Mittel ist, in den Himmel zu kommen, als der Reichthum, und daß den Armen im Evangelium bessere Aussichten eröffnet sind, als den Reichen.

So ist also das Kind in der Krippe zu Bethlehem durch die Armuth, die es bei seiner Geburt schon absichtlich und mit so viel Vorliebe gewählt, ein sehr beredter Prediger. Es predigt uns Verachtung dessen, worein die Welt ihre ganze Glückseligkeit setzt, es warnt die Reichen und tröstet die Armen und so soll es die grelle Ungleichheit zwischen Arm und Reich, die sich nun einmal leider in der Welt vorfinden, versöhnen.

Allein, Geliebte, woher denn in unsern Tagen die merkwürdige Erscheinung vom Gegentheil? Europa ist seit nahe zweitausend Jahren christlich; das Kind in der Krippe zu Bethlehem ist sein Heiland. Und dennoch war noch nie, als gerade in unsern Tagen ein solcher Haß zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Reichen und Armen. Der Reiche will nimmer geben, der Arme nimmer zufrieden sein. Es hat doch früher auch Arme und Reiche gegeben; aber von diesem Haß gegen das Eigenthum hat man noch nicht gehört, der

jetzt herrscht. Wie kommt denn nun das? Wie ist es möglich, daß man unter Christen, die sich zur Lehre des Kindes in der Krippe bekennen, auf den Gedanken kommen kann, die schroffen Gegensätze zwischen Arm und Reich anders auszugleichen, als auf dem Wege des Christenthums? Das kommt daher, Geliebte, weil unsere Zeit in diesem Kinde im Stalle zu Bethlehem nicht mehr den Sohn Gottes, sondern einen gewöhnlichen Menschen erblickt. Daher — alles Unheil. Diese unter so armseligen Umständen erfolgte Geburt Jesu wird auf keinen Menschen, weder auf Reich noch Arm, einen Eindruck machen, die Predigt dieses Kindes wird rein nutzlos sein, wenn wir in ihm nicht den Sohn des Allerhöchsten, Gott selber erkennen — hievon aber im

II. Theil.

Für den denkenden Christen kann nicht der leiseste Zweifel an der Gottheit Jesu entstehen; nein, abgesehen von allen andern Beweisen, sind es gerade die wunderbaren Ereignisse vor, bei und nach seiner Geburt, die uns zwingen, in dem Kinde zu Bethlehem Gott selber anzubeten. Derjenige, auf den viertausend Jahre lang hingewiesen und der ausdrücklich von den Propheten als Gott bezeichnet wird, den selbst die Heiden in ihren uralten Überlieferungen nur als Gott kennen, derjenige, dessen Menschwerdung ein Engel auf so wunderbare Weise verkündete, der bei seiner Geburt von den Engeln des Himmels verkündigt wurde, der durch seinen Stern die Weisen aus dem Morgenlande zu sich heranzog, den der greise Simeon, vom heiligen Geiste erleuchtet, erkannte, dieses Kind kann kein bloßer Mensch, es muß Gott selber sein. Christus ist nicht erst später als Mann durch seine Lehre der Heiland der Welt geworden; nein, er ist als unser Heiland geboren, er ist schon bei seinem Eintritt in diese Welt unser Lehrer, unser Heiland und Erlöser; seine Geburt und die Art und Weise derselben ist ein wesentlicher

Bestandtheil vom ganzen, großen Erlösungswerke, der erste große Akt im Leben des längst Ersehnten, von allen Völkern Erwarteten. Wer die Gottheit Christi läugnet, der muß die Wahrheit und das eigentliche Fundament des ganzen alten Testamentes läugnen, er muß alle Weissagungen der Propheten und die Überlieferungen der Heiden verwerfen, er muß läugnen alle Wunder, die sich bei der Geburt Christi selber zugetragen haben. Auf diese Weise bringt man freilich jede lästige Wahrheit auf das Leichteste weg; aber so kann man eben auch die ganze Weltgeschichte läugnen.

Indeß, sagt man, was liegt denn daran, ob man in Jesus einen Gott anbetet oder einen gewöhnlichen Menschen verehrt? Man ehre ihn als den Weisen von Nazareth, und das ist gewiß die reinste Verehrung. Wenn diese Wahrheit nicht eine so überaus ernste und wichtige wäre, so möchte man es fast komisch finden, wenn von gewisser Seite her mit großer Naivetät und allen Ernstes behauptet wird, daß es ihr ganz einerlei sei, ob man die Gottheit Christi glaube, oder nicht, daß derjenige diesen Glauben beibehalten solle, dem derselbe größere Ruhe und Seelenfrieden gewähre, und daß ihm deßhalb von jener Seite her die Kirchengemeinschaft nicht versagt werde. Abgesehen davon, daß es gleichgültig sein soll, ob man um einen Gott mehr oder weniger habe, ob Christus Gott oder nicht Gott sei, abgesehen von den schrecklichen Folgerungen, die sich aus der Verwerfung der Gottheit Christi nothwendig ergeben und die ich bereits bei einer andern Gelegenheit aufzählte, will ich heute diese Folgerungen nur in Bezug auf die Geburt Christi hervorheben, und dann werdet ihr, Geliebte, erkennen, was größere Ruhe und Seelenfrieden gewährt, der Glaube an die Gottheit Christi oder die Verwerfung desselben.

Ist Jesus Christus Gott, also das Kind in der Krippe der Sohn Gottes, der aus Maria, der Jungfrau, Fleisch angenommen, dann ist seine Geburt in dieser Armuth, in diesem Elende, von ihm, als dem Ewigen, von Ewigkeit her

so beabsichtigt gewesen, sie ist eine freie That des Sohnes des Allerhöchsten, und nur als solche kann sie eine Wichtigkeit für die Menschheit enthalten, nur als solche freie That kann sie auch eine Belehrung sein für Reich und Arm, für Vornehm und Niedrig, für die gesammte Menschheit. Erst wenn der Reiche glaubt, daß der Sohn Gottes es ist, der die Armuth gewählt hat und ein armes Menschenkind geworden ist, um Verachtung der Güter dieser Erde zu lehren, und zu einem guten Gebrauche derselben zu ermuntern: erst dann hat diese arme Geburt Christi etwas Ergreifendes für ihn; sie ist ihm nämlich ein Akt der größten Selbstentäußerung, die ein Gott nur üben kann, und das bestimmt dann auch ihn, diesem Beispiele in geeigneter Weise zu folgen. In gleicher Weise hat die Geburt Christi auch für den Armen erst einen Werth und eine Bedeutung durch den Glauben an seine Gottheit. Der Gedanke, daß der Herr der Herrlichkeit selber es ist, der hier in der Krippe als armes, weinendes Kind liegt, aus freiem, ewigen Entschlusse, um mit den Armen arm zu werden, um so den Stand der Armen zu heiligen und ihn erträglich zu machen, ja zu versüßen; dieser Gedanke ist es, der ihn hinzieht zu diesem armen Kinde, daß er ihm unter tausend Thränen seinen Dank ausspricht für seine unendliche Huld und Erbarmung. „Ihr kennt," sagt der heilige Paulus (II. Kor. 8, 9.), „die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, der um euretwillen arm geworden, da er reich war, damit ihr durch seine Armuth reich würdet." Also Jesus Christus ist einst reich gewesen, ist aber um unserwillen arm geworden; wann war wohl das? Hierüber werden die Läugner der Gottheit Christi schwerlich Aufschluß geben können; denn Christus ist nie reich gewesen, außer man nimmt an, daß er von Ewigkeit her, also Gott sei, und so im Besitze aller Schätze der Gottheit war, aller göttlichen Herrlichkeit, deren er sich aber uns zu Liebe entäußerte, indem er Knechtesgestalt annahm und ein armer Mensch wurde, um uns reich, d. h. um uns der Schätze des Him-

mels theilhaftig zu machen. Sehr schön sagt hierüber der heilige Gregor von Nazianz: „Arm wurde Christus, um uns reich zu machen, ein Knecht, um uns die Freiheit zu geben; er stieg herab, um uns zu erheben, er ward versucht, damit wir siegten, er ist aufgefahren, um die Gefallenen zu sich emporzuziehen.“ Also erst dann, wenn der Ausspruch des Apostels Paulus geglaubt wird, daß nämlich Jesus Christus reich war, aber unserwegen arm wurde, mit andern Worten, erst wenn die Gottheit Christi geglaubt wird, hat die arme Geburt Jesu Christi eine Bedeutung, etwas Rührendes, Erhebendes und Belehrendes. Aber man nehme nun einmal das Gegentheil an, man stelle sich einmal vor, daß Christus der Sohn des Zimmermanns Joseph sei, in welchem Lichte erscheint dann seine Geburt? Welchen Eindruck wird sie dann noch auf uns machen? Wahrhaftig, nicht den mindesten. Abgesehen davon, daß die ganze evangelische Erzählung von der wunderbaren Geburt Christi zur Lüge wird, erscheint diese arme Geburt selber nimmer als eine freie That, sondern als etwas rein Zufälliges. Oder, was kann denn ein gewöhnliches Menschenkind dafür, wenn es in Armuth geboren wird? Was konnte denn das Zimmermannskind dafür, daß seine Mutter zufälligerweise in Bethlehem keine Herberge findet und in einem Stalle übernachten muß? Da hat es mit der Predigt in der Krippe freilich von vornherein ein Ende; ein gewöhnliches Kind, das zufällig in Armuth geboren wird, kann freilich weder den Reichen und Mächtigen Verachtung der Güter dieser Welt, noch den Armen Ergebung in ihr Schicksal predigen; überhaupt sinkt die Geburt Christi, wenn er nicht Gott ist, zur bloßen Null herab und die ganze Weihnachtsfeier kann ohne den Glauben an die Gottheit Christi höchstens darin bestehen, daß man den Tag segnet und glücklich preist, an dem ein großer Mann geboren wurde. Wenn aber der Zimmermannssohn von Nazareth später die Armen selig pries und den Reichen drohte, so wird das eben so wenig Eindruck machen, wie seine arme Geburt; denn der Bettler,

der von Haus aus Nichts hat, kann leicht die Armen selig preisen und den verhaßten Reichen entgegendonnern. Das geschieht, wird die Welt sagen, weil er selber Nichts hat; wäre er selber reich, er würde wohl anders reden. Man ersieht hieraus, was aus Christus wird, wenn man ihn seiner Gottheit entkleidet. Zeigt dieses arme Zimmermannskind in der Krippe zu Bethlehem dem Reichen, er wird die Achsel zucken, zeigt es dem Armen, er wird höchstens einiges Mitleid mit ihm verspüren und in ihm einen Unglücksgefährten bedauern, aber eine Belehrung, eine Warnung, ein Verdammungsurtheil über die Weltbestrebungen wird der Reiche, und einen Trost, eine Beruhigung für seine Lage wird der Arme nicht von diesem Kinde bekommen können. Aber zeigt der Welt den armen Sohn Gottes in der Krippe, gebt der Welt diesen Glauben wieder und dann bekommt sie ein anderes Aussehen.

Mit dem Glauben an den Zimmermannssohn wird kein Mensch besser. So wenig die alten Philosophen einen Menschen bekehrt und gebessert haben, so wenig vermag dieß der Weise von Nazareth. Nur der Glaube, daß Jesus der Christ ist, der Glaube an den Sohn Gottes ist es, welcher die Welt überwindet. Und darum ist es auch nur der Glaube an den armen Sohn Gottes, der die Reichen zum guten Gebrauche ihres Reichthumes, die Armen aber zur willigen Ertragung ihres Geschickes begeistern wird. Dieser Hinblick auf den armen Sohn Gottes und das arme Leben Christi war es, der Viele bewog, alle zeitlichen Ehren, Vortheile und Reichthümer hinzugeben und die Armuth Jesu Allem vorzuziehen. Fürsten legten ihre Kronen zu den Füßen der Krippe Jesu nieder, Viele sah man ihr väterliches Haus und Alles verlassen, wozu Geburt, Reichthum und Talente sie berechtigten, um ein verborgenes, armes, der Niedrigkeit und Verachtung gewidmetes Leben zu führen und Jesum in der Krippe sich zum Muster zu wählen. Daß aber der Glaube an den Weisen von Nazareth schon Jemanden bewogen hätte, ein beson-

deres Opfer zu bringen, davon weiß die Geschichte noch Nichts und wird auch in Zukunft schwerlich etwas berichten. Nur Jesus, der Sohn Gottes, ist der Heiland der Welt, der Schrecken der Weltkinder, der Trost der Armen, der Zimmermannssohn ist nur eine armselige Puppe.

Man hat Preise ausgesetzt für die beste Beantwortung der wichtigsten Frage der Gegenwart: Wie kann der Noth der arbeitenden Klassen abgeholfen werden? Diese Preisaufgabe ist längst gelöst, und der sie gelöst hat, liegt in der Krippe zu Bethlehem. Allerdings ist da kein einziger Hebel zu verschmähen, der der Sache der Nothleidenden förderlich sein kann; aber der Haupthebel ist die christliche Nächstenliebe, die christliche Wohlthätigkeit, die jedoch einzig und allein den Glauben an den armen Sohn Gottes, der heute aller Armen Bruder geworden ist, zum Fundament hat. Es versammeln sich heute die Reichen an der Krippe zu Bethlehem, sie schwören dort, an den armen Sohn Gottes zu glauben, und man wird sehen, daß die Reichen wieder ihre Börsen öffnen und die Quelle der christlichen Wohlthätigkeit wieder zu fließen beginnt; sie werden ihren Reichthum dann nicht mehr verprassen oder zusammenscharren, sondern den Überfluß in frommen Stiftungen niederlegen; es versammeln sich auch die Armen und die Arbeiter vor der Krippe des Sohnes Gottes und schwören, in ihm, dem Sohne des Allerhöchsten, ihren besten Freund zu erkennen und dann wird man sehen, der Arbeiter wird seine Zeit und sein Geld nicht in Spiel und Trunk und wüster Lebensart vergeuden, sondern fleißig und sparsam sein und im Falle der Noth christliche Unterstützung erhalten, und so wird sich die große Kluft ausgleichen und die Welt wird ein anderes Aussehen bekommen, als sie jetzt hat. Aber diejenigen, die durch den Weisen von Nazareth die Reichen zur christlichen Liebe und die Armen zur Geduld und Ergebung ermuntern, mögen solche Versuche allenfalls wagen; sie werden aber damit nicht das Mindeste erreichen.

So sehen wir denn, Geliebte, daß die Welt nur allein

in dem Glauben an Jesus, den Sohn des Allerhöchsten, Heil zu hoffen hat, ja, daß das ganze Weihnachtsfest ohne diesen Glauben gar keine Bedeutung hätte. Alles Innige und Sinnige dieser Festfeier, die rührenden Familienfreuden am verwichenen Abend, sie haben nur Sinn und Bedeutung in dem Glauben an Jesus, den Christus, den Sohn Gottes, des Hochgelobten. Wie sich der Christ, der ewige Sohn Gottes, aus unendlicher Liebe zu uns, in freiester Selbstbestimmung in der Annahme der menschlichen Natur uns und mit ihm Alles geschenkt hat: so schenken auch wir zum dankbaren jährlichen Andenken an diese gnadenreichste aller Begebenheiten die Eltern den Kindern, die Herren den Dienstboten, die Reichen den Armen verschiedene Liebesgaben, um so diese hohe Feier in angemessener, würdiger Weise zu begehen. Alle diese Liebesgaben, sie sollen nach ihrer ursprünglichen Bestimmung dazu dienen, zur Liebe gegen das göttliche Kind in der Krippe, in welchem der Menschheit alles Heil geschenkt worden, zu entflammen und sich auch seiner Gegenliebe würdig zu machen. Wo dieser Geist bei den Familienfesten am heiligen Christabende nicht vorwaltet, da ist die ganze Scene eine schale, bedeutungslose Ceremonie.

Möge demnach dieser Glaube an Jesus, den Sohn Gottes, der aus Liebe zu uns ein armes Menschenkind geworden, uns Alle durchdringen und beleben! Ja, dieser Glaube sei unser Trost, der Anker unseres Lebens. Ohne Glauben an Jesus, den Sohn Gottes, gibt es kein Christenthum; denn als großen Mann achten Jesum auch die Muhamedaner.

Darum beten wir dich heute, liebenswürdigster Erlöser, in deiner Krippe demüthigst und freudigst an. Auch für uns bist du ja Mensch geworden, auch wegen unserer Hoffart und Weltliebe, wegen unserer Genußsucht und Unzufriedenheit hast du deine ersten Thränen vergossen und alles Ungemach deiner Geburt übertragen müssen. Hab Dank dafür, du liebvollstes Kind! Unser Bestreben sei in Zukunft, die Welt und ihre Güter nicht zu überschätzen und unser Seelenheil über jenen

Dingen nicht zu vergessen. Wir wollen in dem Armen deinen Bruder verehren und aus Liebe zu dir, armer Heiland, ihn nach Kräften unterstützen, wollen aber auch die Armuth, wenn sie unser Loos sein oder werden sollte, aus Liebe zu dir geduldig ertragen und im Hinblick auf dich uns sogar derselben freuen; denn du hast sie ja geehrt und geheiligt. Und so sei du, holdseligstes, göttliches Kind, unsere Weihnachtsfreude, unsere süße Lust, unser Trost im Glücke und Unglücke. Amen.

Predigt
auf das Fest des heiligen Stephanus.

„Und Alle, die im hohen Rathe saßen, hefteten den Blick auf ihn und sahen sein Angesicht wie das Angesicht eines Engels." Apostelg. 6, 15.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Das heilige Weihnachtsfest erfüllt das Herz des Christen mit unaussprechlicher Freude, Dankbarkeit und Rührung, aber auch mit dem Gefühle der Wehmuth. Es ist nämlich der Anblick des armen und verlassenen Heilandes, die Wahrnehmung, daß der Sohn Gottes schon bei seinem Eintritte in die Welt seine Leiden beginnen mußte, was uns mit Wehmuth erfüllt, und es liegt bei dieser Wahrnehmung der Gedanke nicht ferne, daß diese bittere Zugabe im Wesen des Christenthums gelegen sein müsse, sonst hätte nicht der Sohn gleich bei seiner Geburt schon das Kreuz sich zu seinem Bettlein erwählt. Es gibt Abbildungen von dem göttlichen Kinde die es auf einem Kreuze liegend darstellen, und der Gedanke, der dieser Darstellung zu Grunde liegt, ist in der That ein tief im Leben Christi und im ganzen Christenthume liegender, und wenn

gestern im Übermaaße der Freude über das der Erde geschenkte Himmelskind jener Gedanke im Hintergrunde blieb: heute, am Feste des ersten Blutzeugen der Kirche, am Feste des heiligen Stephanus, wird jene Wahrheit mit aller Gewalt in den Vordergrund gezogen. Es ist eine frappante Zusammenstellung der beiden Feste, des Christfestes und des Festes des heiligen Stephanus; gestern wurde Friede gepredigt, heute Krieg; gestern waren wir unter sanften Lämmern, in deren Mitte das Lamm Gottes, heute werden wir in die Mitte einer wuthschnaubenden Rotte geführt, die mit den Zähnen knirscht; gestern küßten sich noch Gerechtigkeit und Friede, der Himmel neigte sich zur Erde nieder, und heute röthet das Blut des ersten christlichen Martyrers die Erde, die der Friedensfürst kaum berührt hat.

Aber so auffallend immer diese Zusammenstellung uns vorkommen mag, sie ist tief im Christenthume begründet und daher von der Kirche also angeordnet. Wenn sonst gar nichts mehr reden würde, so müßten die Steine schreien, die heute den heiligen Stephanus niederschmetterten. Diese Steine, sie sagen uns, daß Leiden und Tod zur Jüngerschaft Jesu Christi gehören, und daß mit dem Christenberufe auch der andere Beruf gegeben ist, den Tod nicht zu fürchten und ihm freudig entgegenzugehen, wenn es Gott fordern sollte. Darum sagt das heutige Evangelium: „Sieh, ich sende Weise, Propheten und Schriftlehrer zu euch; aber ihr werdet von diesen einige tödten und kreuzigen, andere werdet ihr in euren Synagogen geiseln und von Stadt zu Stadt verfolgen. Aber diese Seite des Christenthums, die für Manchen etwas Abschreckendes hat, ist nur die Offenbarung von etwas viel Höherem, von dem wahren Leben des christlichen Geistes nämlich, das den Tod in jedem Augenblicke schon besiegt hat. Und das ist der große Unterschied der christlichen Religion von allen andern Religionen; darum vergötterten die Alten das Leben, die Christen aber verherrlichen den Tod; darum ist im Christenthume der Sterbetag der Geburtstag für's

ewige Leben. Die Pein des Todes ist nämlich aufgegangen in der Herrlichkeit des Lebens. Darum glänzt mitten im heissen Kampfe das Gesicht des heiligen Stephanus gleich dem Antlitz eines Engels, er sieht den Himmel offen. So erfüllte sich an ihm die Verheißung Christi bei Johannes: Ihr werdet den Himmel offen sehen. Nur so läßt es sich erklären, warum das Leiden und das Gefühl desselben so oft eine harmonische Sanftheit und neben dieser eine hohe Freudigkeit hat. Hierin liegt die große Wahrheit, **daß das Leben des Christen ein Kampf und ein Lobgesang zugleich sei**, und diese hohe Wahrheit möchte ich euch heute näher darlegen. Der verklärte Kämpfer der christlichen Kirche, der heilige Stephanus, erflehe uns von dem Könige der Blutzeugen hiezu seine Gnade.

I. Theil.

Es gibt in der Kirche ein blutiges Martyrerthum und ein unblutiges; jenes ist das eigentliche, dieses ist der Kampf, den jeder Christ sein Leben lang gegen die Feinde seines Heils zu kämpfen hat. Wir mögen nun aber das eine oder das andere in's Auge fassen, so finden wir, was sonst in keiner andern Religion vorkommt, daß der würdige Kämpfer gerade im höchsten Sturme des Kampfes mit dem Schimmer der Verklärung umflossen wird, so daß er mit Freude und Heiterkeit die fürchterlichsten Qualen duldet und Gott lobsingend dem grausamsten Tode entgegensieht. Das offenbart sich, wie heute an dem ersten Blutzeugen des Christenthums, durch alle Zeiten der Christenverfolgung hindurch, besonders in jenen zehn schrecklichen Verfolgungen der ersten drei Jahrhunderte. Nicht Ruf, auch nicht Ansehen, Alter und Geschlecht vermochten einigen Unterschied in der Behandlung zu erwirken; Beschimpfungen, Wunden, Beraubung, Steinwürfe leiten das Trauerspiel ein, das dann in die Folterkammern übergeht. Dort werden die Schlachtopfer auf den Folterstock gelegt, auf

Räder gespannt und durch die Schraube ihnen alle Gelenke aus ihren Fügungen gerenkt, während unterdessen ihnen die Liktoren die Seiten mit brennenden Fackeln versengen oder sie mit eingedrückten eisernen Krallen durchfurchen. Mit Ketten wird ihnen wohl auch der Leib umschnürt, daß alle Gebeine brechen, mit spitzigen Rohrstäben werden Gesicht und Augen durchstochen; der Mund wird mit Faustschlägen zerschmettert, während Nägel den kaum mehr Athmenden die Füße durchbohren und glühende Erzstangen, in die Weichen gelegt, sich tief einbrennen, so daß, nachdem, wie es oft geschehen, die Marter vom Morgen bis zum Abend gedauert, der Leib ganz mit Wunden und Schwielen bedeckt, und so verdreht und verrenkt erscheint, daß man die Menschengestalt nicht mehr an ihm erkennt und es den Schergen selbst wunderbar vorkommt, daß noch Leben in solchem zerfleischten Körper zurückbleiben konnte. Aber diese Folterkammer ist erst die Vorschule, aus ihr geht es erst den Richtplätzen zu, dort werden die Martyrer entweder den wilden Thieren vorgeworfen oder abwechselnd von Marterknechten zu todt geschlagen, daß sich das Fleisch von den Rippen löst; auch werden sie auf glühenden eisernen Stühlen oder Rösten langsam gebraten, mit ölgetränkter Leinwand umwunden in's Feuer gestellt, daß alle Feuchtigkeit des Körpers, wie Wachs zerschmolzen, herabträufelt, in glühende Kalköfen hineingeworfen oder paarweise zusammengekoppelt und ersäuft — glücklich derjenige, der gleich durch das Schwert hingerichtet wird! Neun solche Stürme grimmigster Verfolgung hatten nacheinander gegen die junge Kirche sich erhoben, von einem zum andern schien die Wuth der Hölle sich immer mehr zu vergrößern, zuletzt am Übergange vom dritten zum vierten Jahrhundert hatte sie zum zehnten und letzten Sturme alle ihre Kraft gesammelt; zehnjähriges Schlachten wüthete nun durch die ganze römische Welt beinahe ohne Unterlaß, eine ganze Christenstadt in Phrygien war mit ihren Einwohnern darüber im Feuer aufgegangen — als endlich der Wendepunkt eintrat. Der fürchterliche Terrorismus hatte zu-

letzt selbst das heidnische Volk mit Abscheu erfüllt, und als nun einst nach entsetzlichem Gemetzel in Cäsarea bei heiterem Himmel und reiner, klarer Luft die Säulen am Porticus der Stadt zu tropfen begannen und, obgleich weder Thau noch Regen gefallen, die Plätze und Strassen der Stadt wie mit Wasser übergossen waren: da ging die Rede, die Erde habe in unerklärlicher Weise Thränen vergossen, weil sie den verübten Frevel nicht länger ertragen könne, und damit sie dadurch den harten, wilden Sinn der Menschen bezähme. So lief denn die Schreckenszeit ab und die entfesselten Scheusale, die die menschliche Natur in ihren Tiefen beschließt, mußten sich wieder in den Abgrund stürzen.

Es konnte nun nicht fehlen, daß denen, die solche Kämpfe festen Muthes und unerschütterten Vertrauens kämpften, große Gnaden zu Theil werden mußten; denn der, dessen Sache die Martyrer zu der ihrigen gemacht, mußte auch die ihre zur seinigen machen und ihnen mit seiner Hilfe nahe sein. Und so war es auch. Wie heute der heilige Stephanus den Himmel offen und Jesum zur Rechten Gottes nicht sitzen, sondern stehen sieht, zum Zeichen, daß er für seine Heiligen kämpft, so bekamen auch die späteren heiligen Martyrer, wenn die ersten Anfänge der Schmerzen überstanden waren, höhere Tröstungen, welche sie erquickten und den Stachel der Pein abstumpften. Daher das den Heiden unbegreifliche Wunder, daß unter all' ihren Martern die Gepeinigten oft keinen Laut von sich gaben, ja nach Stunden von göttlichen Dingen zu reden anfingen. Bedeutend ist dafür das Wort, das die heilige Felicitas gesprochen. Als sie im Kerker eines Kindes genesend über die Geburtswehen aufgeschrieen und ihr der Kerkermeister darüber gesagt hatte: Wie willst du doch die grössere Pein ertragen, wenn die geringere dir so nahe geht? gab sie zur Antwort: Dieser Schmerz ist mein Schmerz, der andere aber der des Herrn, und der wird mir ihn tragen helfen. Und sieh, ihr und ihrer Gefährten Vertrauen wurde nicht zu Schanden. Als die Henker den Martyrer Sanktius,

den die erste Folter ganz verzogen, nach wenig Tagen zum zweitenmal auf die Folterbank brachten, in der Hoffnung, er werde es nimmermehr aushalten können, wurde er in dieser zweiten Marter plötzlich erhoben und aufgerichtet, und hatte seine vorige Gestalt und den Gebrauch seiner Glieder wieder zurückerhalten, gerade als ob diese zweite Peinigung, sagen seine Akten, durch ein Wunder der göttlichen Gnade ihm vielmehr Heilung und nicht Beschädigung gewesen. „Darum," so berichtet der Brief der Kirche von Smyrna über den Martyrertod des heiligen Polykarp, „schien so Vielen Geiselschlag, Flamme und Folter angenehm und lieblich, und man hörte keinen Seufzer, wenn aus beiden Seiten das Blut herausfloß, die Eingeweide im geöffneten Leibe zu sehen waren, und selbst das Volk beim Anblick solcher Grausamkeit weinte. Denn der Herr, der Wächter und Hüter der Seelen, redete mit ihnen, linderte die gegenwärtigen Übel und versprach ihnen, wenn sie aushielten, das Reich der himmlischen Krone." Darum tröstet der heilige Martyrer Viktor, wie seine Akten ausweisen, seine Mitstreiter mit dem, was er darüber selbst erfahren: „Als ich (sagte er ihnen) auf dem Holze aufgehenkt, von unerträglichen Ängsten gepeinigt war, rief ich den barmherzigen Herrn mit Bitten und Thränen an, und siehe, plötzlich erblickte ich ihn, das himmlische Zeichen unserer Erlösung in der Hand tragend, und er sagte mir: Friede sei mit dir, Viktor, fürchte dich nicht; denn ich bin Jesus, der ich selbst die Schmach und Martern in meinen Heiligen leide! Auf diese Stimme war mir sogleich eine solche Kraft eingegossen, daß ich alle Martern für gar Nichts achtete." Darum wird dem Martyrer Flavianus, als er sich bei Cyprian befragt, ob der Todesstreich schmerze, erwidert: „Dieser Leib empfindet gar Nichts, wenn das Gemüth sich ganz Gott hingegeben hat." Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Akten der diokletianischen Verfolgung versichern, es seien in ihr Weiber und Männer von einer gewissen göttlichen Freudigkeit

ergriffen, die sich gar nicht ausdrücken lasse, selbst in den brennenden Scheiterhaufen hineingesprungen.

So zeigt sich denn hier in der merkwürdigsten Weise, wie das Leben des Christen ein Kampf und ein Lobgesang zusammen sein können, und wie das, was heute im heiligen Stephanus seinen Anfang genommen, im spätern Martyrerthum sich in der wundervollsten Weise fortwährend verwirklicht hat. Ja, die heiligen Martyrer, sie sahen den Himmel offen, sie empfingen himmlische Tröstungen, sie schauten himmlische Gesichte, sie hatten den Vorgeschmack der bevorstehenden Seligkeit, Jesus selbst stand ihnen zur Seite, und so ward ihr Kampf ein freudiger, ihr Hingang in den schrecklichsten Tod ein wahrer Triumphzug, ihr Tod war der Anfang des ewigen Lebens, ihre Vermählung mit ewiger Wonne.

Was aber hier im eigentlichen Martyrerthume der Kirche sich findet, ja sich durch dasselbe wie ein rother Faden hindurchzieht, das findet sich auch im unblutigen Martyrerthume des christlichen Lebens; hievon aber im

II. Theil.

Das Christenthum kennt noch ein anderes Martyrerthum als das blutige der eigentlichen heiligen Martyrer; es ist dieß der unausgesetzte Kampf gegen die sinnlichen Neigungen, gegen die Feinde unseres Seelenheiles, gegen die Welt, den Teufel und das Fleisch. Dieser Kampf ist mit den größten Beschwernissen verbunden, er erfordert eine eiserne Ausdauer und die heldenmüthigste Selbstüberwindung. Der Weg zur christlichen Vollkommenheit ist mit scharfen Dornen belegt und es ist daher kein geringer Kampf, der allein zu jener Vollkommenheit führt. Aber sieh da, so beschwerlich auch dieser Kampf ist, so sehr er auch in Fleisch und Blut einschneidet, so sehr sich unsere Natur dagegen entsetzt: auch hier ist es Jesus wieder, der den Seinen streiten und ihnen einen guten Kampf kämpfen hilft.

Ein Blick auf die Heiligen Gottes lehrt uns, wie sie im Hinblicke auf Jesus und den Himmel, der vor ihren Augen offen stand, Starkmuth und Gelassenheit in jeder Art des Unglücks an den Tag legten, ihren Leib auf alle Weise durch die strengsten Bußwerke bändigten, die heldenmüthigsten Überwindungen sich auferlegten, alle Arten von Krankheiten willig übernahmen und trugen, ja Kreuz und Leiden liebgewannen und Gott um Leiden baten.

Wir lesen von Heiligen Gottes, die entweder gar keine oder nur äußerst wenig Nahrung zu sich nahmen, so daß, menschlicher Weise zu reden, sie nicht leben konnten. Ich erinnere da nur an den seligen Nikolaus von der Flue, der, seitdem er in seine Hütte eingezogen war, keine andere Nahrung zu sich genommen hatte, als die heilige Communion. Der Ruf seiner Lebensweise war denen von Unterwalden bald zu Ohren gekommen, sie hatten aber der Erzählung hievon keinen Glauben beigemessen. Man darf überhaupt nicht glauben, wie unsere naserümpfende Zeit in ihrer Superklugheit sich einbildet, daß die früheren Geschlechter in übergroßer Leichtgläubigkeit blindlings an derlei Dinge geglaubt hätten, die erst vor der Weisheit der jetzigen sich als Trug erwiesen. Zu aller Zeit hat der Verstand gefühlt, daß durch dergleichen außerordentliche Dinge der sichere Boden, den man bisher unter den Füßen hatte, wankend werde, und deßwegen hat er von jeher alle Mittel, die ihm Gott gegeben, aufgeboten, um möglicher Täuschung auf den Grund zu sehen, und nur der erwiesenen Klarheit hat er sich zuletzt, und auch da oft noch unwillig, gefügt. So hatten es denn auch die Unterwaldner mit ihrem Einsiedler gehalten; einen ganzen Monat lang besetzten sie alle Zugänge zu seiner Hütte und überzeugten sich endlich, daß nicht bloß in dieser Frist keine Nahrung ihm zugetragen worden, sondern auch keines Menschen Fuß seine Einsamkeit betreten hatte. Da indessen dem Bischofe von Konstanz auch das nicht genügte, schickte er seinen Weihbischof hin, und da dieser den Waldbruder so frisch und gesund antraf,

stellte er an ihn die Frage, welche Tugend er für die höchste erachte, und als er zur Antwort erhielt: den Gehorsam, da reichte der Bischof dem Klausner ein Brod, mit dem Bedeuten, aus Gehorsam sofort dasselbe zu essen. Der Klausner that es; aber schon der erste Bissen erregte solches Erbrechen, daß das Weiteressen unmöglich wurde. Der Bischof hatte aber auch diesem Boten noch nicht geglaubt, und erst als er selber an Ort und Stelle sich begeben und den Augenschein eingenommen, ward er überzeugt. Als Nikolaus befragt wurde, wovon er denn das Leben sich erhalte, erwiderte er: wenn er bei der Messe zugegen sei oder selbst die heilige Communion zu sich nehme, so fühle er eine solche Kraft und Lebensfülle, daß ihm davon in Überfluß Sättigung werde. Ja zu den Vertrauteren äußerte er, daß auch schon die bloße Betrachtung diesen Einfluß übe. Ähnliches findet sich bei vielen Heiligen Gottes; während sie den härtesten Kampf gegen die sinnliche Natur kämpften und den Körper alle Strengheiten eines außerordentlichen Lebens fühlen ließen, war es Jesus, der ihnen in diesem Kampfe beistand, sie reichlich tröstete und ihnen ihr unblutiges Martyrerthum tragen half.

Was haben die Heiligen Gottes nicht Alles an den Krankenbetten in den Spitälern in ihrer Sorge für die Kranken übertragen! Was lesen wir da nicht von wahrhaft übermenschlichen Anstrengungen, von den heldenmüthigsten Überwindungen des Eckels, des Verdrusses, der Ungeduld! Man denke nur an eine heilige Katharina von Siena, an einen heiligen Xaver! Und was erfüllte sie mit solcher Freudigkeit bei solchen äußerst beschwerlichen und oft haarsträubenden Liebesdiensten gegen die Kranken, was stärkte sie in diesem ihrem unblutigen Martyrerthum? Nichts anders, als der Hinblick auf Jesus und den Himmel, den sie offen sahen. Wie wäre es sonst erklärbar, daß eine heilige Lidwina von Schiedam während einer dreiunddreißigjährigen, schrecklichen, fast keinen Theil ihres Leibes verschonenden Krankheit kein Zeichen des Unwillens von sich gab, sondern zum eigenen

Heile, wie zur Wohlfahrt Anderer, sich bereit erklärte, noch neue Leiden auf sich zu nehmen, eine Bitte, die ihr mehr als einmal gewährt wurde. Ein besonderes Bild der Schmerzen war auch Koleta von Gent, und sie war darin vor vielen Andern ausgezeichnet, daß sie von denselben dann am meisten heimgesucht wurde, wenn die Menschen sonst zu ruhen pflegen. Wie sie sich zu Bette legte, begannen ihre Leiden, und zwar ohne Ausnahme das ganze Jahr hindurch. Wohl wurde sie von unsichtbaren Geistern, wenn sie allein war, getröstet, aber sie pflegte doch wohl mitunter ihrem Beichtvater zu sagen: Die Martyrer, die mit dem Herrn in der Glorie sich befinden, haben einen guten Kampf gekämpft; denn sie durften nur eine kurze Zeit die Peinen über sich ergehen lassen. Bei ihr aber dauerte die Plage nicht etwa zehn, zwanzig, oder dreißig, sondern fünfzig volle Jahre. So war es auch bei der heiligen Rosa von Lima; sie blieb unter allen Martern des Körpers, womit ihre letzte fürchterliche Krankheit denselben heimsuchte, in lieblicher und süßer Gemüthsruhe, voll Vertrauen und so Gott ergeben, daß ihre Beichtväter darüber erstaunten. Sie seufzte wohl bisweilen auf, aber ohne Wehklage; sie forderte nur noch mehr der Leiden und konnte sogar einmal Scherz treiben mit ihrem Zustande, indem sie sagte, sie habe einmal einen armen Knaben aufgenommen, jetzt habe sie deren zwei; sie meinte damit ihren erstarrten Arm und Fuß.

So sehen wir denn, Geliebte, insbesondere an den Heiligen Gottes, die das blutige oder unblutige Martyrerthum im eigentlichsten Sinne des Wortes durchgemacht haben, wie auch in den bittersten und schmerzlichsten Kämpfen die innere Ruhe und Freudigkeit nicht aus ihrer Seele wich, wie Jesus es war, der sie in all' diesen Kämpfen ermuntert und gestärkt hatte.

Glaubet aber ja nicht, daß bloß diejenigen, die wir als besonders Bevorzugte und Begnadigte verehren, sich solcher

himmlischen Tröstungen in ihren Kämpfen zu erfreuen hatten; nein, auch uns hilft der Herr, Keinem wird diese Gnade entzogen, der darum bittet, auch für uns streitet Jesus, auch uns eröffnet er den Himmel, und wenn wir nur wollen, so können wir mit seiner Gnade die Feinde unseres Heiles jedesmal besiegen; es ist ja Glaubenssatz, daß Gott keinen Menschen über seine Kräfte versucht werden läßt, sondern daß er einen solchen Ausgang gibt, daß wir es ertragen können. Und dieser Kampf, Geliebte, ist ja für uns bei weitem nicht so beschwerlich, wie für die heiligen Martyrer und andere Heilige Gottes. Von uns verlangt man wenigstens jetzt nicht, daß wir bis auf's Blut Widerstand leisten sollen, uns werden keine Marterwerkzeuge vorgelegt, von uns werden auch nicht jene außerordentlichen Strengheiten gefordert, denen sich die Heiligen Gottes unterzogen haben; der Kampf um die Seligkeit hat also für uns auch weit weniger Schwierigkeiten, und wir können deßhalb um so leichter einen guten Kampf kämpfen. — So kämpfen wir denn gegen den Teufel und er wird vor uns fliehen, kämpfen wir gegen die Welt und ihre Verführung, ihre Reize und Lockungen, kämpfen wir gegen den Feind in unserm eigenen Innern, der jeden Augenblick zum Verräther an unserer Seele zu werden geneigt ist, gegen die böse Lust. Ohne diesen Kampf kein Sieg, ohne diesen Sieg keine Belohnung! Zu diesem entschiedenen Kampfe möchte ich euch insbesondere für die kommenden Wochen auffordern, weil gerade da die Welt ihre Netze ausspannt und leider nur zu viele leichtsinnige Schmetterlinge fängt. Das schreibe sich Jeder mit großen Buchstaben in sein Gedächtniß: Nicht der Genuß macht den Menschen glücklich, sondern die Entsagung. Das haben wir gestern bei der Krippe gesehen, das ist das Fundament der ganzen christlichen Moral. Entsagung aber ist nicht leicht, sondern kostet Kampf, und zwar einen lebenslänglichen; es handelt sich um die Palme des un-

blutigen Martyrerthums. Aber der Beistand hiezu wird uns nicht fehlen, das sehen wir heute am heiligen Stephanus. Der nämliche Jesus, der für ihn von seinem Throne sich erhob, der für ihn und die Heiligen Gottes stritt, derselbe wird auch mit uns und für uns streiten. Amen.

Predigt
auf das Neujahr.

„Wenn deßhalb Jemand ein neues Geschöpf in Christo geworden ist, so hat das Alte aufgehört, sieh, Alles ist neu geworden.“ II. Kor. 5, 17.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wenn der Wanderer, den sein Weg lange durch gefahrvolle Wälder und Schluchten und an jähen Abgründen glücklich vorüber geführt hat, endlich auf einem hohen, freien Punkte angelangt ist; so sucht er wohl in seiner Ermattung einen Ruhepunkt, um dort nochmal zurückzuschauen in die wilde Gegend, die er durchwandert, und die gepreßte Brust macht sich Luft in einem tiefgeholten Seufzer und dankt Gott für die glückliche Errettung aus Angst und Noth, aus Tod und Gefahr. Zugleich aber blickt sein Auge vorwärts, um sich die Landschaft zu überschauen, die seiner Reise nächstes Ziel ist, und nicht ohne neue Beklommenheit, nicht ohne Furcht und Grauen, aber auch nicht ohne Hoffnung und Sehnsucht schweift sein Blick umher und mißt die Wege, die noch zu durchpilgern sind.

Auf einem solchen Höhepunkte, Geliebte, stehen wir Erdenpilger heute am ersten Tage des Jahres, und wahrlich, der Mensch müßte sinnlos auf seinem Wege forttaumeln, der, auf diesem Höhepunkte angelangt, nicht still stehen und sich noch einmal umsehen sollte. Freilich, der Rückblick ist nicht besonders anmuthig. Es ist im Ganzen ein grauenhafter Weg gewesen, den wir durchwandern mußten, ein Weg, auf dem tausend und tausend Wanderer zu Grunde gingen, ein Weg, den die Sonne gar oft blutroth beschienen hat. Während unsere Nachbarn, ringsum beinahe, von den heulenden Wölfen der Revolution, des Umsturzes und Bürgerkrieges angefallen und mehr oder minder zerfleischt wurden, sind wir ihrem blutlechzenden Rachen glücklich entronnen, so schrecklich derselbe auch gegen uns schon aufgesperrt war. Die Räuber und Mörder des Friedens und der Ruhe, der Wohlfahrt und des Glückes, sie haben zwar ihr teuflisches Handwerk auch bei uns ausüben wollen; allein sie wurden noch rechtzeitig abgewehrt, und so sind wir an den schauerlichen Abgründen, an denen im abgelaufenen Jahre der Weg vorüberführte, vorübergekommen. Wahrhaftig, wir können von Glück sagen und haben dem Himmel dafür zu danken, daß wir dieselben hinter uns haben und unversehrt auf sie zurückblicken können. Ja, es war ein grauenvolles, ein unheilvolles Jahr, dieses abgelaufene, ein Jahr, reich an Elend und Fluch, aber arm an Heil und Segen, ein Jahr, das die Scheusale, welche die menschliche Natur in ihren Tiefen birgt, entfesselte und sie ihr Unwesen lange ungestört treiben ließ. Wohl uns, wir haben es in unserm Rücken. — Aber nun, Geliebte, werfen wir auch einen Blick vorwärts! Welche Zukunft entfaltet sich da vor unserm Blicke? Welche Aussichten eröffnen sich? Erscheint der Weg, den wir nun weiter zu durchwandern haben, lieblicher, anmuthiger, oder um recht mäßig unsere Hoffnung auszudrücken, weniger schrecklich, grauenhaft und gefahrvoll, als der zurückgelegte? Dem Sterblichen ist es freilich nicht gegönnt, mit seinem schwachen Auge die Nebelschleier

der Zukunft zu durchdringen; allein es gibt denn doch gewisse Himmelszeichen und Lufterscheinungen, die jenen Nebelschleier wie unheimlich leuchtende Blitze manchmal durchzucken, und uns einen Blick auf den Weg gestatten, den wir zu durchwandern haben. Auch ist die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart eine leuchtende Fackel auf der Wanderung durch die Pfade der Zukunft, und im Scheine dieser Lichter wollen wir heute im Geiste diese Pfade betreten. Es wird sich da zeigen:

was wir in Zukunft zu fürchten haben, I. Theil;
was wir in Zukunft zu hoffen haben, II. Theil.

I. Theil.

Der Weg, den wir vom heutigen Tage an weiter zu gehen haben, führt uns an den nämlichen Abgründen vorüber, an denen wir in den letzten zwei Jahren glücklich vorübergekommen sind. Es ist dieß der Abgrund der Revolution, der sich vor dreihundert Jahren geöffnet und seit dieser Zeit sich nie wieder völlig geschlossen hat. Wie, was sage ich, seit dreihundert Jahren? Ja, damals begann die Revolution auf dem Gebiete des Geistes, und das revolutionäre Prinzip, das schon den früheren Empörungen gegen die Kirche zu Grunde lag, aber nie zum lebendigen, durchgebildeten Bewußtsein kam, wurde damals und seit dieser Zeit in allen seinen Abstufungen durchgebildet. Es war das Prinzip der Volkssouveränität, der Freiheit des Einzelnen, das gegen die göttliche Autorität der Kirche, gegen ihr unfehlbares Lehramt, und gegen ihr Oberhaupt geltend gemacht wurde, und hiemit war auf dem Gebiete des Geistes der Gehorsam gegen die bisherige göttliche Autorität untergraben. Von nun an sollte es der Freiheit des Einzelnen überlassen bleiben, sich den todten Buchstaben der Schrift, auf dem man noch zu beharren vorgab, zu erklären, und so wurde das Individuum überall Kläger und Richter in eigener Sache; denn in streitigen Fällen war

es denn doch nur immer wieder die Vernunft eines jeden Einzelnen, der das Richteramt überlassen werden mußte, weil jede höhere Autorität eines Collegiums verworfen wurde. Dieses Prinzip der Oberherrlichkeit des Einzelnen, der Volkssouveränität auf dem Gebiete des Geistes und die damit verbundene Aufkündung des Gehorsams gegen die höhere Autorität der Kirche wurde nun in der französischen Revolution zum erstenmal mit allen seinen Forderungen auf das politische Leben angewendet und somit auch der Gehorsam gegen die weltliche Autorität vernichtet. Besonders ist es die Obrigkeit von Gottes Gnaden, über welche die Revolution wie früher gegen die Kirche all' ihren Hohn und Spott ausgoß, und dafür wurde die Lehre aufgestellt, daß jede Obrigkeit nur in Folge eines Contraktes mit den Völkern ihr Bestehen habe und also dem Volkswillen jeden Augenblick weichen müsse, sobald dieser sich in irgend einer Weise ausspreche. Wer aber weiß, was für ein Mißbrauch mit dem Worte „Volk" getrieben wird und wie gerade oft das liederlichste Gesindel sich als das Volk gebärdet, der kann sich auch vorstellen, auf welch' schlechten Füßen eine Obrigkeit stehe, die von solchem Volke abhängig wäre. Diese Grundsätze sind zwar nun auch in Deutschland seit jener Zeit von den Dächern gepredigt worden; allein erst in den letzten zwei Jahren suchte man sie zur Geltung zu bringen, und alle die Empörungen, die wir gesehen, sie hatten kein anderes Endziel, als auf deutschem Boden jenen Grundsätzen Eingang zu verschaffen. Im letzten Jahre nun wurde allerdings durch den eisernen Arm der Gewalt die Revolution zu Boden geworfen und in Ketten gelegt; allein ist damit auch der Geist der Revolution, der Empörung gegen jede Gewalt, die sich von Gottes Gnaden nennt, also auf christlicher Anschauung ruht, gebändigt? Wer das glauben wollte, würde sehr irren; vielmehr belehrt uns der Gang der Zeitereignisse, daß die Revolution größere Zurüstungen macht als je, daß sie ihr Spiel keineswegs verloren gibt, sondern um jeden Preis einen Umsturz nicht bloß der bestehenden

Regierungen, sondern überhaupt der ganzen gesellschaftlichen Ordnung herbeiführen will. Was wir seit zwei Jahren erlebt haben, das war erst der Anfang vom Ende, das war nur der erste Akt des großen Revolutionsschauspieles, welches in Deutschland aufgeführt werden soll. Wie Frankreich sein Jahr 1789 hatte mit seiner Notablen-Versammlung, so hat auch Deutschland dieses sein erstes Revolutionsjahr gehabt mit seinem Parlament, aber die andern Jahre werden folgen. Wenn wir ferner bedenken, daß die revolutionäre Bewegung unserer Tage keinen rein politischen, sondern mehr einen socialen Charakter hat, also die gefährlichste ist, die es geben kann und je gegeben hat; wenn wir ferner bedenken, welch' reißende Fortschritte der Socialismus in dem Mutterlande aller neuern Revolution, in Frankreich, unter dem Landvolke macht, wenn wir ferner erwägen, welches armselige Dasein daselbst die gegenwärtigen Zustände fristen, wie an jedem Tage dort eine neue Revolution ausbrechen kann; wer sodann sich klar macht, welchen Rückschlag eine Revolution in Frankreich auf Deutschland ausübt, und wie der Blitz, der dort zündet, einen Weltbrand anzufachen vermag: der ist sich auch im Klaren, daß wir mit dem heutigen Tage keineswegs einen schönern und freundlicheren Weg betreten, sondern daß uns dieser Weg an ebenso schauderhaften Abgründen, wie im vorigen Jahre, an dem Abgrunde einer socialen Revolution vorüberführt. Der Körper der Gesellschaft, dessen Convulsionen und Krämpfe im vorigen Jahre durch gewaltsame Mittel gedämpft worden sind, ist noch keineswegs im Stadium der Reconvalescenz angelangt; nein, in seinen Eingeweiden wüthet ein stilles Feuer und glühende Fieberhitze leuchtet aus dem stechenden, unheimlichen Blicke, gleichwie auch sein Puls nichts weniger als einen ruhigen Kreislauf des Blutes verräth. Der Patient phantasirt immerwährend noch von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von Gütertheilung und socialer demokratischer Republik, von Guillotine und Strick und vom neuen Paradies, wo nicht Freiheit des Glaubens, sondern die Nothwendigkeit

des Unglaubens herrschen soll. Es wird sich herausstellen, ob der Körper der europäischen Gesellschaft diesen fürchterlichen Typhus, der ihn befallen, überstehen oder ob er demselben unterliegen wird. An der Größe der Gefahr zweifelt gewiß kein Mensch.

Also wir gehen, das läßt sich nicht läugnen, einer sehr bedenklichen Zukunft entgegen, und die Furcht, ob dieser Abgrund der Revolution, an dem wir auf unserer Wanderung vorüber sollen, nicht ganz Deutschland verschlingen wird, ist nicht ungegründet. Die Revolution wird die Runde in der Welt machen, so hat einst ein talentvoller Revolutionsmann (Mirabeau) im Jahre 1789 gesprochen, und er hat wahr gesprochen; nur ist die Revolution, die uns jetzt bevorsteht, wesentlich eine sociale. Ein gelehrter Mann äußert sich hierüber im Jahre 1838 in folgender merkwürdiger Weise: „Ich will und kann nicht prophezeien; aber die Geschichte der Zukunft sehe ich klar vor mir. Die Geschichte der neuern Zeit ist die einer großartigen Revolution. Früher machte der Adel die Revolutionen, überhaupt die Privilegirten, und da schuf denn die französische Revolution die Aristokratie des dritten Standes, des Bürgerstandes, der die alte Welt umgestoßen und seine Privilegien gesichert hat mit Hilfe des armen Volkes. Die dritte Revolution aber wird die des Pöbels, der ganzen großen Masse der Nichtprivilegirten und Besitzlosen sein, und wenn diese eintritt, wird die Welt erzittern"*). Und ein anderer sehr berühmter deutscher Geschichtschreiber äußert sich im Jahr 1830 in folgenden inhaltschweren Worten: „Jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfuhr, auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft"**).

*) Eduard Gans, Professor in Berlin, am Schlusse seiner Vorlesungen über die Geschichte der neuern Zeit im Wintersemester 18$\frac{37}{38}$.

**) Niebuhr: Römische Geschichte in der Vorrede der zweiten Auflage 1830.

Hieraus ist ersichtlich, welchen Ereignissen wir beim Eintritt in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entgegengehen — einen Vorgeschmack haben wir bereits davon. Diese große Revolution auf dem Gebiete des staatlichen und socialen Lebens, die der Menschheit in Aussicht steht, wäre aber nicht möglich, wenn nicht auf dem Gebiete der Religion gleichfalls die Geister schon längst in Revolution begriffen wären. Ja gerade die Revolution auf dem Gebiete des Geistes ist die Hauptursache aller Unzufriedenheit und daher auch der socialen Umwälzung, von der wir bedroht werden. Ich habe schon öfter darauf hingewiesen, wie einzig und allein im Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, seine Drohungen und Verheißungen, die Menschheit zum Frieden und zur Ruhe gelangen könne. Wo Christus nicht ist, da herrscht Unfriede, innere Leerheit und Öde. Darum zur Zeit der Geburt Christi solch' ein Unfriede in der Welt, solch' ein Sehnen nach etwas Besserem, und darum kam der Friede trotz aller äußeren Gedrücktheit und Verfolgung, als die Menschen nach Jesu, ihrem Heilande, die Arme ausstreckten. Und seit der Zeit hat Jesus Allen den Frieden gebracht, die an ihn glauben und bei ihm Hilfe suchen; Alle, die je mühselig und beladen waren, aber zu ihm kamen, wurden von ihm erquickt, Alle, die Friede bei ihm suchten, fanden ihn. Aber sieh da, jetzt sucht man Christum nicht mehr, jetzt glaubt man nicht mehr an ihn, man sucht wieder Friede in dem, worin einst die Heidenwelt Glück und Friede suchte, in den Gütern dieser Erde, und darum kein Friede, darum keine Ruhe. Während die Heiden sich Christo zuwendeten und also in den Hafen der Ruhe einliefen, wenden wir uns immermehr von Christus ab, und darum immer größerer Unfriede; mit Einem Worte, wir fallen nachgerade in's Heidenthum zurück, und daher unser Elend. Der Unglaube, der einst nur in den höhern Regionen der Gesellschaft, in der sogenannten gebildeten Welt heimisch war, er ist von dort auch in die Volksmassen herabgestiegen und hat dieselben, in vielen Ländern wenigstens, ganz und gar

durchdrungen. Das Gift des Unglaubens wurde in tausend populären Schriften und Flugblättern dem Volke zurechtgerichtet, man riß ihm allen Glauben an Gott und ein Jenseits aus dem Herzen, und wies es dafür auf die Güter dieser Welt hin, die im Besitze der Reichen und Mächtigen wären. So lechzt denn nun dieses also um den Glauben an das Jenseits gebrachte Volk nach den Gütern der diesseitigen Welt, es will in ihnen seinen Trost, seine Ruhe suchen und finden. Man sagt zwar, der Glaube sei jetzt wieder mehr in die höhern Stände zurückgekehrt, es werde daher auch im Volke bald wieder besser werden; allein das ist eine traurige Täuschung. Ein Volk ist leichter verdorben, als besser gemacht, wie überhaupt das Böse leichter gelernt und schwerer vergessen wird, als das Gute. Zudem ist das Volk im Ganzen und Großen durch die letzten traurigen Erfahrungen nicht gebessert, sondern nur noch lüsterner geworden. Es scheint eben leider an vielen Punkten zu weit gekommen zu sein. Der Geist der Entchristlichung hat schon zu große Eroberungen gemacht, er hat sich schon zu sehr, namentlich an manchen Punkten des christlichen Europa, festgesetzt, als daß ihm seine Eroberungen so schnell abgenommen werden könnten. Mit diesem Geist der Entchristlichung geht natürlich die Entsittlichung Hand in Hand. Wir sehen dieß in erschreckender Weise im Großen wie im Kleinen, in der Gemeinde wie in der Familie. Die Grundlage des Familienglücks, die Heiligkeit der Ehe und der Gehorsam, sie ist auf eine furchtbare Weise erschüttert, und das nicht bloß in großen Städten, wo der Ehebruch ein „galantes Abenteuer" heißt, sondern auch draußen auf dem Lande. Dieses Krebsgeschwür frißt immer fürchterlicher am Körper der Gesellschaft, und führt ihn der völligen Auflösung entgegen. Und wohin ist es denn mit der Zucht und Ehrbarkeit, mit dem jungfräulichen Sinne unter dem heranwachsenden Geschlechte gekommen? Wie Viele gibt es denn noch, die das, was nach der Lehre des heiligen Paulus unter Christen nicht einmal genannt werden soll, für eine Sünde halten? Wie

Viele gibt es denn, die nur dann ein Verhältniß anknüpfen, wenn sie Aussicht auf baldige Verehelichung haben? Wie Viele bringen denn einen unentweihten Körper als Mitgift in den Ehestand? Ich will hievon nicht weiter reden; denn Jeder weiß ohnehin, wie es da unter uns aussieht. Leider nur zu traurig! Wollte ich dann erst noch reden von der gänzlichen Versunkenheit und unbändigen Rohheit, von der Raub- und Mordlust einerseits und von der unersättlichen Genußsucht, Eitelkeit, dem Luxus und der Verschwendung andererseits — ich würde an kein Ende kommen. Man kann nur sagen, daß es traurig, sehr traurig aussieht, bei uns wie anderwärts.

Dazu kommt noch ein ganz besonderes Übel unserer Zeit, das nie so allgemein verbreitet war, als jetzt, nämlich das Genie der Unwahrheit, wie es ein großer Mann nennt, oder die Lüge. Das Gift der Zerstörung, welches in unserm Zeitalter die Staaten und Völker wie die Einzelnen zu Grunde richtet, ist nicht bloß Erschlaffung, Selbstsucht und Stumpfsinn, es ist ein positives Übel, der Geist der Lüge ist es, der nicht bloß in den Schriften der falschen Aufklärung, sondern auch in dem öffentlichen Leben wie in den Verhandlungen und Sitten der Einzelnen Alles vergiftet. Die Lüge ist zur andern Natur geworden, sie ist die furchtbare geistige Handhabe an dem zweischneidigen Mordschwert aller Partheigewalt und das eigentliche Gepräge unserer Zeit. Die Lüge ist der Luftkreis, in dem sich dieselbe bewegt, die Lüge ist die Kraft, die ihr Getriebe in Bewegung setzt; neben dem Dampf ist sie die mächtigste Triebfeder, welche die Staaten lenkt, die Gesetzgebung durchdringt, die Gesellschaft ordnet, die Meinung beherrscht, die Zwecke fördert, der Gier der Menge fröhnt, das Dasein von Hunderten fristet, die Geltung der Individuen bestimmt, die Zeit von Tausenden ausfüllt, mit dem Bedarf von Meinungen sie versieht und in der Sprache das Wunder vom Thurmbau zu Babel täglich erneuert. Durch diese Lüge, durch diese gänzliche Abstumpfung des innern Wahrheitssinnes, durch diese Aushöhlung des ehedem so fest geltenden und

machtvoll wirkenden Wortes ist dieses plötzlich aller Lebenskraft beraubt und zu eitlem Dunste geworden. Eben darum ist unser Zeitalter auch ein Zeitalter der Phrasen, welche die Stelle des wahren Wortes als armseliges Surrogat vertreten müssen, und darum stehen auch die Stimmen dieser Zeit, die Fluth der öffentlichen Blätter nämlich, in ihrer Mehrzahl im Dienste der Lüge, daher aber auch eine Begriffsfälschung, Begriffsverwirrung und eine Sprachverwirrung, wie sie sonst nie noch da gewesen ist.

Das, Geliebte, ist eine kurze Schilderung unserer Zustände — so sieht es aus auf dem Wege, den wir mit dem heutigen Tage betreten. Er ist nur die Fortsetzung desselben, den wir gestern beendigt; die Zukunft, die vor uns liegt, gestaltet sich nicht schöner, als die Vergangenheit, die wir bereits hinter uns haben. Wahrhaftig, wer tritt nicht mit Bangigkeit und Zagen diesen Weg an, auf welchem uns unabsehbare Gefahren drohen? — Aber, wird man sagen, haben wir denn auf diesem Wege gar keinen Trost, keine Beruhigung zu hoffen? Ist denn der Friede dermaßen für uns verloren, daß wir ihn nicht wieder gewinnen können? Stehen denn vor unsern Augen nur lauter Befürchtungen, gar keine Hoffnungen? Die Antwort auf diese Fragen gibt der

II. Theil.

Wenn es sich von den Hoffnungen handelt, die wir für die Zukunft haben und von der Zukunft hegen können, so kann hier nicht etwa das heute beginnende Jahr, auch nicht das nächste oder ein anderes bestimmtes, sondern überhaupt nur die Zukunft als jener Punkt bezeichnet werden, auf dem uns ein Stern der Hoffnung entgegenglänzt. Es ist dieß die berühmte Frage: Wann wird es wieder einmal besser werden mit uns? Wann werden unsere Zustände wieder eine feste Gestalt gewinnen? Wann wird dieser trostlose, unsichere Zustand ein Ende nehmen, wann ein fester, dauerhafter Friede

wiederkehren? Und welches sind die Mittel, die uns solch' einen glücklichen Zustand wiederbringen können? Daß dieß nicht das Werk eines oder zweier Jahre sein kann, ist einleuchtend; aber über die Mittel, die helfen sollen, herrscht eine große Verschiedenheit der Meinungen unter den Staatsdoktoren, und es steht wirklich zu befürchten, daß der Patient unter ihren Händen zu todt kurirt werde. Und was sind das für Mittel, durch welche die todtkranke Nation kurirt werden soll und zwar in aller Schnelligkeit? Man hört von besseren Gesetzen und Einrichtungen, von weiser Sparsamkeit, von größeren Freiheiten, die dem Volke gestattet, von Fehlern, die gut gemacht, von Lasten, die abgenommen, von Erleichterungen, die gegeben werden müssen. Das Alles wird als Mittel bezeichnet, um uns eine bessere Zukunft zu schaffen und den ersehnten Frieden zu bringen. Wird das geläugnet? Keineswegs; allerdings muß auch äußerlich nachgeholfen und verbessert werden; denn Vieles in der Gesellschaft war wirklich von der Art, daß es im gehässigsten Lichte erschien und eine Beseitigung und Besserung daher dringend nothwendig ist. Es haben Fürsten die Majestät ihrer Throne bloßgestellt; es hatte sich wirklich an den Höfen eine Üppigkeit verbreitet, welche zu dem Hunger von Tausenden einen empörenden Gegensatz bildet; es sind wirklich einzelne Stände in der Gesellschaft, welche im Genusse von theilweise schwer drückenden Vorrechten stehen; es ist wirklich das Besitzthum in auffallender Ungleichheit vertheilt, und neben verhältnißmäßig Wenigen, die ein glänzendes Vermögen haben, darben Tausende besitzlos und ohne Hoffnung eines erwerbbaren Besitzes; es fällt wirklich der Gewinn aus dem Schweiße des Arbeiters oft dem Reichen zu, während der Arbeiter selbst nur dürftig sein Dasein fristet; es drücken wirklich Staats- und Gemeindeumlagen den gemeinen Mann zu Boden, und es war wirklich gar oft der Luxus des Staates, der diese Abgaben forderte oder verschlang; es gibt wirklich Gesetze, die bedrückend, bevormundend, oder wenigstens in einzelnen Bestimmungen von Willkühr und Härte nicht frei sind. Daß also in allen derlei

Dingen Verbesserungen eintreten sollen und müssen, wenn es besser, wenn Ruhe und Friede werden soll, das wird gewiß von Niemandem geläugnet; allein — und das übersehe man nicht — die Übelstände, der Druck, die Armuth und Noth, die Einzelne erleiden, die Fehler und Gebrechen, die jede, auch die beste Staatsverfassung an sich trägt, weil eben jede ein Menschenwerk ist, werden nie ganz beseitigt werden können. Das Mißverhältniß zwischen Reich und Arm, Vornehm und Nieder wird daher immer bleiben und folglich auch die im Gefolge dieser Mißverhältnisse sich befindende Unzufriedenheit. Diese Unzufriedenheit nun zu beseitigen und so die Quelle aller Revolution abzugraben, gibt es kein anderes Mittel, als einzig und allein die Rückkehr zur katholischen Kirche, als der einzigen Trägerin derjenigen Lehre, die allein Friede dem Menschen zu geben im Stande ist. Darüber täusche sich ja kein Mensch; nur das Evangelium, nur die Kirche kann uns retten, oder wir gehen einer furchtbaren Erschütterung, oder gar dem Untergange entgegen.

Die allgemeine Krankheit der Zeit, von der ich in meinem ersten Theile gesprochen, bilden rein religiöse Irrthümer, diese waren die Unterlage jener Erschütterungen, von denen die Gesellschaft theils schon betroffen wurde, theils weiter bedroht ist. Ja, ein religiöser Irrthum ist der Wahn von der Volkssouveränität, der Wahn, daß die Obrigkeit vom Volke sei und ihre Autorität vom Volke habe. Hiedurch wird die Obrigkeit das goldene Kalb, um welches das Volk heute herumtanzt, morgen aber zerschlägt es seinen Götzen und zerstreut den Staub in alle Winde; nun gehorcht man der Obrigkeit nicht um des Gewissens willen als Gott, sondern weil und so lange man will als einer selbst geschaffenen Macht. Aber auch die Obrigkeit hat keine Begeisterung für ihre Mission als eine Mission von Oben, und kann sie auch nicht haben, da sie nicht weiß, wie lange sie von Volkes Gnaden am Ruder bleiben darf. Das Christenthum dagegen lehrt, daß die Obrigkeit von

Gott sei und als Gottes Dienerin regiere. Und so ist es auch. Ob die Regentschaft erblich sei, ob das Volk die Regierung aufstelle, ob die Obrigkeit republikanisch oder monarchisch ist — gleichviel, alles Regiment ist *eine* göttliche Ordnung, eine Stellvertretung Gottes auf Erden und mit göttlichem Ansehen bekleidet. Die Würde der Obrigkeit ist, wenn sie auch durch die Hand des Volkes verliehen ist, von Gott, und ihr Walten an Gottes Statt. Erst wenn das wieder unter den Menschen anerkannt wird, dann wird auch der Übermuth, in welchem man das Revolutioniren als natürliche Berechtigung behandelt, und von Fürsten und Thronen nur mit Haß und Bitterkeit spricht, verschwinden. Das Volk wird seine Obrigkeit dann nicht bloß als Staatsdienerin betrachten und ihr mit der Vornehmheit, mit welcher Herren ihre Dienstboten behandeln, gegenübertreten; es wird im Gegentheile jene Ehrerbietung vor der Obrigkeit wieder in sich aufnehmen, ohne welche es keinen aufrichtigen und ungeheuchelten Gehorsam gibt. — Ein anderer großer religiöser Irrthum der Zeit liegt in dem schrecklichen Wahne, daß es kein Jenseits gebe. Es wird förmlich als ein Verbrechen dargestellt, wenn man den leidenden Theil der Menschheit auf ein ewiges Leben und auf eine allgemeine Ausgleichung dessen, was das irdische Leben schuldig geblieben, hinweist; das heißt, sagt man, den Gedrängten um die Ansprüche betrügen, die er an dieses Leben zu machen hat, und ihn mit einem Wahne hinhalten. Natürlich muß nun, wenn es ein künftiges, allausgleichendes Leben nicht gibt, die ganze ungeheure Menge der Belasteten sich erheben und für ihre geschmälerten Rechte in den Kampf treten. Ihre Entrüstung, ihr Neid, ihr Groll, ihre Rache müssen glühend sein! Aber die armen Getäuschten! werden sie glücklich werden, wenn es ihnen gelingt, die Habe der Reichen an sich zu reißen? Höchstens für einen Augenblick! Wird durch gleiche Gütertheilung das menschliche Elend gemildert werden? O man täusche sich nicht! Was dem Menschengeschlechte helfen, was dasselbe in seiner tausendfachen

Noth erleichtern kann, das seid nicht ihr Reformatoren der socialen Verhältnisse, ihr sogenannten Volksfreunde und Volksbeglücker, das ist überhaupt kein Sterblicher und kein irdisch Mittel, das ist allein die Zuversicht des ewigen Lebens und des über der Welt herrschenden gerechten Richters. Dieß und der Glaube an den Sohn Gottes, der für uns arm und elend wurde, dieser Glaube allein vermag, wie ich schon öfters erwähnt, das menschliche Elend zu lindern. Wahrlich, es ist viel Elend in der Welt und Unrecht; aber doch stünde es mit der Ruhe und dem Frieden in ihr ganz anders, wenn nicht der Glaube an den armen, leidenden Sohn Gottes geraubt worden wäre.

Und so ist es auch mit der Entsittlichung, die oben geschildert worden ist. Nur die Rückkehr zur Kirche und ihren Grundsätzen kann die Heiligkeit der Ehe wieder herstellen, nur auf dem Grund ihrer Lehre kann der reine jungfräuliche Sinn wieder sich entfalten, weil nur auf ihrem Standpunkte auch der Werth des reinen Lebens gehörig gewürdigt wird, nur die Achtung ihrer Gebote kann wieder kindlichen Gehorsam, Achtung des Eigenthums und Lebens, Beseitigung des Hasses, der Rachgier und des Neides bewirken; insbesondere aber auch den Lügengeist, diesen Geist der Hölle, in seine finstere Behausung verbannen. — Also die christliche Wahrheit muß wieder in's Volk eingeführt werden, die Weltanschauung muß wieder eine christlich-religiöse werden; das allein hilft in der Wurzel; aber durch tausenderlei neue Gesetze, Organisationen und Institutionen ist nichts geholfen. Das Gute an ihnen ist gut und festzuhalten; aber das öffentliche Mißbehagen, der Geist der Umwälzung wird durch sie nicht beschwichtigt. Umgekehrt wird durch sie die Unzufriedenheit, die Neuerungssucht, und das Unsichere unserer Zustände nur vermehrt.

So ist also in der Hauptsache einzig und allein das Christenthum, die reuevolle Rückkehr zum Evangelium der Armen, der rettende Engel, der uns auf unserer Wanderschaft von den Abgründen, die von allen Seiten uns umgähnen,

erretten kann. Ja, die Kirche, sie ist der einzige Hoffnungsstern Deutschlands, und so wenig ein einiges, großes, mächtiges Deutschland zu Stande kommen kann ohne Rückkehr zur katholischen Kirche, ohne religiöse Einigung, eben so wenig wird der Menschheit Friede werden ohne sie. Entweder rettet uns die Kirche, oder wir gehen einer neuen Barbarei und somit dem Untergange entgegen.

O möchte man das erkennen in Deutschland, in Europa, möchte man es erkennen heute, wo wir in der Mitte des Jahrhunderts stehen, heute, am Neujahrstage von 1850! Wenn es je ein Tag im Jahre ist, der Fürsten und Völkern und Lenkern der Staaten es an's Herz legt, was der Menschheit zum Heile ist, so ist es der heutige Tag. Nur im Namen Jesu ist Heil; nur wer den Heiland der Welt in sein Inneres aufgenommen hat, für den bricht nach den Worten meines Vorspruchs auch eine neue Zeit an, die Sonne eines neuen Jahres steigt für ihn herauf am Horizonte seines Lebens. Nur wenn Christus der Vater der künftigen Zeit (Isaias 9, 6.) ist, dann wird sie eine neue, eine bessere Zeit. Das ist der Zusammenhang zwischen Weihnachten und Neujahr. Das Weltliche muß, soll es gedeihen, auf dem Göttlichen ruhen, das bürgerliche Leben auf dem christlichen, das gemeine bürgerliche Jahr auf dem heiligen kirchlichen Jahre; nur im Einklange mit der Kirche wird der Staat gedeihen und feststehen. Darum kann der europäischen Menschheit heute kein besseres, kein kostbareres Neujahrgeschenk gemacht werden, als der Name — Jesus. In ihm liegt alles Heil.

Wird man das erkennen? Wird man es glauben? Wird man nach diesem Engel die Hand ausstrecken? Die Antwort der Zeit lautet leider: Nein. Die Völker sind durch das Unglück der letzten zwei Jahre nicht gewitzigt worden. Der Zug gegen das Christenthum, die unchristliche und antichristliche Richtung ist zur Stunde noch immer die vorherrschende, sie ist seit fast hundert Jahren in Europa nur zu sehr gehegt und

gepflegt worden, sie hat zu feste Wurzel geschlagen, um sich so leichten Kaufes ausreuten zu lassen.

Unser deutsches Vaterland, einst so groß und blühend durch das Christenthum und noch bedeckt mit den reichen Denkmälern des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe, wird eine Verfassung bekommen, die keine christliche mehr ist; seine sechsundvierzig Millionen Einwohner, die sich Christen nennen, sollen hinfüro nicht mehr nach christlichen Prinzipien und Gesetzen regiert werden, die christliche Ehe, die Grundlage wahrer Sittlichkeit, wird ihre Berechtigung vor dem weltlichen Gesetze verlieren oder hat sie schon theilweise verloren, und wer sich zur Lehre des Gekreuzigten bekennt, hat in seinem Vaterlande kein anderes Recht mehr, als in der Türkei; wer nur Steuern bezahlt, sei er dann Christ oder Nichtchrist, hat gleiche Rechte im Staate. — Und so geht es fort und fort und immer weiter, und statt daß Christus der „Vater der zukünftigen Zeit" wird, scheint das unchristliche Prinzip sich dieselbe zu erobern. Soll das zum Heile führen? Nein, das führt zum Verderben, weil es immer weiter von Jesus wegführt. Allein diejenigen, die dieß sehen und erkennen sollen, erkennen es nicht. Es scheint also, daß zuvor noch ein recht furchtbarer Sturm kommen müsse, um Europa zu fegen; es muß wahrscheinlich ein solches Elend, ein solch' großes moralisches Unglück kommen, daß die Welt heulend in den Schooß der verlassenen Kirche zurückläuft und wie der verlorne Sohn reuevoll um Verzeihung und Aufnahme bittet. Dieser Ansicht sind von jeher geistreiche Männer gewesen und sie scheint jetzt ihre Erfüllung zu bekommen. So sagt einer von ihnen (Steffens): „Nur nach einem furchtbaren Gerichte dürfte die verschmähte Hierarchie das in Reue und Zerknirschung vergehende Europa zu dem ursprünglichen Schooße der Kirche zurückführen." Und im Jahre 1809 schrieb der genialste Mann seiner Zeit (Jean Paul in seinen Dämmerungen in Deutschland): „Wie in Reformation und Revolution alle Irrungen nur klein und liederlich anfangen, jedoch einmal einge-

wurzelt, schwerlich mehr auszurotten sind, so wird auch in den Himmel der Religion Europa durch ein noch heftigeres Fegfeuer, als das jetzige, aufgetrieben und sublimirt werden."

Wie es also den traurigen Anschein hat, wird zuvor ein furchtbares Gericht über Europa kommen müssen, ehe es sein Elend einsieht und zur Kirche zurückkehrt. Von welcher Art wird dieses furchtbare Gericht sein? Wann wird es beginnen? Worin wird es bestehen? Was und wer wird diesem Gerichte als Opfer fallen? Welche Veränderungen in unsern Zuständen wird es hervorbringen? Geliebte, wir können diese und hundert anderlei Fragen wohl stellen, sie aber nicht beantworten. Aber das wissen wir, daß wir heute an der Schwelle jenes Zeitraumes stehen, in welchem dieses Gericht über Europa ergehen wird. Ja, Geliebte, heute stehen wir auf der Halbscheide des neunzehnten Jahrhunderts, an der Pforte der entscheidendsten Ereignisse, vor dem Schlachtfelde der Barbarei mit der christlichen Civilisation, des Christenthums mit dem Antichristenthum. Der Kampf wird jedenfalls ein fürchterlicher, ein Kampf auf Leben und Tod. Wir können ihn erleben, ob wir ihn überleben, wissen wir nicht; denn das Eisen wird zu jener Zeit viele Arbeit bekommen. Heute nun, Geliebte, auf dem Höhepunkt des Weges, in der Mitte dieses verhängnißvollen Jahrhunderts angelangt, heute sehen wir im Geiste hin auf das, was da kommen könnte, auf die Wege, die wir zu durchwandern haben. Was ist nun da zu thun? Hier heißt es: Rette sich, wer kann! und retten kann nur die Kirche, wie das Ganze, so auch jeden Einzelnen. Darum halte Jeder zur Zeit der Trübsal fest an dieser seiner Mutter in Glauben und Liebe, als wahrer Katholik, und dann mag kommen, was da wolle, wir sind dann in der Hand des Herrn. „Die Liebe ist stark wie der Tod," sagt das hohe Lied 8, 67., „viele Wasser vermögen nicht die Liebe zu löschen und die Ströme reißen sie nicht hinweg." Und der Apostel Paulus schreibt: „Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal? oder

Angst? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? oder Verfolgung? oder Schwert? Nichts soll uns von der Liebe Christi scheiden."

Aber es wird ein heftiges Feuer werden, das uns läutern soll, in welchem die Stoppeln verbrennen und nur das edle Metall noch bleiben wird. Darum gilt uns das mahnende Wort des Herrn (Offenb. 2.): „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Ja, Geliebte, es wird gut sein, wenn wir uns heute an diesem verhängnißvollen Tage, der uns in die Hälfte dieses merkwürdigen Jahrhunderts hinüberführt, mit allem Ernste die ganze ungeheure Wichtigkeit dessen, was kommt und vielleicht in Bälde kommen wird, lebhaft vor Augen stellen. Wenn die Feinde des Christenthums auch nur auf kurze Zeit zur Herrschaft gelangen sollten, so werden sie zerstören, was zerstört werden kann. Man lasse sich ja nicht täuschen durch ihre süßelnden Reden von Toleranz und Bruderliebe! Sie haben Honig im Munde und Galle im Herzen, und es würde sich nur zu bald zeigen, wie sie die Toleranz verstehen. Ja, Geliebte, es können die Zeiten der ersten Christenheit wieder kommen, wo die Christen sich in Klüfte und Höhlen verkriechen müssen, wo auf Abhaltung einer Messe und Beherbergung eines Priesters die Todesstrafe gesetzt wird, wo meilenweit kein Priester zu treffen sein wird. Da wird es dann heißen: „Brüder, seid wachsam, stehet fest im Glauben, handelt männlich und seid stark" (I. Kor. 16, 13.).

Ja, wir wollen ihm fest in's Gesicht schauen, diesem bluttriefenden Ungeheuer, wie es uns aus dem schwarzen Reiche der Zukunft entgegengrinset, das Lästerung in großen Worten redet und diejenigen verfolgt, die mit dem Zeichen des Heiles bezeichnet sind. Uns schütze der Helm des Heils, der Schild des Glaubens und die Rüstung der Gerechtigkeit, bis der Herr Jesus kommen und es mit dem Hauche seines Mundes vertilgen wird. Amen.

Predigt
auf das Fest der Erscheinung des Herrn.

„Und sie gingen in das Haus, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an.“ Matth. 2, 11.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die Kirche feiert mit großer Pracht und Festlichkeit das Erscheinen des Herrn. Dieses Erscheinen, Epiphanie, ist aber ein zweifaches. Zuerst kommt er zu uns durch seine zeitliche Geburt als menschgewordener Gott. Auf diesen Moment beziehen sich alle bisherigen Feste im Weihnachtsfestkreise. Immer wieder wendet sich der Geist zurück zum Feste der Menschwerdung Gottes, zum Weihnachtsfeste; deßhalb hieß es noch gestern, am Vorabende des heutigen Hochfestes in den Eingangsworten zur heiligen Messe: „Als tiefes Schweigen über Alles verbreitet war, und die Nacht in der Mitte ihres Laufes sich befand, da kam dein allmächtiges Wort vom Himmel herab, vom königlichen Throne stieg es hernieder“ (Weish. 18, 14. 15.).

Heute aber ist die zweite Erscheinung des Herrn; heute nämlich wird die erste Erscheinung des Herrn offenbar, Jesus Christus wird heute als der Sohn Gottes und Heiland der Welt erkannt. Die Weisen des Morgenlandes, die Magier, sind die Repräsentanten der ganzen Heidenwelt, welchen an diesem Tage Christus offenbar geworden, erschienen ist. Darum heißt denn auch das heutige Fest, an welchem wir das Andenken an jene hochwichtige Begebenheit feiern, das Fest der Erscheinung des Herrn, und die Kirche hat das heutige Fest zu einem Hochfest gemacht, weil wir, weil die ganze Welt heute in den drei Weisen zum Christenthum berufen worden sind.

Es ist interessant, Geliebte, diese drei Heiden heute zur Kirche gehen zu sehen und ihre Haltung in derselben betrachten zu können. Ich sage zur Kirche; denn wo Jesus weilt, da ist das Haus Gottes, da ist die Kirche, und deßhalb fielen auch die Weisen vor ihm auf die Kniee und beteten ihn an. Die heilige Schrift ist außerordentlich kurz und einfach in ihrer Erzählung von dem Benehmen, das jene drei heidnischen Weisen in dem Stalle und vor dem Kinde beobachteten; sie sagt ganz kurz: „Sie gingen in das Haus, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an. Sie thaten auch ihre Schätze auf und brachten ihm Geschenke: Gold, Weihrauch und Myrrhen."

Das ist die ganze Beschreibung; allein in jedem dieser wenigen Worte, Geliebte, liegt ein tiefer und äußerst reichhaltiger Sinn, so zwar, daß in diesem einzigen Verse die äußere und innere Gottesverehrung, der äußere und innere Gottesdienst, mit welchem der Christ seinem Herrn und Gott zu dienen hat, vollständig enthalten ist. Ich will heute nur die eine Seite, die Außenseite des Gottesdienstes nämlich, hervorheben und das Beispiel der drei Heiden uns Christen zur Nachahmung vorlegen; der fromme und eifrige Christ wird sich dadurch noch mehr in seinem Eifer entflammt, der laue hingegen beschämt fühlen; so manche vornehme christ-

liche Thoren aber dürften vor den heidnischen Weisen erröthen. — So betrachten wir denn heute die drei Weisen nach der Anleitung meines Vorspruches:

wie sie zur Kirche gehen, I. Theil;
wie sie sich in der Kirche betragen, II. Theil.

Ich beginne 2c.

I. Theil.

„Sie gingen in das Haus," sagt die Schrift; allein wohnten sie vielleicht in der Nachbarschaft, vielleicht in Bethlehem in der Nähe des Hauses selber, daß sie so leicht dahin kommen konnten? Nein, wir wissen, Geliebte, welchen Weg diese Männer zurückzulegen hatten, um nach Bethlehem zu gelangen. Sie kamen vom fernen Morgenlande nach einer Reise, die mehrere Monate in Anspruch nahm und mit grossen Beschwerden und Gefahren verbunden war, ganz und gar abgesehen von den Kosten, die erforderlich waren, den Aufwand dieser Reise zu bestreiten. Wenn man bedenkt, daß in jener Zeit größere Reisen nur in großer Gesellschaft, in Karawanen, vorgenommen werden konnten, so kann man sich einen Begriff machen von den Beschwerden und Opfern, die im nothwendigen Gefolge einer so großen Reise sind. Sie konnten also erst zu jenem Hause in Bethlehem gelangen nach einer langen, gefährlichen, beschwerlichen und kostspieligen Reise. Sie wußten das von vornherein; allein das war nicht im Stande, sie abzuhalten, nach dem Hause zu pilgern, wo der Heiland der Welt geboren ward.

Indeß hatten sie doch keine Ahnung von der Größe der Gefahr, die ihnen im Lande des neugebornen Judenkönigs selber drohte. Als sie nach Jerusalem kamen, fragten sie ganz unbefangen: Wo ist der neugeborne König der Juden? Sie waren in dem guten Glauben, daß sich Alles in Jerusalem freuen würde, wie sie, daß man ihnen die bereitwilligste Aus-

kunft geben, ja sie zum Hause des neuen Königs freudigst geleiten würde. Wie mußte ihnen zu Muthe sein, als sie sahen, wie Herodes und ganz Jerusalem über diese ihre Frage in Schrecken geriethen! Ja, sie ahneten Nichts von den schwarzen Plänen, mit denen Herodes sich trug, nichts von seinem Mordanschlage gegen ihr Leben, nichts von seiner erheuchelten Freundschaft! Wahrlich, sie hätten ihr Vaterland nimmer gesehen, wenn sie nicht wunderbarer Weise gerettet worden wären.

Und nun frage ich, Geliebte, haben auch wir eine solche lange, mühselige, gefahrvolle Reise zu bestehen, um in das Haus des Herrn, in die Kirche, zur Anbetung unsers Heilandes gelangen zu können? Sind wir vielleicht in der Lage, wie die Christen in Amerika, daß sie zwanzig bis dreißig Meilen weit reisen müssen, um eine Kirche zu sehen, und so vielleicht in ihrem ganzen Leben kaum einigemal zur Kirche kommen? Nein, Geliebte, darüber haben wir uns wahrlich nicht zu beklagen. In dieser Hauptstadt, die von jeher den Ruhm hat, treu dem katholischen Glauben angehangen zu haben, sind viele ehrwürdige und prachtvolle Tempel, die zum Gottesdienste einladen, und deren innere und äußere Gestalt ganz gewiß geeignet ist, das Herz des Christen zur Andacht zu stimmen. Und man muß gestehen, im Allgemeinen hat das katholische Volk der Hauptstadt Freude am Besuche seiner Kirchen und Gottesdienste, es ist ein guter Kern noch in dieser Einwohnerschaft der Hauptstadt, und alle Verdächtigungen und Beschimpfungen, alle Ärgernisse und Besudlungen, die es seit Jahresfrist über die katholische Kirche und ihre Diener hat ergehen sehen und hören durch Feinde von außen und Verräther im Innern, konnten es in seiner Liebe und Anhänglichkeit an seine Kirche und ihren Gottesdienst nicht irre machen. Das ist noch ein gutes Zeichen und wenn auch dieser Kirchenbesuch bei so Manchen nur Außenwerk sein sollte, es ist immerhin noch etwas, es ist ein Rest kirchlichen Lebens, der sich noch gerettet hat, es ist immerhin noch ein

Anknüpfungspunkt, der auch das innere Leben mit dem äußern wieder in Verbindung bringen und so das volle und wahre Christenthum wieder herstellen hilft.

Wohl uns deßhalb, Geliebte, daß es im Ganzen in unserer Hauptstadt noch so gut steht, daß bei uns noch nie vorgekommen ist, was in Berlin schon öfter vorkam, daß an Sonntagen, sage an Sonntagen, von einer Pfarre mit vierzigtausend Seelen im Pfarrgottesdienste kaum 6 Personen sich einfanden, so daß der Prediger sich in die Sakristei zurückzog und dort seinen Vortrag an die anwesenden paar Personen hielt.

Indeß, Geliebte, wenn auch dergleichen bei uns Gott Lob nicht vorkommt: so ist doch gewiß, daß es in dieser Hauptstadt nicht Wenige gibt, die an Sonn- und Festtagen in keine Kirche gehen, ja daß es katholische Christen gibt, die das ganze Jahr kaum an den höchsten Festtagen in der Kirche sich einfinden. Woher kommt denn das? Ist vielleicht der Gang zur Kirche zu weit und beschwerlich? Geht etwa der Weg zur Kirche durch Wüsteneien, in welchen reißende Bestien hausen? Sind etwa kostspielige Opfer mit solch' einem Kirchgange verbunden? Stehen Gesundheit und Leben auf dem Spiele, wenn das Haus des Herrn besucht wird? Nein, nichts von dem Allem steht der Pflicht des Kirchenbesuches im Wege. Wo fehlt es nun denn, daß dennoch so Viele keine Kirche besuchen? Es fehlt, um es ganz kurz zu sagen, an der Kraft und Innigkeit des Glaubens, oder am Glauben selber. Es zieht sie eben nichts hin zu diesem Hause und darum gehen sie auch nicht hinein. Die drei Weisen führte der Stern zum Hause, in welchem der Gegenstand ihres Glaubens war, es zog sie wie mit unwiderstehlicher Gewalt hin nach diesem Hause, so weit es entlegen war. Für den katholischen Christen nun ist der Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der geheimnißvoll in unsern Kirchen gegenwärtig ist, der Stern, der ihn zu jenem Hause hinzieht und hinführt. „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz," sagt der Heiland; der Christ demnach, der an diese

Gegenwart des Herrn in unsern Kirchen wahrhaft und innig glaubt, fühlt sich auch zum Gegenstand seiner Liebe hingezogen und deßhalb geht er gern in die Kirche. Er weiß, wen er dort findet. Wer es daher über sich gewinnen kann, Wochen und Monate lang keinen Gottesdienst zu besuchen, der mag sich ausreden, wie er will, immer ist der Unglaube die letzte und Hauptursache, warum er von der Kirche wegbleibt. O man kennt sie ja diese allerliebsten Ausreden, durch welche die Trägheit im Guten entschuldigt werden soll. Es gibt Leute, die bei gewissen Vergnügungen und Unterhaltungen das ärgste Ungemach der Witterung übertragen und jedesmal Zeit finden, denselben beizuwohnen und wenn sie Stunden lang im größten Gedränge in der unbequemsten Stellung ausharren mußten; allein wenn es auf den Kirchenbesuch ankommt, dann hat Niemand eine schwächlichere Constitution als sie; tausend Rheumatismen und katarrhalische Affektionen drohen, sobald sie nur die Schwelle der Kirchthüre überschreiten, das große Gedränge läßt eine Ohnmacht befürchten, es wird der Arzt gerufen und dieser muß den Kirchenbesuch auf Jahresfrist verbieten, weil es im Sommer zu warm, im Winter zu kalt und im Frühjahre und Herbst zu feucht ist. Allen diesen befürchteten Rheumatismen und Unpäßlichkeiten liegt kein anderer Krankheitsstoff zu Grunde, als der Mangel an Glauben oder an Innigkeit und Kraft des Glaubens. Man fühlt sich nicht besonders hingezogen zur Kirche und daher kann man das, was man in ihr hört und sieht, auch leicht vermissen.

Wiederum gibt es Andere, welche vorgeben, dermaßen durch Arbeiten überhäuft zu sein, daß sie selber an Sonn- und Festtagen nicht zur Kirche kommen können. Indeß ist auch dieß gewöhnlich nur eine leere Ausrede, und gleicht der Entschuldigung Jener, die zum Abendmahle geladen waren, aber nicht dabei erschienen; der Eine hatte ein Landgut gekauft, der Andere ein Joch Ochsen, der Dritte hatte geheirathet. Allein der Herr nahm diese Entschuldigungsgründe nicht an.

Es gibt zwar außerordentliche Fälle, die von der Pflicht, am Tage des Herrn dem gemeinsamen Gottesdienst beizuwohnen, dispensiren; denn die Kirche ist keine Tyrannin, sondern eine gute Mutter, die den Grundsatz festhält, daß der Sabbath da sei um des Menschen willen, aber nicht der Mensch um des Sabbaths willen; allein diejenigen, die vorgeben, mit Geschäften erdrückt zu sein, sind es in der Regel gerade am wenigsten. Nur in den Vormittagsstunden der Sonn- und Festtage sind ihre Geschäfte so dringend; allein Nachmittags sieht man sie Vergnügungen nachgehen, so wie sie auch an Werktagen gar häufig Zeit finden, dem Druck der Geschäfte auf mehrere Stunden sich zu entziehen. Es ist augenscheinlich, daß nur Faulheit, Eckel an der Kirche und Unglaube die eigentliche Ursache sind, warum sie den Kirchenbesuch unterlassen. Wer den Gottesdienst nicht will, der findet gar leicht einen Herrendienst, mit dem er sich entschuldigen kann.

Gott im Himmel! Was hätten da die drei Weisen nicht für Entschuldigungsgründe vorbringen können, wie leicht hätten sie sich überreden können, ihre Reise nach dem Hause zu Bethlehem müsse jedenfalls wichtiger Arbeiten wegen unterbleiben! Monate lang herumzureisen, um endlich ein neugebornes Kind zu finden und diesem seine Huldigung darzubringen, und während dieser langen Zeit Haus und Familie und Familienangelegenheiten im Stiche zu lassen, ohne zu wissen, ob sie heimkommen würden, das wären denn doch, scheint mir, etwas triftigere Gründe gewesen, die Reise nach Bethlehem aufzugeben, als unsere heutigen nachläßigen Christen vorzubringen im Stande sind. Zudem wußten die drei Weisen ein sicheres Ziel ihrer Reise gar nicht, sie wußten nicht, wo das Haus war, das den neugebornen Judenkönig beherbergte, sie hatten überdieß keine Ahnung von dem Zustande und den Verhältnissen, unter denen sie den Ersehnten finden sollten, und wenn je etwas im Stande gewesen wäre, sie irre zu machen, und ihren Glauben zu erschüttern, so mußte es der Augenblick sein, als sie in den Stall eintraten und den, der doch seinen Stern

ihnen zum Wegweiser geschickt hatte, in solchem Zustande, in solcher Armseligkeit und Verlassenheit fanden. Sie fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, sagt die Schrift; das also war die ganze Umgebung des neugebornen Königssohnes, das der orientalische Luxus, den sie hier entfaltet fanden. Was konnte abstoßender sein für ein sinnliches, morgenländisches Auge, das von königlicher Pracht ganz andere Vorstellungen hatte, als sie in Bethlehem sich darbot? „Wahrhaftig, als die Weisen nach Bethlehem kamen," sagt ein Schriftausleger (Calmet), „und Jesum ohne alles königliche Ansehen in größter Armuth fanden, so würden sie sich nie vor ihm niedergeworfen und ihm Opfer gebracht haben, wenn sie in ihm nicht etwas über einen Menschen Erhabenes erkannt hätten." Die drei Weisen mußten also auf's Geradewohl hin ihre Reise antreten, sie ahnten nicht, daß sie den neugebornen König in solchem Zustande antreffen würden, sie hatten sich wahrscheinlich ganz andere Vorstellungen von ihm gemacht. „Wie konnten so weise Männer auf eine solche Thorheit kommen," fragt der heilige Bernhard, „ein Kind anzubeten, ein dem Scheine nach so verächtliches Kind, sowohl wegen der Schwachheit seines Alters, als wegen der Armuth seiner Eltern? In der That, hatte man nicht alle Ursache, zu fürchten, diese Fremdlinge möchten sich an einem solchen Schauspiele ärgern und glauben, da sie solche, dem Anscheine nach der göttlichen Majestät unwürdige Dinge sehen, man hätte ihrer gespottet? Dieser Stall erregt ihnen aber keinen Abscheu, sie finden sich durch die Windeln, in welche derjenige, den sie suchten, gewickelt war, nicht beleidigt, noch ärgern sie sich, da sie weiter Nichts als ein Kind an der Mutterbrust finden. Sie werfen sich vor ihm nieder und verehren es als einen König und beten es an als einen Gott. Der Grund eines solchen Wunders aber lag darin, daß der, welcher sie nach Bethlehem geführt hatte, sie selbst von diesem Geheimnisse unterrichtete. Sie wurden erleuchtet nicht nur von außen, durch das sicht-

bare Licht des Sternes, sondern auch im Innersten des Herzens durch das Licht des Geistes."

Die drei Weisen mußte also vor Allem der Anblick des Hauses, der armselige Stall irre machen. Und doch sie traten hinein. Was hält denn nun unsere nachläßigen Christen ab, daß sie nicht in das Haus des Herrn eingehen? Ist es etwa ein Stall, den sie betreten sollen? Nein, es sind prachtvolle Kirchen, majestätische Dome, die man dem Kinde in Bethlehem gebaut hat, seine Krippe bilden Altäre von Gold und Silber, Alles zeugt von Majestät und königlicher Pracht, wie sie eines Gottes würdig ist und doch treten sie nicht in das Haus — doch ja, sie gehen hinein; aber, um einen Augen- und Ohrenschmauß zu bekommen in den Leistungen der Maler- und Tonkunst, jedoch nicht, um das Kind in der Krippe zu suchen und anzubeten, für das doch alle diese Herrlichkeit geschaffen ist. Es fehlt also einzig und allein am Glauben, sie glauben nicht, daß das nämliche Kind, das einst im Stalle zu Bethlehem in Windeln lag, in unsern Kirchen in den Windeln der Brodesgestalt gegenwärtig ist, und weil sie dieß nicht glauben, gehen sie auch nicht in die Kirche. Daher kann man auch die Rede hören: Wozu Kirchen? Man kann Gott überall anbeten, zu Hause wie im Freien!

O ihr einfältigen Männer des Morgenlandes, die ihr heute nach einer langen beschwerlichen Reise im Stalle zu Bethlehem angekommen seid, um dort das Kindlein in den Windeln anzubeten, wie mochtet ihr denn so thöricht sein, dieses Kindes wegen die weite Reise zu unternehmen? Ihr hättet euren Gott auch zu Hause anbeten können! O warum habt ihr nicht das Glück gehabt, in diesem aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert zu leben! Ihr wäret längst zu der Einsicht gekommen, daß es mit jenem Kinde im Stalle nicht viel auf sich habe, und daß es demnach auch gar nicht der Mühe werth sei, sein Haus zu besuchen.

Und ihr, ihr guten abergläubischen Voreltern! wie seid ihr denn doch auf den Einfall gekommen, eine solche Unzahl

von majestätischen Domen dem Kinde in Bethlehem zu erbauen? Eure aufgeklärten Enkel wissen euch wahrlich wenig Dank darum; denn wozu das Alles? Habt denn ihr noch gar nicht gewußt, daß man keine Kirche braucht, daß man Gott überall anbeten kann?

O, Geliebte, wahrhaftig, diejenigen, welche keine Kirche besuchen, so viele und schöne Gelegenheit sie namentlich in dieser tempelreichen Hauptstadt haben, bedenken gar nicht, welch' ungeheure Verantwortung sie hiedurch sich zuziehen. Es wird einst ein Tag kommen, wo die Christen in Amerika und anderwärts, die vielleicht ihr ganzes Leben lang keine Kirche zu Gesicht bekommen, gegen dieses Geschlecht aufstehen und sagen werden: O hätten wir nur eine einzige von diesen euren schönen Kirchen, hätten wir nur die unbedeutendste davon gehabt, o wir wären Tag und Nacht nimmer aus derselben gekommen und hätten gewiß alle Sonntage den Herrn in diesem seinem Hause besucht! Es werden einst aufstehen gegen dieses faule Geschlecht tausend und tausend Landgemeinden, die beim schlechtesten Wetter, in Wind, Regen und Schnee oft zwei Stunden weit zur Kirche gehen, um nur am Sonntage den Herrn in seinem Hause besuchen zu können, während in der Stadt Menschen, die oft kaum mehr als zwei Schritte zur Kirche haben und täglich an vielen Kirchen vorübergehen müssen, doch in keine eingehen.

O ich fürchte, es kommt eine Zeit, wo man gerne in das Haus des Herrn ginge, allein man wird nicht können. Hört ihr sie nicht, die fürchterlichen Prophezeiungen der Christusfeinde, daß bald der Zeitpunkt kommen soll, wo Thor den Riesenhammer schwingen und die deutschen Dome zerschmettern soll, wo die Pferde auf dem Hochaltare des Kölner Domes Haber fressen und die Kirchen in Stallungen verwandelt werden? Meint ihr, wenn dieß Alles sich erfüllen würde, es wäre dieß kein Strafgericht, weil man das Haus des Herrn so gering achtet und es verschmäht, in dasselbe zu gehen? Ja,

hüten wir uns, daß nicht auch uns das schreckliche Wort gelte: „Sieh, euer Haus wird euch wüste gelassen werden."

So gehen wir denn gerne in das Haus des Herrn! Die drei Weisen seien hierin unser Vorbild und Muster! Treten wir nun aber im Geiste mit ihnen in den Stall zu Bethlehem, und nehmen wir uns dabei auch zu Herzen, wie sie sich im Hause des Herrn betragen; hievon aber im

II. Theil.

Wenn hier von der Haltung die Rede ist, welche die drei morgenländischen Gäste bei ihrem Besuche im Stalle zu Bethlehem kund gaben, so kann hierunter natürlich nur etwas Äußerliches gemeint sein. Die Bewegung, die in ihrem Innern beim Anblicke des Himmelskindes vorging, wird sich auch nach Außen hin mitgetheilt haben, wir werden an ihrer ganzen Stellung wahrnehmen, was sie damit sagen wollten. Die heilige Schrift drückt diese ihre ganze äußere Haltung mit dem einzigen Worte aus: „Sie fielen nieder." Das also war der äußere Ausdruck ihrer innern Bewegung, dem Gefühle ihrer Andacht entsprach das Niederwerfen auf's Angesicht. Das ist nun allerdings eine orientalische Sitte; allein sie ist das äußere Zeichen der inneren Verehrung, und jedenfalls liegt darin die Wahrheit, daß sich die innere Verehrung und Anbetung auch äußerlich kund geben müsse, und zwar natürlich in einer entsprechenden Stellung. Welches ist nun diese entsprechende Stellung? — Wie kann und soll der Christ im Hause Gottes und beim Gebete überhaupt sich gebärden? Jedermann weiß, daß es in unsern Tagen zum vornehmen Tone gehört, eine äußerst nachläßige und gar oft sehr ärgerliche Stellung in der Kirche anzunehmen. Und das soll die Stellung eines Betenden sein! Man will hiedurch jeden Schein von Bigotterie vermeiden und fällt dabei gerade in die entgegengesetzte Untugend, in die der Gemeinheit und Unnatürlichkeit. Oder, frage ich, wird Je-

mand, der bei dem Könige seine Aufwartung macht, eine solche Haltung, ja ich darf sagen, eine solche Ungezogenheit sich erlauben, wie man sich selbe häufig in der Kirche erlaubt? Es scheint also, daß nur dem König der Könige gegenüber die größte Unanständigkeit erlaubt ist. Und wer sind Jene, die sich derlei erlauben? Sind es Leute aus der niedersten Klasse des Volkes? Solche, die man gewöhnlich den rohen Pöbel zu nennen beliebt? Nein, es sind gar häufig Solche, die mit der größten Pedanterie an allen Formen des Anstandes hängen, und in andern Kreisen und bei andern Gelegenheiten die Verletzung der guten Sitte und des Anstandes für den unverzeihlichsten Fehler halten würden; ja, Leute, die sich nicht genug krümmen und winden können, wenn es gilt, einem Großen dieser Erde zu huldigen, diese sind es, die im Hause des Herrn, ihrem Gott gegenüber die gleichgültigste und nachläßigste Stellung von der Welt einnehmen, so daß man in Versuchung gerathen könnte, zu glauben, sie seien die Götter und der liebe Gott habe vom Altare herunterzusteigen, um ihnen seine Aufwartung zu machen. In der That, einem solchen Betragen liegt gar nichts anders zu Grunde, als Stolz und zwar ganz gemeiner Stolz.

Aber wie, verlangt denn unser Gott, daß man sich vor ihm winden und krümmen, daß man ihm Complimente machen soll, wie den Göttern dieser Erde? Verlangt er, daß man die Augen verdreht, und um ihn herumspringt, wie um ein goldenes Kalb, wie die Götzendiener um ihren Baal? Nein, das verlangt er nicht; aber Anstand verlangt er und eine Stellung, welche die Stellung eines Andächtigen ist, nichts Gekünsteltes, nichts Manierirtes, sondern einfache Natürlichkeit. Ist aber die Stellung, die Haltung, die so Manche in der Kirche annehmen zu müssen glauben, die natürliche Stellung eines Betenden, eines Andächtigen? Nein, es ist die größte Unnatur, die man sich denken kann. Wenn das Herz himmelhoch gehoben ist, dann heben sich auch die Augen himmelwärts, es müßte denn sein, daß man sie vor

Scham und Reue im Gefühle der Unwürdigkeit nicht aufzuschlagen getraute, wie jener Zöllner im Tempel; es werden sich auch die Hände emporgezogen fühlen, der ganze Körper wird sich dahin wenden, wo, wie uns der Glaube lehrt, Gott geheimnißvoll gegenwärtig ist, mit Einem Worte: das Gefühl, die Glut der Andacht der Seele wird sich auch äußerlich abspiegeln in der ganzen Haltung des Körpers. Oder glaubt ihr das nicht, ihr, die ihr gerade in der Kirche das Äußere so gering anschlaget? Gut, so verweise ich euch auf die großen Meister, deren größte Kunst eben darin besteht, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen und sie naturgetreu wiederzugeben; betrachtet ihre gelungensten Bilder und Statuen, welche betende Personen darstellen, und zeigt mir ein einziges solches Meisterstück, in welchem ein Betender eine solche Stellung einnimmt, wie man sie so häufig in unsern Kirchen sieht. Habt ihr aber an todten, an seelenlosen Bildern nicht genug, so verweise ich euch auf lebendige Bilder, gehet in's — Schauspielhaus und lernet von Jenen, die es sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, die Charaktere der Menschen naturgetreu darzustellen, lernet von diesen, welche Stellung, welche Haltung der Mensch, der mit seinem Gott redet, anzunehmen hat. Man sollte wahrhaftig meinen, das eigene Gefühl wäre da der beste Lehrmeister; allein Christen, die es zu solcher Unnatur gebracht haben, muß man, so wenig ehrenvoll es für sie auch ist, auch in d i e s e Schule schicken, damit sie dort beschämt werden und lernen, wie sich der Andächtige in der Kirche zu betragen hat.

Wäre die Unnatur bei so Vielen nicht so weit gediehen, so könnte man auch nicht die sonderbare Rede hören: Ich habe meine Andacht im H e r z e n, auf das Ä u ß e r e kommt es nicht an. Als ob die Affekte des Herzens sich, ohne der Natur Gewalt anzuthun, in demselben verschließen ließen, als ob sie sich nicht dem ganzen Wesen des Menschen mittheilten! Zorn und Sanftmuth, Freude und Leid, Gemein-

heit und Adel der Seele, Stolz und Demuth, Haß und Liebe, Strenge und Milde, Grausamkeit und Wohlwollen, Muth und Versöhnung, Verzweiflung und Hoffnung, Ungeduld und Ergebung, und wie die Affekte und Leidenschaften alle heißen mögen, die im Innern des Menschen leben, sie alle treten an's Licht, sie offenbaren sich an der ganzen Haltung und Bewegung des Körpers; aber nur allein die Gluth der Andacht sie sollte im Innern verschlossen sein, sie allein sollte den Körper nicht ergreifen! In der That, das muß eine eiskalte Andacht, d. h. gar keine Andacht sein, die sich nicht auch äußerlich zeigt, oder es müßte wahrhaftig ein sehr sonderbares Feuer sein, das einen Ofen nicht warm zu machen vermöchte. Nein, wo Andacht im Innern ist, wo das Herz sich himmelwärts gehoben fühlt, da zieht es auch Augen und Hände empor, da zieht es auch den Betenden namentlich in gewissen Augenblicken auf die Kniee nieder. Was diese äusseren Gebräuche beim Gebete anbelangt, so sind sie überhaupt sehr alt. Das Knieen beim Gebet schreibt sich schon aus dem alten Bunde her. Die ersten Christen knieten, wie uns Tertullian versichert, fast durchweg beim Gebete. Eine nicht minder löbliche und alte Sitte ist es, daß die Betenden an die Brust klopfen und die Hände falten. So schreibt Pabst Nikolaus in seinem berühmten Schreiben an die Bulgaren: „Wir klopfen an die Brust, um dadurch, wie der reuige Zöllner, unser Mißfallen und unsere Betrübniß darüber an den Tag zu legen, daß wir Gott beleidigt haben." Und in Betreff des Zusammenlegens der Hände bemerkt er: „Das Zusammenlegen der Hände beim Gebet ist kein Gebot, wohl aber eine heilige und löbliche Gewohnheit, zumal da dieß nur aus Demuth geschieht, und das Gebet des Demüthigen durchdringet ja die Wolken. Man bindet die Hände eines Delinquenten zusammen; darum soll man wissen, daß derjenige, welcher sein Gebet zu Gott verrichtet, sich wegen seiner Sünden als schuldig bekennt und deßhalb seine Hände zusammenfügt, d. h. gleichsam bindet,

auf daß er nicht etwa dereinst auf göttlichen Befehl gebunden und in's Feuer geworfen werde."

So lernen wir Christen denn heute von den drei Heiden, wie wir Gott auch äußerlich verehren sollen. Lernen wir von ihnen Liebe zum Hause des Herrn, lernen wir von ihnen eine würdige und anständige Haltung beim Gebete. Es sind das allerdings nur Äußerlichkeiten, und ich bin gewiß der Letzte, der auf dieselben alles Gewicht legt; denn es ist gewiß und durch die Erfahrung tausendmal bestätigt, daß man alle Tage in die Kirche gehen, darin die andächtigste Stellung einnehmen, ganze Stunden in der Kirche verweilen, und doch dabei ein recht schlechter Christ sein kann; aber ebenso gewiß ist es auch, daß Christen, die sich über alle äußere Gottesverehrung hinwegsetzen, um kein Haar besser sind. Jene, welche alles Christenthum in die Äußerlichkeit setzen, dabei aber ein unchristliches Leben führen, sind Heuchler; diese dagegen, die in keine Kirche gehen und nicht beten, aber dennoch gute Christen zu sein glauben, sind Lügner; sie lügen sich und die Welt an; denn das wahre, innere Christenthum muß sich auch äußerlich zeigen; es fühlt den innigsten Drang dazu. Es ist deßhalb sehr zu beklagen, wenn gebildete Männer, und Solche, die über Andere gesetzt sind, die äußere Gottesverehrung vernachläßigen und ihre religiöse Kälte dadurch beschönigen, daß sie vorgeben, der beste Gottesdienst sei, daß man treu und redlich sei in seinem Berufe und Amte. Abgesehen davon, daß dieß allerdings auch Gottesdienst, aber nur die eine Seite davon ist, kann nicht geläugnet werden, daß eine solche Vernachläßigung des äußern Gottesdienstes nach und nach zur gänzlichen Verweltlichung des eigenen Herzens führe, dem Volke aber dadurch das größte Ärgerniß gegeben wird. Wozu haben wir denn unsere Kirchen, als dazu, daß man sich gemeinschaftlich versammelt, sich gegenseitig durch ein gutes Beispiel erbaut, und so zu einem frommen Leben sich stärkt? Es reicht also die Privatandacht, die Hausandacht nicht hin, es

muß auch der Gemeinde Rechnung getragen werden. Wer ein Mitglied eines Vereines ist, wird sich auch an den gemeinsamen Zusammenkünften der Vereinsmitglieder betheiligen; wer aber selten oder gar nicht kommt, zeigt eben, daß ihm am ganzen Vereinswesen nicht sonderlich viel gelegen ist; er schließt sich selber aus. So ist es auch mit der katholischen Kirche und ihren sonn- und festtäglichen Gottesdiensten. Die Kirche ist ein großartiger Verein und wir sind Mitglieder desselben; wer also Katholik ist, sich aber bei den gottesdienstlichen Versammlungen seiner Kirche nicht einfindet, der zeigt, daß er ein sehr zweifelhaftes Vereinsmitglied ist, er schließt sich selber aus. O möchten das Alle wohl erwägen, besonders Jene, die vermöge ihrer Stellung einen so ungeheuren Einfluß auf's Volk üben, auf die Aller Augen gerichtet sind. Was muß es für einen nachtheiligen Eindruck auf das Volk machen, wenn in den höhern Kreisen der Gesellschaft noch immer der Grundsatz gilt: Die Kirche und der Gottesdienst sind nur für's dumme Volk, um es in Zucht und Ordnung zu erhalten, wir Gebildete aber sind darüber hinaus! Was muß es für einen Eindruck machen, wenn die Herrschaft zwar ihre Dienstboten in die Kirche schickt, sie selber aber setzt sich über Kirche und Gottesdienst hinweg! Solche Familienväter gleichen den Juden im heutigen Evangelium, die wohl den drei Weisen den Weg nach Bethlehem wiesen und ihnen sagten, daß der Heiland dort zu finden sei, sie selber aber gingen nicht hin. Solche Menschen, sagt der heilige Augustin, gleichen den hölzernen und steinernen Wegweisern, die zwar Andern die Richtung angeben, die sie einzuschlagen haben, selber aber unbeweglich stehen bleiben. O möchte man das erkennen! Es ist so vieles Ärgerniß gut zu machen, das dem Volke auch in dieser Beziehung gegeben worden ist; möchte man daher in allen Ständen wieder anfangen, den äußern Gottesdienst liebzugewinnen, möchte man sich wieder an Sonn- und Festtagen regelmäßig in der Kirche einfinden, und wenn

man sich einfindet, nicht durch unanständiges Betragen ärgern, sondern durch wahre, ungeheuchelte Andacht das Volk erbauen! Dann wird die äußere Andacht auf das Herz zurückwirken und umgekehrt; wie ein elektrisches Feuer wird sich dasselbe der ganzen versammelten Gemeinde mittheilen, und unser Herr und Heiland wird dann auch in unsern Kirchen jene innere und äußere Anbetung haben, die er heute durch die heidnischen Weisen im Stalle zu Bethlehem gefunden hat. Amen.

Predigt

auf das Fest Mariä Lichtmeß.

„Da die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetze Mosis erfüllt waren.“ Luk. 2, 22.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Nach dem Gesetze des alten Bundes war eine Mutter, die einen Knaben geboren hatte, vierzig Tage unrein, d. h. sie durfte nicht im Tempel erscheinen, sondern mußte sich zu Hause aufhalten und sich vor der Berührung alles dessen hüten, was dem Herrn geheiligt war. Sie ward von allem Volke abgesondert, ein Jeder, der sie berührte, war unrein bis zum Abend, die Stühle und Bänke, worauf sie saß, das Lager, worauf sie schlief, war unrein; wer nur das Geringste von ihrem Geräthe berührte, mußte seine Kleider waschen und sich baden, und durfte bis zum Abende nicht unter den Leuten erscheinen. Nach Ablauf dieser vierzig Tage aber schrieb das Gesetz der Wöchnerin Folgendes vor: „Wenn die Tage ihrer Reinigung vollendet sind, soll sie ein jähriges Lamm zum Brandopfer und eine junge Taube oder Turtel-

taube für die Sünde vor die Thüre des Zeltes bringen und dem Priester geben. Der soll es opfern vor dem Herrn und für sie bitten, und also soll sie gereinigt werden; das ist das Gesetz einer Gebärenden. Wenn aber ihre Hand es nicht aufbringen und sie kein Lamm opfern kann, so soll sie zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben nehmen, eine zum Brandopfer und eine für die Sünde, und der Priester soll für sie beten und also soll sie gereinigt werden" (III. Mos. 12.). Also lautet das Gesetz, und diesem Gesetze unterzog sich am heutigen Tage auch Maria. Als die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetze Mosis erfüllt waren, berichtet der heilige Lukas, brachten sie das Kind nach Jerusalem in den Tempel, um es dem Herrn darzustellen.

Soll man da wohl seinen Augen trauen? Als die Tage ihrer Reinigung vorüber waren, sagt die Schrift. Mußte denn Maria gereinigt werden? Was hatte sie denn Unreines an sich, das der Reinigung bedurfte? War sie denn nicht die reinste, die unbefleckte und unversehrte Jungfrau? Hatte sie denn nicht auf übernatürliche Weise ihr göttliches Kind empfangen und geboren? Und war sie deßhalb nicht frei von den Übelständen, mit denen gewöhnliche Mütter heimgesucht sind? Gewiß ist dieß Alles so; allein deßungeachtet unterwirft sich die reinste Jungfrau diesem für sie so schimpflichen Gesetze und erscheint im Tempel in verborgener Unschuld, um wie eine gewöhnliche Mutter sich rein erklären zu lassen. Stimmt eine solche Handlungsweise mit unsern Grundsätzen überein? Nicht im mindesten. Maria ist die Reinheit und Unschuld selber, will aber als Sünderin erscheinen und vor der Welt als solche gelten; bei uns aber ist es gerade umgekehrt. Wir sind Sünder, wollen aber vor uns selbst und der Welt als fromm und unschuldig gelten. Während also an Maria die Demuth glänzt, ist es die Hoffart, die wir zur Schau tragen, und es ist klar, daß, so angenehm Maria durch ihre Demuth in den Augen Gottes war, wir durch un-

fern Stolz eben so mißfällig in seinen Augen werden müssen. Um den Contrast recht hervorzuheben, will ich heute

Maria's Demuth unserm Stolze

gegenüberstellen, damit unsere ganze Häßlichkeit im Lichte ihrer Schönheit so recht zu Tage treten, uns mit Scham und Reue erfüllen und zur Buße und Besserung entflammen möge.

Ich beginne ꝛc.

I. Theil.

Die Kirche wendet manche Stellen der heiligen Schrift, insbesonders der Psalmen und des Hohenliedes, auf Maria an und preist sie damit als die schönste und heiligste der Frauen. Du bist ganz schön, meine Freundin, und es ist keine Mackel an dir, so redet sie die heilige Jungfrau an mit den bekannten Worten des hohen Liedes. Und wenn die heiligen Väter und Kirchenlehrer an die Beschreibung dieser Schönheit und Heiligkeit kommen, so haben sie über Nichts mehr nachzudenken, als wie sie dieselbe würdig schildern können. Die Meisten legen bei der Betrachtung derselben gleich von vornherein die Feder nieder und erklären sich außer Stande, die Schönste, Reinste und Heiligste der Frauen würdig preisen zu können. Wenn sie sich aber auch herbeilassen, über Mariens Reinheit und Unbeflecktheit zu reden, so geschieht es in ganz kurzen Erklärungen, durch welche sie einfach zu verstehen geben, daß mit Ausnahme Gottes und seines menschgewordenen Sohnes an Niemanden eine größere Reinheit und Heiligkeit sich vorfinde, daß Maria an diesen Tugenden alle himmlischen Geister weit übertreffe. Die heiligen Väter erklären, daß sie sich von Begeisterung hingerissen fühlten bei Betrachtung dieser Vorzüge Mariens, daß ihnen aber die Sprache mangle und die Worte fehlen, um sie geziemend schildern zu können. So redet ein Ephrem, Epiphanius, Hieronymus, Chrysostomus, Thomas von Aquin,

Anselm, Bernhardin, Bonaventura. Diese Gefühle der heiligen Väter scheint der heilige Bernhard am kürzesten und treffendsten in dem berühmten Ausspruch zusammengefaßt zu haben: „So groß ist die Vollkommenheit der Jungfrau, daß dieselbe recht zu erkennen der allweiseste Gott allein sich vorbehalten hat."

Und diese Reinste und Heiligste nun, in welcher Lage finden wir sie heute! Sie, so rein an Leib und Seele, kommt heute in den Tempel, um das Gesetz der Reinigung zu erfüllen. Gleich einer Sünderin bringt ihr Opfer für die Sünde jene Jungfrau, die nie die geringste Mackel an sich hatte. Maria erschien also in den Augen der Welt heute als ein gewöhnliches Weib, das nach den Gesetzen der Natur in der Begierlichkeit des Fleisches empfangen und der Frucht, die sie zur Welt brachte, durch die unglückliche Abstammung vom ersten Menschenpaare, dieselbe Sünde mittheilte, in welcher sie selbst geboren worden war. Wie demüthigend mußte das für Maria sein, da sie nicht zu diesen Müttern gehörte, und sich als etwas mußte ansehen lassen, was sie nicht war, für unrein, für die Mutter eines bloßen Menschen. Und doch unterzieht sie sich diesem Gesetze, das auf sie keine Anwendung hatte, so erniedrigend es auch für sie war. Ja, sie unterzieht sich freiwillig, ohne Widerrede und Vorbehalt, und um das Maaß der Selbsterniedrigung voll zu machen, will sie nicht einmal den Vornehmern ihres Geschlechtes gleich geachtet werden, sie schließt sich den Unansehnlichen, den Armen an. Wie, war es denn Maria nicht ihrer jungfräulichen Würde, war sie es nicht der Ehre ihres göttlichen Sohnes schuldig, diesem für sie so schmählichen Gesetze auf alle Weise sich zu entziehen? Mußte ihr denn nicht daran gelegen sein, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und der Welt den Beweis zu liefern, daß dieses Gesetz für sie nicht gegeben sei? Nein, das Alles wollte sie nicht, sie wollte die Welt nach Belieben urtheilen lassen, sie wollte es dulden, daß man sie für keine Jungfrau, sondern für ein unreines Weib hielt.

Und warum wollte sie dieß dulden? Deßwegen, Geliebte, weil die jungfräuliche Mutter kurz vorher mit Erstaunen gesehen hatte, wie ihr göttlicher Sohn die Gestalt eines Sünders auf sich genommen und das Gesetz der Beschneidung an sich erfüllen ließ. Sie, die Magd, wollte nicht besser scheinen, als der Herr, und trug daher kein Bedenken, als verunreinigte Sünderin im Tempel zu erscheinen. Der heilige Bernhard redet sie deßhalb also an: „O seligste Jungfrau, du hast wahrhaftig keine Ursache zur Reinigung und hast sie nicht vonnöthen; aber hatte denn dein Sohn der Beschneidung vonnöthen? Darum sei du unter den Weibern als eine ihresgleichen, gleichwie dein Sohn unter der Zahl der Sünder ist." In dieser ihrer Demuth überläßt sie es ganz und gar der Vorsehung, einst ihre Unschuld, ihre jungfräuliche Würde der Welt bekannt zu machen, in ihrer frommen Ergebung stellt sie es den Rathschlüssen des Ewigen anheim, den geeigneten Zeitpunkt zu bestimmen, an dem dieses große Geheimniß ihrer jungfräulichen Mutterschaft, das heute mehr als je dem menschlichen Auge entrückt wird, der Welt kund werden soll; ihr ist für den Augenblick nur um die Erfüllung des Gesetzes zu thun, sie will in Demuth und Erniedrigung das Loos ihres göttlichen Sohnes theilen; sie will in den Augen der Welt als Sünderin erscheinen.

Welch' eine heldenmüthige Überwindung forderte nicht dieser große Akt der Demuth! Man bedenke, was es sagen will, sich rein, sich unschuldig wissen, und dennoch als unrein, als Sünderin sich behandeln lassen zu müssen! Maria hatte das Bewußtsein, von Gott vor Allen ihres Geschlechtes ausgezeichnet worden zu sein, ihr hatte der Engel einst diese erhabene Botschaft gebracht und selbe hatte sich auch an ihr erfüllt; heute aber soll sie vor aller Welt zeigen, daß sie eine gewöhnliche Tochter Eva's sei und keinerlei Vorzüge vor den Übrigen ihres Geschlechtes voraus habe, ihrer jungfräulichen Würde sollte heute das Todesurtheil gesprochen werden, und siehe da, die demüthige Magd des Herrn duldet es, sie unter-

zieht sich dem Gesetze, als wenn das Alles so wäre, als wenn es ihr gegolten hätte.

Geliebte! Wer staunt nicht ob solch' einer Demuth! Ja, heute ging an Maria jene Stelle im hohen Liede in Erfüllung, wo die Braut von sich sagt: „Ich bin schwarz, aber schön." Ja, schwarz, unrein, verunstaltet in den Augen der Welt erscheint heute Maria, indem sie sich dem Gesetze der Reinigung unterzieht und so in der öffentlichen Meinung als ein gewöhnliches Weib beurtheilt wird; allein Maria ist dennoch schön und es ist keine Mackel an ihr, obwohl sie heute als befleckt in den Augen der Menschen erscheint. Sie duldet es, daß man sie für unrein halte, obwohl sie sich rein weiß, sie überläßt es Gott, ihre Unschuld einst an's Licht zu ziehen. Geliebte! ob wohl dieses herrliche Beispiel der Demuth je unter den Christen Nachahmung gefunden hat? Ob es je Christen gab, die üble Nachreden, Verletzung ihrer Ehre und ihres guten Rufes demüthig hinnahmen und ertrugen? Ob es je Christen gab, die so viel Stärke und Heldenmuth besaßen, sich hiebei zu trösten und es Gott zu überlassen, ob er ihre Unschuld einst an's Tageslicht ziehen wolle, oder nicht?

Ja, Geliebte, zur Ehre der Christenheit muß es gesagt werden, es hat zu allen Zeiten Christen gegeben, welche derartige Demuth übten und stillschwiegen, wenn man ihre Ehre mit Füßen trat; sie kümmerten sich nicht, wenn sie schwarz dastanden in den Augen der Welt, wenn sie nur bei Gott die Ehre hatten, ja, sie freuten sich, wenn sie als die größten Sünder und unwürdigsten Menschen behandelt wurden — allein eine solche Demuth ist sonst unsere Sache nicht; im gewöhnlichen Leben findet sich etwas ganz Anderes vor; hievon aber im

II. Theil.

Wenn wir unsern Seelenzustand mit dem der heiligen Jungfrau vergleichen, so finden wir, daß wir mehr oder minder

als Sünder dastehen, während Maria rein und makellos erscheint. Wir sind nicht nur in Sünden geboren, sondern ganz und gar in der Sünde groß geworden und durch sie verunstaltet worden. Verunreinigt ist der Verstand und das Gedächtniß durch so viele unlautere Vorstellungen und Begierden, verunreinigt sind Herz und Gemüth durch ungeregelte Liebe zu den Geschöpfen, verunreinigt sind die Augen, die so oft im Solde der Sünde stehen, verunreinigt die Ohren, die so oft verleumderischen und ungeziemenden Reden lauschen, verunreinigt sind Zunge und Mund durch den Mißbrauch der Rede, verunreinigt sind die Hände, die nach ungerechtem Gute oder zu andern sündhaften Handlungen sich ausstreckten, verunreinigt sind die Füße, die so oft den Weg zur Hölle führen, ja verunreinigt ist der ganze Leib, weil er im Dienste der Sünde steht, so daß wir in voller Wahrheit mit David ausrufen können: „Ich stecke im tiefen Schlamme.“ Das ist unsere Reinigkeit, Geliebte, und in diesem Zustande gehen wir oft ganze Monate und Jahre herum, ohne nur das mindeste Bedürfniß nach Reinigung zu verspüren. Ja, manche Christen scheinen eine wahre Lust und Freude daran zu haben, in dieser ihrer Unreinigkeit zu verharren. Es ist dieß eine Thorheit, die man nicht genug beklagen kann. Alles willst du rein haben, sagt der heilige Bonaventura, nur die Unreinigkeit deiner Seele, die doch besser ist, als der Himmel, kümmert dich nicht. Das Kleid, welches du anziehst, muß rein sein, das Bett, in welchem du schläffst, muß rein sein, der Teller, von dem du issest, muß rein sein; sind dir die Hände schmutzig geworden, so wartest du nicht bis zum Abend damit, sie müssen gleich abgewaschen werden; macht man dich aufmerksam, du habest dein Gesicht beschmutzt, so eilest du gleich zum Spiegel, um den Flecken abzuwischen, und siehe, dein Gewissen wirft dir vor, daß deine Seele unrein und häßlich sei; aber du kehrest dich nicht daran, obwohl sie schon seit Monaten und Jahren so unrein und mißgestaltet ist. Maria eilt in den Tempel, da die Tage ihrer Reinigung nach dem Ge-

setze Mosis erfüllt waren, obwohl sie nicht nöthig hatte, sich reinigen zu lassen; allein der leichtsinnige und verstockte Sünder denkt nicht daran, daß auch für ihn die Tage der Reinigung nach dem Gesetze Christi gekommen sind, nein, er will noch länger in seinem Wuste liegen bleiben, der Unflath muß sich noch mehr häufen; dann geht es in einem Waschen hin, heißt es. Ja, Viele sagen geradezu: Umsonst reinige ich meine Seele, denn ich bin ja noch nicht gesonnen, mich zu bessern, ich will meine Seele noch länger in den Pfützen der Sünde herumziehen. Abgesehen von der Thorheit dieses Leichtsinnes ist dieß aber auch noch das gewagteste Spiel, das man mit seiner Seele treiben kann. Fühlt sich der Leib unbehaglich und krank, so säumen wir nicht lange, es muß der Arzt kommen und Mittel schaffen; unsere arme Seele aber, die vielleicht schon so lange krank, ja fast schon in den letzten Zügen liegt, sie allein wollen wir nicht reinigen! Und der Tod hat doch nur einen einzigen Augenblick, den Niemand kennt, nöthig, um die Seele vom Leibe zu trennen — dann aber ist es aus, dann ist der Tag der Reinigung vorüber und es kommt die Nacht, wo Niemand mehr wirken kann. O was ist das für ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Benehmen der heiligen Jungfrau und dem unsern! Maria, die Reinste, unterzieht sich dem Gesetze der Reinigung, und wir, die Unreinen, die wir selber unsere Armseligkeit und Sündhaftigkeit eingestehen müssen, wir wollen uns dennoch nicht reinigen!

Indeß der schroffste Gegensatz zur Demuth der heiligen Jungfrau tritt eigentlich in dem Betragen derjenigen zu Tage, die ihre Unreinigkeit, ihre Häßlichkeit vor den Augen der Welt bedecken und für fromm, unschuldig und heilig angesehen sein wollen, während sie die gröbsten Sünden begehen. Maria war rein, wollte jedoch aus Demuth vor den Menschen als unrein gelten; aber es gibt Christen, die sehr unrein sind, jedoch vor der Welt als die reinste Unschuld dastehen wollen, und sich auch bemühen, im glänzenden Gewande der Unschuld

zu erscheinen. Von diesen sagt der heilige Bernhard: „Es gibt Leute, welche gut scheinen, aber es nicht sind, die, wie der Apostel sagt, zwar *einen Schein* der Frömmigkeit haben, aber die Kraft derselben verläugnen." Dem äußern Anschein nach sind sie gut; aber im Herzen sitzt der Schelm. Sollten sie auch noch so große Sünder sein, die Unschuld glänzt ihnen aus Augen, Stirne, Mund und Gebärden; und haben sie auch eine schwarze Seele, so gehen sie doch dem äußern Anschein nach im weißen Kleid der Unschuld umher, als gehörten sie zu jener glückseligen Schaar, die der heilige Johannes mit weißen Kleidern angethan vor dem Angesichte des Lammes stehen sah. Sie gehen in die Kirche wie Andere, sie hören die Predigt, wie Andere, und geben vor, lange zu beten; in der That aber sind es Solche, welche die Häuser der Wittwen verschlingen und die Waisen, Armen und Verlassenen unterdrücken. Diese Leute begehen nie eine Sünde, und wenn man ihnen eine solche vorhalten wollte, so sprechen sie mit Pilatus: Ich bin unschuldig. Spricht man zu ihnen von schreienden Ungerechtigkeiten, von Bedrückung, Betrug und Wucher: dann zucken sie die Achseln und bemerken, daß man heutzutage nicht mehr anders fortkommen könne, daß dieß einmal das Geschäft so mit sich bringe, daß dieß allgemein gebräuchliche Handwerksvortheile seien, daß die lieben Vorfahren es eben so gemacht hätten und dabei recht fromme Leute gewesen wären. Kommt dann das Gespräch auf die Nächstenliebe und was dagegen verstößt, als Rache, Selbsthilfe und Haß, so ist auch hier bald die Entschuldigung fertig. Hier hat es sich, so lautet die Ausrede, um eine Ehrensache gehandelt; was aber unter diesem Titel Alles für erlaubt gilt, oder doch Entschuldigung findet, das ist bekannt.

Soll ich aber nun erst gar von Dingen reden, die nach der Lehre des Evangeliums unter den Begriff von Unlauterkeit fallen, so ist man darüber längst mit sich einig, daß solche Dinge keine Sünde mehr sein können. Es leuchtet hieraus ein, wie man unter dem Gewande der Unschuld der schlechteste Mensch sein könne, und wie man sich für rein

halten kann, während man mehr Sünden begangen hat, als Haare auf dem Haupte sind. Wir suchen uns tausend Vorwände und Entschuldigungsgründe, um uns zu überreden, dieß oder jenes sei keine Sünde oder wenigstens keine so schwere Sünde; alles Sinnen und Trachten geht dahin, die Sünden zu entschuldigen, oder wohl gar das Laster in Tugend umzustempeln. Oder ist es nicht schon dahin gekommen, daß man den Geiz für eine nothwendige Sparsamkeit, Zorn und Rachgier für hochherzigen Heldenmuth und Ehrgefühl und die Unzucht für freundschaftlichen Umgang hält, daß man jetzt überhaupt zur Entschuldigung vorbringt: Gottlos zu leben bringt jetzt einmal die Mode so mit sich?

Indeß, wenn man eine sündhafte That nicht entschuldigen kann, wenn es einmal durchaus nicht angehen will, sie als eine unschuldige hinzustellen, so weiß man doch auch hierin sich wieder zu helfen. Man wälzt nämlich die meiste Schuld von sich ab und bürdet sie Andern auf. Diese Kunst ist uns um so geläufiger, als wir sie schon von unsern Stammeltern geerbt und erlernt haben. Adam wälzte die Schuld der Sünde auf die Eva hinüber, diese aber auf die Schlange. So geht es noch heutzutage unter uns Sündern. Einer wälzt die Schuld auf den Andern, und Jeder will rein bleiben. Dieser Mensch, heißt es, hat mich verführt, jener mich zum Bösen angereizt, ich habe gar keinen unrechten Gedanken gehabt. Zuletzt, wenn gar keine Entschuldigung mehr sich will auffinden lassen, wird die Schuld auf den Teufel hinübergewälzt. Ich will nun gewiß nicht den bösen Geist in Schutz nehmen; denn das ist gewiß, daß er so viel Unheil anrichtet, als er anrichten kann, und daß er umhergeht, wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlingen könne; aber das ist doch auch gewiß, daß der Teufel so viele Schuld nicht hat, als ihm von uns zugeschoben wird. Wollen wir demnach redlich mit unserm Gott und mit uns selber umgehen, so müssen wir mit dem büßenden David aufrufen: „Ich bin's, der gesündigt hat, ich habe Unrecht gethan."

Aber leider ist es auf's Tiefste zu beklagen, daß dieß nicht geschieht, daß man vielmehr den Mantel der Beschönigung selbst in die Beichtstühle mit hineinnimmt und dort, theils aus Schamhaftigkeit, theils um nicht für gottlos angesehen zu werden, die Sünden verschweigt, beschönigt, entschuldigt und so ungültig beichtet. Allein der allwissende Gott duldet eine solche Scheinheiligkeit nur auf dieser Welt; es kommt einst ein Tag, wo die Masken fallen und die wahren Gesichter an's Licht kommen werden. O wer hätte das gedacht, wird es dann heißen, daß diese so fromm und züchtig erscheinenden Leute so gottlos gewesen wären! Und du schämst dich, mein Christ, dem Priester insgeheim zum Heile deiner Seele deinen wahren Zustand zu entdecken, fürchtest aber nicht, einst als Lügner vor der ganzen Welt dazustehen? O wann werden wir einmal anfangen, aufrichtig gegen uns selbst zu werden! Wann wird es keinen Heuchler mehr geben!

O Geliebte, heute, wo die reinste, schönste Jungfrau sich nicht scheut, als ein unreines und sündhaftes Weib zu erscheinen, heute sollen wir kein Bedenken tragen, unsere Sündhaftigkeit einzugestehen und an unserer Reinigung zu arbeiten, zumal, da Niemand weiß, wie viel ihm noch Tage der Reinigung von Gott bestimmt sind. So legen wir denn einmal ab jenen verabscheuungswürdigen Hochmuth, in welchem wir übertünchten Gräbern gleichen, die von außen schön anzusehen, inwendig aber voll Moder und Todtengeruch sind. Weg mit der Larve der Heuchelei! Die Welt läßt sich allerdings täuschen, aber Gott nicht. Da steht gar manches Mädchen am Traualtare mit dem Schmucke der Jungfrau auf dem Haupte, gar Manche geht im weißen Kleide bei Processionen mit: allein der Schmuck der Unschuld ist längst dahin. Welch' eine Beschämung für Solche heute an dem Tage, wo die reinste Jungfrau im Tempel erscheint, um aus Demuth für unrein gehalten zu werden! Ja, sich zu schämen und zu bereuen haben heute Alle, die je fromm und gut scheinen wollten, es aber nicht waren!

Aber, Geliebte, wir müssen uns heute noch zu Größerem entschließen, wozu das Beispiel Mariens uns auffordert. Wir müssen heute lernen, den Verlurst unserer Ehre großmüthig zu ertragen, wenn wir sie ohne unsere Schuld, wegen Gott, verlieren sollten. Es fällt dir oft unendlich schwer, mein Christ, daß man deine Handlungen böse auslegt, und du meinst es doch so gut; es ist oft der Fall, daß du bei Erfüllung deiner Pflichten Dinge unternehmen mußt, welche argwöhnischen Menschen Gelegenheit geben, dich zu verdächtigen; Viele verdammen dich, ohne dich zu hören, und du bist um deine Ehre gebracht, ohne es zu wissen. Was schadet es dir? Hast du nur ein gutes Gewissen, das dir Nichts vorzuwerfen hat, laß dann die Leute reden. Oder benimmt es deiner Ehre etwas, wenn dich die Hunde im Dorfe anbellen, weil sie dich für einen Dieb halten, wenn du am Hause vorüber, oder in's Haus hineingehst, nicht, um dort etwas Böses, sondern vielmehr Gutes auszurichten? Wie dich jener Hauseigenthümer ungeachtet des Hundegebells nicht für das ansieht, was das Bellen der Hunde sagen will, so wird dich dein Vater im Himmel auch nicht für das ansehen, wofür dich diese oder jene bissige Zunge ausschreit. Habe ein gutes Gewissen und laß deine Ehre dem, der allein sie retten kann. Die Welt ist einmal so, und du wirst das nicht anders machen, wenn du dich auch darüber zu todt ärgerst; du mußt immer über deine Handlungen so viele verschiedene Urtheile erwarten, als es verschiedene Köpfe gibt. Krümme dir darüber kein Haar, sondern denke: Es ist Einer, der mich einst wieder zu Ehren bringen wird. Dafür gibt uns heute die heilige Jungfrau ein vortreffliches Beispiel. Sie brachte heute vor der Welt, bloß um den jüdischen Müttern durch Nichterfüllung des Reinigungsgesetzes kein Ärgerniß zu geben, das Opfer ihrer jungfräulichen Ehre. Wer bedenkt, daß Maria um den Preis ihrer jungfräulichen Reinigkeit nicht einmal Mutter Gottes werden wollte, der kann es fassen, welches Opfer Maria heute brachte, als sie sich dem mosai-

schen Gesetze unterzog. Sie darf heute nicht einmal mehr scheinen, was sie wirklich ist, und muß sich für eine befleckte Mutter ansehen lassen, die sie doch nicht ist. Aber sie bringt ihrem Gott treu und ergeben dieses Opfer ihrer Ehre. Und so müssen auch wir uns entschließen, dem Beispiele dieser demüthigen Jungfrau zu folgen und Verletzungen unserer Ehre Gott zu Liebe ertragen lernen. Amen.

Predigt

am Feste des heiligen Joseph.

„Geht zu Joseph, und was er euch sagen wird, das thut.“ I. Mos. 41, 55.

Geliebte Pfarrkinder!

Was ist wohl das Ziel und Ende des Menschen auf Erden? Warum ist der Mensch da? Was will er und was soll er? Es ist dieß keine Preisfrage, über deren Beantwortung man sich den Kopf zerbrechen könnte, die vielleicht nur Gelehrte zu beantworten im Stande sind; nein, die Frage kann jedes Schulkind beantworten, sie steht in jedem Katechismus, und diese Antwort lautet: Der Mensch ist erschaffen, daß er Gott diene und so selig werde. Gewiß eine ganz einfältige und schlichte Antwort, die jeder Taglöhner verstehen kann. Jeder Mensch soll also in seinem Stande ein rechtschaffenes, christliches Leben führen und dann wird er sicher die ewige Seligkeit erlangen. Führe also du, mein Christ, in deinem Stande ein christlich rechtschaffenes Leben, und du wirst dein Ziel gewiß nicht verfehlen!

Freilich, ich weiß es, es gibt in unsern Tagen allerhand Glückseligkeitsprofessoren, die namentlich dem gemeinen Manne den Kopf heiß machen und ihm Dinge vorschwätzen, von denen er nichts versteht. Diese Herren verschreiben ihm allerhand Recepte, wie er auf dieser Welt angesehen und glücklich werden möge, aber über die Hauptsache, die Ewigkeit, schlüpfen sie hinweg, als handle es sich da nur um ein Kinderspiel, als sei es gar nicht der Mühe werth, hierüber zu reden, oder als müsse sich das Alles so von selbst geben. Aber auch über die Pflichten, die der Bürger auf sich hat, ertheilen sie ganz absonderliche Lehren, durch welche die Leute nicht klug werden oder ganz und gar auf Abwege kommen. Ihre Vorstellungen von Bürgerpflicht und Bürgertugend sind die abenteuerlichsten, die man sich denken kann, und gerade oft das Gegentheil von dem, was sie sein sollten. Zu diesen Lehrern nun, Geliebte, gehet nicht, um von ihnen zu lernen. Sie sind gar oft nichts weiter, als Wölfe in Schafskleidern, eingebildete, stolze Menschen, die das Volk mit revolutionären Ideen erfüllen und Nichts als Freiheit und Volkssouveränität und andere berühmte Stichworte unserer Tage im Munde führen. Wenn ihr, verehrte Anwesende, euch einen tüchtigen Lehrer nehmen wollt, der euch nicht in die Irre führt, dessen Anleitung ihr ohne Bedenken folgen dürft, und als dessen Schüler ihr ganz gewiß glücklich hier und selig dort leben werdet: so kann ich euch nicht leicht zu einem Andern weisen, der euch mehr zur Richtschnur dienen könnte, weil er ganz und gar in euern Verhältnissen gelebt hat, als zum heiligen J o s e p h. Auf ihn kann ich mit der Kirche anwenden, was einst der König von Ägypten zu seinen Unterthanen sagte: „Geht zu Joseph, und was er euch sagen wird, das thut.“ So gehen wir denn zu Joseph und lernen ihn kennen als Bürger dieser Erde:

als Arbeiter, I. Theil;
als Familienvater, II. Theil;
als Unterthan, III. Theil.

Ich beginne 2c.

I. Theil.

Wir wissen vom heiligen Joseph wenig. Was wir wissen ist, daß er ein Zimmermann war und dieses sein Handwerk in der stillen Hütte zu Nazareth ausübte. Er führte alldort ein ruhiges Leben und ist somit dem gesammten Mittelstande ein Muster der Nachahmung. Der Bürgerstand, der sogenannte Mittelstand überhaupt, er ist angewiesen auf körperliche Arbeit. „Bestrebet euch, ein stilles Leben zu führen, euer eigen Geschäft zu treiben und mit euern eigenen Händen zu arbeiten," so schreibt der heilige Paulus an die Thessalonicenser, und das Nämliche ist auch uns gesagt. „Hasse nicht die beschwerliche Arbeit noch den Landbau, den der Höchste geschaffen hat" (Sir. 7, 16.), so wird schon in den heiligen Schriften des alten Bundes dem Bürger und Bauersmann zugerufen. Von der Arbeit seiner Hände muß sich ja der Mensch nähren, und deßwegen sind ihm sechs Tage zur körperlichen Arbeit bestimmt. Eine faule Hand wirket Armuth, sagt die Schrift; aber die Hand des Starken bereitet Reichthümer. Wer in der Ärnte sammelt, ist ein weiser Sohn, wer aber im Sommer schlafet, wird zu Schanden werden. Aber, meine Lieben, die Arbeit ist nicht das einzige Geschäft eines Christen. Es gibt Menschen, die vor lauter Arbeit sich nicht einmal Zeit nehmen, den Sonntag zu halten; es gibt Bürger und Handwerksleute, die gerade an Sonn- und Festtagen Vormittags sich mehr zu thun machen, als die ganze Woche hindurch, und sich bei ihrer Entweihung der Feiertage damit ausreden, daß sie nicht vom Beten, sondern vom Arbeiten leben. Allein sie bedenken nicht, daß auf einer solchen Arbeit nimmermehr der Segen des Himmels ruhen kann. Und wiederum gibt es Solche, die sich zwar den Namen Arbeiter beilegen, allein Nichts arbeiten und dennoch gut leben wollen. Habt ihr noch nichts gehört von der Umwälzung, welche unserer ganzen gesellschaftlichen Ordnung von den sogenannten Arbeitern droht? habt ihr noch nichts gehört, wie sich die Revolutionäre aller Länder hinter diese Arbeiter

stecken, wie sie Arbeitervereine und Wandererunterstützungs=vereine gründen, wie sie dieselben bearbeiten, hetzen und sie mit Haß und Erbitterung gegen die Reichen erfüllen? Was sind das für Arbeiter? Das sind Arbeiter, die entweder gar Nichts thun, oder solche, die zwar arbeiten, aber nicht zufrieden sind mit dem Lohne, den sie sich verdienen, sondern so viel haben möchten, wie ihre Herren; es sind überhaupt Menschen, die unzufrieden sind mit ihrem Stande, daher fortwährend Andere beneiden, die mehr haben, als sie, und mit wahrer Sehnsucht auf den Augenblick lauern, wo sie über die Reichen herfallen und sie plündern können. Wohl gibt es Manche unter ihnen, die redlich und fleißig arbeiten, aber sich nicht genug erschwingen können; wohl gibt es wahrhaft Arme unter ihnen, die aber darben müssen, weil die Reichen zu hartherzig sind. Von diesen Arbeitern nun, Geliebte, droht im gegenwärtigen Augenblicke der menschlichen Gesellschaft die größte und fürchterlichste Revolution, die es je gegeben hat, durch die Deutschland, ja Europa zu Grunde gehen und eine Wüstenei werden kann. Woher aber kommt das? Wie ist es möglich, daß gerade von der arbeitenden, aber armen und dürftigen Volksklasse die größte Gefahr unserer Tage ausgeht? Das kommt daher, meine Lieben, weil man nur arbeitet und sonst Nichts thut, weil man dem Wahne sich hingibt, nur die Arbeit verschaffe Geld und Gut, sie allein sei Alles. Vom heiligen Joseph lesen wir: daß ihn Jesus bei der Arbeit unterstützt habe; allein, meine Lieben, in unsern aufgeklärten Tagen hat man Jesum aus den Werkstätten der Arbeiter hinweggenommen, man hat den Arbeitern, dem gemeinen Volke den Glauben an das Christenthum aus dem Herzen gerissen, man arbeitet ohne Jesus und daher auch ohne Segen des Himmels; man zieht Tag und Nacht wie ein Lastthier an dem Karren der Geschäfte und zuletzt fällt doch Alles in einen durchlöcherten Beutel. Sehen wir uns nur um in den großen Städten, schauet hinein in die Fabriken, und ihr sehet die Leute Jahr aus Jahr ein arbeiten; kein Tag ist ausgenommen, nicht die

höchsten Festtage des Jahres, geschweige erst ein gewöhnlicher Sonntag. Schauet an die Dampfschiffe; gehet hinein in die Bahnhöfe, fraget, ob man da von einem hohen Festtage eine Notiz nimmt — ja geht nur in den armseligsten Marktflecken hinein, ob es nicht Handwerksleute gibt, die an Sonn- und Festtagen arbeiten, wenigstens Vormittag, wie an einem gewöhnlichen Wochentag. Sieh da, jetzt kommt der Tag der Rache, es ist jetzt gerade, als ob an uns in Erfüllung gehen müßte, was schon den Juden gedroht wurde und auch an ihnen in Erfüllung ging: „Dann (wenn es verwüstet sein wird) wird das Land sich seiner Sabbathe freuen, alle Tage seiner Verwüstung, weil es nicht geruht an den Sabbathen, da ihr wohntet in demselben" (III. Mos. 26, 34. 35.). Soll das noch anders werden, soll die hereinbrechende schreckliche Revolution, die allen Reichen mit Mord und Plünderung droht und eine nie erhörte Pöbelherrschaft zur Folge haben wird, noch abgewendet werden können, dann muß Jesus Christus wieder in die Werkstätten kommen, er muß wieder kommen, helfen, segnen, trösten und ermuntern, und in seinem Namen und im Vertrauen auf seinen Beistand muß wieder gearbeitet werden. Werden die Werkstätten der Arbeiter nicht wie die Werkstätte des heiligen Joseph, dann ist kein Heil zu hoffen. Daß man denjenigen, die so nicht leben können, Brod und Arbeit gebe, und daß dieß mit den äußersten Opfern geschehen müsse, das ist der erste Verband der Wunde. Aber es ist noch nicht Alles. Mit dem Brode nährt man nur die Leiber; aber wenn dabei die Seelen durch Unordnung und Anarchie verlieren, was ist damit gewonnen? Sollen die Seelen beschwichtigt werden, so muß das Christenthum zu ihnen reden können; es allein hat das Geheimniß ihrer Sprache; das Christenthum allein hat das Heilmittel gegen ihre Übel. Hier ist die menschliche Weisheit mehr als irgend anderswo völlig unmächtig; denn sie hat keine andern Heilmittel als Verkündigungen, Strafgesetze, Widerreden und Kanonen.

Soll nun aber das Christenthum wirksam zu den Arbeitern und zu der niedern Volksklasse überhaupt, die auf Handarbeit

angewiesen ist, reden können, dann sind zwei Dinge nöthig, und zum größten Glücke können diese zwei Dinge morgen ausgeführt werden, wenn man will. Das erste ist die Sonntagsruhe, die Heiligung der Fest- und Sonntage, das zweite die Bildung von Arbeitervereinen, die dem Arbeiter in leiblicher und geistiger Beziehung zur Seite stehen, ihn eben so vor Müßiggang und Ausschweifungen bewahren, als ihm Liebe zu Jesus Christus und seiner heiligen Kirche, zur Ordnung und zu einem christlichen stillen Familienleben einflößen. Das heißt dann die Arbeit betreiben, wie der heilige Joseph, das heißt Jesum in der Werkstätte und als Genossen der Arbeit haben — das heißt: Organisation der Arbeit. Und wie dieß im Ganzen und Großen der Fall sein muß, wenn der Mensch durch die Arbeit nicht zum bloßen Viehe werden soll, wenn die menschliche Gesellschaft nicht zu einer mechanischen, seelenlosen Werkstätte werden soll, so muß jeder Einzelne im Geiste des heiligen Joseph der Arbeit obliegen. Höret es ihr, ihr Bürger und Bauern, ihr Söhne und Töchter, ihr Knechte und Mägde, arbeitet nicht ohne Jesus! Jesus sei in euern Arbeitsstuben, Jesus bei euch auf dem Felde, in der Scheune, im Stalle, im Hause; denn was habt ihr von all' euerm Einkommen, ihr Bürger und Bauern, was von euerm Reichthume, den euch euere Arbeit erwirbt, wenn nicht der Segen des Himmels darauf ruht, wenn ihr euch mit euerer Arbeit sonst Nichts verdient, als Geld? Und was habt denn ihr, ihr Dienstboten, wenn ihr euch bei euerer Arbeit nicht mehr verdient, als fünfzig oder sechzig Gulden Lohn? Ihr müßt hart arbeiten, früh und spät arbeiten, Jahr aus Jahr ein. Und von all' dieser Plage und Mühe, bei welcher euch der helle Schweiß von den Backen läuft, sollt ihr nichts anders haben, als die armseligen paar Gulden jährlich. Nein, Geliebte, das wäre wahrhaftig zu wenig. Ihr müßt und könnt euch mit euerer Arbeit den Himmel verdienen, ihr dürft nur zu Joseph hingehen und von ihm arbeiten lernen. So geht denn hin und lernet von ihm! Lernet arbeiten mit Jesus, im Namen

Jesu. In seinem Namen fanget alle Arbeit an, zu seiner Ehre setzet sie fort und in seinem Namen beschließet sie, und dann arbeitet ihr recht. — Wir kommen jetzt zu dem Familienleben des heiligen Joseph, und hievon im

II. Theil.

Eine andere Tugend, die wir am heiligen Joseph wahrnehmen, ist seine bürgerliche Einfachheit und sein stilles häusliches Leben. Er lebte ganz unbemerkt, ein schlichter Handwerksmann, und machte nicht viel von sich reden. Diese Tugend möchte ich euch Allen wünschen, Geliebte; aber leider ist sie nur zu selten. Üppigkeit und Luxus haben auch den Bürger- und Bauernstand vielfach verdorben; die frühere Einfachheit unserer guten Voreltern ist längst dahin. In früheren Zeiten sah man unter der Woche nicht leicht einen Handwerksmann im Wirthshause, und am Sonntag blieb der Bürger und Bauer zu Hause im Kreise der Seinigen, ließ sich seinen Abendtrunk nach Hause holen, und das Weib und die Kinder durften auch nicht leer ausgehen. Allein, Geliebte, wie sieht es denn heutzutage aus? Wie Viele gibt es denn nicht Handwerksleute, die ohnehin knapp und kümmerlich sich fortbringen; allein zum Bier müssen sie doch alle Tage gehen. Und wenn sie auch nur an Sonntagen ausgehen, so sind gar Manche von ihnen dem Spiele und Trunke dermaßen ergeben, daß der sauer erworbene Sparpfenning der ganzen Woche an einem einzigen Tage vergeudet, Weib und Kinder zu Hause darben müssen und das Weib, wenn es Vorstellungen zu machen wagt, noch dazu mißhandelt wird. Und wie es die Verheiratheten machen, so machen es auch die Ledigen, Sohn und Tochter, die Dienstboten; man hängt jeden Kreuzer an die Hoffart, weiß nicht, wie man sich tragen und kleiden muß, wirft mit dem Gelde herum, und prahlt und thut groß auf alle Weise, muß bei jeder Tanzmusik, bei jeder Gesellschaft, bei allen Vergnügungen sich einfinden; wo es nur etwas gibt, heißt es:

Der und die ist auch dabei gewesen; denn diese müssen überall dabei sein; zu Hause aber geht Alles den Krebsgang, die Geschäfte werden vernachläßigt, die Familie allein wird immer größer, während das Vermögen immer kleiner wird, und nach einigen Jahren heißt es: Dieser und Jener hat auch abgehaust; aber, sagen die Leute, es konnte nicht anders sein, diese Leute haben auch darnach gethan. Glaubt ihr denn, Geliebte, wenn die alten, ehrenfesten, einfachen Bürger und Bauern, die noch vor hundert Jahren gelebt haben, aufstehen und ihre heutigen Enkel und ihre Sitten und häuslichen Tugenden oder vielmehr Untugenden sehen würden, sie würden nicht die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und zu ihrer Wirthschaft unwillig den Kopf schütteln? Wohl weiß ich, es sind vor hundert Jahren auch nicht alle Leute Engel gewesen; aber so arg dürfte es doch nie gewesen sein, wie jetzt. Und wie würde es etwa ausschauen, wenn der Schleier von den Geheimnissen des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens hinweggezogen würde: wie traurig dürfte es da mit der Jungfräulichkeit bei dem ledigen Stande, wie traurig mit der ehelichen Treue bei manchen Verheiratheten aussehen! Welch' schneidenden Contrast würde da das zerrüttete und entweihte Familienleben unserer Tage mit dem stillen, heiligen Familienleben des heiligen Joseph bilden! Auch das, meine Lieben, ist ein arger Krebsschaden unserer Tage, der aber gleichfalls wieder daher kommt, weil Jesus bei vielen Familien nicht mehr angenehm, weil das wahre Christenthum aus gar vielen Häusern verschwunden ist. Ich sage das wahre Christenthum; denn an Scheinchristenthum, Geliebte, ist bei uns kein Mangel. Wir haben unsern katholischen Taufschein, Rosenkranz und Gebetbuch, gehen an Sonntagen in den Gottesdienst und beichten alle Jahre ein oder mehrere Male. Allein das, Geliebte, sind bloß Äußerlichkeiten, das ist bloß Schale, aber kein Kern. Die Schale ist wohl auch etwas, sie deckt und schützt den Kern, und nur durch sie kann man zu diesem gelangen; allein der Kern ist die Hauptsache, und dieser ist nach der Schilderung des hei-

ligen Jakobus in Kürze folgender: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser: Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal zu Hilfe kommen und sich unbefleckt von dieser Welt bewahren.“ Hier habt ihr das Christenthum im Kerne beieinander. Fliehet die Welt, ihre Hoffart, ihre Lüste, ihre Genußsucht, und übet Werke der Nächstenliebe. Seht, das ist wahres Christenthum, und eine Familie, die so lebt, die sich rein hält von der Welt und ihrer Befleckung und wo und wie sie kann, Gutes thut: die hat das wahre Christenthum, die hat Jesum bei sich, und eine solche Familie ist eine fromme, heilige Familie. So befleißet euch denn, Geliebte, besonders ihr, ihr Familienväter, dem heiligen Joseph ähnlich zu werden, ein stilles und eingezogenes Leben im Kreise der Eurigen zu leben, und euch von dem Verderben dieser Welt unbefleckt zu bewahren. Nur so kann wahres Familienglück gedeihen, nur so Wohlstand und Segen in euren Häusern blühen, nur so wahre Zufriedenheit bei euch wohnen.

Indeß es gibt keine Familie, kein Haus, das sich immerwährend guter Tage zu erfreuen hätte; ja gerade die besten Familien werden oft von den schwersten Leiden und Prüfungen heimgesucht. Bei allem Fleiße, aller Arbeitsamkeit, aller Sparsamkeit und bei dem rechtschaffensten Lebenswandel will oft doch nichts vorwärts gehen; der Gottlose hat oft Glück und Alles, was er angreift, gelingt ihm, während der rechtschaffenste und bravste Bürger und Landmann sich nicht schwingen kann; ja ein Hauskreuz um das andere kehrt oft ein; die Eltern erkranken, erwachsene Kinder sterben weg, Mißwachs und Hagel, Seuchen und Unglück mit dem Vieh, theure Zeiten und schlechte Geschäfte — kurz, alles Mögliche hilft oft zusammen, eine christliche Familie niederzudrücken und sie verzagt und kleinmüthig zu machen. Und auf wen fällt dann die ganze Wucht dieser Heimsuchungen? wessen Herz wird am meisten von Kummer und Schmerz zerrissen, wenn Mutter und Kinder schluchzen und weinen, wenn ein Unglück um das andere an der Hausthüre pocht? Ach, der Hausvater ist es ja, der die

Leiden der Seinen doppelt und dreifach fühlt, in dessen Herzen alle Quellen des Jammers einmünden, die im Familienkreise entspringen mögen. Armer, tiefgebeugter, schrecklich heimgesuchter und schwergeprüfter Familienvater, wohin soll ich deinen Blick richten, dich zu trösten, dich aufzurichten? Zu wem anders, als zu dem, der das Haupt der heiligsten Familie war, die je auf Erden gelebt hat, zum heiligen Joseph. Ja, ihr vom Unglück gebeugten Familienväter, geht zu Joseph und lernet von ihm, wie man in Kreuz und Leiden sich verhalten müsse. Was würdest du dir denken, geliebter Familienvater, wenn Jemand in der Nacht zu dir käme und dir sagte: Steh auf und nimm dein Weib und deine Kinder und flieh davon, — und wohin? etwa zu einem Nachbarn, oder in eine benachbarte Stadt, oder in ein benachbartes Land? nein, wenn es heißen würde: Fliehe in einen fernen, fremden Welttheil, und jetzt gleich in der Nacht noch! würdet ihr das nicht als die allerärgste Zumuthung ansehen? Ihr sollt Haus und Hof und die traute Heimath verlassen und hinziehen in ein fremdes Land, und zwar augenblicklich, ohne nur das Nothwendigste zusammenraffen zu können, ihr müßt Alles liegen und stehen lassen und müßt fort, nicht etwa auf Eisenbahnen, nicht etwa in einem prächtigen Wagen, nicht etwa auf einem gutgebauten Schiffe, sondern zu Fuß, durch ein schreckliches, wasserloses Sandmeer, durch welches man sonst nur in Caravanen, in Zügen zu 300—400 Mann zu reisen wagt? Würdet ihr das nicht als den härtesten, schrecklichsten Schlag ansehen, der euch treffen könnte? — und seht da, dieses traurige Schicksal hat den heiligen Joseph getroffen. Ein Engel, sagt die Schrift, erschien ihm im Schlafe und sprach: Steh auf und flieh nach Ägypten! Und was that Joseph? Ein Anderer hätte tausend Einwürfe, tausend Zweifel, tausend Bedenklichkeiten erhoben und sie wären in der That sehr verzeihlich gewesen; allein von Joseph lesen wir nichts dergleichen. Der Engel sprach: Steh auf und flieh, und Joseph stand auf und floh. Sagt mir, ist das nicht ein heldenmüthiger, ein großartiger Entschluß?

Und was mag diesen großartigen Heldenmuth in Joseph hervorgerufen haben? Was anders, als seine gänzliche und unbedingte Hingabe an die göttliche Vorsehung und ihre anbetungswürdigen Fügungen. So lerne denn du, mein Christ, wer du immer bist, vom heiligen Joseph standhafte Ertragung jeglicher Heimsuchung. Alles, was in der Welt geschieht, Geliebte, geschieht entweder auf Gottes Anordnung oder Zulassung. Einen Zufall, wie man es gewöhnlich nennt, gibt es nicht. Schon ein Sprichwort sagt: Alles kommt von oben her, Nichts geschieht von ungefähr. Komme also, was da wolle, nehmen wir es von der Hand Gottes mit Ergebung an. Es dürfte vielleicht gar nicht mehr lange anstehen, Geliebte, es ist möglich, ja mehr als wahrscheinlich, daß wir diese wichtige Lehre recht gut brauchen können. Es steht vielleicht gar nicht mehr lange an und die Hufe der Kriegsrosse zertreten eure Saaten und Soldatenhorden plündern eure Häuser, stecken eure Dörfer in Brand, schänden eure Weiber und Töchter, morden eure Söhne, oder ihr müßt, wie ihr geht und steht, gleich dem heiligen Joseph davonlaufen. Ich will keinen Propheten machen, Geliebte, einen Unglückspropheten schon gar nicht; aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß furchtbare Ereignisse uns bevorstehen, daß nicht bloß ein gewöhnlicher Krieg uns droht, sondern die fürchterlichste Revolution, die es je gegeben hat, ein Krieg der Armen gegen die Reichen, ein Krieg gegen alles Eigenthum, in welchem das Blut in Strömen fließt. Keiner von uns kann sagen und hoffen, daß er seinen Kopf im künftigen Jahre noch haben werde, und gar Mancher, der jetzt ein reicher, wohlhabender Mann ist, wird in Bälde mit dem Bettelstabe einherschreiten. Diese Zeiten kommen, Geliebte, kommen sehr bald, die Sturmvögel künden sie allerwärts schon an. Was nun da thun, Geliebte? Ich muß euch da wieder sagen: Gehet zu Joseph und lernet von ihm. Komme, was da wolle, es ist Heimsuchung Gottes. Komme, was da wolle, so müssen wir denken: Herr, in deiner Hand steht mein Schicksal. Da müssen wir denken mit

Salomon (Sprichw. 3, 11. 12.): „Die Züchtigung des Herrn, mein Sohn, verwirf nicht, und laß den Muth nicht sinken, wenn du von ihm gestraft wirst; denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er und hat Wohlgefallen an ihm, wie ein Vater an seinem Sohne." Wir müssen uns ermuntern mit den Worten des heiligen Petrus: „Wer kann euch schaden, wenn ihr dem Guten nachtrachtet?" Ja, Geliebte, es mag kommen, was da wolle, so müssen wir getrost sein; denn die Hauptsache ist, daß unsere Seele in gutem Zustande ist, daß diese gerettet wird, der Leib mag immerhin zu Grunde gehen. Früher oder später müssen wir ja ohnehin Alles verlassen und sterben; also heißt das Commando: Rettet eure Seelen, rettet sie, läutert, reiniget sie in den kommenden Tagen der Trübsal; denn Jenen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen. Der heilige Joseph schreite uns voran auf der Bahn der Trübsal mit der hellleuchtenden Fackel seines Glaubens und seines gränzenlosen Vertrauens.

Und nun laßt uns noch eine strahlende Bürgertugend am heiligen Joseph betrachten, nämlich seinen Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, und hievon im

III. Theil.

Ein Befehl des Kaisers Augustus gebietet, alle Unterthanen im römischen Reiche sollen aufgeschrieben werden, und sie mußten sich dem Befehle gemäß an den Geburtsort des Familienhauptes begeben. Kaiser Augustus, der damals im 48sten Jahre regierte, wollte, da gerade allgemeiner Friede war, zur vollständigen Kenntniß aller ihm unterworfenen Völker kommen, so wie auch zur Kenntniß der Besitzungen und Habe eines jeden einzelnen Unterthans, um nachher die Erhebung einer Steuer anzuordnen. Die Umstände, unter denen Joseph diese Reise antreten mußte, waren nichts weniger als angenehm. Einmal war die heilige Jungfrau der Niederkunft nahe, und es war daher für ihn sehr beschwerlich, sie in diesen

Umständen auf den weiten Weg mitnehmen zu müssen; ferner war es gerade Winterszeit und zu dieser Zeit ist auch im Morgenlande das Reisen nicht sonderlich angenehm, und wie es ihm am Ende dieser Reise erging, wie er in der ganzen Stadt Bethlehem nicht einmal ein Nachtquartier bekam, sondern in einem Stalle übernachten mußte, das wissen wir auch. Ein Anderer nun, wir z. B., hätten den Kaiser sammt seiner Volkszählung verwünscht; allein von Joseph lesen wir nichts dergleichen. Kein Murren, keine Klage, kein Laut der Ungeduld kam über seine Lippen. Das war Eines. Aber der Gehorsam Josephs gegen die weltliche Obrigkeit sollte auf eine noch härtere Probe gesetzt werden. Seine eigene Obrigkeit war es, die dem ihm anvertrauten Kinde nach dem Leben strebte, und vor dieser seiner eigenen Obrigkeit muß er flüchten in ein fremdes Land, ja in einen fremden Welttheil. Die Obrigkeit soll Schutz gewähren gegen ungerechte Verfolgung, soll sich namentlich der wehrlosen Unschuld annehmen; aber hier verfolgt sie ein kaum gebornes Kind, das gewiß keinem Menschen etwas zu Leide gethan hat, vor dem nur Herodes in seinem Wahnsinne zitterte, weil er meinte, dieß Kind würde einst weltlicher König von Judäa und ihn somit vom Throne stoßen. Und um nun das Leben dieses unschuldigen Kindes vor der Grausamkeit der eigenen Obrigkeit zu retten, muß Joseph sammt Maria und dem Kinde die Flucht ergreifen und mehrere Jahre wie in der Verbannung in Ägypten leben. Und selbst da, als er auf höhere Weisung zurückkehrte, durfte er es nicht wagen, in seine Vaterstadt zu gehen, weil er immer noch von seiner Obrigkeit für das Leben des Kindes zu fürchten hatte, sondern mußte sich in ein verachtetes Städtlein eines eben so verachteten Landstriches zurückziehen, in jenes Nazareth nämlich, von dem die ganze Judenwelt sagte: Kann denn von Nazareth auch was Gutes kommen? Einer solchen Obrigkeit zu gehorchen, wie Joseph sie hatte, das ist wahrlich keine Kleinigkeit. Einmal war es eine unrechtmäßige Obrigkeit. Die Römer hatten es mit den Juden gemacht, wie

allerwärts. Sie boten sich überall als Vermittler an, oder wurden als Freunde herbeigerufen. Das Ende aber war allemal, daß sie sich Jene, die nach ihnen riefen, unterwarfen, ihnen Statthalter hinsetzten und Zins auflegten. Auf diese Weise waren sie auch Herren des jüdischen Landes geworden und ihr Joch lastete schwer auf dem Nacken der Juden. Dazu kam noch die Grausamkeit der römischen Könige und Statthalter. Man darf nur das Regiment ein wenig in's Auge fassen, das Herodes in Judäa führte. Er ließ, wie es ihm gerade einfiel, umbringen, wen er wollte. Mit einer Grausamkeit, die ihres Gleichen nicht hat, ließ er in Bethlehem und der Umgebung sogar alle Kinder unter zwei Jahren um's Leben bringen. Diese That steht unerhört da in der Geschichte. Wenn im Kriege gräuliche Mordthaten verübt werden und dabei auch kleine Kinder das Leben verlieren, so gehört dieß zwar zu den schrecklichsten Gräueln und Unmenschlichkeiten des Krieges; aber die Wuth und Erbitterung der Soldaten nach vorausgegangener Belagerung und Erstürmung lassen dergleichen Schrecknisse doch noch in etwas erklären; wenn jedoch eine Obrigkeit in tiefem Frieden einen Mordbefehl gegen unschuldige Säuglinge ergehen läßt, dann ist dieß nichts Menschliches mehr, sondern Teuflisches. Es ist die tyrannische Laune, die Willkühr eines Ungeheuers, einer reißenden Bestie der Wüste, einer Hyäne oder eines Tigers, die aus bloßer Lust morden. Einer solch' unrechtmäßigen, aufgedrungenen, blutdürstigen Obrigkeit war Joseph unterworfen, dieser hatte er zu gehorchen und — er gehorchte. Seine Landsleute hatten sich öfter empört; denn die römische Herrschaft war ihnen äußerst verhaßt; allein Joseph gehorchte. Auch nicht eine Klage, ein leises Murren hören wir aus seinem Munde.

Was sagt ihr zu einem solchen Gehorsame, Geliebte? Sollte man da nicht den Kopf schütteln und denken: Eine solche Obrigkeit, die ihre Unterthanen drückt und tritt, quält und aussaugt und ihnen das Blut abzapft, verdient keinen Gehorsam, sondern vielmehr, daß man sie zum Teufel jage und

sich ihrer entledige? — Geliebte! so denkt der größte Theil der heutigen Welt, und so wird nicht bloß gedacht, sondern auch darnach gethan. Sind das mehr Fürsten und Obrigkeiten, heißt es, denen man gehorchen kann, die das Land ausschinden, den gemeinen Mann drücken und quälen, alle Lasten auf ihn hinaufwälzen, aber selber sich Geld machen, wie sie können, und dieses entweder zusammenscharren, oder auf liederliche Weise vergeuden? Hierauf antworte ich: Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß Fürsten und Obrigkeiten in unsern Tagen vielfach gefehlt haben; allein sei dem, wie ihm wolle, und wenn's noch ärger wäre, so ist es doch nie erlaubt, den Weg des Gesetzes zu verlassen und sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen. Das sage nicht ich, das ist Grundsatz des Christenthums. Nach diesem Grundsatze ist die Obrigkeit von Gottes Gnaden und nicht von Volkes Gnaden. Ob die Regentschaft erblich sei, ob das Volk die Regierung aufstelle, ob also die Staatsform monarchisch oder republikanisch ist, gleichviel! alles Regiment ist eine göttliche Ordnung, eine Stellvertretung Gottes auf Erden und mit göttlichem Ansehen bekleidet. Das Volk mag seine Obrigkeit wählen und einsetzen, aber die Würde dieser Obrigkeit, wenn sie gleich durch die Hand des Volkes verliehen ist, ist von Gott und ihr Walten an Gottes Statt. Die Obrigkeit ist also keine Staatsdienerin, die durch des Volkes Gunst und Gnade besteht; das Volk hat also kein Recht, seine Obrigkeit davonzujagen, wenn es in seinen Rechten sich gekränkt glaubt, es kann den Fürsten keine Gewalt nehmen, weil es ihnen keine gegeben hat, und keine hat geben können. Will man die Wahrheit dieser Lehren in Beispielen ansehen, so betrachte man sich das Benehmen Christi gegen die römischen Gewalthaber. Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben? fragten die Juden. Und er antwortete: Ja, gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Hätte nicht Christus seinen Patriotismus zeigen, sich an die Spitze der Juden stellen, das römische Joch abschütteln und sein Volk wieder frei machen sollen? War ja die Herrschaft

der Römer eine unrechtmäßige, eine grausame, und doch that er nichts dergleichen, sondern forderte zum Gehorsam gegen den Kaiser auf. Das Christenthum will überhaupt nichts von gewaltthätigem Widerstande wissen (Matth. 5, 39.), es predigt eine Liebe, die Alles erträgt und duldet (I. Kor. 13, 4—7.), es predigt, daß man auch einer schlimmen Obrigkeit zu gehorchen habe (I. Petr. 2, 18. 19.); denn das ist Gnade, sagt das Christenthum, wenn Jemand aus Gewissenhaftigkeit um Gottes willen Widerwärtigkeiten erträgt und mit Unrecht leidet.

Die katholische Kirche, als die Trägerin des Christenthums, will also nichts wissen von Revolution und Empörung, und darum fiel es den Christen der ersten drei Jahrhunderte auch nicht von ferne ein, sich gegen die heidnischen Kaiser und Obrigkeiten zu empören, obwohl diese ihre ärgsten Verfolger waren. Die Christen kannten kein anderes Verhalten diesen Obrigkeiten gegenüber, als sich würdevoll zu vertheidigen, und wenn dieß nicht gehört und geachtet wurde, so gingen sie freudig dem Tode entgegen oder duldeten die schrecklichste Bedrückung als eine von Gott geschickte Prüfung. Sie wußten ja, daß Gott Alles vergelte, was der Mensch ungerecht leidet, und daß das Leiden immer zum Glücke des Leidenden gereicht, wenn er Geduld hat. Wo daher die Grundsätze der katholischen Kirche Geltung haben, da gibt es keine Revolution; wenn aber dennoch Katholiken das Panier der Revolution aufpflanzen, so haben sie eben nur den Namen Katholiken, aber keine katholische Gesinnung.

Nun könnte man aber sagen: Wenn das so ist, so muß man sich von den Tyrannen zertreten lassen wie ein Wurm, sonst kann man kein guter Christ sein. Nein, Geliebte, so ist das nicht zu verstehen. Das Christenthum verbietet keineswegs, den Fürsten die Wahrheit zu sagen und auf gesetzlichem Wege seine Beschwerden vorzubringen. Darum hat man jetzt Preßfreiheit, die Freiheit, Vereine zu bilden, in Addressen seine Meinung darzulegen und mit allem Nachdrucke Abhilfe gegen Bedrückungen zu verlangen. Ein glänzendes Beispiel dieser

Art hat der berühmte Advokat O'Connell, der an der Spitze der katholischen Bewegung in Irland stand, der ganzen Welt gegeben. Er hat gezeigt, wie weit man gehen dürfe, ohne sich der Empörung schuldig zu machen. Dieser Mann setzte sein ganzes Leben daran, um auf gesetzlichem Wege den Beschwerden seiner Landsleute abzuhelfen. Wie viele tausend Reden hat dieser Mann gehalten für die Befreiung seines Volkes! Darum hat er auch den Namen „Befreier" erhalten und sein Andenken wird in Irland ewig gesegnet sein. Gegen den Weg, den er einschlug, konnte Niemand etwas einwenden, es war ja der gesetzlich erlaubte Weg; ungeheure Volksversammlungen hielt er öfter; es hätte ihn nur ein paar Worte gekostet, um die Masse zur Empörung gegen die grausame Schwesterinsel zu entflammen; allein er mahnte stets zur Ruhe und Ordnung, nur so, sagte er, käme er zum Ziele, nur so könne er ihnen Hilfe verschaffen. Und so harrte er denn aus mit seinem Volke in Geduld und Ergebung, und auf diesem Wege setzte er durch, was er auf einem andern nimmer durchgesetzt hätte.

Seht da, Geliebte, das ist erlaubt, gesetzliche Mittel sind erlaubt, aber nimmer die Empörung. Helfen aber alle Beschwerden und gesetzlichen Mittel nichts, dann heißt es — leiden und in Ergebung dulden, bis es Gott besser macht. Die Revolution ist und bleibt ein Verbrechen, sie rächt sich immer wieder am eigenen Volke, oder, wie ein berühmter Politiker sagt: Die Revolution frißt ihre eigenen Kinder. Schauet nur hin auf Ludwig Philipp von Frankreich! Die Revolution hatte ihn erhoben, sie hatte ihn aber auch wieder gestürzt; dasjenige, was auf dem Wege der Revolution und Empörung erzwungen worden ist, kann nimmer den Segen des Himmels haben. Auf dem Wege der Gewalt wird es nie besser. — Darum, Geliebte, rufe ich euch heute am Feste des heiligen Joseph zu: Haltet fest an der Ordnung und erlaubt euch gegen die Obrigkeit nie Gewalt, sondern harren wir aus in Geduld und Vertrauen auf Gott, und Alles wird zu unserm Besten

ausschlagen. Blickt hin auf euern großen Lehrmeister, den heiligen Joseph, und lernet von ihm! Sein Beispiel sei eure Richtschnur. Lernet von ihm der Obrigkeit gehorchen, selbst wenn sie ungerecht und grausam sein sollte. Ja, der heilige Joseph sei das leuchtende Vorbild für den gesammten Mittelstand! Seine Arbeitsamkeit, seine bürgerliche Einfachheit, sein stilles, zurückgezogenes Leben, seine gänzliche Hingebung an die göttliche Vorsehung in Leiden und Widerwärtigkeiten und sein strenger Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit sind die schönsten Zierden und Tugenden des Bürger- und Bauernstandes; diese Tugenden euch eigen zu machen, soll daher euer unabläßiges Bestreben sein. Das Land, das solche Bürger hat, darf dann stolz sein und sich glücklich fühlen, und auch ihr, Geliebte, dürft dieses sicherlich nicht bereuen. Die Palme der ewigen Herrlichkeit, die der heilige Joseph erlangt hat, winkt auch euch. Und sagt mir nur: Ist es denn zu viel gefordert, wenn man von euch verlangt, daß ihr im Herrn arbeiten, euch nicht mit der Welt beflecken und wohlthätig, geduldig in Kreuz und Leiden und gehorsam gegen die Obrigkeit sein sollt? Verlangt man denn, daß ihr euch geiseln, daß ihr euch in Klöster und Einöden zurückziehen und Alles verlassen sollt, was ihr habt? Oder will man, daß ihr Wunder wirken, oder euch sonst berühmt machen sollt in der Welt? Nein, Geliebte, das wird nicht von euch verlangt. Auch der heilige Joseph hat nicht in Wüsten und Einöden gelebt, auch er hat keine Wunder gewirkt und er lebte so unbemerkt, daß sich kein Mensch um ihn gekümmert hat, und dennoch hat er bei Gott unendlich viel gegolten, wurde von ihm zum Nährvater seines eingebornen Sohnes erwählt und genießt jetzt die Freuden des Himmels. Sieh da, mein Christ, so kannst auch du im gemeinen Stande dein ewiges Heil wirken und zwar — glaube es mir — tausendmal leichter, als Kaiser und König, als Pabst, Bischof und Priester. Seht, ihr habt ja nicht viel zu verwalten, darum wird auch nicht so viel gefordert von euch. Nur wenige Pflichten sind es, die euer Stand erfordert;

nun denn, so erfüllet sie desto freudiger! Ihr kennt sie bereits, diese Pflichten. Versprechet es heute am Feste des heiligen Joseph, das hier so feierlich begangen wird! Glaubet ja nicht, daß ihr durch bloßes Beichten und Communiciren den Heiligen hinlänglich ehret! Nein, sein Tugendbeispiel müßt ihr nachahmen, gute Bürger müsset ihr sein, das ist die Hauptsache. Bessern müßt ihr euch, wenn ihr bisher nicht gern gearbeitet habt, oder nur um des Geldes willen, vielleicht gar an Sonn- und Festtagen! Bessern müßt ihr euch, wenn ihr nicht häuslich und sparsam gewesen seid, euch über euern Stand gekleidet habt oder wie immer üppig und verschwenderisch gewesen seid. Bessern müßt ihr euch, wenn ihr bisher schuld gewesen seid an der Zerrüttung eurer Familienverhältnisse durch eheliche Untreue, durch Unmäßigkeit und Arbeitscheue! Bessern müßt ihr euch, wenn ihr in Leiden und Widerwärtigkeiten gemurrt habt gegen Gott und kleinmüthig und verzagt geworden seid, oder Andere um ihr Glück beneidet habt! Bessern müßt ihr euch, wenn ihr bisher vielleicht halb und halb es mit den Aufwieglern gehalten habt, oder der Meinung gewesen seid, man solle die Obrigkeit davonjagen, oder ihr den Gehorsam aufsagen. Seht, das heißt den heiligen Joseph ehren. Thut ihr alles Andere und dieses nicht, so habt ihr Nichts gethan. Und wenn ihr von früh Morgens bis spät Abends in der Kirche sitzet und einen Rosenkranz um den andern betet, und wenn ihr gebeichtet und communicirt habt und ihr geht fort — und hernach ist es wieder das Alte und ihr besseret euch nicht, dann seid ihr eitle Verehrer des heiligen Joseph, und die schlechten Katholiken haben dann Recht, wenn sie sagen: Da schauet sie an, wie sie heute beichten und communiciren; aber man merkt eben nicht, daß sie besser wären, als wir. Darum, Geliebte, nehmt die Sache so ernsthaft, als sie zu nehmen ist, nicht daß man vielleicht heute Abend schon sehen muß, daß eure Vorsätze kaum ein paar Stunden dauern. Nein, die Fürbitte des heiligen Joseph möge euch Kraft von Gott erlangen, daß ihr ihn nicht bloß

ehret mit dem Munde, sondern auch in der That, daß ihr seine Tugenden nachahmt und so einst, wie er, das trostreiche Wort vernehmen möget: Wohlan, du guter und getreuer Knecht, du warst getreu in dem Wenigen, ich will dich nun über Vieles setzen, gehe ein in die Freude deines Herrn. Amen.

Predigt
auf das Fest Mariä Verkündigung.

„Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“ Luk. 1, 35.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wer freut sich nicht, wenn nach einem langen, strengen Winter endlich wieder einmal die Sonne mit freundlicherem und wärmerem Strahl die Erde begrüßt und diese ihr Schneegewand ablegt, um ein neues Leben in ihren Schooß aufzunehmen? Alles verläßt die Wohnung, an die der Winter so lange gefesselt hatte, und strömt hinaus in die freie Natur, um sich zu erquicken und zu wärmen an dem ersten wohlthätigen Frühlingsstrahl und so gleichsam mit der Natur ein neues Leben zu beginnen. Gewöhnlich ist es der heutige Tag, den man als diesen willkommenen Boten des Frühlings begrüßt, gleichwie ja auch die Schwalben, diese Vorläufer des Frühlings, nach einem alten, lieblichen Sprichworte mit dem heutigen Tage wiederkehren.

Allein, meine Christen, der heutige Tag ist nicht bloß

ein Bote des Frühlings der Natur, er ist ein Vorläufer weit höherer Art, er ist der erste Strahl des geistigen Völkerfrühlings, er ist der Bote des Frühlings im Reiche der Gnade. Der heutige Tag ist es nämlich, an dem Gott von seinem Throne einen Boten ausgesandt hatte, um der Welt nach einer viertausendjährigen Winterszeit endlich Frühlingsanfang zu verkünden. Der Erzengel Gabriel geht heute im Auftrage des Ewigen als himmlischer Abgesandte zu einer armen Erdentochter und meldet ihr, daß in ihrem Leibe Gott Mensch werden wolle, um als Mensch die gefallene Menschheit erlösen zu können. Die Jungfrau unterwirft sich dem Willen des Allerhöchsten und — das ewige Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und so hat sich denn im Reiche der Gnade am heutigen Tage erfüllt, was der Bräutigam im hohen Liede zur Braut sagt: „Schon ist der Winter vorüber und der Regen hat aufgehört und ist vergangen; die Blumen sind erschienen in unserm Lande, die Zeit des Beschneidens ist gekommen, die Stimme der Turteltaube hat man gehört in unserm Lande.“ Ja, jene düstere und finstere Winterszeit, in welcher die Menschen viertausend Jahre lang hinbrüteten, ist mit dem heutigen Tage mit der Verkündigung der Menschwerdung des Sohnes Gottes verschwunden, der Frühling ist angebrochen und der süße Ton der Turteltaube, die uns diesen Frühling verkündet, lautet: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.“

Geliebte! wer sollte sich an diesem heutigen Tage, diesem schönen ersten Frühlingstage, diesem Vorboten einer neuern, schönern Zeit, nicht freuen in heiliger Freude? Ist es der Kirche zu verargen, wenn sie den heutigen Tag als ein Doppelfest, als ein Fest des Herrn und seiner jungfräulichen Mutter feierlich begeht, welche Feier in diesem Jahre nur deßwegen nicht so ersichtlich ist, da der heutige Festtag in die Leidenswoche fällt? Müssen nicht Alle, die sich Christen nennen, diesen Tag mit der Kirche als den Anfangspunkt

unserer Erlösung freudig begrüßen und Gott am heutigen Tage innig für die Wohlthat der Menschwerdung danken? — Ja, Christenpflicht wäre eine solche Dankbarkeit, das ist wahr — allein über die Pflicht der Dankbarkeit ist ein großer Theil der Christenheit hinaus. Statt das anbetungswürdige Geheimniß der Menschwerdung Gottes zu glauben und Gott dafür zu danken, ist man in unsern Tagen nicht bloß gleichgültig, nicht bloß ungläubig, sondern die unflätige Gesinnung unserer wasserbegossenen, ausgeschämten Heiden, welche nur von der Religion und ihren Geheimnissen reden, um sie zu höhnen, unterfängt sich, Angesichts der christlichen Bevölkerung der Hauptstadt Bayerns, neben andern Gotteslästerungen auch die auszustoßen, daß in der christlichen Lehre von der Menschwerdung Gottes nur unkeusche Mysterien eines wollüstigen Gottes zu erblicken seien. So wird in unsern Tagen das Reinste und Heiligste mit wahrhaft cynischem Übermuthe in die Kloake der schmutzigsten Phantasiegebilde getaucht, und dann dem Hohn und Spott der Ungläubigen zum Ärgernisse und zur Betrübniß des gläubigen Volkes preisgegeben.

Ich würde, Geliebte, von dieser harpyenartigen Besudlung des Heiligsten keine Erwähnung thun, wenn nicht vor den hunderttausend christlichen Bewohnern der Hauptstadt diese Lästerung ausgesprochen worden wäre, und es nicht wirklich Christen gäbe, die auch das Dümmste und Absurdeste glauben, oder doch dem Spott und Hohn furchtsam das Feld räumen. Deßhalb habe ich mir vorgenommen, das Geheimniß der Empfängniß Jesu Christi in seiner Unbeflecktheit und Reinheit, wie es die Christenheit seit zweitausend Jahren glaubt, darzustellen, um euch hiedurch zu zeigen, welch' eine Niedertracht, welch' eine unflätige Gesinnung und welch' ein Abgrund von Gemeinheit erforderlich sind, um in der Menschwerdung des Sohnes Gottes ein unkeusches Geheimniß entdecken zu können. Zu diesem Ende müssen wir die drei Personen, die hiebei in Betracht kommen, berücksichtigen, nämlich:

den Erzengel Gabriel, Maria und den heiligen Geist.

Ich beginne im Namen Jesu, unsers menschgewordenen Heilandes.

Ein Engel ohne Fleisch erscheint heute vor einem Engel im Fleische, vor Maria, um sie von dem, was Gott mit ihr vorhabe, in Kenntniß zu setzen — ein reiner Geist also, frei von aller Sinnlichkeit, weil frei von aller Leiblichkeit, und frei von jeglicher Sünde und jeder sinnlichen Regung, ist es, welcher von Gott abgeordnet wird, um der Auserwählten den Gruß zu bringen und sie von dem Rathschlusse des Ewigen in Kenntniß zu setzen. Es ist also das reinste Wesen, das sich einer Tochter Evas nähert, die Beschaffenheit seines Wesens, seine Engelswürde läßt auch nicht die leiseste Ahnung von dem aufkommen, was die Wüstlinge unserer Tage in diesem Himmelsboten sehen wollen. Ein Engel, ausgezeichnet vor Andern, der unmittelbar vor dem Throne des Reinsten und Heiligsten steht, um ewig sein Lob zu verkünden, kann, wenn er auch zu den Menschen gesendet wird, nur wieder im Dienste des Allerhöchsten stehen, im Dienste des Reinsten und Heiligsten. Das ersehen wir denn auch aus dem Zwecke seiner Sendung, das ersehen wir aus dem Gruße, den er an Maria bringt, und aus der Art und Weise, wie er sich seines Auftrages entledigt. Sei gegrüßt, du Gnadenvolle, so redet er die Jungfrau an, der Herr ist mit dir, du bist die Gesegnete deines Geschlechtes. Diese Worte athmen Würde, Erhabenheit und Reinheit. Mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit steht der Himmelsfürst vor der betenden Jungfrau, in der er die Königin der Engel erblickt. Er, dessen Zunge bisher nur den Ewigen gepriesen, muß den Himmelssitz verlassen, muß den Gruß des Ewigen unterbrechen, um in eine Hütte zu treten und eine Jungfrau zu grüßen; der Erzengel muß ihr sagen, daß die Allmacht ihre Gnade gleichsam an ihr

erschöpft habe, indem sie voll der Gnaden ist, der Engel muß ihr sagen, daß der Herr mit ihr sei und mit ihr sein wolle, daß sie, die sich für die niedrigste unter den Töchtern von Juda halte, die Gebenedeite ihres Geschlechtes sei, daß der Glanz der Fürstentöchter dieser Erde in ihrer Nähe erblasse, und daß die heiligen Töchter in ihrer Gegenwart an sich Makeln entdecken. Nun frage ich: Ist dieser Gruß nicht eines Himmelsboten, der im Auftrage des Allerhöchsten spricht, vollkommen würdig? Welche Phantasie gehört dazu, um in diesen Worten, die nur Ehrfurcht athmen, etwas Ungeziemendes zu entdecken! Wohl hatte dieser Gruß die Jungfrau erschreckt, und sie nachsinnend gemacht; allein der Grund ihrer Befürchtung lag nicht in dem Gruße des Engels selbst, sondern in ihrer tiefen Demuth, die es ihr unbegreiflich machte, wie solch' ein erhabener Gruß ihr, die in ihren eigenen Augen Nichts galt, gelten könnte.

Allein der Bote des Himmels zerstreute alsbald ihre Zweifel, indem er sprach: Fürchte dich nicht, Maria! denn du hast gerade Gnade gefunden bei Gott, weil du in deinen eigenen Augen so gering bist und dich irgend einer Gnade nicht würdig hältst. O wüßtest du, wollte der Engel sagen, wie sehr deine Demuth dem Allerhöchsten gefällt, welche Erhöhung deiner im Himmel wartet: du würdest diesen Gruß und mein Erscheinen nicht auffallend finden. Und nun erklärt ihr der Engel, in wiefern sie bei Gott Gnade gefunden habe, indem sie nämlich, falls es ihr Wille wäre, die Mutter des Welterlösers, des Sohnes Gottes werden würde. Und da die Jungfrau auch hierüber ihre Bedenken äußert, erklärt ihr der Engel, sie solle ohne Sorge sein; was auf dem Wege der Natur unmöglich wäre, das sei der göttlichen Allmacht möglich, sie würde Mutter werden und dennoch Jungfrau bleiben. Und als auf diese Versicherung hin endlich die Einwilligung erfolgte, war der Zweck der Sendung des Engels erreicht und er verschwand.

Nun frage ich, Geliebte, wie kann das Auftreten des

Engels, seine ganze Haltung bei Entrichtung seiner Botschaft und die Rede, die er mit der Jungfrau wechselte, in einem reinen Gemüthe nur im mindesten Anstoß erregen? Wie hätte der Himmelsbote mit schlichteren, edleren, reineren Worten sich seines Auftrages entledigen können! Wie ist in seiner Rede nicht Alles fern gehalten, was nicht wahrhaft himmlische Reinigkeit athmet! Wie war er nicht bemüht, die Zweifel der Jungfrau zu beseitigen, indem er ihr versicherte, ihre jungfräuliche Würde solle durch ihre Mutterwürde nicht im geringsten leiden; denn nicht auf menschliche Weise, sondern durch ein Wunder der Allmacht solle sie den Sohn Gottes empfangen und gebären! Wahrlich, so redet Niemand, der sich einer Frauensperson in unreiner Absicht nähert, und diejenigen, welche aus dem Engel einen Jüngling machen, der Maria unehrbare Anträge gemacht habe, bedenken nicht, daß diese Rede nicht mehr zu ihrem saubern Jüngling paßt, sondern eben nur im Munde eines Engels, eines reinen, himmlischen Geistes einen Sinn haben kann. Oder ich frage: wo in aller Welt hat je ein offener oder versteckter, ein feiner und listiger Verführer in solcher oder ähnlicher Rede seine unlautern Absichten kund gegeben? Es gehört darum wahrhaftig teuflische Bosheit dazu, um in der Erscheinung des Engels und in seiner Rede an die Jungfrau nur den leisesten Hauch der Sinnlichkeit entdecken zu können.

Betrachten wir uns ferner die heilige Jungfrau und ihr Benehmen dem Engel gegenüber. Welch' ein Muster von Tugendhaftigkeit und Heiligkeit mußte nicht Maria sein, daß sie Gott selber unter Allen ihres Geschlechtes zu seiner Mutter auserkor! Was mußte das für eine Jungfrau sein, die bei Gott so hoch in Gnade stand! Ja, sie war die Jungfrau, die vor ihrer Verlobung und Verehelichung schon ihre Jungfrauschaft Gott gelobt, und sie war die erste Jungfrau, die ein solches Gelübde gethan hatte, eine That, die in ihrem Volke unerhört war. Der eheliche Segen ward ja von ihrem ganzen Volke als eine besondere Gnade Gottes angesehen, die Un-

fruchtbarkeit dagegen für eine schreckliche Strafe Gottes, für eine Art von Fluch des Himmels und eine Schmach in den Augen der Menschen gehalten. Und dieser Schmach gab Maria sich freiwillig preis, indem sie dem Herrn angelobte, stets Jungfrau bleiben zu wollen, und dieses Gelübde nicht öffentlich bekannt machte. Ich sage, Maria hatte sich schon vor ihrer Verlobung mit Joseph dem Herrn geweiht; denn sonst hätte sie ja dem Engel nicht sagen können: Ich erkenne keinen Mann. Maria war, als ihr der Engel erschien, bereits mit Joseph verlobt, hätte sie nun nicht schon vor ihrer Vermählung Gott ihre Jungfrauschaft gelobt, so hätte sie nicht sagen können: Ich erkenne keinen Mann, und sie hätte sicherlich in die Verlobung mit Joseph nicht eingewilligt, wenn er nicht Eines Sinnes mit ihr gewesen wäre. Gerade diese in ihrem Geschlechte unerhörte Tugend einer ewigen Jungfrauschaft war es aber, die Gott so wohlgefiel, und gerade dieser Umstand, der sie nach menschlichem Urtheile untüchtig machte, die Mutter des verheißenen Erlösers zu werden, bereitete die Jungfrau zu dieser hohen Würde vor. Der Engel, der vor Maria erschien, war rein, aber wie? Von Natur, vermöge seines Wesens und seines verklärten Zustandes. Aber Maria war Jungfrau in Folge freien Entschlusses, vermöge eines Gelübdes war sie ein Engel im Fleische, und darum demüthigt sich auch der Engel vor dieser Jungfrau, und muß ihr, um ihre Würde und Hoheit kennen zu lernen, die Himmelsbotschaft überbringen. In diesem Lichte, als gottgeweihte Jungfrau, erscheint uns Maria bis zu dem Augenblicke, in welchem der Erzengel zu ihr kommt, um ihr den Rathschluß des Allerhöchsten zu verkünden und ihre Einwilligung zu erholen. Es ist nun wohl der Mühe werth, ihr Benehmen dem Engel gegenüber zu beobachten. Wie sie den Engel sah und seinen Gruß hörte, erschrack sie und dachte, was wohl dieß für ein Gruß wäre. Sie schwieg also auf die Anrede des Engels. Man merke wohl, Maria erschrack beim Anblick eines Engels, den sie als solchen, als überirdisches Wesen erkennen

mußte, sie erschrack vor einem Engel, aus dessen Antlitz nur Ehrfurcht und Bescheidenheit strahlten, sie erschrack vor dem Engel, der doch nur von Gott und göttlichen Dingen mit ihr sprach, sie geräth in Bestürzung der Lobsprüche wegen, die sich nur auf Gott beziehen, Lobsprüche, die sie nur an die Wohlthaten erinnern, die sie von Gott empfangen hat. In dieser ihrer Beklommenheit wußte sie nicht, ob sie beim Anblicke des Engels fliehen oder bleiben, reden oder schweigen sollte; sie schwieg und dachte nach, was denn die Sprache bedeuten möchte, die er führte, und die Absicht, die er dabei haben könnte. Die gespendeten Lobeserhebungen mochten sie wohl zuletzt glauben machen, es könnte sich der böse Feind selber in einen Engel des Lichts verwandelt haben, sie zu verhöhnen. In der That, Geliebte, wäre Maria eine jener weltlichgesinnten Seelen gewesen, die nur dem Leibe nach Jungfrauen sind, ohne es dem Geiste nach zu sein, so wäre der Besuch, den sie empfing, für sie keineswegs eine so erstaunliche Sache gewesen, und die Lobeserhebungen, die sie hörte, würden ihr, statt sie zu erschrecken, vielmehr geschmeichelt haben. Aber ihr jungfräulicher Zartsinn, ihre Schüchternheit und Demuth und das Bewußtsein, wie gefährlich Lobeserhebungen, auch wenn sie verdient sind, für ihr Geschlecht sein können, versetzt sie in eine Unruhe, die sie nicht bergen kann, und die eben ein charakteristisches Merkmal der wahren Jungfrau ist. Aber die Tugend der heiligen Jungfrau offenbart sich noch glänzender. Der Engel verkündet ihr, sie solle die Mutter eines Sohnes sein, dessen Reich kein Ende nehmen, und der der Sohn des Allerhöchsten und Heiland der ganzen Welt genannt würde; allein Maria gibt nicht sogleich ihre Einwilligung, sie fragt zuerst, wie das geschehen könne, ohne ihr Gelübde brechen zu müssen, und erst als sie vom Engel die Versicherung erhält, daß sie die Mutter des Erlösers werden könne, ohne aufzuhören, Jungfrau zu sein, erfolgt ihre Einwilligung. Maria war also entschlossen, selbst auf die Würde einer Gottesmutter zu verzichten, wenn sie dieser Würde

nur durch Brechung ihres Gelübdes hätte theilhaftig werden können, und gerade dieser Entschluß war es, der sie Gott, dem Reinsten, noch angenehmer und wohlgefälliger machen mußte.

Und nun, Geliebte, da wir Maria kennen gelernt haben in ihrer engelgleichen Reinheit vor dem Erscheinen des Erzengels und in ihrem auffallend ängstlichen und jungfräulich besorgten Benehmen dem Engel und seiner Botschaft gegenüber — nun frage ich: welche Stirne gehört dazu, um von Maria in der Weise reden zu können, wie unsere modernen Heiden von ihr reden? Mit völliger Verläugnung des evangelischen Berichtes, der ihnen natürlich ein Dorn im Auge ist, weil er die übernatürliche Empfängniß Jesu im Schooße der heiligen Jungfrau als unbestreitbare Wahrheit hinstellt, behaupten sie, Jesus sei der eheliche Sohn Josephs mit Maria gewesen. Und diese wahrlich sind noch nicht die Schlechtesten, die das behaupten. Es gibt Menschen, die zu den sogenannten freien Gemeinden sich zählen und unsern Herrn Jesus Christus nicht bloß als den „unehelichen" Sohn der Maria hinstellen, sondern ihn geradezu für die Frucht eines ehebrecherischen Umganges ausgeben. Seht, Geliebte, das macht man in unsern Tagen aus Jesus, unserm Herrn und Gott, das macht man aus Maria, seiner jungfräulichen Mutter. Ich würde euch, Geliebte, wahrlich diese schändlichen Lästerungen auf dieser heiligen Stätte nicht vortragen; allein sie stehen nicht vereinzelt da, sondern werden von Tausenden, die sich Christen nennen, ausgesprochen, gehören somit zu den Zeichen der Zeit; wir sehen daraus, wie weit es gekommen ist und wohin das führen muß.

Haben wir nun bisher den Engel und die Jungfrau betrachtet, so obliegt uns jetzt noch, auch die Betheiligung des heiligen Geistes am Werke der Menschwerdung des ewigen Wortes kennen zu lernen. Der heilige Geist ist nach katholischem Glauben die dritte Person in der Gottheit, also der reinste Geist. Mehr braucht es nicht, um wissen zu können, daß auch hier von Sinnlichkeit keine Rede sein könne. Die

ganze Christenwelt dachte sich ja von jeher Gott als ein jungfräuliches Wesen. Der heilige Gregor von Nazianz nennt daher Gott den Vater eine Jungfrau im ausgezeichnetsten Sinne des Wortes und die erste unter allen Jungfrauen. Gott ist ja der reinste Geist, die Quelle aller Reinigkeit, und der heilige Geist ist sein Geist, folglich kann der Geist des Allerhöchsten auch nur wieder der Geist der Reinheit und Lauterkeit sein, und dieser heilige Geist nun hat durch ein Wunder der Allmacht die Menschwerdung des Sohnes Gottes in reinster Weise bewirkt. Wahrhaftig, wer hierin Unreines erblickt, der findet es wahrlich nicht in den drei Charakteren, die uns das Evangelium vorführt, sondern seine schmutzige Phantasie ist es, die ihn überall und darum auch hier nur Unreines erblicken läßt, und die ihn zu dem Verbrechen verleitet, die Unflätigkeiten, die das Heidenthum von seinen Göttern erzählt, auch auf den Christengott zu übertragen. Wer den evangelischen Bericht über das Geheimniß der Menschwerdung Christi mit reinem Auge liest, wer die Personen, die hiebei eine Rolle spielen, und ihren Charakter in's Auge faßt, wer bedenkt, daß hier der reinste Geist, der reinste Engel und die reinste Jungfrau, also drei jungfräuliche Wesen, verkehren: der kann nur Reines, nur wieder Jungfräuliches darin finden, und muß die Überzeugung gewinnen, daß die schrecklichen Gotteslästerungen, die man über das Geheimniß der Menschwerdung Christi in unsern Tagen hohnlachend ausstößt, nur vom Geiste der Unlauterkeit selber eingegeben sein können.

Für uns, Geliebte, steht das Wunder der Menschwerdung Gottes als die glaubwürdigste Thatsache wohlbegründet da; denn wir glauben, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist. Hat Gott den Adam aus Erde gebildet, aus trocknem Staube, warum sollte er denn nicht aus einer lebenden Jungfrau einen Mann bilden können? Hat er aus der Seite Adams die Mutter des Menschengeschlechtes bilden können, warum sollte er nicht aus der Jungfrau den Leib seines Sohnes haben bilden können? Offenbar ist der erste Mensch auf wunder-

bare Weise geschaffen worden — dieß wird Niemand läugnen können; es muß ihn ein höheres Wesen erschaffen haben. Wer nun glaubt, daß der erste Mensch von Gott auf außerordentliche Weise, d. h. durch ein Wunder, geschaffen wurde: der muß glauben, daß er dieß Wunder in anderer Weise wiederholen konnte. Und dieß geschah in der Menschwerdung Gottes selber. Wenn einmal Gott Mensch werden will, so geziemt es sich, daß er eine Jungfrau zur Mutter hat, und wenn eine Jungfrau gebärt, so kann dieß nur der Sohn Gottes sein. Der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen war, um die schadhaft gewordene menschliche Natur wieder herzustellen, durfte nicht durch seinen Eintritt in die Welt die Würde der Jungfräulichkeit verletzen — sondern er mußte durch die Würde der Mutterschaft die Würde der Jungfrau erhöhen. Die heiligen Väter vergleichen deßhalb die übernatürliche Empfängniß und Geburt des Erlösers mit dem brennenden, aber dennoch nicht verbrennenden Dornbusch, mit dem Erscheinen Christi bei verschlossenen Thüren. Besonders schön und sinnreich ist ein Gleichniß, welches der heilige Hildebert zur Erklärung dieses Wunders gebraucht. Er vergleicht nämlich die Empfängniß und Geburt Jesu Christi mit den Strahlen der Sonne, die durch die Fensterscheibe dringen und wiederkehren, ohne das Glas zu zerbrechen, aber dennoch in den am Fenster stehenden Blumentopf befruchtendes Leben bringen. Nur in dieser Weise, durch übernatürliche Empfängniß und Geburt, ward Christus der zweite Adam, ein neuer und göttlicher Mensch und Maria das Seitenstück und Gegenbild der Eva. Die erste Eva hatte nämlich durch ihren Ungehorsam Elend über die Menschheit gebracht, die zweite Eva aber sollte durch ihren Gehorsam Heil bringen. Wäre Christus nicht auf übernatürliche Weise empfangen und geboren worden, so hätte er die Erbsünde mit auf die Welt gebracht und hätte somit gar nicht der Stammvater eines neuen Geschlechtes werden können. Wenn also Gott Mensch werden wollte, so konnte er nur eine Jungfrau zur Mutter

haben, und wenn wir auch tausendmal hierüber den Kopf schütteln und sagen wollen: Das ist nicht möglich, dann entgegnet uns der Erzengel: Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und derselbe Gott, der aus dem ersten Adam allein die Eva schuf, konnte hier umgekehrt aus der zweiten Eva allein den neuen Adam schaffen.

Diese große Wahrheit, daß einst eine Jungfrau empfangen und gebären, und daß der Sohn der Jungfrau Gott, unser Erlöser, sein würde, ist denn auch schon im alten Bunde durch den Propheten Isaias geweissagt worden, und der Evangelist bezieht sich auf diese Weissagung (7, 14.). „Der Herr,“ heißt es dort, „wird euch ein Zeichen geben; sieh, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sie wird seinen Namen heißen: Emmanuel.“ Diese Weissagung kann nur vom Messias und von seiner wunderbaren Geburt verstanden werden, wie auch die übrigen Eigenschaften, die dem Emmanuel beigelegt werden, jede andere Auffassung unmöglich machen; die Juden selber verstehen diese Stelle vom Messias.

Übrigens steht dieses Wunder von dem Sohne der Jungfrau nicht vereinzelt da. Die Heiden kannten auch diese Wahrheit, nur finden wir sie bei ihnen wieder entstellt und zur Fabel gemacht. Oder was ist denn die Fabel von der jungfräulichen Minerva, die aus dem Haupte des Zeus entsprang, was die Fabel, daß Bacchus aus der Seite Jupiters entsprungen sei, anders, als die entstellte Überlieferung von dem jungfräulichen Ursprunge dieser oder jener Gottheit? Darum fragt auch der heilige Cyrillus die Heiden, welche die Geburt Jesu aus einer Jungfrau bezweifelten: „Ihr, die ihr der Fabel Glauben schenkt, als sei dem Jupiter aus seinem Haupte eine Tochter entsprungen, wie könnt denn ihr läugnen, daß eine Jungfrau gebären könne?“ Und den Juden, welche den nämlichen Einwurf machten, ruft er zu: „Ihr, die ihr glaubet, daß Sara in ihren alten Tagen einen Sohn geboren habe, was nach gewöhnlichem Laufe der

Natur nicht möglich ist, wie könnt denn ihr unsere Wahrheit bezweifeln?"

Und in der That, Geliebte, die Geburt eines Isaak, eines Simson und Johannes waren Vorspiele der Geburt Jesu. Die genannten Männer sind nämlich alle von Eltern geboren worden, die nach dem Laufe der Natur keine Aussicht auf Nachkommenschaft mehr hatten, sie waren alle Söhne der Verheißung und nicht der natürlichen Kraft, und das Volk Israel sollte deßhalb aus seinen heiligen Büchern die Wahrheit schöpfen, daß es Gott eben so wenig unmöglich sei, die Geburt des Messias aus einer Jungfrau zu vermitteln, als es ihm unmöglich war, einer Sara, einer Elisabeth in ihrem hohen Alter einen Sohn zu schenken.

Merkwürdig ist auch, daß der Glaube an die Geburt großer Männer und Erretter von Jungfrauen bei allen Völkern sich findet, ein Beweis, daß eine ursprüngliche Tradition unter den Völkern gelebt habe, oder daß sie das richtige Gefühl eitete, daß der Erretter des Menschengeschlechtes eine vollkommenere Abstammung haben müsse, als gewöhnliche Menschen.

Das Alles, meine Christen, kann nur beitragen, unsern Glauben an die übernatürliche Empfängniß und Geburt Jesu Christi zu bestärken. Mögen daher die Heiden unserer Tage höhnen und spotten, mögen sie das reinste und heiligste Geheimniß mit dem befleckten Maaßstabe ihrer unzüchtigen Phantasie bemessen, mögen sie die evangelische Geschichte läugnen und dieselbe in eine heidnische Fabel umwandeln, mögen sie unsern Gott, der nach unsern Begriffen der reinste und heiligste ist, zum wollüstigen heidnischen Götzen machen, mögen sie die Ehre der unbeflecktesten und reinsten Jungfrau, die je gelebt hat, besudeln — lassen wir ihnen ihr schändliches Vergnügen — zum Glücke ist Gott nicht der, wie ihn diese Lüstlinge sich denken, die heiligste Jungfrau ist nicht die, wozu diese Schandbuben sie machen möchten, sondern unser Gott ist die reinste Jungfrau, und deßgleichen die makellose Braut

des heiligen Geistes. Und deßhalb ist uns das Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes das heiligste, reinste und erhabenste Geheimniß, wodurch Gott den Anfang unserer Erlösung beginnen und in die Menschenwelt eintreten wollte. Ihm sei dafür von allen dankbaren Creaturen Preis und Ehre in Ewigkeit. Amen.

Predigt

auf den heiligen Charfreitag.

„Da nun Christus im Fleische gelitten hat, so waffnet auch ihr euch mit demselben Sinne.“ I. Petr. 4, 1.

Geliebte im Herrn!

Es gibt wohl schwerlich eine tiefer erschütternde Begebenheit auf Erden, als die Hinrichtung eines Menschen durch richterliche Gewalt. Das Hinausführen des Verurtheilten durch die Strassen zur Gerichtsstätte, die Begleitung durch Soldaten, die neugierigen und theilnehmenden Volksmassen, das unheimliche Schweigen überall, nur von dem Getöse der Waffen oder dem Tone der Armensünderglocke unterbrochen, der Verurtheilte selber, der Anblick des Ortes, wo das Todesurtheil vollzogen werden soll, der Scharfrichter mit seinen Gehilfen, das theilweise Entkleiden des Schuldigen, und nun die Hinrichtung selbst: dieß Alles macht einen tiefen Eindruck auf die Zuschauer, und es muß ein schon ganz verwahrlostes Volk sein, das bei einem solchen Ereignisse noch spottet, höhnt und allerlei Unfug treibt, und nicht vielmehr, im Innersten erschüttert, betend der Seele des Verurtheilten gedenkt. Das Verbrechen, weßhalb das Gesetz den

Tod verhängt, tritt im Augenblicke der Hinrichtung in den Hintergrund, wir haben den Menschen vor Augen, der im Begriffe ist, gewaltsam gezwungen vor den Richterstuhl der ewigen Gerechtigkeit zu treten, seine Missethat wird mit seinem Blute gesühnt und Rührung und Theilnahme bemächtigt sich unwillkührlich eines jeden christlichen Herzens. Gott sei seiner armen Seele gnädig! spricht die bebende Lippe, und wir schlagen an unsere eigene sündige Brust. Die Rührung und Theilnahme steigt aber, wenn wir den Verurtheilten ruhig und ergeben erblicken, wenn sein Angesicht, blaß und abgehärmt von Schmerzen, mit frommem Ausdrucke gezeichnet und der Bußeifer darauf ausgeprägt ist, wenn er willig das Haupt zum tödtlichen Schlage beugt. Aber welch' ein Gefühl müßte uns durchschaudern, wenn wir einen offenbar Unschuldigen auf dem Schaffote erblickten! Wenn ein Mann rein und gerecht vor uns stünde, mißhandelt von rohen Soldaten und Henkern, und doch geduldig und ergeben in das schreckliche Verhängniß! Wie, wenn der Verurtheilte unser Wohlthäter, unser Freund, unser Verwandter, unser Vater, unser König wäre, dessen Tugenden tausend leuchtende Thaten und die Thränen der Armen, Wittwen und Waisen preisen? Wenn er dastünde, gepeinigt am ganzen Körper, vor dem Blutgerüste, und doch voll Ruhe, Würde und Milde? Und wenn nun der tödtliche Streich geführt würde, um diesem reinen, segensvollen Leben ein Ende zu machen? Ha, wie würde es uns da bald eisig, bald glühend durch die Adern zucken! Wie würde es uns da hindrängen zum Blutgerüste, um das unschuldige Opfer den Händen der Ungerechtigkeit zu entreißen oder mit ihm zu sterben! — Vor einer solchen Gerichtsstätte, Geliebte, stehen wir heute. Unser größter Wohlthäter, unser treuester Freund, unser bester König, unser König und Oberpriester, unser Herr und Heiland ist heute gekreuzigt worden, weil er w o l l t e. Er ist hingeopfert worden, sagt der Prophet, freiwillig und unschuldig, weil er selbst gewollt hat. Wie nun, meine Lieben, können wir theil-

nahmlos, können wir kalt und gleichgültig diesem Schauspiele zusehen? Bei der Hinrichtung eines Missethäters sollten wir gerührt werden, ernste Gedanken fassen, bei der Kreuzigung des Reinsten und Unschuldigsten aber kalt und leer bleiben? Nein, nimmermehr! sagt ihr. Der Tod unsers Herrn und Erlösers erfüllt unser Herz mit tiefster Trauer; darum finden wir uns heute in den Kirchen ein, um dankbar das Andenken an das bittere Leiden und Sterben dessen zu feiern, der bis in den Tod uns geliebt und heute diese Liebe durch sein Blut besiegelt hat. Darum besuchen wir heute das heilige Grab, um ihm für die Wohlthat der Erlösung zu danken und der Früchte seiner Erlösung uns würdig zu machen.

Es ist wahr, meine Verehrten, die Kirchen sind am heutigen Tage, dem Sterbetage unseres Heilandes, sehr stark besucht. Es müßte Einer schon gar kein Christ mehr sein, der nicht am heutigen Tage in die Kirche ginge. Allein man würde sehr irren, Geliebte, wenn man glauben wollte, daß etwa hierin die Feier des Andenkens an den Tod Jesu bestünde, daß etwa das die schuldige Theilnahme, Rührung, Liebe und Dankbarkeit wäre, zu der uns der Opfertod Jesu verpflichtete. Es ist wahr, die meisten Christen enthalten sich doch in diesen drei Tagen ihrer gewöhnlichen Sünden und Ausschweifungen, es ist wahr, man geht in diesen Tagen zum Beichtstuhle und zum Tische des Herrn hin, es ist wahr, man kniet heute vor die Bildnisse des Gekreuzigten hin, und bedeckt die Wunden des Herrn mit Küssen: aber hiemit ist auch die ganze Verehrung des Leidens und Sterbens Jesu Christi abgethan; und ich fürchte, meine Lieben, daß ihrer nur zu viele sind, die also Christi Sterben und Tod ehren. Ja, man schaue nur gar Viele unserer Christen, die heute zum Kreuze kriechen und die Wundmale des Herrn küssen, nach Ostern an, man betrachte sie unterm Jahre hindurch, man betrachte ihr ganzes Leben, und man muß gestehen, daß ihre Andacht heute und an diesen Tagen überhaupt weiter Nichts ist, als eine leere Ceremonie, eine pure Äußerlichkeit,

die man eben mitmacht, weil es so herkömmlich ist und weil man denn einmal im Taufbuche steht. Im Übrigen nimmt man keinen Anstand, Jesum Christum, vor dessen Kreuzigung man sich so sehr entsetzt, dessen blutdürstige und grausame Henker man so sehr verwünscht, auf's Neue zu kreuzigen, und zwar weit ärger und grausamer, als die Juden und Heiden ihn je gekreuzigt haben. Ja, Geliebte, von den Juden ist Christus nur einmal gekreuzigt worden; von den Christen aber wird er alle Tage unzähligemal gekreuzigt, besonders in diesen Tagen an seinem sittlichen Leibe, an der Kirche.

Diese

Kreuzigung Jesu in seiner Kirche

wollen wir heute betrachten.

Gekreuzigter Herr Jesu! erbarme dich unser!

Wenn von dem geheimnißvollen sittlichen Leibe Jesu Christi die Rede ist, so ist darunter nichts anderes zu verstehen, als seine Kirche, wovon er das Haupt ist. „Christus ist das Haupt des Leibes der Kirche," schreibt der heilige Paulus an die Kolosser (1, 18.). Und im nämlichen Briefe schreibt er der Gemeinde: „Der Friede Christi herrsche freudig in euren Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid in Einem Leibe" (3, 15.). Und im Briefe an die Epheser (5, 29. 30.) heißt es: „Niemand hat je sein eigenes Fleisch gehaßt, sondern er nährt und pflegt es, wie auch Christus die Kirche; denn wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebeine."

Dieser geheimnißvolle Leib Christi nun, die von ihm gestiftete und mit seinem Blute erlöste Kirche, hat das nämliche Schicksal, wie Jesus Christus selber an dem Leibe, den er aus Maria, der Jungfrau, angenommen. An der Kirche

wiederholt sich das ganze Leben und Leiden Jesu Christi. In Armuth geboren, in Niedrigkeit groß geworden, reift sie überall zum Leiden heran. Sie hat ihre Verräther und Verläugner unter der Priesterschaft, sie wird vom Polizeistaat mit Stricken gebunden und von einem Gerichtsstuhl zum andern geführt. Die Anklagen sind gleichfalls dieselben: sie lauten auf Gotteslästerung und Hochverrath; sie wird unschuldig verurtheilt und wie Christus zur Kreuzigung hinausgeführt. Es wäre sehr interessant, Geliebte, diese einzelnen Leidensmomente an der Kirche, dem geheimnißvollen Leibe Jesu Christi, sich wiederholen zu sehen; allein für heute wollen wir, da wir auf dem Kalvarienberge stehen, uns nur mit der Kreuzigung befassen.

Als der Herr auf der Schädelstätte angekommen war, war das Erste, daß sie ihm die Kleider vom Leibe rissen und ihn nackt und bloß hinstellten. Gerade so geschieht es seiner Kirche. Ihr Besitzthum, ihr weltliches Hab und Gut, das sie in Folge frommer Vermächtnisse oder auf andere rechtmäßige Weise bekommen und im Allgemeinen stets zum Besten der leidenden Menschheit verwendet hat, bilden ihre Kleider. Diese Kleider nun reißt man der Kirche vom Leibe bereits seit dreihundert Jahren. Damals hat die sogenannte Reformation die Kirche geplündert, ihre Klöster aufgehoben und ihre Stiftungen an sich gerissen. Am Anfange dieses Jahrhunderts geschah die Fortsetzung. Was bis dahin an Klöstern nicht verwüstet worden war, wurde der Kirche durch die Klosteraufhebung vom Jahre 1802 und 1803 genommen, und in unsern Tagen soll dem Werke der Plünderung die Krone aufgesetzt werden. So wird die Mutter der Armen zur Bettlerin gemacht, so wird Christus seiner Kleider beraubt. Gott der Herr läßt dieß zwar zu als Strafe für den Mißbrauch, den Einzelne mit dem weltlichen Besitzthume der Kirche getrieben haben; allein ein Recht zur Plünderung der Kleider Christi ist durch diesen Mißbrauch nicht gegeben, und das arme Volk ist es, das die Folgen dieser Plünderung zu fühlen bekommt. Darum, Geliebte, betheiligt

euch nicht an dieser Plünderung, stellet euch nicht unter die Henker Jesu, die ihm die Kleider vom Leibe rissen, sondern erbarmet euch eurer Mutter und bekleidet die Braut des Herrn, die euch schon so oft Gewänder der Gnade gereicht hat. Bedenkt, wenn der Herr schon von einem Werke der Nächstenliebe sagt: Was ihr dem Geringsten eurer Brüder gethan, das habt ihr mir gethan: wie wird er euch die Liebeswerke lohnen, die ihr seiner verarmten Kirche erweiset? Laßt die Weltleute euch immerhin tadeln wegen dieser eurer Wohlthätigkeit; auch einzelne Jünger tadelten die ehrende Salbung des Herrn durch Maria Magdalena; aber der Sohn Gottes lobte die That und gab ihr die Verheißung der Unvergänglichkeit. Gott bedarf keiner Geschenke aus Menschenhand, aber seine Huld ist es, die das Seinige als Gaben von uns annimmt. Gott der Herr hätte für sich auch eine Kirche, einen Tempel nicht nöthig. Er hat sich einen ganz andern Dom gebaut durch das Weltall. Das unendliche Sternenzelt ist sein Gewölbe, die Berge sind seine Pfeiler, die Höhen seine Altäre, die Auen, Fluren, Wiesen und Wälder seine Teppiche und Gewänder; der Sturm ist seine Orgel, das Brausen des Meeres, durchhallt von den Stimmen der Thiere, sein Gesang; sein Thron ist überall, seine Bilder sind die Werke der Schöpfung und sein Kleid die Ewigkeit. Aber aus Liebe zu den Menschen, zu unserm Nutzen, unserm Heile, läßt er sich Tempel bauen, wohnt darin und nimmt allgütig die Gaben treuer Gläubigen hin.

Doch hätte die Kirche auf ihrem Golgatha nur diese Kleider verloren, die zu ihrem weltlichen Unterhalte dienen: sie würde noch nicht so sehr trauern. Gerne bringt sie ja Opfer, wo sie erforderlich sind, wo dem allgemeinen Besten damit gedient ist. Allein man hat sie weiter entkleidet, hat an ihrer freien Selbstständigkeit gerissen, an ihren Segnungen und Dogmen gezerrt und ihren Gottesdienst angetastet; ja man hat über ihr kostbarstes Gewand, ihre Einheit, das Loos geworfen, damit der blinde Zufall entscheide, wer sein Besitzer

sein solle. Die Feinde der Kirche nahmen ihren Theil und machten sich allerhand Gewänder daraus, ein Jeder nach Gutdünken und Geschmack, und so entstanden denn eine Masse von Trachten, die sämmtlich kirchlich sein sollten. Aus einzelnen Lehren, Gebräuchen und Überlieferungen der Einen, heiligen, allgemeinen, von Christo gestifteten Kirche machte man sich besondere Kirchen zurecht und behauptete, sie seien alle christlich, göttlich und wahr, weil in ihrem Gewande wenigstens ein Faden aus den Kleidern des Gekreuzigten sei. Bei dieser Entkleidung blieb die wahre Kirche indessen auf wunderbare Fügung des Himmels immer dieselbe und wird auch immer dieselbe bleiben; was sie hingeben konnte, gab sie hin, was aber zu ihrer Wesenheit gehörte, darauf bestand sie fest; entriß man es ihr auch mit Gewalt, sie erhielt es mit Gottes Gnade immer wieder, so daß sie, obwohl durch Mißhandlung und ihr Blut entstellt, doch immer die Eine, heilige, katholische, apostolische Kirche bis zu dieser Stunde war und sein wird. Erst in diesen Tagen hat der verkommene, ungläubige Zeitgeist, der gegen alle einheitliche Ordnung ankämpft, es versucht, den ungenähten Rock der katholischen Kirche zu zertrennen und nach den verschiedenen Ländern und Nationen zu theilen, als gäbe es eine deutsch-katholische, eine französisch-katholische Kirche rc., und als sei die Kirche Christi nicht vielmehr eine einige, allgemeine, d. h. katholische, bestimmt, alle Völker und Länder aller Zeiten in ihren Schooß aufzunehmen. Wehe denen, die damit umgehen, die Einheit der katholischen Kirche zu zerreißen, und aus der großen katholischen Familie einzelne Theile zu machen, die verkommen müssen! Werden Jene, die solches versuchen, auch nie ihr Ziel erreichen, weil die Kirche Christi unversehrt bleiben soll, bis sie ganz in die triumphirende übergeht, so ist der freventliche Versuch gleichwohl das Werk der Henker des Herrn.

Nach der Abreißung der Kleider reichten die Peiniger dem Herrn einen bittern Trank, der ihn betäuben sollte, um die Schmerzen der Kreuzigung nicht zu verspüren. Wie aber

der Heiland davon versucht hatte, wies er ihn zurück — er wollte mit vollem Bewußtsein sterben. — Dieser betäubende Trank wird auch seiner Kirche gereicht, um sie damit sorglos zu machen, um sie zu betäuben, und sie dann desto leichter berauben und überwältigen zu können. Man reicht ihr den Taumelbecher der Welt, gibt ihren Gliedern Ehrenstellen und Würden, berauscht sie mit irdischem Ruhme, macht ihnen tausend Verheißungen, überschüttet sie mit schönen Worten, behängt sie mit allerlei Flitter; die Kirche hat wohl schon verkostet von dem betäubenden Henkertrank; aber sie erkannte gar bald, daß man ihr Essig und Galle gereicht habe; darum verschmäht sie die Geschenke der Welt, sie will sich nicht betäuben lassen, sondern frei und besonnen auf Golgatha stehen. Wiederum sagt man ihr, um sie zu betäuben und sie desto sicherer überwältigen zu können: Alle Achtung, allen Respekt vor der katholischen Kirche, mit dieser wollen wir Nichts zu schaffen haben; nur die Übergriffe der hierarchischen Parthei wollen wir nicht leiden, nur die Pläne einer im Finstern schleichenden Parthei wollen wir zerreißen, die einen Staat im Staate bilden will. Ein gar feiner Kunstgriff das! Hiedurch sollte die Kirche sich einschläfern lassen, daß sie sorglos und arglos sich nicht kümmere; sie hat von diesem betäubenden Tranke wohl schon getrunken, aber bald erkannt, daß er ein Trank sei mit Galle und Essig gemischt. Sie hat eingesehen, daß man auf diese Weise ihre besten Vertheidiger zu Grunde richte, daß man Auslieferung der Hunde verlange, dann solle die Heerde Friede haben. Sie weiß es daher recht gut, was es mit dem Geschrei ihrer Feinde, die zwar sie selbst loben, aber über Jesuiten, Ultramontane und Pfaffen fortwährend schimpfen, für eine Bewandtniß habe. Und wiederum sagt die Welt: Respekt vor den Priestern und der Kirche, so lange sie sich innerhalb ihres Wirkungskreises bewegen; allein heutzutage mischen sich die Geistlichen in die Politik, das sind Übergriffe, die nicht geduldet werden dürfen. Die Kirche bleibe bei ihrem Berufe, die Politik geht sie nichts an. —

Auch dieß ist so ein betäubender Trank, der der Kirche gereicht wird, um sie einzuschläfern; allein sie erkennt das Gallbittere dieses Trankes gar wohl, darum will sie nicht weiter trinken. Allerdings ist es wahr, die Politik, so weit sie die Welt regiert, geht den Priester nichts an; allein sie geht ihn an gar Vieles, sie geht ihn Alles an, so weit sie die Gesinnung der Völker verdirbt, so weit sie an die Stelle der Wahrheit die Lüge setzt, und an die Stelle der Tugend, der Bruderliebe und des Friedens nur wilden Bürgerhaß und an die Stelle der Einigkeit und Ordnung nur Zügellosigkeit und Zerreißung der Völker verpflanzt, so weit sie das katholische Volk von seiner Kirche trennen, die Jugend des Borns, der Kraft und des Muthes, der höhern Begeisterung und Lebensfrische berauben und den schlichten Landmann selbst von seinem Gotte losreißen möchte. Und dieses Treiben hat jene Politik sich zum Tagwerk gewählt. Der Priester muß demnach allerdings hinabsteigen in die Tagesereignisse und muß thätigen Antheil an ihnen nehmen, und dieß nicht minder auf dem Lande, als in den Städten, wohl nicht, um Politiker zu werden und sich mit Dingen abzugeben, die ihn wirklich nichts angehen, sondern um jener falschen, gottlosen Politik und Aufklärung den Eingang zu wehren und diese neuen Lebenszustände zu heiligen, die gar sehr unheilig zu werden schon mehr, als angefangen haben. Lüge und Haß, Aussaat der Zwietracht unter die Guten, Einigung ihres Gleichen, das sind die starken Waffen, mit welchen jene Glaubenslosen gegen die Geistlichen kämpfen. Der Priester dagegen ergreift jene Waffen, die ihm seine Kirche darbietet. Die Kirche ist die Trägerin der Wahrheit und der Liebe, der wahren Freiheit und der kräftigen Einheit der Völker. Die Priester, als die Organe der Kirche, müssen sonach die Lüge der Volksverführung mit dem Schwerte der Wahrheit niederkämpfen und jene Christenliebe wieder in ihre Gemeinden zurückführen, die den Nachbar an den Nachbar bindet, bis sie eine Gesellschaft geworden, stark, Gutes zu thun, und entschlossen, Böses

abzuwehren, wie es unsere Väter waren, die zusammen gestanden, wenn es galt, Religion und Freiheit, Thron und Verfassung zu schützen. Die Waffen der Priester sind daher Belehrung im Geiste der Kirche und Belebung jenes Gemeinsinnes, von dem die Schrift sagt: Sie waren Ein Herz und Eine Seele.

Daher werden es die Priester sich nie wehren lassen, namentlich in jetziger Zeit, wo die Umsturzmänner herumziehen, um Mißtrauen und Verachtung gegen König und Obrigkeiten auszustreuen, und den Umsturz der bestehenden Ordnung vorzubereiten, gleichfalls öffentlich dem Treiben der Wühler entgegenzutreten, und wenn man uns dieß auch verübeln sollte, wenn man uns sagen wird: Haltet euch ferne von der Tagespolitik, dann werdet ihr um so höher geachtet werden, so werden wir den bittern Myrrhentrank, der uns da gereicht wird, zurückweisen, weil wir wohl wissen, daß man uns damit einschläfern und betäuben will. Recht gut wissen wir es, daß die Kirche gekreuzigt wird, so oder so, ob sie von dem bittern, betäubenden Tranke nimmt oder nicht. Wir sehen ja das Schauspiel schon klar vor unsern Augen. Ob die Priester schweigen oder ob sie muthig dem Verderben entgegentreten, ob die Kirche ihre Unschuld zu vertheidigen sucht und feierlich gegen die ihr zugefügte Gewalt protestirt oder sich schweigend verhält: zur Schlachtbank wird sie immerhin geführt, gekreuzigt muß sie dennoch werden. Man reißt sie nieder auf das Kreuz; gewaltsam dehnt man ihre Glieder aus, als wolle man sie ganz und gar trennen vom Kirchenleibe und Kirchenhaupte. Mit den Füßen tritt man auf ihre Brust, daß helles Wehgeschrei daraus dringt. Die Kreuziger suchen es zu übertäuben. Nun nimmt man den langen schweren Nagel, den die Verleumdung gegen die Kirche seit 1900 Jahren geschmiedet hat, und bohrt ihn durch die Hand in das Holz, und den Nagel der Ungerechtigkeit, mit der sich die weltliche Macht an der Kirche versündigt hat, für die andere Hand, und endlich den Nagel, an dem der Haß gegen die katholische

Kirche bis zur Stunde gearbeitet hat, für die Füße. Hände und Füße sind fest mit den Stricken des Unverstandes und der rohen Gewalt an das Holz gebunden, und nun beginnt ein Hammern auf die Nägel durch Schmähungen und Vorwürfe, daß das Eisen tief einfährt in das Holz und gewaltsam den Körper anpreßt. Endlich ist Alles bereitet: die gekreuzigte Kirche wird erhöht auf Golgatha, ihr Kreuzesstamm fährt tief in die Schädelstätte hinein, daß das Kreuz und der Hügel erbebt. Seht, da hängt die Kirche wie ihr göttlicher Stifter und Meister am wundervollen Kreuze; die Hände und Arme, welche das Menschengeschlecht von der Wiege bis zum Grabe trugen, welche den Samen des göttlichen Wortes überall ausstreuten, die Segen spendeten Allen, die guten Willens waren, die den heiligen Christbaum gepflanzt haben, unter dessen Schatten die Völker der Erde lagern, sind schmerzhaft ausgespannt und durchbohrt. Sie reichen gegen den fernen Osten und Westen, als wollten sie den ganzen Erdkreis umfassen. Die Füße, die den ganzen Erdkreis durchwandelt und den Frieden Christi überall hingetragen haben, sind durchbohrt; das Haupt, schwer geprüft und gepeinigt, ist zur Erde gesenkt, die es an das Kreuz geheftet hat. Seht die Kirche, den Leib des Herrn, am Leidenskreuze erhöht auf Golgatha. Das vergossene Blut ihrer heiligen Glieder rinnt nieder und düngt den Boden. Und aus der mit Blut getränkten Erde quillt Leben hervor, es sproßt, es grünt, es wächst herauf zum Kreuze und eint sich zum Kirchenzweige. O meine heilige Kirche! welche Schmerzen empfindest du an deinem Kreuze! Wie brennen dich die Nägel der Verleumdung, der Ungerechtigkeit und des Hasses; wie gehemmt ist der Kreislauf deines Blutes, wie will irdischer Sinn, Verweltlichung, Zeitgeist dich herabreißen zur Erde, du aber strebst hinauf zu Gott und dem Himmel! Man peinigt dich im Osten, Westen, Süden, Norden, die Hammerschläge durchhallen die Welt, und doch wie mild und geduldig blickst du auf deine Kreuziger nieder, senkst dein Haupt ihnen zu, um

sie emporzuziehen zu dir! Aber was sind diese Schmerzen im Vergleich zu denen, die du empfindest, wenn du deine eigenen Kinder unter deinen Kreuzigern erblickst! Sie stehen mit den Volksmassen unten am Fuße Golgatha's, sie scheuen sich, unter dein Kreuz zu treten, aus Furcht vor deinen Feinden, aus Scham, weil man dich den Missethätern gleichgerechnet hat, aus Liebe zu den Großen der Welt. O sie schmähen und spotten deiner noch am Kreuze! Bist du die wahre, alleinseligmachende Kirche, so steig herab vom Kreuze und hilf dir! Du hast ja immer auf deinen Christus vertraut, daß der Sohn Gottes dein Schützer sein soll, daß die Pforten der Hölle dich nicht überwältigen werden, rufe ihn an, daß er dir beistehe! O die verblendeten, die armen, unglücklichen Menschen, die noch Zeichen und Wunder sehen wollen, als seien die neunzehn Jahrhunderte voll Zeichen umsonst an ihnen vorübergerauscht, als besagte nicht die Inschrift über dem Kreuze, wen es trage! Es sind die Kinder der Welt, die mit ihrem Reichthume, ihrer Pracht und Herrlichkeit unmöglich hinauf können zur Kirche, den Flitter aber unten am Kreuzeshügel abzulegen, mögen sie nicht. Es sind die Armen und Geringen, die auf dem Wege hinan zu erhungern und zu erdürsten vermeinen, und daher vorziehen, unten zu bleiben, wo sie hoffen, daß eher von den irdischen Gütern etwas abfällt. Es sind die Gelehrten, welche sich nicht beugen mögen in Demuth, und weil sie deßhalb nicht vorwärts kommen zur Höhe des Kreuzes, so verschmähen sie den Weg ganz und thun, als gezieme er sich nicht für sie. Es sind die Unwissenden und Nichtgelehrten, die keinen Gehorsam gegen die Kirche kennen, sondern auf die Stimme der Pharisäer hören und bei diesen bleiben. Es sind Männer, die nicht Kraft und Entschiedenheit genug haben, um sich vor den Augen der Welt als Angehörige des Gekreuzigten zu bezeugen, die sich durch tausend vermeintliche Rücksichten festhalten lassen. Es sind Frauen, die den Gang zum Kreuze meiden, weil sie da keine Schmeicheleien hören und Entsagung lernen müssen, Jüng-

linge, weil sie ihre Leidenschaft zügeln, Jungfrauen, weil sie auf manche Genüsse des Lebens verzichten müssen, endlich Kinder, weil Niemand sie führt, sondern weil man stiefmütterlich sie behandelt, ihnen wohl den Weg durch die Welt, aber nicht den Weg zum Himmel zeigt. Doch stehen viele Anhänger der gekreuzigten Kirche von fern, und schauen auf sie hin; sie schwanken, ob sie vor dem höhnenden, spottenden Volke, vor dem hohen Rathe, vor Pilatus und den Soldaten hinaufziehen sollen nach Golgatha zum Kreuze; schon haben sie sich von den Übrigen bereits gesondert. Da aber siegt die Liebe. Wie Maria, die Mutter des Herrn, mit ihrer Schwester, Johannes und Maria Magdalena unter das Kreuz des Heilandes eilten, und sich offen vor aller Welt als seine Anhänger bekannten, so drängen sich Männer und Frauen zur Kirche hin, die entweder in reinem, unbefleckten Wandel ihr immer angehörten, oder die wie Maria Magdalena auf dem Wege der Buße zum Kreuzesstamme gelangt sind. Und Heil uns und ihnen! Es sind dieß Millionen und aber Millionen, die als treue Bekenner der heiligen Kirche, ungeachtet des Spottes, des Drohens und Höhnens der Welt, muthig und fest nach dem Golgatha der Kirche ziehen; gerade die Leiden der Kirche sind es, die sie herangezogen, die sie erkräftigt und zur Entscheidung gebracht haben. Nun stehen sie unter dem Kreuze der Kirche, erhaben über die Welt, und klammern sich fest an den theuern Stamm und lassen in Ewigkeit nicht los; denn todt selbst werden ihre Körper auf Golgatha gebettet, während die Seelen hinaufziehen zu dem, der sie gerufen und das ewige Leben verheißen hat.

Seht da, Geliebte, die Kreuzigung Christi an seinem geheimnißvollen Leibe, welcher die Kirche ist, wiederholt. Welchen Standpunkt nehmen wohl wir ein? Was wollen wir thun? Wollen wir es halten mit den Hohenpriestern dieser Welt, die das Heiligste um des Irdischen willen hinopfern, mit den Schriftgelehrten, die wohl Vieles wissen mögen, nur das Eine nicht, was zum Himmel führt, mit den

Pharisäern, die immer Worte des Lichtes, der Aufklärung, des Fortschrittes und der Liebe im Munde führen, aber gegen das wahre Licht, gegen den Sohn Gottes, gegen die einzige Aufklärung in dem Götzendienste der Welt, gegen den wirklichen Fortschritt zur geistlichen Vollkommenheit und gegen die ächte Liebe zu Gott und dem Nächsten freveln? Wollen wir bei den Gegnern der Kirche verweilen und vielleicht nur von ferne unbemerkt hinaufblicken auf das Kreuz? Oder wollen wir als liebende, offene, entschiedene Katholiken nach Golgatha hinaufziehen und den Kreuzesstamm umfassen, um das ewige Leben zu finden? Meine Lieben! wir sind frei, die Kirche zwingt uns nicht, sie bittet, fleht und ermahnt nur beständig. Aber das wisset und grabet es euch tief in die Seele ein: wie Christus vom Ölberge herab den Kreuzesweg entlang nach Golgatha zog und hier erhöht wurde, so wandelt die Kirche den nämlichen Pfad. Wollt ihr also Schüler Christi und Kinder der Kirche sein, so müßt ihr mit Christo und der Kirche den Weg des Kreuzes gehen und auf Golgatha sterben. Hier auf der Höhe, uns und der Welt gekreuzigt, ist allein Ruhe, Friede und Leben. Fürchtet ihr euch etwa? Nicht doch! Seht doch das Kreuz erhöht über die Welt, es ist euch das führende Zeichen in Kummer und Noth, folgt ihm nur mit Vertrauen nach; ist der Weg auch etwas rauh und schwer, verzaget nicht, rafft euch immer wieder auf! Blicket hin auf den Gekreuzigten, der euch liebend winkt und euch die Arme entgegenstreckt. O kommt, Geliebte, fort aus den Lüsten der Welt zum Kreuze der Kirche hin! Und können wir es nicht mehr mit den reinen, unbefleckten Armen der heiligen Jungfrau, nicht mehr mit der reinen Liebe des heiligen Johannes umfassen, so laßt es uns mit dem Bußsinne Magdalenens umklammern mit aller Innigkeit und Entschiedenheit. O daß ihr es verstündet, Geliebte, wie selig es ist, unter dem Kreuze der Kirche zu stehen und den Frieden einer Seele zu verkosten, die mit all' ihrem Sehnen und Streben der Kirche angehört! Heil euch dann! Das

Kreuz führt euch durch das Leben sicher und wohlbehalten; die Stürme der Welt vermögen euch nicht zu erschüttern, weil ihr das Kreuz umfasset; die Wogen der Revolution erreichen euch nicht auf der Kreuzeshöhe; laßt es blitzen und donnern, laßt es toben und wettern, laßt es finster werden überall, laßt die Sonne erbleichen, die Sterne niederfallen, die Höhen des Himmels erbeben, die Erde zertrümmern, von dem Kreuze Christi und der Kirche kommt Licht, Friede und Segen herab, es wird euch zum rettenden Kahne, der euch in den Hafen der ewigen Ruhe leitet. Amen.

Predigt
auf den heiligen Ostermontag.

„Ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen.“ Job 19, 25.

Geliebte im Herrn!

Nicht umsonst jubelt in diesen Tagen die ganze katholische Christenheit und millionenfaches Alleluja schallt freudig über die erlöste Erde hin — denn Jesus Christus, der Heiland der Welt, hat Tod und Hölle besiegt und ist siegreich vom Tode erstanden. Nun hat das Reich der Erniedrigung ein Ende, genug der Armuth, des Leidens und der Trübsal, genug der Schmerzen und Peinen, die Welt ist überwunden, das Reich der Herrlichkeit beginnt nun. Nun wissen wir, daß seine Lehren vom Himmel sind; nun wissen wir, daß der Vater ihn gesandt hat; nun sind seine Wunder und Weissagungen nicht mehr zu bezweifeln: denn nunmehr ist ihnen durch das Wunder aller Wunder das Siegel der höchsten Beglaubigung aufgedrückt. Nun wissen wir, daß unser Glaube keine Thorheit sei; denn Jesus Christus ist erstanden. Nun wissen wir auch, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist, denn nur Gott selber kann aus eigener Kraft aus dem Grabe hervorgehen; nun wissen wir auch, daß der, welcher im Stande ist, den Tod

und die Hölle zu überwinden, und alle Anschläge seiner Feinde, selbst die schmählichste Hinrichtung, mit der sie ihn den Tod des Missethäters sterben ließen, zu Schanden zu machen, die von ihm in's Leben gerufene Erlösungsanstalt gegen alle Stürme ihrer Feinde zu schützen im Stande sei, daß somit der Geist des Irrthums und der Lüge sich nicht in ihr einschleichen und die Wahrheit seiner Lehre nie werde verkümmern können.

Darum jubeln und frohlocken wir in diesen Tagen mit Recht und freuen uns in unaussprechlicher Freude über den glorreichen Sieg des Erlösers. Sollte es aber dennoch Solche geben, die sich heute nicht freuen, für welche das Wunder des heutigen Tages keine Bedeutung hat, für welche die Lichtstrahlen des Ostermorgens nichts Entzückendes haben? Ja, Geliebte, leider gibt es Solche, und zwar nicht Wenige. Hieher rechne ich überhaupt Jene, welche im Grabe ihrer Gewohnheitssünden liegen bleiben. Diese feiern keine Auferstehung troß ihres Beichtens und Communicirens; von dieser Klasse von Unglücklichen will ich aber dießmal nicht reden, sondern von Jenen, die an die Auferstehung Christi und somit auch an ihre eigene Auferstehung nicht glauben. Diese Unglücklichen meinen, es sei gar kein Unterschied zwischen unserm und ihrem Leben, zwischen unsern und ihren Hoffnungen — sie wähnen überhaupt, ob man an die Auferstehung Christi glaube oder nicht, das habe nichts Sonderliches auf sich; es sei das ohnehin eine Sache, von der man nicht recht wisse, wie man mit ihr daran sei, wird ja in neuester Zeit ohnehin wieder stark behauptet, daß Christus nicht auferstanden sei. Man sieht, es sind also sehr verschiedene Ostern, die von den Gläubigen und Ungläubigen gefeiert werden, und es wird gut sein, wenn wir diese Verschiedenheit recht genau kennen lernen. Zu diesem Ende wollen wir

die Ostern der Ungläubigen und
die Ostern der Gläubigen

kennen lernen, und es wird sich dann leicht zeigen, welche Osterfeier uns besser gefällt.

Ich beginne ꝛc.

Hört ihr sie predigen die Apostel unserer Tage? Hört ihr, wie ihr Loosungswort: Wohlstand für Alle! durch die Welt erschallt? Wir brauchen kein Jenseits, sprechen sie prahlend, wir brauchen keine Auferstehung, keine Fortdauer nach dem Tode. Hier wollen wir unsern Himmel haben; die Erde wollen wir zum Himmel umschaffen; allen Menschen soll es gut gehen, Wohlstand für Alle! rufen sie. Gut, meine Lieben. Nehmen wir an, diese Versprechungen seien wahr, nehmen wir an, es wäre möglich, ein allgemeines schönes Leben in der Welt einzuführen, alle Armuth, alles Elend, alles Unglück von der Erde zu verbannen und sie zu einem Paradiese umzuschaffen voll Herrlichkeit, Anmuth und Reiz — was wäre, frage ich, mit all' dieser Herrlichkeit gewonnen? Nichts als ein kurzes, flüchtiges Vergnügen, eine kurze Freude, und dann käme der kalte Tod und machte auf einmal dieser Herrlichkeit ein Ende. Nein, so lange die neuen Weltverbesserer nicht das Mittel erfinden, die Leute unsterblich zu machen, den Tod vom Menschen ferne zu halten, so lange sind alle ihre irdischen Seligkeiten weiter Nichts, als ein leerer Schatten.

Oder sagt mir, was sollen denn alle Würden, Ehren und Auszeichnungen, was soll denn Geld und Gut, was Gesundheit und Schönheit für einen Werth haben, da sie nur höchstens fünfzig Jahre den Menschen beglücken können? Nehmen wir an, Jemand lebe achtzig Jahre lang in ununterbrochener Gesundheit; die ersten achtzehn Jahre seines Lebens und gewiß auch die letzten zehn Jahre desselben sind nicht zu rechnen; also fallen fast oder gewiß dreißig Jahre weg, ohne eigentlichen Lebensgenuß; gesetzt aber auch, dem Menschen

wäre es gegeben, wie in frühern Zeiten, mehrere hundert Jahre zu leben und alle Güter des Lebens stünden ihm zu Gebote und jeder seiner Wünsche würde jeden Augenblick befriedigt, zuletzt aber käme der Augenblick der Trennung — was hätte er von all' der genossenen Herrlichkeit und Lust? Ach, wie bitter müßte die Trennung sein von dieser Herrlichkeit, da mit ihrem Verluste das ganze Glück zusammenbräche; wie möchte da nicht Jeder mit Agag ausrufen: Scheidet also der bittere Tod? —

Setzen wir aber den Fall, unsere gepriesenen und sich selbst preisenden Weltverbesserer wären im Stande, allen Menschen eine irdische Seligkeit, ein Wohlleben zu verschaffen, wie sich einst König Salomon derselben erfreuen konnte; wären sie im Stande, des Menschen Herz damit auszufüllen? Wären sie im Stande, es damit so weit zu bringen, daß die Genießenden am Ende ihres Lebens sagen könnten: Ich habe nun Alles genossen, ich verlange nichts weiter, ich will jetzt gerne sterben und in's Nichts zurückfallen? O nein, sie würden mit Salomon gestehen müssen: „Eitelkeit der Eitelkeiten! und Alles ist Eitelkeit! Ich sprach in meinem Herzen: Ich will hingehen und der Wollust in Fülle pflegen und des Guten genießen; aber ich sah, daß auch dieses eitel war. . ." Und warum erschienen wohl alle die Güter und Genüsse dieser Erde dem pracht- und genußliebenden Salomon eitel? Wegen ihrer Kürze und Hinfälligkeit. Und darum, Geliebte, steht fest: so lange die Volksbeglücker unserer Tage, welche die Menschen nicht auf eine künftige Auferstehung und ein ewiges Leben anweisen, die Menschen nicht unsterblich machen und ihnen so die Auferstehung ersparen können: so lange geben sie dem Volke nur einen Stein statt Brod, indem sie ihm schmeicheln, daß es sich mit Dingen sättigen könne, die doch nie und nimmer das Herz des Menschen satt machen können. Wahrlich, wenn die Güter dieser Welt die Osterfreude der Menschen sein sollen, dann sind diese Osterfreuden schlecht genug, weil sie kurz genug sind, und sind nicht werth, daß man ein Alleluja ihret-

wegen anstimmt. Solche Osterfreuden, wie diese Ungläubigen sie wollen, die die Auferstehung Christi und die Auferstehung der Menschen läugnen, hat das Thier alle Tage — und um diese Freuden wahrlich sind sie nicht zu beneiden.

Sind aber die Güter dieser Erde schon wegen ihrer Vergänglichkeit von der Art, daß sie auch nicht von ferne ein Ersatz sein können für die Auferstehung und Fortdauer nach dem Tode, so springt diese Wahrheit noch mehr in die Augen, wenn wir sehen, daß die Freuden dieser Welt nicht bloß kurz sind, sondern daß sie stets eine bittere Beimischung haben. Jedes Vergnügen, jede Freude dieser Erde, sie mag an sich noch so rein und schön sein, hat einen Wurm in sich. Keine vermag nämlich das Herz auszufüllen, nichts, es zu befriedigen. Und auch deßwegen ist Alles eitel und Eitelkeit. Das Herz wird zuletzt in der Weise satt all' dieser Genüsse, daß es einen Überdruß davor bekommt und eine Sehnsucht, sich ihrer entschlagen zu können. Und das ist es, was auf den göttlichen Funken, der in uns glüht, hindeutet und ihn erkennbar macht. Das Herz des Menschen strebt über diese Erde hinaus und die Güter dieser Welt vermögen es nicht auf die Dauer zu fesseln. Und wenn sich nun dieses Herz muß sagen lassen: du bist nur für diese Erde bestimmt und hier hast du deine Nahrung, weiteres hast du nicht zu hoffen, dein letzter Pulsschlag ist das Ende und nie mehr wirst du wieder lebendig werden: kann eine solche Beschwichtigung anders geschehen, als mit gewaltsamer Unterdrückung der tiefsten und lebendigsten Regungen dieses für die Ewigkeit geschaffenen Herzens? Muß nicht die Seele, sobald sie nur zum Bewußtsein kommen will, sobald sie ihren Eckel an der Nahrung, mit der sie ihr ungläubiger Eigenthümer füttert, an den Tag legen will, wieder gewaltsam übertäubt und in den Wirbel der Vergnügungen mit aller Gewalt hineingeworfen werden, damit die ächte Stimme ersticken und das Verlangen des Herzens nach besserer Nahrung nicht gehört werden möge? Als der unglückliche Ludwig XVI. von Frankreich das Schaffot bestieg und er einige Worte an

sein Volk richten wollte, um ihm seine wahre Gesinnung zu sagen, da ließ man die Trommeln wirbeln, um die Stimme des Königs nicht zu vernehmen und so allen Eindruck, den seine Rede machen konnte, zu verhindern. Und so, Geliebte, machen es auch Jene, welche die Auferstehung und die Fortdauer nach dem Tode läugnen. Wenn das gepreßte Herz sich Luft machen und es offen sagen möchte, wornach es eigentlich sein Verlangen hätte: dann läßt man schnell die Trommeln der Leidenschaften wirbeln, man stürzt sich von einem Vergnügen zum andern — und so wird die wahre Stimme, das wahre Verlangen des Herzens immer und immer unterdrückt, und glücklich, wenn die Stimme des Gewissens, das wahre Verlangen der Seele nicht schon dermaßen unterdrückt und geschwächt ist, daß es auf dem Todbette noch mit aller Stärke hervortreten und sich Gehör erringen kann.

Da zeigt es sich dann auf dem Todbette, ob etwas Wahres, Sättigendes und Befriedigendes an den Genüssen dieser Erde war; da wird es sich zeigen, ob die Seele keine andern Osterfreuden verlangt, als die gehabten, ob sie nicht nach Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, ihr ganzes Verlangen hat und auf ihn ihre ganze Hoffnung baut.

O Geliebte, möge sich darum Niemand täuschen lassen von den Betrügern unserer Tage, deren ganze Osterfreude in nichts Anderem besteht, als daß sie die Auferstehung Jesu läugnen und sich über den Glauben der Christenheit vornehm lustig machen; die wohl in diesen Feiertagen auch in Festkleidern einhergehen, aber wahrlich nur darum, weil es eben Feiertage sind. Wenn sie an die Auferstehung Christi und somit auch an die Auferstehung der Todten nicht glauben, wenn sie überhaupt meinen, mit diesem Leben habe Alles ein Ende, so lassen wir sie auf ihrem Glauben oder Unglauben. Wenn sie einmal ihre Seligkeit darin finden, nicht mehr zu sein, als ein aufrecht gehendes Thier, das höchstens ein paar Unzen Gehirn mehr im Kopfe hat, als das Thier, wenn sie nun etwas so absonderlich Großes darin finden, gleich einem Thier

zu Grunde zu gehen, so sind das absonderliche Geschmackssachen und Liebhabereien, die man solchen Menschen, die einmal nichts anders sein wollen, überlassen muß.

Bisher habe ich aus der Natur der Sache, d. h. aus der Hinfälligkeit und innern Nichtigkeit der Genüsse dieser Erde nachgewiesen, daß sie keinen Ersatz bieten können für die ewigen Güter, zu denen wir durch die Auferstehung des Fleisches, deren Unterpfand eben die Auferstehung Christi ist, gelangen werden. Nun aber, meine Christen, lassen wir erst den Apostel Paulus reden und wir werden staunen, in welchem Zusammenhange dieser die Lehre von der Auferstehung mit unserm ganzen Leben auffaßt. Fürwahr, diejenigen, die Christen sein wollen, aber dennoch die Auferstehung Christi läugnen, weil sie glauben, auch auf den Altar der modernen Aufklärung ihren Opferpfenning legen zu müssen, bedenken nicht, was sie thun, sonst könnten sie unmöglich zu diesem Schritte sich entschließen. Entweder wissen sie nicht, was der Apostel Paulus an die Korinthier schreibt, oder sie sind gar nicht im Stande, den ganzen und schweren Inhalt jener Worte zu würdigen. Dort beweist der Apostel aus der Thatsache der Auferstehung Christi auch die Auferstehung der Todten und erklärt geradezu, wenn es keine Auferstehung gibt, so sind gerade wir Christen die elendesten Menschen von der Welt. Die Worte des Apostels lauten also: „Wenn Christus gepredigt wird als der, so von den Todten auferstanden ist, wie sagen denn Einige unter euch, es sei keine Auferstehung der Todten? Wenn keine Auferstehung der Todten ist, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so folgt, daß unsere Predigt vergeblich ist, vergeblich ist auch euer Glaube. Dann würden wir auch als falsche Zeugen Gottes befunden; denn wir hätten wider Gott gezeugt, daß er Christum auferweckt habe, den er nicht auferweckt hat, wofern die Todten nicht auferstehen; denn wenn die Todten nicht auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube vergeblich; denn ihr seid dann

noch in euern Sünden. So sind auch die in Christo Entschlafenen verloren. Wenn wir aber nur in diesem Leben auf Christus hoffen, so sind wir elender als alle Menschen." Diese Folgerungen, Geliebte, die der Apostel aus der Läugnung der Auferstehung Christi zieht, sind zu tiefgreifend, als daß wir sie nicht näher beherzigen sollten. Ist Christus nicht auferstanden, sagt der Apostel, so ist unsere Predigt lauterer Irrthum. Ganz natürlich — was wir aus der heiligen Schrift selber als Vorbilder und Weissagungen anführen, ist Alles lauter Lug und Trug. Was soll man dazu sagen, wenn Jesus einmal sich mit Jonas verglich, daß, wie dieser drei Tage im Bauche des Fisches, er drei Tage im Schooße der Erde sein werde (Matth. 12.), wenn er nicht wirklich auferstanden ist? Was soll man zu der prahlerischen Rede sagen: „Zerstöret diesen Tempel — hier meinte er nämlich seinen Leib — und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen," was offenbar von seiner Auferstehung gesagt ist, wenn er nicht auferstanden ist? Wie oft hat ferner Christus zu seinen Jüngern gesagt: „Seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und des Menschensohn wird dort gegeiselt, verspottet, verspieen und gekreuzigt werden und am dritten Tage wird er wieder auferstehen!" Und hat nicht Christus im Herabgehen vom Berge Thabor seinen Aposteln eigens befohlen, sie sollten nichts von dem Gesichte sagen, das sie gesehen hätten, bis er vom Tode auferstanden sein würde? Wozu diese beständigen Hinweisungen auf seine Auferstehung, wenn er nicht auferstanden ist? Was soll man aus diesen Prophezeiungen Christi machen? In welchem Lichte erscheint da der Heiland? Allein nicht genug, daß, wenn Christus nicht auferstanden ist, diese Weissagungen und Vorbilder nur Betrug sind, das ganze Evangelium ist ohne die Thatsache der Auferstehung grund- und zwecklos — Alles umsonst. Was helfen alle seine Lehren, alle seine Wunder, da er zuletzt denn doch sich selber nicht helfen konnte und von seinen Feinden besiegt ward? Sie hatten den Verhaßten an's Kreuz gebracht — das war ihr Plan und dieser war ihnen

gelungen, was wollten sie mehr? Nunmehr war er sammt seiner Lehre vernichtet; denn im entscheidenden Augenblick verließ ihn sein Gott, auf den er sein ganzes Vertrauen gerichtet hatte; Alles, was er früher gethan und gesagt hatte, war somit wie Nichts — es fehlte ihm das Siegel der Beglaubigung; denn er hatte den Tod und die Hölle nicht besiegt, wenn er nicht auferstanden war. Das ganze Christenthum ist also ohne die Wahrheit der Auferstehung ohne alle Begründung, und nur thörichte Leichtgläubigkeit kann ihm Glauben schenken. Ist Christus nicht auferstanden, sagt der Apostel ferner, dann sind wir Prediger falsche Zeugen, weil wir Gott Thatsachen unterschieben, die er nicht gethan hat, und diese erlogenen Thatsachen im Namen Gottes als wahr bezeichnen. Ist Christus nicht auferstanden, folgert der Apostel weiter, dann nützt uns unser Glaube Nichts zur Seligkeit, er ist eitel und vergeblich; denn wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist sein Tod kein Sieg, sondern eine Niederlage, er ist ohne Erlösungskraft; denn der Tod ist eine Folge der Sünde. Konnte nun Christus die Folge nicht aufheben, so besteht auch die Ursache noch, die Sünde nämlich — somit ist ohne die Auferstehung Niemand erlöst und unser ganzer Glaube ist demnach ein falscher Glaube. Mit uns sind aber auch Alle betrogen, die bisher geglaubt haben und schon gestorben sind, sie sind nicht erlöst, sondern ewig verloren. Endlich sind wir Alle, die wir Christen sind, wenn wir nur in diesem Leben auf Christum hoffen, d. h. wenn wir glauben, als Christen hienieden schon glücklich und selig werden zu können, elender als alle Nichtchristen; denn uns Christen ist für dieses Leben nicht viel Gutes verheißen; wir haben nämlich Verfolgungen zu erleiden, unsere Religion verpflichtet uns zur Selbstverläugnung und Abtödtung, während die Nichtchristen diese Welt genießen und so wenigstens hierin eine Art Glückseligkeit finden. Ist demnach Christus nicht auferstanden, steht folglich auch uns keine Auferstehung bevor; sind wir demnach auf dieses Leben angewiesen, dann sind wir als Christen am allerschlechtesten

daran, weil wir hier nichts Gutes haben und jenseits nichts Gutes bekommen. Das also, sagt der Apostel, sind die Folgen, welche unabweisbar aus der Läugnung der Auferstehung Christi fließen.

Man sollte nun meinen, auf das Wort dieses Apostels hin, wornach das ganze Christenthum als purer Betrug erscheint, so wie die Auferstehung wegfällt, würde jeder Christ in sich zusammenschaudern, sobald ihn nur der leiseste Zweifel an die Wahrheit dieser Thatsache beschleichen würde. Allein was kümmert man sich heutzutage mehr um das, was in der Bibel steht, um das, was ein Apostel sagt? Das ist eben eine Privatansicht des Apostels Paulus gewesen, sagen viele unserer sich so nennenden Christen; allein das ist noch nicht die Folge, daß, wenn der Lehrer im Irrthum ist, auch die Schüler im Irrthume ihm nachfolgen müssen. Die Forschungen unserer Zeit haben nämlich Resultate zu Tage gefördert, vor welchen auch ein Paulus mit seiner Ansicht nimmer bestehen kann — und so muß der Glaube an die Auferstehung weichen, trotzdem aber kann das Christenthum recht wohl noch bestehen.

Ja, ja, dieses Christenthum kennen wir. Es ist eine gar wundersame Religion, dieses neumodische Christenthum, in dem der Name Christus nur mit genauer Noth noch Platz hat, aus dem man aber alles Übrige, was noch sein gehörte, längst hinausgeworfen hat. Und mit diesem Christenthum, das für eine leere Hülse zu schlecht ist, will man die Menschheit beglücken! Mit diesem Christus, der weiter nichts war, als ein anderer Mensch, obwohl er aus seiner Person eine solche Wichtigkeit machte, mit diesem Christus, dessen übernatürliche Geburt, dessen Wunder, dessen Auferstehung und Himmelfahrt Fabeln sind, der also auf die armseligste Weise seinen Feinden erlag, obwohl er seine Auferstehung so gut, wie sein Leiden voraussagte, mit diesem Christus will man ein Osterfest feiern! ein Osterfest, um Christi Auferstehung zu läugnen! Und mit diesem Christus, der nicht einmal seine eigenen Feinde besiegen konnte, will man die Welt erobern!

Unser Christus, Geliebte, ist ein ganz anderer, und daher auch unser Osterfest ein ganz anderes. Wir verstehen nämlich unter Osterfeier nicht etwa, daß man besser ißt und trinkt, als sonst, und schönere Kleider trägt — aber dabei die Auferstehung Christi läugnet und dadurch der elendeste Mensch von der Welt wird; sondern wir verstehen unter Osterfeier den Glauben an seine Auferstehung und somit den Glauben an Jesus und sein ganzes Erlösungswerk; wir verstehen darunter den Inbegriff all' der Hoffnungen, die aus diesem Glauben entspringen. Unser Herr und Heiland hat sich nach unserm Glauben zwar freiwillig hingegeben in den Tod, und Tod und Hölle schienen ihn auch bereits besiegt zu haben; allein sie sollten sich ihres Sieges nicht lange erfreuen. Der Tod mußte bereits nach sechsunddreißig Stunden seine Beute herausgeben. — Christus der Herr stieg aus eigener Machtvollkommenheit lebendig aus dem Grabe hervor. Er, der so viele Todte erweckt hatte, zeigt heute, daß er dieß in eigener Kraft, in seinem Namen gethan habe, daß er Herr über Leben und Tod sei. Die Juden selber konnten sich der Furcht nicht entschlagen, daß Christus vom Tode auferstehen möchte. Sie erinnerten sich ja, daß er gesagt hatte: Zerstöret diesen Tempel und in drei Tagen will ich ihn wieder aufbauen; recht gut verstanden sie es, daß er hier von der Auferstehung seines Leibes gesprochen; allein aus Bosheit hatten sie die Worte in der Anklage verdreht und aus denselben zu beweisen gesucht, daß Christus das Haus Gottes gelästert und seine Verachtung gegen dasselbe ausgesprochen habe; allein jetzt, als der Herr im Grabe lag, legten sie an den Tag, daß sie jene bildlichen Aussagen wohl verstanden hatten; jetzt wurde das schlechte Gewissen die wahre Auslegerin jener Vorhersagung, und deßhalb gehen sie zu Pilatus und verlangen eine Wache für das Grab. In ihrer Bosheit lassen sie freilich von ihrer Furcht nichts mehr merken, sondern sie wollen durch diese Wache, wie sie mit stolzer Sicherheit vor Pilatus behaupten, nur einem Betruge vorbeugen,

es könnten nämlich seine Jünger kommen, ihn stehlen und hernach behaupten, er sei auferstanden.

Durch diese ihre Bosheit und List und die getroffenen Vorsichtsmaaßregeln glaubten nun die Hohenpriester und Schriftgelehrten das Möglichste geleistet zu haben. Das Grab war mit einem großen Steine zugewälzt, der Stein versiegelt mit obrigkeitlichem Siegel und Wachfeuer brannten rings herum, während am Grabe die bewaffneten Wächter lagen, um allen Unterschleif zu wehren. Nach römischer Kriegsordnung bestand eine solche Wache aus sechzehn Mann, welche sich je zu vier und vier die Nacht hindurch ablösten. Diese Soldaten nun, die keine Furcht kannten, vor den zaghaften Jüngern aber am allerwenigsten geflohen wären, wenn sie es gewagt hätten, den Leichnam zu stehlen, zitterten auf einmal vor Furcht und flohen davon. Wie, römische Soldaten zittern vor Furcht, fliehen und verlassen also feig ihren Posten? Und warum denn? Waren etwa die Jünger gekommen mit bewaffneten Schaaren? Wo hätten die Jünger wohl diese hergenommen, und woher hätten sie den Muth gehabt, dergleichen zu wagen, sie, die selber vor Angst und Furcht zitterten und gewiß der Wache sich um keinen Preis genähert hätten? Es ist auch nirgends der geringste Verdacht, die geringste Vermuthung ausgesprochen, daß die Jünger einen solchen Versuch gemacht hätten; vielmehr saßen sie bei verschlossenen Thüren bei einander und trauerten und weinten, wie Markus berichtet. Und was hätten sie dann auch mit dem Leichname angefangen? Was hätten sie für einen Nutzen gehabt, wenn sie Jesum todt bei sich gehabt hätten? Wie hätten sie wohl ausstreuen können, er sei auferstanden? Sie hätten ja sich selber damit angelogen! Nein, Geliebte, die Ursache, warum die Wache die Flucht ergriff und zitterte, war eine ganz andere. Die heilige Schrift erzählt: Spät am Sabbath, d. h. am Sonntag in aller Früh, da der Morgen noch kaum zu grauen anfing, geschah ein großes Erdbeben; denn ein Engel des Herrn stieg vom Himmel herab, trat hinzu, wälzte den Stein hinweg und setzte sich

darauf. Sein Anblick war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie Schnee. Da bebten die Wächter vor Furcht und waren wie todt. Und sobald sie sich von ihrer Furcht erholt hatten, flohen sie davon. Man darf nun nicht glauben, daß Jesus erst aus dem Grabe hervorgegangen sei, nachdem der Engel den Stein hinweggewälzt hatte; nein, der Herr hatte nicht nöthig, daß ihm erst der Ausgang eröffnet wurde; er erstand aus dem Grabe, da es noch verschlossen war, aus göttlicher Macht, unsichtbar den Hütern. Wie sein verklärter Leib durch verschlossene Thüren hindurchging, so hinderte ihn auch der große Stein nicht; aber offenkundig sollte es werden, daß er nicht mehr im Grabe sei, den Wächtern durch dieß Schrecken und Entsetzen erregende Ereigniß, indem sie einen Engel schnell wie der Blitz vom Himmel kommen, den Stein wegnehmen und ihn sich daraufsetzen sahen, zum Zeichen der Macht, der sie nicht widerstehen würden — den Frauen aber sollte die Auferstehung kund werden durch das offene Grab, in welches sie hineingehen und sich überzeugen sollten, daß Jesu Leichnam nicht mehr gegenwärtig sei. So war es also die wunderbare Auferstehung Jesu, und nicht etwa Diebe, die den Leichnam Jesu stehlen wollten, die sie mit Entsetzen erfüllt und in die Flucht gejagt hatte. Die Soldaten machten auch gar kein Hehl aus der ganzen Begebenheit, und sie konnten in ihrem eigenen Interesse auch gar nicht anders handeln. Es mußte ihnen ja Alles daran gelegen sein, zu bezeugen, daß der Leichnam Jesu nicht aus ihrer Schuld, sondern durch Einwirkung einer höheren, ihnen unbegreiflichen göttlichen Macht aus dem Grabe gekommen sei; denn hätte man den Soldaten nachweisen können, daß sie aus Feigheit ihren Posten verlassen hätten, und die Hohenpriester hätten sicherlich nicht gesäumt, diese Anklage gegen sie beim römischen Landpfleger zu erheben — so würde die ganze Wache nach der Strenge der römischen Militärgesetze hingerichtet worden sein. Allein sieh da, kein Mensch denkt daran, sie der Feigheit zu beschuldigen, vielmehr haben die Hohenpriester nicht den mindesten Zweifel an der Wahrheit ihrer

Aussage, sie wenden kein Wort dagegen ein, sie fühlen das ganze Gewicht dieses Beweises; doch, was thun sie? Gott wollte ihnen den Glauben gleichsam aufdringen; allein was geschieht, sie verhärten ihr Herz noch mehr, und statt jetzt laut zu bekennen, daß sie Unrecht thaten an Jesus, statt die ersten Verkünder seiner Auferstehung zu werden, widerstreben sie ihrer eigenen Überzeugung und nehmen zu dem niederträchtigen Mittel der Bestechung, zur Erdichtung, zur schändlichen Überredung ihre Zuflucht. Die Hohenpriester, sagt die Schrift, versammelten sich mit den Ältesten, hielten Rath und gaben den Soldaten viel Geld und sprachen: Saget nur, seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, während wir schliefen. Da aber die Soldaten wahrscheinlich für den Anfang sich auf dieses Ansinnen nicht einließen, indem sie, wenn die Sache ruchbar geworden wäre, hingerichtet worden wären, versprachen die Hohenpriester, daß sie alle Verantwortlichkeit über sich nehmen wollten, indem sie zu den Soldaten sagten: „Und wenn dieß (nämlich daß der Leichnam durch eure Fahrläßigkeit gestohlen werden konnte) dem Landpfleger zu Ohren kommen sollte, so wollen wir ihn bereden und euch sicher stellen." Und die Soldaten, heißt es, nahmen das Geld und thaten, wie sie angewiesen waren. Und der heilige Matthäus setzt bei, daß die Lüge verbreitet war bis auf den heutigen Tag, d. h. bis auf die Zeit, in der er sein Evangelium schrieb, nämlich acht Jahre nach der Auferstehung. Justin der Martyrer schreibt auch, daß die Juden von Jerusalem besonders auserlesene Männer in alle Länder, wo sich Juden befanden, aussendeten, um diese Lüge zu verbreiten.

Allein daran dachten die Juden wahrlich nicht, daß sie durch Erfindung und Verbreitung dieser Lüge die Wahrheit der Auferstehung erst recht bestätigten. Man merke nur! Sie lernten den Soldaten an, daß sie sagen sollten, sie hätten geschlafen, und während sie schliefen, hätten die Jünger den Leichnam gestohlen. Also schlafende Soldaten sollen gesehen haben, als die Jünger den Leichnam wegtrugen? Wenn

sie es aber nicht sahen, weil sie eben schliefen, wie konnten sie denn sagen, daß die Jünger ihn gestohlen hätten? Und gesetzt auch, es hätte ein Theil der Wache geschlafen, warum weckte denn der Wachende die Schlafenden nicht? War er feige und floh vor den furchtsamen Jüngern? Schliefen sie aber alle, mußten sie bei dem bedeutenden Geräusche, welches das Wegwälzen des Steines und das Herausholen des Leichnams verursachte, nicht erwachen? Und die römische Wache wäre den schwachen Jüngern nicht widerstanden? Ja, hätten sich die furchtsamen Jünger auch nur zum Grabe zu gehen getraut, wenn sie dort eine römische Wache bemerkt hätten? Endlich, und das ist gleichfalls ein Hauptpunkt, als die Apostel nachher die Auferstehung Jesu verkündeten, warum wagte es der hohe Rath nicht, sie der Lüge oder des Betruges zu zeihen? warum sagte er ihnen nicht in's Gesicht: Ihr habt den Leichnam gestohlen, wir können es beweisen durch die Wache? Kein Wort getrauen sich die Hohenpriester zu sagen, sie begnügen sich, den Aposteln einfach zu verbieten, von Jesu mehr zu reden und in seinem Namen zu lehren. Warum thun sie es denn nicht? Weil sie selber mit ihrer Bestechung an's Licht gekommen wären und den Landpfleger mit in die fatale Geschichte hinein verwickelt hätten. So nahmen sie denn ihre erfundene Lüge, so sehr sie sich selber widerlegte und innerlich widersprach, als Wahrheit an — sie wollten eben nicht glauben und darum genügte ihnen eine Lüge, um die Wahrheit zurückzuweisen.

So wird denn die Wahrheit der Auferstehung Jesu durch die List und Bosheit seiner Feinde noch mehr bekräftigt, und darum steht auch Nichts so fest, als die Thatsache der Auferstehung. Gerade diese Thatsache aber muß am stärksten verbürgt sein; denn von ihr hängt Werth und Wahrheit des ganzen Christenthums ab. Ist Christus nicht auferstanden, wir wiederholen es mit dem großen Apostel, dann ist unser Glaube nichtig und wir Christen sind die elendesten Menschen von der Welt.

Aber nein, Christus, der ewige Sohn Gottes, lügt nicht, sondern er hat seinem Werke am heutigen Tage die Krone aufgesetzt. Heute ist in Erfüllung gegangen, was David von ihm weissagte: „Du wirst nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung schaue!“ Heute ist erfüllt worden, was Oseas geweissagt: „Tod, ich will dein Tod, Hölle, ich will dein Biß sein!“ Alle Vorbilder und Weissagungen haben ihre Erfüllung gefunden. Jesus hat heute den Tod und die Hölle besiegt. Der Löwe aus dem Stamme Juda hat gesiegt, er hat die ehernen Pforten des Todes, die eisernen Riegel desselben zerbrochen, indem er gerade dort, wo sonst alle menschliche Herrlichkeit ein Ende fand, im Grabe, den Tod erwürgte und neues Leben an sich nahm. Darum laßt uns jubeln heute in heiliger Freude mit unserer heiligen Kirche, die ihres Jubels kein Ende weiß. Froh und feierlich begeht die Kirche das Geburtsfest unsers Herrn und Heilandes; allein in ihre Freude mischen sich Thränen der Wehmuth bei dem Hinblicke auf die Armuth, Demuth und Knechtsgestalt des menschgewordenen Gottes; darum ertönt wohl auch am heiligen Christtage das freudenreiche Alleluja, aber nur spärlich; heute jedoch ist die Knechtsgestalt verschwunden, Thränen und Leiden haben ein Ende, heute ist nur der glorreiche Obsieger über Sünde, Tod und Teufel sichtbar; darum dieses nimmer endende Alleluja, das über die ganze Erde hinstürmt, darum diese feierlichen Siegeslieder, darum diese festliche Zeit, die heute beginnt und bis zum ersten Sonntage nach Pfingsten dauert. Ja, Geliebte, laßt uns jubeln und frohlocken heute; denn Christus ist erstanden, Alleluja! Ja, wir gläubige Christen haben ein Osterfest, wir können uns dessen freuen; denn wir kennen seine Bedeutung. Wir haben einen Heiland, dessen wir uns rühmen dürfen. Ja, heute tritt so recht der ungeheure Unterschied zwischen ungläubigen und gläubigen Christen zu Tage. O lassen wir ihnen ihren Zimmermannssohn, den ohnmächtigen, den seine Feinde vernichteten, den seine Jünger stehlen mußten, um dem Scheintodten neues Leben einzublasen. Lassen wir ihnen den Christus, dessen

Auferstehung nur eine Reconvalescenz war und der sich nachher nirgends mehr sehen ließ; lassen wir ihnen den Christus, der so viel versprochen und nichts gehalten — der zuletzt verkommen, ohne daß ein Mensch weiß, wohin. — Wir haben einen Christus, der zwar nicht halb, sondern ganz gestorben, aber auch wieder auferstanden ist — ihr Christus ist ein Ohnmächtiger, ein Geschlagener, ein Besiegter; der unsere ein Sieger. So freuen wir uns denn dessen, indem wir unerschütterlich an die Wahrheit seiner Auferstehung glauben, und auch für uns eine glückliche Auferstehung hoffen und in dieser Hoffnung den Auferstandenen lieben, indem wir aus dem Grabe der Sünde auferstehen. Amen.

Predigt

auf das Fest der Himmelfahrt Jesu.

„Nachdem nun der Herr Jesus zu ihnen geredet hatte, wurde er in den Himmel aufgenommen, und sitzet zur Rechten Gottes.“ Mark. 16, 19.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Seit dem Tage, an welchem der göttliche Heiland vor den Augen seiner Jünger zum Himmel emporstieg, ist der Blick des Christen himmelwärts gerichtet. Unser Auge schaut sehnsuchtsvoll nach jenen herrlichen Wohnungen, deren es in dem Hause des himmlischen Vaters so viele gibt, und die uns zu bereiten der Herr hingegangen ist. Ja, nach dem Himmel, dem Orte der ewigen Freude und unvergänglichen Herrlichkeit, richtet die Christenheit ihre Blicke aus diesem Thale der Thränen seit dem Tage der Himmelfahrt Jesu; der Gedanke: Es gibt eine unaussprechliche ewige Seligkeit, hat die Christenheit seit zweitausend Jahren in ihrem Ringen und Kämpfen gestärkt, und Millionen und Millionen haben seit dieser langen Zeit in dem Gedanken: Geht es uns auch auf dieser Welt nicht gut, so gibt es ja doch ein ewiges, besseres

Leben, es gibt ja einen Himmel, den auch der Ärmste und Geringste an sich reißen kann, Trost und Hilfe gefunden in allem Elende, in allen Bedrängnissen dieser Welt. Hier dauert es nur eine kleine Weile, aber in der andern Welt dauert es ewig, auf die Leiden dieser Zeit folgt eine unaussprechliche Herrlichkeit, — unser Herr und Heiland Jesus Christus ist uns in dieselbe vorangegangen, wir sollen und können nachfolgen, er winkt uns, er streckt uns die Arme entgegen, er hilft uns — dieß war der leitende Grundgedanke seit zweitausend Jahren, und des Christen letzter Seufzer auf dem Sterbebette war: Ach, komm, Herr Jesu, komme bald und nimm mich zu dir! Im Hinblick auf den Himmel lebte der fromme Christ, mit zum Himmel gerichtetem Auge starb er, und in diesem Glauben war die Menschheit glücklich.

Aber die Zeiten sind jetzt anders, die Menschen sind des Christenthums überdrüssig geworden, wollen also auch vom christlichen Himmel nichts mehr wissen, und daher in unsern Tagen das Geschrei: Es gibt keinen Himmel, es gibt kein ewiges Leben. Auf dieser Welt ist der Himmel! Es ist nun ganz natürlich, daß, wer den Ort der ewigen Freude läugnet, auch die Himmelfahrt Jesu läugnen und den evangelischen Bericht über die Thatsache der Himmelfahrt ganz anders auslegen muß, als wir es thun. Wenn erklärte Heiden das ewige Leben läugnen, wenn Menschen, die aus ihrem Unglauben kein Hehl machen, sondern geradezu es sagen, daß sie an keinen Gott und an kein ewiges Leben glauben, sich zu solchen Grundsätzen bekennen: dann kann das nicht auffallen; aber wenn man lesen und hören muß, wie Menschen, die sich Christen nennen, die sogar prahlen, daß sie das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt haben und sich deßwegen gerne mit den ersten Christen vergleichen, wenn Solche, sage ich, das ewige Leben und die Himmelfahrt Jesu läugnen: dann weiß man freilich nimmer, was man von einem solchen Christenthum halten soll. Man kommt da unausweichlich zur Überzeugung, daß d i e s e s Christenthum gleich-

bedeutend sei mit Heidenthum, und in manchen Punkten um ein gut Theil noch schlechter, als dieses. Ich habe schon öfter Gelegenheit gehabt, diesem erlogenen Christenthum die Heuchler-Maske herunterzureißen. Ich habe dieß namentlich in den beiden Osterfeiertagen gethan, und will es auch heute wieder thun. Zu diesem Ende will ich heute folgende zwei Fragen beantworten:

Gibt es einen Himmel? I. Theil.

Ist Jesus wirklich in den Himmel aufgefahren? II. Theil.

Ich beginne 2c.

I. Theil.

Es ist der Mühe werth, Geliebte, zu vernehmen, wie das neumodische Christenthum vom Jenseits und vom Himmel insbesonders urtheilt. Dieses sein Urtheil lautet wörtlich also: „Jesus, der Stifter der christlichen Religion, hat uns weder über den Himmel noch über die Hölle Aufschluß ertheilt und konnte keinen ertheilen, da Niemand von drüben jemals zurückgekommen ist und uns nähern Aufschluß ertheilt hätte, und da der Zustand nach dem Tode so nicht sein kann, wie wir Menschen hier auf Erden uns ihn denken und ausmalen. Die Andeutungen im neuen Testamente sind nicht von Jesus, sondern von seinen Schülern und schließen sich an die Vorstellungen der Juden an, nach denen im Himmel in Freude gegessen und getrunken wurde, in der Hölle aber die Verdammten harte Strafen zu erleiden hatten." Eine andere gleichfalls hieher bezügliche Äußerung ist Folgendes: „Klar und gegen jeden Widerspruch erhaben steht die Behauptung fest: Die ganze Lehre des bisherigen kirchlichen Christenthums über Unsterblichkeit und das Leben nach dem Tode beruht theils auf den Mythen der Griechen und Römer, theils auf den Fabeln der Juden und anderer Völker." Eine dritte eben so saubere Lehre dieses Neuchristenthums lautet, wie folgt: „Der Glaube

an Unsterblichkeit ist lediglich die Folge unserer Erziehung und des vielen menschlichen Elendes, welches sich in der Welt findet, und von welchem der Elende dereinst nach dem Tode frei zu werden hofft. Man mache den Menschen hier auf Erden wahrhaft glücklich und die Sehnsucht nach einer Glückseligkeit in dem Jenseits wird bei ihm verschwinden." Und um endlich dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wird gesagt: „Erst wenn die Menschen von dem religiösen Aberglauben erlöst sein werden, daß das Himmelreich nicht hinter den Wolken, sondern hier auf Erden zu suchen ist, und daß nur Menschen einander beseligen können, erst dann wird eine neue Zukunft hereintagen, es wird kommen ein neuer Himmel und eine neue Erde."

Man sieht, es wird hier mit dürren Worten die Behauptung ausgesprochen, daß jenseits kein Himmel zu finden, also auch nicht zu suchen und daß folglich der Mensch auf diese Erde allein angewiesen sei. Es sind nun gerade so viele Lügen als Worte, und ich will jetzt dieses Lügennetz zerreißen. Es wird behauptet, daß Jesus, der Stifter der christlichen Religion, keinen Aufschluß über den Himmel ertheilt habe und auch keinen ertheilen konnte, da Niemand von dort je zurückgekommen ist. Das ist die erste Behauptung und zugleich die erste Lüge. Gerade Jesus Christus konnte über den Himmel Aufschluß geben, weil er vom Himmel kam, und er hat diesen Aufschluß auch wirklich gegeben. Freilich, wer nicht an Christus den Sohn Gottes glaubt, kann auch nicht glauben, daß er vor seiner Menschwerdung im Himmel war; allein Jesus sagt ausdrücklich von sich: „Ehe denn Abraham war, bin ich," und ebenso klar ist die Äußerung: „Niemand steigt in den Himmel hinauf, als der vom Himmel herabgestiegen ist, der Menschensohn, welcher im Himmel ist" (Joh. 3, 13.). Wenn wir den Zusammenhang dieser Stelle mit dem unmittelbar Vorausgehenden in's Auge fassen, will Jesus damit sagen: Niemand kennt die Geheimnisse des Himmels, als ich allein, der vom Himmel gekommen, von Gott ausgegangen und nach

der menschlichen Natur hier auf Erden, der höheren nach im Himmel und allenthalben bin als gleicher Gott mit dem Vater. Hier sagt Jesus von sich selbst ausdrücklich, daß er vom Himmel herabgestiegen ist. Nun wird man wohl fragen müssen: Soll der, welcher von Ewigkeit her im Himmel beim Vater war, den Himmel und seine Herrlichkeit nicht kennen, soll dieser nicht davon erzählen können? Es ist also eine grobe Lüge, wenn die Prediger des neumodischen Christenthums behaupten, daß Jesus über den Himmel keinen Aufschluß geben konnte; denn von dort sei noch Niemand herübergekommen. Jesus konnte diese Aufschlüsse geben; denn er kam vom Himmel, er war von Ewigkeit her dort beim Vater. Er konnte sie aber nicht bloß geben, sondern er hat sie auch wirklich gegeben. Ausdrücklich sagt er bei Johannes (14, 2.): „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so hätte ich es euch gesagt.“ Das sind Worte von Einem, der seiner Sache sicher ist, der aus eigener Wahrnehmung und Anschauung redet, und geradezu sagen kann: So ist es, wäre es nicht so, so würde ich es nicht sagen. Christus der Herr hat aber noch mehr vom Himmel gesagt. Nach Lukas im 22. Kapitel sprach er also zu seinen Jüngern: „Ich bereite euch das Reich, wie mir es mein Vater bereitet hat, daß ihr esset und trinket an meinem Tische in meinem Reiche, und auf Thronen sitzet, die zwölf Stämme Israels zu richten.“ Und wiederum sagt er: „Wenn ich werde hingegangen sein und einen Ort für euch bereitet haben, so will ich wieder kommen und euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin“ (Joh. 14, 1—3.). Jesus spricht hier von einem Orte, den er ganz genau kennt, von einem Orte der Herrlichkeit, in welchem er auch Wohnungen für die Seinigen zurechtrichten wolle. Noch mehr: Jesus hat auch ausdrücklich erklärt, worin die Seligkeit des Himmels bestehe, als er sagte: „Selig sind, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott anschauen.“ Die Anschauung Gottes wird hier von Jesus Christus selber zur Seligkeit der Auserwählten gerechnet, ja

als das Wesen der Seligkeit bezeichnet. Und nun vergleiche man mit diesen klaren und bestimmten Äußerungen Jesu die Behauptung: Jesus habe über den Himmel gar keinen Aufschluß gegeben, ja die Andeutungen im neuen Testamente seien nicht von Jesus, und die zweite große Lüge der neumodischen Apostel liegt klar zu Tage.

Die dritte Lüge, welche die neuen Apostel über den christlichen Himmel ausstreuen, liegt in der Behauptung, daß die bisherige Vorstellung von demselben auf heidnischen und jüdischen Fabeln beruhe; die Anschauung Gottes sei etwas durchaus müßiges und müsse zuletzt ungeheuer langweilig werden; überhaupt bestehe die bisherige christliche Vorstellung vom Himmel in dem Wahne, daß es im Himmel eine thatenlose Ruhe gebe, die höchstens dadurch unterbrochen werde, daß man zur Abwechslung Gott dem Herrn zeitenweise Loblieder singe, dann im Himmel herumspaziere und zum Zeitvertreib Gott, der auf einem glänzenden Throne sitze, müßig anschaue. Einen solchen Zustand der Seligkeit müsse jeder denkende und fühlende Geist mit Entschiedenheit von sich weisen; denn eine solche Seligkeit müßte schon in der ersten Zeit für den menschlichen Geist ein unerträglicher Zustand werden. Dieser Zustand ist natürlich der sogenannten ganz reinen geistigen Auffassung der heutigen Himmelsstürmer zu gemein, sie, die keine Ruhe, keine Rast haben, wünschen auch jenseits in angestrengtester Thätigkeit zu sein, zugleich aber sollen die Sinne jenseits nicht zu kurz kommen. „Wir dürfen ja nicht wähnen," sagen die Baumeister des modernen Himmels, „in dem Jenseits als körperlose Geister fern von jedem Sinnengenuß umherzuschweben, sondern wir müssen erwarten, daß wir mit höherem (?) und vollkommenerem Körper, darum auch mit noch vollkommeneren Sinnesorganen, ja mit ganz neuen Sinnen, wovon wir freilich jetzt hier auf Erden noch keine Ahnung haben, werden ausgerüstet werden." Also die bisherigen fünf Sinne genügen den Wünschen und Bedürfnissen der modernen Christen nicht, sie machen an den Himmel, den sie

erwarten, wenn sie anders einen erwarten, noch weit größere Ansprüche, sie hoffen ganz nagelneue Sinne, von denen kein Mensch eine Ahnung haben kann. Was unter dem Sinnengenuß, der im neuen Himmel nicht fehlen darf, eigentlich zu verstehen sei, wird nicht gesagt; allein daß dieser Himmel so ziemlich nach türkischem Geschmack eingerichtet werden solle, wird wenigstens nicht in Abrede gestellt, es wird gegen eine solche Deutung nicht nur keine Verwahrung eingelegt, sondern sie liegt sehr nahe. Und diese Menschen nun, die entweder keinen Himmel oder aber einen muhamedanischen glauben: diese Menschen, sage ich, wagen es, die christliche Vorstellung von der Seligkeit des Himmels zu tadeln, sie eine sinnliche, in heidnischer Anschauung wurzelnde zu nennen! Wahrhaftig, das heißt nichts anders, als Mücken seihen und Kameele schlucken. Die christlichen Vorstellungen vom Himmelreiche sollen zu sinnlich sein? In der That, dieser Vorwurf kann nur von Menschen ausgehen, die weder das Evangelium noch die Äußerungen der Kirchenväter kennen. Allerdings spricht unser Herr von einem Essen und Trinken in seinem Reiche, er redet von Vielen, die mit Abraham, Isaak und Jakob im Reiche Gottes zu Tische sitzen werden; allein jedes Kind weiß, daß Christus die Freuden des Himmels öfter unter dem Bilde eines Gastmahles hinstellte, daß also von Gastgelagen im Himmel keine Rede ist, und somit das Leben im christlichen Himmel mit dem Leben der heidnischen Götter auf dem Olymp nicht die mindeste Ähnlichkeit habe. An grobsinnliche Genüsse im Leben der Heiligen Gottes zu denken, ist ohnehin noch nie einem vernünftigen Menschen eingefallen. Ausdrücklich versichert das Jesus selber, wenn er den Pharisäern einmal sagt: „Jenseits wird man weder heirathen, noch verheirathet werden, sondern sie werden sein wie die Engel.“ Wenn nun aber die neuen Baumeister, die den Himmel einer ganz neuen Reparatur unterwerfen oder ihn ganz einreißen wollen, behaupten, die Anschauung Gottes müsse die langweiligste Unterhaltung für die Seligen sein, so zeugt das, im schroffsten

Gegensatze zu der vielgerühmten, höheren, würdigen und geistigen Auffassung der höheren Dinge und größeren Erkenntniß Gottes, von einer solchen Plumpheit und Gemeinheit der Auffassung, von einer solch' unwürdigen Vorstellung von Gott, die jeden denkenden Menschen entrüsten muß. Ist es ja doch im gewöhnlichen Leben schon so häufig, daß, wenn man ein schönes Bild, eine bezaubernde Landschaft, überhaupt etwas Großartiges, Schönes und Erhabenes sieht, man sich kaum satt sehen kann, und ewig im Anblicke dieser Herrlichkeit leben zu können wünscht; wenn, sage ich, dieses Verlangen, ewig im Schauen dieser irdischen Schönheit und Herrlichkeit hinbringen zu können, unserer wandelbaren, den Wechsel liebenden, schwachen und hinfälligen Natur eigen ist: so muß den verklärten Bewohnern des Himmels die Anschauung Gottes, als des Inbegriffes aller Schönheit, Majestät und Erhabenheit, wovon die ganze Welt nur ein schwacher Abglanz ist, das unauslöschlichste Bedürfniß jeden Augenblicks sein und gerade hierin wesentlich ihre Seligkeit bestehen. „Wenn wir die der Zerstörung unterworfene Sonne, die als hellglänzendes Auge der Natur in der Schöpfung strahlt, nicht genug anschauen können, wie schön erst muß die Sonne der Gerechtigkeit sein!" ruft der heilige Basilius aus. Und der heilige Augustin sagt: „Von dem Könige, der in der Mitte all' der himmlischen Güter thront, kann keine Sprache genügend reden. Jene Zierde entschwindet aller menschlichen Rede, es übersteigt jeden Begriff des menschlichen Geistes jene Schönheit, jene Kraft, jene Glorie, jene Pracht, jene Majestät. Es ist über alle Glorie der Heiligen, zu seinem unschätzbaren Anschauen zu gelangen und von dem Glanze seiner Majestät bestrahlt zu werden." Und nun vergleiche man diese erhabenen Vorstellungen von der Gottheit und der Wonne der Anschauung Gottes mit der Vorstellung dieser Neulinge, welche die reichste Erkenntniß Gottes zu besitzen vorgeben, und das Christenthum verächtlich über die Achseln ansehen, und man wird im Stande sein, zu urtheilen, welche Vorstellung der

Gottheit würdiger ist. Was ist würdiger, an eine ewige Gottheit zu glauben, die durch ihre Majestät, Herrlichkeit und Schönheit das Auge des verklärten Sterblichen für immer und ewig so zu fesseln vermag, daß dieser, in dieses Schauen versunken, darin seine ganze Seligkeit findet und selbst jede augenblickliche Beraubung der Anschauung für eine Höllenqual hielte; oder aber an eine Gottheit zu glauben, die zwar ihre Schönheiten haben mag, deren Anblick jedoch nach kurzer Zeit dem Geschöpfe langweilig, ja unerträglich werden müßte? In der That, ein größerer Schimpf und Hohn kann einem Wesen, das Gott sein, von Ewigkeit sein, also an Macht und Herrlichkeit alle Geschöpfe unendlich übertreffen soll, nimmer angethan werden, als wenn man sagt, man glaube zwar an dieses Wesen, man zweifle aber sehr, ob es ihm gelingen würde, auf die Dauer den Menschen zu fesseln, und es dürfte daher wohl gerathen sein, den ungenügsamen Sterblichen anderweitige Beschäftigungen in den Himmelsräumen zu übertragen, damit sie nicht vor Langweile des Himmels überdrüssig werden mögen. Das sind die Vorstellungen, welche die Lehrer der Tagesweisheit von Gott und der Anschauung Gottes haben, und nun sage man, ob es noch eine unwürdigere und erbärmlichere Vorstellung geben könne? Und diese Menschen mit dieser absurden Ansicht rümpfen vornehm die Nase über die christliche Anschauung, und haben die Stirne, in die Welt hinauszuschreiben, daß das Leben nach dem Tode **absolut so nicht sein kann**, wie die bisherige kirchliche Lehre diese Sache als alleinseligmachende Lehre vorgetragen hat. Aber **der** Himmel müßte schön aussehen, wie **sie** sich ihn vorstellen, dessen Mittelpunkt und Zierde ein Gott wäre, wie sie ihn sich vorstellen, Fleisch von ihrem Fleisch und Gebein von ihrem Gebein. Nein, Geliebte, wir sind mit dem Himmel zufrieden, an den unsere katholischen Voreltern seit zweitausend Jahren glauben, den Jesus versprochen und dessen reine, unaussprechliche und unendliche Freuden sie gehofft haben. Wir glauben, daß die Anschauung Gottes der Inbegriff und Mittelpunkt dieser

Seligkeit bilde, und glauben es deßwegen, weil unser Herr und Heiland diese Anschauung als die größte Belohnung für die, welche reinen Herzens sind, bezeichnet hat. Was wir vom Himmel zu wissen brauchen, das wissen wir. Wir wissen, daß es einen Ort der ewigen Herrlichkeit gibt, wir wissen, daß dort nur reine Freuden die Auserwählten erwarten, überhaupt, was wir vom Himmel wissen und glauben, ist des höchsten Wesens durchaus würdig und für uns nur erfreulich. Alles hingegen, was von den jetzigen Liebhabern des alten Heiden- und Türkenhimmels behauptet wird, ist Lüge. Lüge ist es, wenn sie sagen, Jesus habe über den Himmel keine Aufschlüsse ertheilt, keine ertheilen können; Lüge ist es, wenn sie behaupten, die christliche Anschauung vom Himmelreiche beruhe auf heidnischen und jüdischen Fabeln, die Anschauung Gottes sei etwas Lästiges und das Leben im Himmel nach christlicher Vorstellung sei gleichsam ein Schlaraffenleben. Wir haben gesehen, daß die also gelästerte christliche Lehre allein des höchsten Wesens würdig, die empfohlene neumodische aber ein wahrer Hohn auf die Gottheit sei.

Ich komme nunmehr, Geliebte, auf die Stellen, in welchen die Apostel vom Himmel, von seiner Herrlichkeit und seinen Freuden reden, und uns aufmuntern, nach dem Himmelreiche zu trachten. Besonders ist es die Anschauung Gottes, die auch sie als die Hauptquelle der Seligkeit im Himmel hervorheben. „Jetzt schauen wir wie durch einen Spiegel räthselhaft; alsdann aber von Angesicht zu Angesicht," schreibt der heilige Paulus an die Korinthier (I. Kor. 13, 12.); und der heilige Petrus nennt die Herrlichkeit des Himmels „das unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbe" (I. Petr. 1, 3—6.). Von der Größe dieser Seligkeit eine Vorstellung zu machen, einen Begriff zu geben, fühlen sich die Apostel außer Stande; Paulus kann nur sagen: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben" (I. Kor. 2, 9.). Sie ermahnen uns deßhalb, daß wir keine Trübsal, kein

Elend dieser Welt zu hoch anschlagen sollen; denn mit jener Herrlichkeit, die uns bevorstünde, hielten alle Leiden dieser Zeit keinen Vergleich aus; insbesondere aber sollen wir standhaft ausharren; denn der Himmel ist's ja werth. „Ihr ertruget mit Freuden den Raub eurer Güter," schreibt der heilige Paulus an die Hebräer, „wohl wissend, daß ihr ein besseres und bleibendes Gut habt. Verliert also euer Vertrauen nicht, das eine große Belohnung hat" (Hebr. 10, 34. 35.). Und der heilige Jakobus schreibt: „Selig der Mann, der die Anfechtung aushält; denn wenn er ist bewährt worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott denen verheißen hat, die ihn lieben" (Jak. 1, 2.). „Selig sind die Todten, die im Herrn sterben, von nun an, spricht der Geist, sollen sie ruhen von ihren Mühen; denn ihre Werke folgen ihnen nach" (Offenb. 14, 13.). „Gott wird jede Thräne von ihren Augen trocknen, der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Klage, noch Schmerz" (21, 4.), so schreibt der heilige Johannes in seiner geheimen Offenbarung. Und nun frage ich, sind diese Vorstellungen von der Seligkeit des Himmels übertrieben, sind sie Gottes und unser unwürdig? Gewiß nicht, wie der Lehrer sich aussprach, so sprechen sich auch die Schüler aus — und doch finden die Apostel keine Gnade vor dem Richterstuhle der Neuerer, die sich doch den Anschein geben, als hätten sie das Urchristenthum wieder aufgefunden, heidnische und jüdische Fabeln müssen es sein, mit denen die christliche Lehre durchwebt ist. So machen es diese Leute. Was ihnen von Christus und den Aposteln gefällt, das behalten sie; über alles Übrige, was nicht in ihren Kram paßt, sprechen sie in der dünkelhaftesten und empörendsten Weise ab, schelten es heidnische oder jüdische Vorurtheile und Fabeln, oder Privatansichten der Apostel, und hiemit glauben sie, den Stab über Alles, was ihnen nicht behagt, gebrochen zu haben; sie übersehen dabei in ihrem blinden Stolze nur das Winzige, daß die Wahrheit des Evangeliums von

ihrer Anerkennung oder Verwerfung nicht abhängt, und daß mit Kinderbällen gegen eine Festung nichts auszurichten ist.

Haben wir jetzt die christliche Lehre vom Himmel und seinen Freuden aus den Worten Jesu und seiner Apostel bewahrheitet gefunden, so soll nun auch noch unsere eigene Vernunft der Wahrheit Zeugniß geben, und so die letzte große Lüge brandmarken, als gebe es keinen besondern Ort der Seligkeit, überhaupt keinen Himmel, sondern die Seligkeit sei hier auf Erden zu suchen und zu finden. Unsere Vernunft sagt uns, gestützt auf die Erfahrung: Es gibt zwei Klassen von Menschen in der Welt, Glückliche und Unglückliche. Was die Glücklichen anlangt, die reich, gesund, mächtig, überhaupt mit den Gütern dieser Welt gesegnet sind, so beweist die Erfahrung, daß diese Güter nicht ausreichen, den Menschen so glücklich und zufrieden zu machen, daß er nach keiner höheren Glückseligkeit Verlangen trüge; denn diese Güter vergehen und der Mensch muß sich von ihnen trennen; somit hat auch der glücklichste Mensch der Welt ein Verlangen nach einer höheren Glückseligkeit, von der er sich nimmer trennen darf, die ihm nimmer geraubt werden kann. Unsere Vernunft fordert daher schon für den Glücklichen etwas Besseres, als diese Erde zu bieten vermag.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die andere Gattung von Menschen, welche die bei Weitem größte Mehrheit der Erdenbewohner bildet. Zu ihr gehören diejenigen, die sich mühsam ihr Brod verdienen müssen, dann die Kranken, die Elenden und Geplagten, die durch Druck und Ungerechtigkeit viel zu leiden haben, die rechtschaffensten Menschen, die aber so lange sie leben, keine gute Stunde haben, während es dem Bösewicht gut geht. Es ist nicht zu läugnen, daß dieses Mißverhältniß in der Welt besteht, daß es oft in der grellsten Weise zu Tage tritt. Wenn nun jenseits keine Ausgleichung Statt findet, wenn der Rechtschaffene für das hier erlittene Unrecht, für alle seine Entbehrungen, den sauren Schweiß, die bitteren Thränen und das hingeopferte Blut und Leben nicht entschä-

digt wird: kann man dann noch sagen, daß ein gerechter Gott die Welt regiere? Nimmermehr. Gibt es keinen Himmel, keinen Ort der ewigen Freude, dann bleibt der gedrückten Mehrheit des Menschengeschlechtes nichts übrig, als zu verzweifeln, oder einen Kampf auf Leben und Tod gegen Alle anzufangen, denen es besser geht, wobei freilich die Kranken, die sich nicht rühren können, wieder am schlechtesten daran sind.

Mit Einem Worte: Man nehme der Menschheit die Aussicht und Hoffnung auf ein besseres Jenseits, und die Erde ist schnell zur Hölle umgewandelt; denn in der Hölle herrscht die Verzweiflung und überall, wo die Verzweiflung ist, ist auch die Hölle. Leider ist dieses teuflische Werk in unsern Tagen vielen Satansknechten nur zu gut gelungen — bald, bald, und die Gesellschaft kämpft den Kampf der Verzweiflung; denn Millionen glauben an kein Jenseits mehr, Millionen wollen den Himmel nur auf dieser Erde finden — was Wunder, wenn sie mit den Zähnen knirschen gegen Jene, die sie für die Ursache ihres Unglückes halten? Und nun, Geliebte, mögt ihr beurtheilen, was ihr von dem sogenannten Urchristenthum zu halten habt, das ein besseres Leben jenseits entweder als sehr problematisch hinstellt oder dessen Gewißheit geradezu läugnet und offen und keck in die Welt hinausschreit: Erst dann kommt eine bessere Zukunft, wenn das Volk von dem bisherigen Aberglauben befreit ist und seine Seligkeit nicht mehr hinter den Wolken, sondern auf dieser Erde sucht. Bald, bald wird sie vor uns liegen, diese bessere Zukunft, als fürchterliche Gegenwart, jenes Urchristenthum wird dieser Gegenwart dann die Weihe geben, die noch dürftig vorgehaltene Maske wird dann gänzlich fallen und man wird sehen, daß dieses gepriesene Urchristenthum weiter nichts ist, als die nackte, pure Gottesläugnung im Bunde mit der Propaganda des Umsturzes zur Vernichtung jeglicher Ordnung und jeglichen Glaubens. Und dann wird die Welt auch sehen, was dieses Urchristenthum für eine Toleranz und Humanität entwickelt.

Du aber, treue christliche Gemeinde, du altkatholisches Volk! halte fest an deinem Erbtheil, wenn die Tage der Prüfung kommen. Dein Erbtheil ist dein heiliger Glaube und mit ihm die Hoffnung auf ein ewiges, besseres Leben. — Laß dir diese Hoffnung nicht rauben! Und sie wird nicht zu Schanden werden. Du hast ja gute Bürgen für die Sicherheit deiner Hoffnung — es ist dieß insbesondere dein Herr und Heiland Jesus, der heute das verlorne Paradies wieder erobert und es für alle Erlöste zugänglich gemacht hat. Er ist hingegangen, um auch für uns Wohnungen zu bereiten, und wir haben nichts zu thun, als nach diesen Wohnungen zu streben. So ringen und kämpfen wir denn; denn das Himmelreich leidet Gewalt und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich. Amen.

Predigt

auf den heiligen Pfingstmontag.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, auf daß Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.“ Joh. 3, 16.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Ein frommer Prediger vor beinahe zweihundert Jahren predigte über diese Stelle: „Geliebte im Herrn! Das ist ein goldener Spruch: „„Also hat Gott die Welt geliebt““ 2c., ja, ein Spruch, der goldener ist, als Gold; Worte, die werth sind, daß sie mit goldenen Buchstaben nicht auf Papier, sondern in's Herz geschrieben werden. Denn es sind Worte, die da können das Herz stärken und die schier verloschenen Lebensgeister wieder aufmuntern, aus Traurigen Fröhliche, aus Todten Lebendige machen. Ich vergleiche dieß Sprüchlein dem süßen Honig. Was ist süßer, was ist köstlicher, als das Verdienst Jesu Christi, der sein Leben hat gegeben zur Bezahlung für unsere Sünde? Was ist süßer, was ist köstlicher,

als die Liebe Gottes, die da nicht will den Tod des Sünders, sondern daß sich der Sünder bekehre und lebe? Was ist süßer, was köstlicher, als der Glaube, durch welchen Christus wohnt in unsern Herzen? Wer dieß Schlafkränklein im wahren Glauben einnimmt, kann wohl schlafen, sanft und selig sterben. Wir finden darin die Summe des Gesetzes: „„Thue das, so wirst du leben.““ Christus hat's für uns gethan und uns damit das ewige Leben erworben. Auch ist darin enthalten die Summe des Evangeliums: „„Wer glaubt, der soll selig werden.““ Denn wie durch Balsam und andere Labsal das Herz eines in Ohnmacht gesunkenen Menschen erquickt und die schier verloschenen Lebensgeister wieder ermuntert werden; also gibt auch dieß Sprüchlein in Seelenangst und Todesohnmacht kräftige Erquickung, davon der vor Angst erstorbene Geist wieder auflebt. Was will uns wider die Noth des ewigen Todes stärken, so uns das nicht stärkt, daß wir wissen, Gott wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, weil er zu dem Ende für den Sünder seinen eingebornen Sohn in den Tod gegeben, daß der Sünder, wenn er an ihn glaubt, nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe?“

Weil wir Menschen nun als Pilgrime in diesem Leben noch mancher Stärkung des Herzens bedürfen, so wollen wir diese Herzstärkung, ihre Hauptbestandtheile und Kraft betrachten. Das erste Hauptstück bei dieser Stärkung des Herzens ist die Liebe Gottes. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab.“

Wir haben diese Liebe anzusehen

1) als eine Gottesliebe. „Also Gott hat die Welt geliebt.“

Das ist kein Wunder, daß Gott liebt. Das Licht leuchtet, denn Leuchten ist seine Natur. Das Feuer brennt, denn Brennen ist seine Natur. Gott liebt, der die Liebe selbst ist, und Liebe ist seine Natur. Der Mensch liebt auch, aber nur aus dem Vermögen, das Gott darreicht. Alle Liebe in den Crea-

turen ist nur ein Fünklein, ein Flämmlein, angezündet aus dem unendlichen Feuer der Liebe Gottes. Der Mensch liebt, und wie der Mensch ist, so ist auch seine Liebe. Der Mensch ist nichtig, seine Liebe auch. Wie schwach ist der Menschen Vermögen! Was können doch Menschen helfen, wenn sie noch so sehr lieben, Menschen, die gar nichts sind? Ach, wie gar nichts sind doch alle Menschen! Der Mensch ist ein Lügner, seine Liebe ist auch falsch und lügenhaft. Alle Menschen sind Lügner. Und wie falsch und gefärbt ist ihre Liebe! Sie führen Honig im Munde, Galle im Herzen; sie geben gute Worte, aber im Herzen fluchen sie. Der Mensch ist veränderlich, seine Liebe auch. Wie veränderlich ist der Menschen Sinn! Wie bald kann man's mit ihnen verderben! Dann hat alle Liebe ein Ende, und der Haß ist viel größer, als zuvor die Liebe war. Wohl den Seelen, die von Gott geliebt werden! Von Gott geliebt sein geht über Alles. Wer sich deß wider den Teufel und seinen Anhang nicht tröstet, der ist der Liebe nicht werth. Der Menschen Liebe mag endlich, wenn sie groß ist, doch nicht größer sein, als die Menschen selber sind. Es läßt sich mit dem Menschen auch des Menschen Liebe ermessen. Aber wer kann die Liebe des Unermeßlichen ermessen?

2) Haben wir diese Liebe zu betrachten als eine unbegreifliche. „Also hat Gott die Welt geliebt." Also. So groß, will der Heiland sagen, ist die Liebe Gottes, daß ich sie weder aussprechen, noch ihr begreifen könnt, unendlich ist sie, weil er selbst unendlich ist; wie mag sie denn der Verstand fassen? Sie übertrifft alles Wissen. Also, ein Wörtchen von großem Nachdruck, dessen sich die Redner bedienen, wenn sie eine Sache, worüber sie reden wollen, nicht aussprechen, noch die Zuhörer dieselbe begreifen können. Also hoch, so unendlich, so unergründlich ist die Liebe Gottes. Man sagt sonst im gemeinen Sprichwort: Gleich sucht sich, Gleich findet sich, Gleich liebt sich. Aber hier ist ein ungleiches Paar. Wer ist Gott, und wer sind wir? Er ist der große,

majestätische Gott, wir sind arme Würmer, Staub und Erde; er ist der allerheiligste Gott, wir sind grobe, arme Sünder; er ist der Schöpfer, wir sind Geschöpfe; er ist der Herr, wir sind die Knechte; er ist schön, wir sind häßlich; er ist hoch, wir sind niedrig; er ist reich, wir sind arm; er ist Alles, wir sind Nichts. Gott liebt die Menschen, nicht weil er sie ihm gleich findet, sondern daß er sie ihm gleich mache. Das ist eine vortreffliche Herzensstärkung für eine matte Seele. „Daran preist Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren, so werden wir ja vielmehr durch ihn behalten werden vor dem Zorne, nachdem wir durch sein Blut gerecht worden sind" (Röm. 5, 8. 9.). Hat uns Gott so hoch geliebt, daß er seinen Sohn für uns in den Tod gegeben, da wir noch die Sünde über uns herrschen ließen und seine Feinde waren; sollte er uns denn nun nicht viel mehr lieben, da wir ihm durch den Tod seines Sohnes versöhnt, seine Freunde und der Sünde Feinde sind? In Christo sind wir seiner Liebe versichert. Der so gütig ist, daß er auch seinen Feinden Gutes thut, wird seiner Freunde nicht vergessen.

3) Die Liebe Gottes haben wir anzusehen als eine ewige Liebe. Der Heiland sagt nicht: Also liebt, sondern: Also hat Gott die Welt g e l i e b t, d. h. schon vor der Zeit der Welt. Ehe noch der Welt Grund gelegt ist, hat Gott aus Liebe beschlossen, und sich gleichsam verbunden, der Welt Christum und in Christo den Gläubigen das Heil zu schenken. Denke, mein Herz, was dein Heil für einen festen Grund hat, es ist auf dem unbeweglichen Grund der Liebe Gottes gefestet. Von Ewigkeit hat es Gott in Christo beschlossen; seine Kraft währt auch in alle Ewigkeit. Sollte die Hoffnung unserer Seligkeit auf eigene gute Werke begründet stehen, wie bald würde der Grund einfallen und die Hoffnung sich in einen Zweifel verwandeln! Ein hartes Wort, das Gott redet durch den Propheten Ezechiel: „So sich der Gerechte kehrt von seiner Gerechtigkeit und thut Böses und lebt nach

allen Gräueln, die ein Gottloser thut, soll der leben? Ja, aller seiner Gerechtigkeit, die er gethan hat, soll nicht gedacht werden, sondern in seiner Übertretung und Sünde, die er gethan hat, soll er sterben" (Ezech. 3, 20.). Gesetzt, wir hätten hundert Jahre gelebt als heilige Engel, es geschähe aber hernach, daß wir in eine Sünde willigten, so hätten wir uns auf unsere hundertjährige englische Gerechtigkeit nicht zu verlassen; denn ihrer wird nicht mehr gedacht bei Gott. Wo bleibt denn nun die Gewißheit unserer Seligkeit? Nirgends, als auf einem unbeweglichen Grunde der ewigen Liebe Gottes, in Christo steht sie fest gegründet.

4) Wir haben die Liebe Gottes anzusehen als eine freiwillige Liebe. Gott hat uns geliebt nicht aus Noth, denn er bedurfte unser nicht; auch nicht aus Pflicht: „denn wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm würde wiedervergolten werden?" (Röm. 11, 35.) Nicht daß ihn Jemand darum gebeten hätte — denn wie könnten wir bitten, da wir noch nicht waren? — sondern aus eigener Güte. Nichts war da, das ihn zur Gnade gegen den gefallenen Sünder bewegen konnte, nichts, als nur sein eigenes liebreiches Herz. „Ich sah ihre Wege an," sagt er beim Propheten, wie verkehrt und böse sie waren nämlich, „doch heilte ich sie" (Jsai. 57, 18.). Eine schöne Herzstärkung, wenn dich deine Unwürdigkeit will verzagt machen. Wie oft denkst du: Ach! ich bin nicht werth der Liebe und Gnade Gottes. Mein Herz, das Gott bewegt, dich zu lieben und dir sein Heil zu schenken, ist nicht in dir, sondern in ihm, seine eigene Güte und Treue findet dich nicht würdig, sondern würdigt dich aus Gnade, und gerade dann am ersten, wenn du dich selbst für den Allerunwürdigsten hältst.

5) Gottes Liebe haben wir anzusehen als eine allgemeine Liebe. „Also hat Gott die Welt geliebt." Das Wort Welt bedeutet hier nicht den Kern der Welt, die Auserwählten; denn ob man gleich findet, daß die Gottlosen in der Schrift

eine Welt genannt werden (Joh. 1, 10.), wo gesagt wird, daß die Welt, d. h. der große Haufe der Ungläubigen in der Welt, Christum, das Licht der Welt, nicht erkannt habe, so findet man doch nirgends in der Schrift, daß die Auserwählten allein mit diesem Worte bezeichnet wurden. Gewiß können in diesen Worten: „Also hat Gott die Welt geliebt," die Auserwählten allein durch die Welt nicht verstanden werden, weil der Heiland in diese Welt ausdrücklich einschließt, sowohl die da glauben, als die nicht glauben an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes, sowohl die, welche gerichtet, d. h. verdammt, als die, welche nicht gerichtet, d. h. selig werden sollen. Paulus nennt diese Liebe Gottes eine Menschenliebe (Tit. 3, 4.), d. h. eine solche Liebe, die alle Menschen, die in dieser Welt leben, umfaßt. Denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. Er will nicht, daß Jemand verloren werde, sondern daß sich Jeder zur Buße wende. Darum hat er Christum Allen gegeben und Allen vorgestellt zum Gnadenstuhle durch den Glauben in seinem Blute. Ist das nicht eine kräftige Herzstärkung und eine fröhliche Botschaft für ein beängstigtes Herz? Siehe, mein Herz, du denkst oft: Mich hat Gott nicht lieb, mich will Gott nicht selig haben, mir hat er seinen Sohn zum Erlöser nicht gegeben. Aber wie sagt der Heiland? „Also hat Gott die Welt geliebt." Sieh dich um, wo bist du, wo lebst du, wo schwebst du? Bist du außer der Welt, so hast du dir keine Hoffnung zur Seligkeit zu machen. Ich sehe dich aber in der Welt, mitten unter dem Haufen derer, die Menschen heißen und von Natur weltlich gesinnt und zu allem Bösen geneigt sind. Den ganzen Haufen will Gott selig haben, dem ganzen Haufen hat er seinen Sohn gegeben. Schließ dich selbst nicht aus, Gott will dich ja eingeschlossen haben. Mache einen solchen Schluß: Alle Menschen will Gott selig haben, allen Menschen hat er seinen Sohn zum Seligmacher geschenkt. Ich bin auch ein Mensch, darum will Gott auch mich selig haben und hat auch

mir seinen Sohn zum Seligmacher geschenkt. Gott schließt Niemand aus, der Unglaube aber schließt sich selber aus.

6) Die Liebe Gottes haben wir zu betrachten als eine thätige Liebe. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab.“ Die Welt liebt, aber gibt nicht viel; denn sie liebt nur mit Worten und nicht mit der That. Gott liebt und gibt. Groß ist seine Liebe, groß ist auch seine Gabe. Er gibt uns nicht eine Welt voll Goldes, denn damit wäre uns nicht gedient; weder Gold noch Silber könnte uns vom Tode erlösen; nicht Himmel und Erde, sondern was besser ist, als Himmel und Erde, was Himmel und Erde nicht begreifen kann. Er gibt uns seinen Sohn, nicht einen Sohn, wie vor Zeiten gab Abraham den Isaak, Hanna den Samuel, Elisabeth den Johannes, sondern seinen Sohn, den er erzeugt hat aus seinem Wesen, seinen eigenen, seinen lieben Sohn. Äpfel und Birnen, Gold und Silber, Schafe und Rinder pflegt man zu verschenken, aber keine Kinder. Gott gibt uns seinen Sohn, und zwar nicht aus vielen einen, sondern seinen eingebornen Sohn. Jakob war von Gott mit vielen Kindern gesegnet, und that doch so kläglich um seinen Sohn Joseph. Gott hat einen Sohn und gibt ihn hin der Welt. Er gibt ihn für seine Feinde dahin in die höchste Armuth, die tiefste Niedrigkeit, den bittersten Tod des Kreuzes. Das heiße ich eine Liebe. Große Liebe erwies Gott an uns im Werke der Schöpfung, da er dem Menschen Leib, Seele, Vernunft, Sinne und noch dazu alle Creaturen gab; aber noch größere Liebe erzeigt er im Werke der Erlösung, daß er uns seinen eingebornen Sohn gibt, nicht das Geschöpf, sondern den Schöpfer selbst. Wer kann diese Tiefe ergründen? Scheint es doch, als hätte Gott uns Menschen lieber, als seinen eingebornen Sohn, weil er ihn in den Tod gibt, um uns von dem Tode zu erlösen. Siehe, wenn du dir ein Kleinod kaufst, was hast du lieber: das Kleinod oder das Geld, mit dem du es dir gekauft hast? Hättest du jenes nicht lieber, du würdest

dein Geld wohl behalten und das Kleinod fahren lassen. Gott hat sein Kind lieb, und so lieb als sich selbst, aber doch nicht so lieb, daß er es nicht für den Menschen in den Tod geben sollte, daß der Mensch lebe. Als Abraham bereit war, seinen Sohn Isaak dem Herrn zu opfern, sprach Gott zu ihm: „Nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und hast deinen eigenen Sohn nicht verschont um meinetwillen" (I. Mos. 22, 12.). Ach, sollten wir nicht, da Gott seinen eigenen Sohn ein Sünde- und Sühnopfer für uns am Kreuze werden ließ, bewogen werden, zu sagen: Nun weiß ich, daß der Herr mich lieb hat, weil er seines eingebornen Sohnes nicht geschont hat um meinetwillen? Das gibt eine kräftige Herzstärkung wider die Sünde. Dein Herz verdammt dich und will dir vormachen, Gott hasse dich. Da setze dein Vertrauen auf Gott und sprich: Gott haßt mich nicht, sondern Gott liebt mich; denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab. Ja, sagt das Herz, womit beweisest du, daß dich Gott liebt? Weil er seinen einzigen Sohn für mich in den Tod gegeben hat. Ja, sagt das Herz, wer weiß, ob du Theil hast an dem Sohne Gottes? Da gib ihm zur Antwort: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab. Ich bin auch in der Welt, lebe in der Welt und gehöre mit zu der Welt. Ich kann also schließen: Wer zur Welt gehört, den liebt Gott, und wen Gott liebt, für den hat er seinen Sohn in den Tod gegeben, der hat Theil an ihm, den will er auch selig machen. Darum will Gott auch mich selig haben, denn ich gehöre mit zur Welt. Ja, spricht das Herz, du bist ein gar zu großer Sünder, als daß dich Gott selig haben wollte. Da sprich: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab. Groß ist meine Sünde, aber noch größer ist die Barmherzigkeit Gottes, noch größer das Verdienst Jesu Christi. Ob auch meine Sünde mächtig ist, so ist doch Gottes Gnade noch mächtiger, und diese viel mächtiger, mich selig zu machen, als jene, mich zu verdammen. Das gibt auch eine kräftige

Herzstärkung wider den Tod. Kommt der Tod als ein Feind und sagt: Ich nehme dir das Deine, so gib ihm zur Antwort: Nein, Tod, das Meine kannst du mir nicht nehmen; denn Jesus ist mein und den mußt du mir lassen. Sagt er: Ich nehme dein Gut, so sprich: Nein, Christus ist mein Gut, mein Gott mein Gut, das lasse ich mir nicht nehmen. Spricht der Tod: Ich nehme dir deine Freude, so antworte ihm: Nein, Jesus ist meine Freude. Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben mich scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Darum freudig gestorben; denn der Tod kann dir nichts nehmen.

Das zweite Hauptstück bei dieser Herzstärkung ist das Verdienst Jesu Christi. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab.“ Mit Christo stimmt Paulus überein, indem er schreibt (I. Tim. 2, 5. 6.): „Es ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung.“ Er hat sich gegeben unter das Gesetz, auf daß er uns vom Gesetze erlöse; unter die Sünde, daß wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; unter den Fluch, damit wir gesegnet würden mit allerlei Segen in himmlischen Gütern; in die höchste Armuth, daß wir reich würden an himmlischen Gütern; in die tiefste Niedrigkeit, daß wir zur höchsten Herrlichkeit erhoben würden; in den Tod, daß wir ewig leben könnten. Jesu Christi Verdienst ist unsere kräftigste Herzstärkung. Kommt nun Moses und spricht: „Bezahle, was du mir schuldig bist,“ so antworten wir: „Christus hat schon einmal völlig für uns bezahlt, seine Bezahlung ist unsere Bezahlung, seine Gerechtigkeit ist unsere Gerechtigkeit. Eine Schuld kann nicht zweimal bezahlt werden.“ Dringst du aber weiter auf Bezahlung, so halte dich an Jesum. Gott hat seinen Sohn für uns zur Bezahlung unter die Sünde und in den Tod gegeben, wie Isaias sagt: „Der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn,“ und Paulus: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht,

auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt." Siehe, das ist Gottes Lamm, das der ganzen Welt Sünde tilgt. Das Verdienst Christi ist eine kräftige Herzstärkung wider die Sünde, wenn sie uns drückt und ängstigt. Da sprich: Sünde, was willst du? Willst du mich verdammen? Christi Blut ist meine Reinigung; das Blut des Sohnes Gottes macht mich rein von allen meinen Sünden. Das Verdienst Christi ist eine kräftige Herzstärkung wider den Tod; denn kommt er und will uns schrecken, was kann er uns thun? Er hat seine Bezahlung. Tödten und verschlingen kann er uns nicht, denn seine Macht ist ihm von Christo zerstört und sein Geschoß zerbrochen worden. Er ist wie eine Schlange, die kein Gift mehr hat; zischen kann sie wohl, aber nicht tödtlich verletzen und stechen.

Das dritte Hauptstück dieser Herzstärkung ist der Glaube. Also hat Gott die Welt geliebt 2c. Ohne Glauben nützt uns der Heiland nichts, im Glauben aber ist er unser. Der Glaube besteht darin, daß man Jesum recht kennen lerne; denn wie könnte man sonst ein herzliches Vertrauen zu ihm haben? man traut ja keinem Unbekannten; daß man ferner nach Jesu ein Verlangen trage, wie ein dürres Laub nach Regen, und daß man den Heiland umfasse und sein Verdienst sich kräftig zueigne. Darin besteht die rechte Kraft des Glaubens, daß man Christum ergreift und mit Paulus spricht: „Christus ist auch mir gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung;" und mit Thomas: „Er ist auch mein Herr und mein Gott!" Das heißt glauben, wenn ich mit ganzer Herzenszuversicht sagen kann: Gott hat allen Menschen seinen Sohn gegeben, Christus ist für alle Menschen gestorben, er will und kann alle Menschen selig machen, er hat auch mir seinen Sohn gegeben, ist auch für mich gestorben und will auch mich selig haben; denn ich bin auch ein Mensch. An solchem Glauben liegt Alles. Der Glaube ist das Auge, mit dem ich Jesum sehe; der Glaube ist das Ohr, mit dem ich Jesum Worte des

Lebens reden höre; der Glaube ist die Zunge, mit der ich Jesum schmecke und erkenne, wie süß und freundlich der Herr ist; der Glaube ist die Hand, mit der ich Jesum fasse und in ihm erhalte das ewige Leben. „Durch den Glauben wohnt Christus *in* unsern Herzen“ (Ephes. 3, 17.); und wo er ist, da ist auch das Heil und der Himmel. *Eine* kräftige Herzstärkung, wenn mir der Satan vormachen will, Christus gehe mich nichts an. Da kann ich mit den Worten ihm antworten: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab rc. Mein Heiland sagt es. Ich g l a u b e ja, darum muß auch Christus mein Gott und Heiland sein. Und sagt er (der Satan): Dein Glaube ist sehr schwach, so antworte ich ihm: Der Heiland sagt nicht: Auf daß alle Starkgläubigen, sondern: Auf daß Alle, die *an ihn* glauben, das ewige Leben haben. Ein Kind ist gerade so gut ein Mensch, als ein Erwachsener, ein Funke Feuer ist auch ein Feuer, ein Tropfen Wasser ist auch ein Wasser, ein schwacher Glaube ist auch ein Glaube, und mit bebender Hand kann ich Jesum auch halten. Zwar kommt es zuweilen wohl so weit, daß man nicht sagen kann: Gott liebt auch mich, Christus hat auch mich erlöst. Doch bewirkt der Glaube oft einen Seufzer: Ach, wenn doch auch mich Gott *lieben* möchte! Ach, daß doch Jesus auch mich erlöset hätte! Ach, daß er doch auch mir angehörte und ich glauben könnte!

Solches Seufzen des Herzens nach dem Glauben ist schon *ein* wahrer Glaube. Gleichwie das vor Gott ein kräftiges Gebet ist, wenn man gerne *beten* wollte, und sich darüber ängstigt, daß man nicht beten kann; also ist das vor Gott ein Glaube, wenn man gern glauben wollte, und sich darüber ängstigt, daß man nicht glauben kann. Ja, sagst du, ich empfinde gar keinen, weder starken noch schwachen Glauben. Der Heiland sagt nicht: Alle, *die* einen Glauben empfinden, sondern: Alle, die an ihn glauben. In Anfechtungen kann man nicht allezeit den Glauben empfinden. Ein Kindlein hat ja Vernunft, empfindet sie aber nicht; ein Schlafender hat

das Leben, fühlt aber nichts davon. Und dann ist der Glaube verborgen unter vielen schwermüthigen Gedanken, und man muß darnach so lange seufzen, bis man ihn erlangt und empfindet. Du sprichst: Ich bin ein Sünder, wie sollte Jesus mich angehen? Der Heiland sagt aber nicht: „Auf daß Alle, die ohne Sünde sind," sondern: „Auf daß Alle, die an ihn glauben." Durch den Glauben und die in ihm dargereichten Heilsmittel wird das Herz gereinigt von allem Sündenkoth. Ja, sagst du, wie kann ich selig werden, was habe ich denn Gutes gethan? Der Heiland verlangt den Glauben. Was ich nicht gethan habe, das hat mein Heiland gethan. Die Liebe ist zwar bei dem seligmachenden Glauben, nicht aber ist sie von unserer Seite das Mittel, wodurch wir des ewigen Lebens in Christo theilhaftig werden, sondern nur eine Frucht des Glaubens und ein Kennzeichen derer, die durch den Glauben an Christum aus dem Tode in's Leben gegangen sind. Wie kann der lieben, der nicht glaubt, da die Liebe aus dem Glauben geboren wird?

Das vierte Hauptstück dieser Herzstärkung ist die Erlösung von der ewigen Verdammniß. Der Heiland sagt: „Auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden." Verloren haben wir in Adam nicht Geld und Gut, nicht Leib und Leben — das könnte man vermissen —, sondern unsere Seligkeit. O besser, gar nie geboren werden, als ewig verloren sein! Und dennoch meint der Mensch, wenn er sündigt, er wolle etwas gewinnen. „Aber was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, und muß an seiner Seele Schaden leiden? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele erlöse?" Er fällt durch die Sünde aus der Gnade Gottes in die höchste Ungnade und verliert die ewige Seligkeit. Moses sagt: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt, daß er darnach thue!" Aber der Heiland ist an unsere Stelle getreten und hat den Fluch auf sich genommen, daß wir nicht verloren würden. Wie tröstlich lautet es, wenn Paulus spricht: „Es ist nichts Verdamm-

liches an denen, die in Christo Jesu sind"! Er sagt nicht: es ist nichts Sündliches, sondern: es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind; denn Christus hat uns dadurch von der ewigen Verdammniß erlöst (Röm. 8, 32.). Ach, was ist das für eine kräftige Herzstärkung! In demselben Briefe sagt der Apostel: „Wer will die Auserwählten Gottes verdammen? Gott ist hier, der gerecht macht." Bedenke es, mein Herz, sollte dich Jemand verdammen, so müßte es Gott thun. Gott aber rechtfertigt dich in Christo. Was schadet es, wenn dich Teufel, Welt, ja dein eigenes Herz verdammt, wenn dich nur der Richter losspricht, der sich selbst für dich in den Tod gegeben hat. Zwar tritt zuweilen und besonders in der Todesstunde der Teufel auf und will dich verdammen. Verflucht, spricht er, bist du; denn du hast nicht Alles gehalten, was Gott in seinem Gesetze geboten. Aber da antworte: „Satan, willst du verdammen, so verdamme die Deinen, ich gehöre Christo an, der hat die Seinen von der Verdammniß erlöst. Es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind. Übrigens bist du nicht mein Richter, sondern nur mein Ankläger und kannst mich nicht verdammen." Und, mein Herz, wolltest du mich verdammen? Du kannst auch nicht, du bist nur ein Zeuge; ein Zeuge aber kann nicht verdammen. Christus, mein Richter, hat mich von der Verdammniß erlöst.

Das fünfte und letzte Hauptstück der Herzstärkung ist das ewige Leben. Der Heiland sagt: „Auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Darum wird er genannt der Fürst des Lebens, weil er uns erworben und geschenkt hat das ewige Leben. Eine kräftige Herzstärkung in mancherlei Anfechtung. Wenn du auf dem Ruhebette liegst und Moses und der Satan wollen dir den Himmel zuschließen, da antworte: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Ich glaube

an Jesum, und durch diesen Glauben erhalte ich das ewige Leben. Kommt die Welt, bietet dir hier gute Tage an, als Augenlust, Fleischeslust, Hoffart des Lebens, und spricht: Das Alles will ich dir geben, so antworte: „Höre, Welt, so sagt der Heiland: Auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Was frage ich nach Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens? Was frage ich nach aller Welt Reichthum und Gut?" —

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab" ꝛc. Das ist ein Gotteswort, wie kaum ein anderes im ganzen alten und neuen Testamente; denn es malt uns die allerhöchste Liebe Gottes mit einem so himmlisch-milden Glanze, daß man nicht lassen kann, unaufhörlich das Herz in seinen Strahlen zu sonnen. Es gibt Sprüche in Gottes Wort voll eines furchtbaren Ernstes, daß unser Herz unaufhörlich davor bebt; hier aber haben wir ein Wort, von dem nach allen Seiten hin Friede und Freude ausgeht auf Jeden, der es hören will. Ein kurzes, aber ein köstliches, theures Wort, ein Wort des ewigen Lebens. Es zeugt von einer Liebe, die in nichts Anderem ihren Grund und Ursprung hat, als in sich selber, die, durchbrechend durch alle Widerstände, welche unsere Sünden ihr entgegensetzen, in der Bethlehemsnacht und in Gethsemane und Golgatha in ihrem vollen Sonnenglanze in die Erscheinung strahlt, und die finstere Todesnacht der Welt verklärt zum freundlichsten und schönsten der Tage. Wie ein glühendes Meer ist diese Liebe, wie ein Ocean mit flammender Brandung. Wirf das Senkblei; hier ist kein Grund zu finden; setze Fernrohr an Fernrohr; nach Küsten und nach Gränzen spähest du hier vergebens. Die Aussicht in Adams Paradies hinein und in des Stephanus offenen Himmel ist kaum so entzückend, als der Blick in diese Tiefe der Erbarmung, in dieses Paradies des liebenden Gottesherzens. Sich in den Strahlen dieser Liebe sonnen, das heißt mehr noch, als im Bethsaidateiche liegen und in Thaborshütten wohnen. Das

ist eine Liebe für Alle; denn Gott hat in Christo die Welt geliebt; das ist eine Liebe, die gibt das Höchste: den eingebornen Sohn; das ist eine Liebe, die verheißt das Seligste: das ewige Leben; das ist eine Liebe, die rettet und heilt Alle, die da ewig verloren wären; das ist eine Liebe, die fordert das Geringste und Leichteste: den Glauben, welcher nur denen schwer fallen kann, die ein ungebrochenes Herz haben. O süßes Trostwort: „Also hat Gott die Welt geliebt" rc. In diesem Spruche öffnet sich die Pforte des Himmels; er enthält Trost für Alle, die sich darnach sehnen; er ist eine Frucht vom Baume des Lebens, wenn wir in Finsternissen wandeln; dieses Wort ist unser Licht; in der Stunde des Kampfes ist es unser Schild und Schwert; im letzten Stündlein ist es unser Labetrunk und der Stab, den wir ergreifen, um durch das Thal des Todes in das Reich des ewigen Lebens zu wandern.

Ist es möglich — Allmächtiger, Unerforschlicher, Unnennbarer! — also hast du die Welt geliebt, die tief versunkene Sündenwelt, hingegeben für sie dein Liebstes, Einzigstes, deinen Sohn, hingegeben in Armuth und Schande, in Schmerz und Tod, auf daß Sünder erlöst werden aus Armuth und Schande, aus Schmerz und Tod — Sünder, Undankbare, Rebellen? — Ist es möglich?

Möglich und wirklich! Gerade auch darum wirklich, weil es so unermeßlich über Alles, was auf der Erde genannt wird, erhaben ist, weil so gar viele Menschen versucht sind, daran zu zweifeln. Denn saget, welcher Kopf hätte es erdenken, welches Herz es ahnen können? Und wenn es auch möglich gewesen wäre, so etwas zu erdenken oder zu ahnen, wer hätte so viele Millionen Menschen davon überreden, wer das Beispielloseste, Unvergleichbarste, Unglaublichste glaubwürdig machen können, wenn es nicht wirklich, wenn es nicht mit den frappantesten, unwidersprechlichsten That- und Kraftbeweisen besiegelt wäre? Du wärest nie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes

getauft worden; du hättest nie zum Gedächtniß eines gekreuzigten Nazareners Abendmahl gehalten und könntest nie Abendmahl halten; du könntest mit allem Gold und Silber der Erde kein neues Testament aufkaufen; du hättest in deinem Leben den Namen, den heiligen, erquickenden Namen Jesus Christus nie nennen gehört und könntest ihn nie nennen, wenn's nicht wahr, wenn's nicht mit unzerbrechlichem Siegel besiegelt, wenn's nicht unwiderlegliche, bleibende Thatsache wäre: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." —

Gefallen war die Welt, wegverführt durch Satans List von ihrem Gott und Vater, von Unschuld, Einfalt, Ruhe, Leben — hingesunken in Sünde und Tod, in niederdrückenden, rettungslosen Jammer. „Keiner gerecht, auch nicht Einer, Alle abgewiesen, Alle untüchtig geworden, ihr Dichten eitel, ihr unverständiges Herz verfinstert, Gottes Wahrheit verwandelt in Lüge, hingegeben in schändliche Lüste, in ihren Wegen eitel Unfall und Herzenleid, keine Furcht Gottes vor ihren Augen" (Röm. 1.). Und nun, zürnte Gott mit dieser tief versunkenen Welt, mit den Empörern gegen sein Gesetz, mit den Sklaven der Sünde und des Todes? Haßte er sie und wandte sein Angesicht weg und ließ sie verschmachten im Jammer? — Nein! Er blieb, der er war und sein wird — Liebe! Und gerade bei der Empörung seiner Welt, gerade bei der Rebellion seiner Kinder, bei dem tiefsten Verfall seines Ebenbildes begann die höchste Offenbarung seiner Liebe, gerade da wurde das Allerheiligste derselben, das bisher verdeckt war, aufgedeckt. Für die seinem Vaterarme entflohene, versunkene, todte Welt gab er — ach, nicht aussprechen sollten wir's können vor Thränen anbetender Freude — gab er seinen Eingebornen, den Ersten und Letzten, den König der Erde und des Himmels, auf daß das Entflohene zurückgebracht, das Versunkene emporgehoben, das Todte lebendig gemacht werde. Welche Liebe! Oder ist's Zorn, ist's

Haß? Wer gibt denn seinen einzigen Sohn für die, mit denen er zürnt? Wer läßt seinen Geliebtesten hinrichten für die, welche er haßt? — Nein, Gott zürnte nicht über die gefallene Welt; sie wäre des Zornes werth gewesen, aber Gott zürnte nicht, er haßte sie nicht, seine verführten, ungehorsamen, unglücklichen Kinder — er liebte sie, er erbarmte sich ihrer mit überväterlicher Erbarmung — und darum, aus Liebe nur, aus Erbarmung gab er seinen eingebornen Sohn, seiner Herrlichkeit Abglanz, seines unerforschlichen Wesens Ebenbild, gab ihn in die Hände der Ungerechten, in den Schmachtod eines Missethäters. Wo, wo ist eine Liebe, wie diese Liebe? Wo eine Erbarmung, wie diese Erbarmung? Was ist Alles, was wir hienieden mit den hohen, heiligen Namen nennen, was ist's gegen diese Liebe? Was der vertrocknende Tropfen im Glas gegen das ungemessene Meer? Und nun, wer weiß nicht, wie überschwänglich viel auf Liebe sich trauen und bauen läßt, welche Ströme des Segens dieser Quelle entströmen, wie unglaublich viel Geliebte von Liebenden bitten, fordern, erwarten dürfen! Väter, Mütter, Freunde, Brüder, sagt, ist nicht die Liebe stark, wie der Tod, feurig ihre Glut und eine Flamme des Herrn? Ist etwas zu groß, zu köstlich, das sie nicht mit Freude gebe und schenke? Ist nicht alle Weisheit und alle Kraft des Liebenden dem Geliebten bereit? Wenn nun die, welche böse sind, ihren Geliebten gute Gaben geben, wie viel mehr der Vater im Himmel! Wenn sich von unreiner, ohnmächtiger Menschenliebe so viel bitten, fordern, erwarten, nehmen läßt, was wird sich dann von der reinen, allmächtigen Gottesliebe bitten, fordern, erwarten, nehmen lassen? Wenn der seichten, trüben Quelle solche Segensströme entfließen, welche werden dann der unergründlichen, helllautern Quelle entfließen?

So kommt denn, mühselige, beladene Seelen, nach Rettung, Ruhe, Freiheit, Leben Dürstende kommt — wir wollen uns Einer Freude unsers Vaters im Himmel freuen; bei seiner Liebe wollen wir unsere Bürden niederlegen, unsere

Thränen trocknen und ein Fest feiern; „denn also hat er die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab.“

Sollte der, der seines Eingebornen nicht geschont hat, uns mit ihm nicht Alles schenken? Sollten wir uns nicht mit froher Zuversicht in allen unsern Bedürfnissen an ihn wenden dürfen? Sollte der, der ohne unser Bitten das Größte, was in Ewigkeit keine Bitte erreicht hätte, uns gegeben hat, unserer Bitte das Kleinere versagen? Wie, wenn ein reicher, wohlthätiger Mann, ohne daß wir ihn kannten und baten, uns mit tausend Thalern aus einer heißen Noth, aus einer drückenden Verlegenheit geholfen hätte, und nun kämen wir nach Jahr und Tag in den Fall, wo wir unumgänglich einen Thaler bedürften; wir wüßten, unser großmüthiger Wohlthäter lebt noch, ist noch reich, noch großmüthig und wohlthätig — sagt, was wäre natürlicher und vernünftiger, als uns mit unserm Bedürfnisse an ihn zu wenden und ihn um den unentbehrlichen Thaler zu bitten, zumal, wenn er uns bei jener ersten Wohlthat nicht nur nicht gesagt hätte, wir sollten Nichts mehr von ihm erwarten, sondern uns ausdrücklich aufgefordert hätte, ihn ja in künftigen Verlegenheiten nicht vorbeizugehen, sondern uns allemal bei ihm zu melden? Aber auch ohne diese ausdrückliche Aufforderung, welcher Schluß wäre in unserm Falle natürlicher und vernünftiger, als: Der Großmüthige, der ohne unser Bitten uns mit tausend Thalern geholfen hat, wird jetzt unserer Bitte gewiß einen Thaler nicht versagen? Sollte dieser Schluß auf die Liebe und Großmuth dessen, der nicht Gold und Silber, der seinen Eingebornen für uns hingab, unnatürlich und unvernünftig sein? Sollte Gott, der ohne unser Bitten das Größte uns schenkte, unserer Bitte das Kleine versagen? Was von bösen Menschen erwartet werden darf, sollte von Gott, dem Guten, nicht auch erwartet werden dürfen? Oder lebt er etwa nicht mehr, ist er nicht mehr so reich, so mächtig, so liebend, wie er war? Oder hat er etwa der Menschheit verboten, sich in ihren Bedürfnissen an ihn zu wenden? Hat er sie nicht viel-

mehr durch seinen hingegebenen Eingebornen mit der väterlichsten Milde zu sich eingeladen, jeder vertrauenden Bitte Erhörung, jedem gläubigen Schmachten Hilfe und Rettung versprochen? Entweder ist in der Welt überall nichts natürlich und vernünftig, oder das ist natürlich und vernünftig, daß der Mensch in seinen Bedürfnissen und Leiden bei dem Erbarmen und Hilfe suche, der seinen Eingebornen gab; entweder läßt sich in der Welt überall Nichts zuverläßig erwarten, oder das läßt sich zuverläßig erwarten, daß der, der ungebeten seines Eingebornen nicht schonte, dem flehenden Elende Rettung, Hilfe senden werde. Entweder hat Gott seinen eingebornen Sohn nicht gegeben, oder er erhört auch die, welche ihn anrufen, und hilft denen, welche auf ihn trauen!

Nein, beschränke der Unglaube unsers Zeitalters die Macht und Liebe des Unendlichen, wie er will; spotte die Lieblosigkeit, wie sie will; zweifle und zage die Ängstlichkeit, wie sie will; wüthe die Hölle, wie sie will: der Gott, der seinen Sohn gegeben hat, kann dem Glauben an seine Liebe nichts versagen! Die Trübsal muß Wonne, der Jammer muß Seligkeit, die Finsterniß muß Licht, der Tod muß Leben werden, so gewiß, und wäre alle Welt dawider, die Nacht Tag werden muß, wenn die Sonne aufgeht. Amen.

Predigt

auf das Fest Johannes des Täufers.

„Wer hat euch gelehrt, dem bevorstehenden Zorne zu entrinnen?“
Matth. 3, 7.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Der Mann, dessen Fest wir heute feiern, ist eine ganz außerordentliche Erscheinung. Außerordentlich sind die Umstände vor und nach seiner Geburt, außerordentlich sein Leben und Auftreten am Jordan, außerordentlich sind auch seine letzten Schicksale.

Wir wollen heute nur sein außerordentlich strenges Leben im Auge behalten, welches für Tausende und Tausende der späteren Zeit maaßgebend geworden ist. Johannes ist nach einer alten Sage von seiner heiligen Mutter Elisabeth zur Zeit des bethlehemitischen Kindermordes in die Wüste geflüchtet und dort versteckt worden; allein man mag dieß glauben oder nicht, so viel ist gewiß, daß Johannes schon in frühester Jugend nach höherem göttlichen Rathschlusse und

Antrieb in die Wüste sich zurückzog und dort ein so strenges Leben führte, daß der Heiland sagen konnte: Johannes aß nicht und trank nicht; denn sein Essen und Trinken war fast so viel wie Nichts.

Was mag wohl da die göttliche Vorsehung für Absichten gehabt haben, daß sie den Johannes schon in zarten Jahren in die Wüste hinausschickte, die er auch nicht verließ bis zu seinem Auftreten am Jordan und bis zu seiner Gefangennehmung?

Für's Erste sollte Johannes dem Erlöser vor aller Welt ein ächtes und unverwerfliches, über jede Einrede erhabenes Zeugniß ablegen, daß er der wahre Messias, der längst Erwartete, der Heiland der Welt sei. In dieser Beziehung sagt der heilige Gregor von Nazianz sehr schön: „Weil Christus und Johannes dem Fleische nach anverwandt waren, und es nicht scheinen sollte, als gebe Johannes der Verwandtschaft wegen Christo das Zeugniß, so wurde er durch die Gnade des heiligen Geistes also geleitet, daß er während seiner ganzen Jugendzeit in der Einsamkeit leben sollte, damit es nicht schiene, als gebe er dieses Zeugniß aus Freundschaft, oder aus irgend einer ausgedachten List, sondern damit er von Gott diese Kenntnisse habe und ihn also ankündige, sagend: Und ich kannte ihn nicht, sondern der mich gesandt hat, mit Wasser zu taufen, der hat mir gesagt: Über den du den Geist herabsteigen siehst wie eine Taube und über ihm bleiben, der ist es, der mit dem heiligen Geiste tauft.“

Aber die Hauptabsicht, warum Gott den Johannes in der Wüste ein so strenges und abgesondertes Leben führen ließ, war diese: Johannes sollte einst Großes unter seinem tiefgesunkenen Volke verkünden und vorbereiten; der heilige Geist nahm ihn also hinweg aus der Menge, wo der Gefahren, verderbt zu werden, so viele sind. Freimüthig sollte er dann die Fehler der Juden angreifen, vor Niemandem Scheu tragend, von Niemand sollte er gekannt sein, so wie er Niemand kennen sollte, wie eines Engels vom Himmel, so sollte seine Erscheinung kommen. Als Prediger der Buße sollte er zuerst das

Beispiel der Buße geben, einladend zur Buße durch sein eigenes, streng geführtes Leben.

Die Wahrheit, die in diesem einsamen, bußfertigen Leben des heiligen Johannes liegt, heißt demnach mit wenig Worten also: **Der Bußgeist ist der beste Prediger**, und diese Wahrheit muß Angesichts der Welt, die diesen Geist nicht kennt, wieder an's Licht gezogen werden, und dieß um so mehr, da es noch nie so Noth gethan hat, sie zu beherzigen, als in unsern Tagen.

Der große Büßer, der heilige Johannes, bitte bei Gott für uns um diesen Geist! —

Von jeher haben sich in der katholischen Kirche Männer und Frauen gefunden, welche die Welt und ihre Lust verachteten und gleich dem heiligen Johannes die Einsamkeit aufsuchten, um in derselben durch Gebet und Strengheiten aller Art dem Geiste die Oberherrschaft über das Fleisch zu verschaffen und nur allein Gott und ihrem Seelenheile fern vom Gewühle der Welt dienen zu können. Diese Einsamkeit war entweder eine selbstgewählte im stillen Kämmerlein, oder es war die stille Klosterzelle, wo die fromme Zurückgezogenheit die Süßigkeit des Umganges mit Gott genoß. Hier brannten, hier glühten nun die Feuerseelen der Heiligen Gottes im Flammenmeere der göttlichen Liebe; hier wurden sie zu jenem Salze bereitet, das seiner Zeit von der Vorsehung in die Welt hinausgestreut werden sollte, um diese zu würzen und vor gänzlicher Fäulniß zu bewahren; von der Einsamkeit aus wurden sie als Feuersäulen entsendet, um die Welt zu erleuchten und zu entflammen. Wie der heilige Johannes traten sie auf als Prediger in der Wüste, und die Welt strömte ihnen zu und wurde von ihnen zur Begeisterung hingerissen. Wo es Zwistigkeiten und Feindschaften gab, traten sie als Mittler und Versöhner auf, wo guter Rath theuer war, ertheilten sie ihn, wo der Geist der Zucht und guten Sitte verschwunden

oder gesunken war, stellten sie ihn her, wo es galt, das Volk für edle und großartige Thaten zu begeistern, waren sie bei der Stelle, wo Gottes- und Nächstenliebe erkaltet war, da fachten sie die Flamme wieder an, wo Niemand mehr helfen und retten zu können schien, da halfen und retteten sie. Sie entflammten, warnten und straften die Mächtigen dieser Erde, sie richteten die Kleinen und Verzagten auf, sie lagen an der Seite der Pestkranken, sie krochen herum in den Schlupfwinkeln des Elendes, sie standen an der Spitze der Kriegsheere, sie spendeten Trost, Hilfe, Linderung, wo sie nur konnten, während sie selber in der größten Armuth dahinlebten.

Wollen wir, Geliebte, einige von diesen Johannes-Seelen kennen lernen, die in der Einsamkeit und in Bußstrenge geglüht und gestählt worden waren, um Großes in der Welt zu leisten, um Thaten zu verrichten, die wir in unsern Tagen freilich nur mehr bewundern und anstaunen können.

Zur Zeit des heiligen Pabstes Leo des Großen war Attila, König der Hunnen, der sich selbst die Geisel Gottes nannte, in Italien eingedrungen und ging bereits sengend und brennend auf Rom los. Alles floh vor dem entsetzlichen Eroberer. Der heilige Pabst allein wagte es an der Spitze einer Gesandtschaft, dem wilden und ungläubigen Sieger entgegenzugehen, um Rom vor Verheerung zu bewahren. In vollem päbstlichen Ornate ging er auf den König zu, und dieser empfing ihn gegen alle Erwartungen mit den größten Ehrenbezeugungen und schenkte ihm günstiges Gehör. Unter Anderm sagte der heilige Pabst zu ihm: Alles hast du überwunden, jetzt bitten wir dich, überwinde dich selbst! und sieh da, der blutdürstige Barbar trat mit seinem Heere den Rückzug an zum Erstaunen Aller, die ihn umgaben. Einige Vertraute konnten sich nicht enthalten, den Hunnenkönig zu fragen, warum er auf die Worte des christlichen Priesters geachtet, und er antwortete ihnen, er habe neben Leo zwei ehrwürdige Greise mit bloßen Schwertern stehen sehen, die ihn zu ermorden drohten, wenn er nicht gehorchen würde. Unter lautem Jubel wurde der große

Vermittler des Friedens, der Retter Italiens in Rom empfangen; er aber gab Gott allein die Ehre, und forderte das Volk auf, den heiligen Apostelfürsten für ihren Schutz zu danken und einen ächtchristlichen Lebenswandel zu führen, um nicht auf's Neue den Zorn Gottes zu reizen.

Welch' ein Johannes war auch der heilige Bernhard! Dieser Heilige führte ein überaus strenges Leben schon von frühester Jugend an, und er selber gesteht, daß er in der Peinigung seines Leibes manchmal zu weit gegangen. Er nennt diese übermäßigen Kasteiungen seine Jugendsünden. Seine Sinne hielt er dermaßen im Zaum, daß er sehend nicht sah, und hörend nicht hörte; er ging ein ganzes Jahr in der Kirche aus und ein, ohne zu wissen, ob sie mehr als ein Fenster habe; er hatte während eines ganzen Jahres zur Decke seines Zimmers nicht aufgeschaut; Nahrung zu nehmen war ihm mehr Pein als Erholung; den Unterschied der Speisen bemerkte er bisweilen gar nicht und verlor auch den Geschmack so, daß er Öl, welches ihm aus Versehen statt Wasser gereicht worden war, als etwas Gewöhnliches trank; die Zeit des Schlafes pflegte er als verloren zu beklagen und beschränkte sie daher so, daß er kaum zwei Stunden sich Schlaf gönnte. Seine Zelle war kaum so hoch, daß er darin stehen und genau so groß, daß er sich umkehren konnte. Dieser Mann nun, der wie ein anderer Johannes lebte, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht Waldhonig und Heuschrecken, sondern die Früchte der Buche und die Blätter der Buchbäume in der Suppe aß, dieser Mann stiftete den Orden der Cistercienser, der sich in solcher Schnelligkeit ausbreitete, daß zu Lebzeiten des Heiligen noch 160 solche Klöster gegründet wurden, in welche Männer vom ersten Range, ausgezeichnet durch Geburt und Gelehrsamkeit, traten, und erlangte einen solchen Ruf, daß er der Rathgeber der Päbste, der Schiedsrichter der Fürsten und das Orakel seiner Zeit wurde; ja man darf keck behaupten, daß wenige Menschen auf Erden gewandelt haben, die unter so unscheinbarem Äußern eine so große Macht über

ihre Zeit ausgeübt haben — mit Einem Worte: **Bernhard war der Johannes seiner Zeit.** Wie jener Johannes am Jordan, so zeigte dieser, wo es sich um die Sache Gottes oder das Heil der Seelen handelte, den Muth eines Löwen, und hielt es nicht für Anmaßung, öffentlich die Vergehen der Mächtigen zu rügen, und dem Pabste und den Königen zu sagen, was ihnen und der Kirche und den Gläubigen zum Heile diene. Welcher Muth glänzt in seinem Benehmen gegen den barschen, hochfahrenden und unsittlichen Herzog Wilhelm von Aquitanien! Dieser Fürst war dem Afterpabste leidenschaftlich ergeben, verjagte die Bischöfe und Priester, welche es mit dem rechtmäßigen Pabste hielten, und brüstete sich schamlos der schmählichsten Unordnungen. Der heilige Abt, welcher dessen Bekehrung in's Auge gefaßt hatte, bemühte sich lange vergeblich, ihn eines Besseren zu belehren und zur Wiedereinsetzung der vertriebenen Bischöfe zu bewegen, gab jedoch die Hoffnung nicht auf; er verdoppelte seine Bemühungen und thränenvollen Gebete und bestieg endlich den Altar, um das heilige Opfer zu entrichten. Der Herzog und seine Anhänger, belegt mit dem Banne, blieben vor der Kirchenthüre. Dahin begab sich, nachdem der Friedenskuß gegeben war, mit blitzenden Augen und flammendem Angesichte, die heilige Hostie über der Patene haltend, Bernhard und sprach mit erschütternder Stimme zu dem Herzoge: „Bisher haben wir Bitten angewandt, und du hast sie verworfen. Mehrere Diener Gottes haben mit uns zu dir gefleht, und du hast nicht darauf geachtet. Siehe, nun kommt der Sohn Gottes selbst, das unsichtbare Oberhaupt der Kirche, die du verfolgest, dein Richter, in dessen Namen alle Mächte im Himmel und auf Erden die Kniee beugen müssen. Er ist der furchtbare Rächer deiner Lasterthaten, Er, in dessen Hände einst deine verhärtete Seele fallen wird. Verachtest du diesen auch? Willst du dich vermessen, ihn eben so wie seine Diener zu behandeln?“ Der Herzog stürzte wie vom Donner getroffen zur Erde und vermochte kein Wort hervorzubringen; Bernhard

aber hob ihn auf und versöhnte ihn mit dem gegenwärtigen Bischofe von Poitiers, und brachte es durch wiederholte Mahnungen und Warnungen dahin, daß Wilhelm als großer Büsser seine Tage beschloß.

Und nun wollen wir noch einen solchen Johannes kennen lernen, nämlich den berühmten Heiligen Johannes Capistran, einen Franziskaner. Er war klein von Statur, hager und durch strenges Fasten zu Haut und Knochen abgezehrt. Er aß nie Fleisch, trank nie Wein und schlief erst, wenn ihn die äußerste Erschöpfung dazu nöthigte. Aber in dieser elenden Hülle flammte ein Geist der Rede, des Heldenmuthes, der Ausdauer in allen Beschwerlichkeiten, ein Eifer für die Religion und sittlich reinen Wandel, der ihn so Unglaubliches verrichten ließ, daß sein Name in Europa hochgepriesen ist und er in dem von ihm geretteten Ungarn als Wunderthäter und Heiliger verehrt wird. Wie so, ein Franziskaner soll Ungarn gerettet haben? Ja, Geliebte, es ist nicht anders. Pater Capistran predigte nämlich einen Kreuzzug gegen die Türken. Bei den Fürsten fand er wenig Gehör, um so mehr aber beim Volke. Aber die zusammengebrachten Schaaren liefen bald wieder auseinander, und Belgrad, die Schutzmauer der Ungarn, ward von einem türkischen Heere von 150,000 Mann stark bedroht. Da wendete Capistran seine begeisternden Reden voll Bitten, Ermahnungen und Drohungen an die Ungarn, und zwar mit Erfolg; in kurzer Zeit konnte er dem ungarischen Helden Hunyades ein Heer von 60,000 Mann zuführen. Auf seinen Rath geschah es, daß die türkische Flotte auf der Donau zerstört und somit die Festung mit Lebensmitteln und frischer Besatzung versehen wurde. Bei diesem Unternehmen führte Capistran, unter fortwährenden Ermahnungen, standhaft für die Sache Christi und der gesammten Christenheit zu kämpfen, mit dem Crucifix in der Hand, den linken Flügel, während Hunydas mit dem Schwerte den rechten befehligte. Capistran hielt die strengste militärische Ordnung, und wenn man bedenkt, daß

sein Heer, das größtentheils aus zusammengelaufenem Volk zusammengesetzt war, dennoch ruhmwürdige Heldenthaten verrichtete, so kann man sich von der außerordentlichen geistigen Gewalt dieses schlichten Franziskaners über das Kreuzheer einen Begriff machen. Sein Ruhm stieg aber noch höher, als er in Belgrad mit seiner begeisterten Schaar einen allgemeinen Sturm der wüthenden Türken nicht nur siegreich abschlug, sondern auch einen Ausfall machte und in Verbindung mit Hunyades die ganze türkische Armee in wilde Flucht jagte. Der Rettungstag für Ungarn und Deutschland war der 6. August 1456, und der Pabst setzte das Fest der Verklärung Christi zu seinem Gedächtnisse ein.

Seht, Geliebte, das sind Männer, die der Menschheit nützen, die Fürsten und Völker aus dem Verderben ihrer Zeit zu retten im Stande sind. Ich habe euch hier nur drei genannt aus den Tausenden, welche die Welt seit den Zeiten des Christenthums gesehen hat. Ich will euch unter den Neuern nur einen heiligen Carl von Borromä, einen heiligen Philippus Nerius, einen heiligen Franz von Sales, den heiligen Alphons von Liguori nennen, um euch den Beweis zu liefern, daß das Christenthum in allen Jahrhunderten solche Johannes hervorgebracht hat, die im Geiste und in der Kraft des Elias auftraten und die Welt umwandelten. Das sind die wahren Weltbeglücker, die wahren Volksfreunde zu allen Zeiten gewesen. Sie haben das Volk zum Gehorsame gegen seine Obrigkeiten ermahnt, es auf seine Standespflichten aufmerksam gemacht und besonders die Nothwendigkeit der innern sittlichen Umwandlung ihm dringend an's Herz gelegt. Schon Johannes am Jordan rief es mit Donnerstimme den ihn umstehenden Schaaren zu, daß es ohne Buße und Besserung nicht möglich sei, dem bevorstehenden Zorne und Strafgerichte zu entrinnen, und wer ein wahrer Volksfreund ist, hat noch jedesmal das Volk auf diese Hauptsache aufmerksam gemacht; denn wenn ein Volk auch alle irdische Freiheit genießt, und wenn es so weit käme, daß es keinen Kreuzer

Steuer zahlen dürfte, wenn der Wohlstand so groß würde, daß Jeder einen Herrn spielen könnte: was hälfe das Alles? Der größte Freiherr und Freiheitsmann ist derjenige, der Herr ist über sich selbst, der seine Leidenschaften zu beherrschen weiß, und wenn Einer sonst alle Freiheit hat, aber diese nicht, dann ist er bei all' seiner Freiheit ein elender Sklave. Das ist die große Lehre, die sich die heutige Welt am heutigen Festtage abziehen kann und soll.

Eine Masse von Leuten, die sich für Volksbeglücker ausgeben, predigt dem Volke vor; aber in ganz anderer Weise, als Johannes am Jordan. Statt die Nation hinzuweisen auf das einzige Rettungsmittel, auf sittliche Umwandlung und Rückkehr zu Gott, schmeicheln sie nicht bloß den Leidenschaften der Menge, sondern stacheln sie, wo sie schlummern, mit aller Macht der Beredsamkeit auf. Statt sie zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen, statt wie Johannes dem Volke zuzurufen: „Thut Niemandem Gewalt an!" erhitzen sie die Menge, entflammen sie zum Hasse und zur Rache und suchen das Blut fortwährend in glühender Fieberhitze zu erhalten. Seit zwei Jahren hat es Europa hinreichend erfahren, was aus den Völkern werden wird, wenn sie solchen Predigern Gehör geben. Möchten sie durch Erfahrung klug geworden sein! Möchten sie gegen solche Sirenenstimmen ihre Ohren verschließen und nur solchen Predigern Gehör geben, die im Geiste und in der Kraft eines Johannes auftreten, das Volk auf Buße und Besserung hinweisen! Nur solche Prediger meinen es wahrhaft gut mit dem Volke, und nur wenn diese von den Völkern gehört werden, ist Rettung möglich. Amen.

Predigt

auf das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus.

„Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Matth. 18, 18.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

„Lieblich und schön in ihrem Leben, sich einander liebend und werthhaltend, sind sie auch im Tode nicht geschieden": dieß sind die Worte aus dem zweiten Buche der Könige (II. Kön. 1, 23.), mit welchen die heilige Kirche bei der Vesper der beiden Apostelfürsten erwähnt, deren Fest wir heute feiern. Weit herrlicher und unendlich glücklicher in ihrem Leben als Saul und Jonathan, verdienen die heiligen Petrus und Paulus diesen Lobspruch des königlichen Sängers Israels; sie waren herrlich in ihrem Leben, Eins im Geiste und in heiliger Liebe zu ihrem Versöhner und Erlöser, und auch im Tode nicht geschieden. Ihre Vereinigung war ein Wunder der Gnade, der

Allmacht, der allweisen und Alles sanft ordnenden Vorsehung. „Man soll sie nicht trennen und nicht von einander absondern," sagt uns einer ihrer würdigsten und größten Nachfolger, der heilige Leo; „denn ihre Wahl von Gott, ihre Arbeit für Gott, ihr Ende und ihre Aufnahme zu Gott ist gleich." Ihre Asche ruht in demselben Grabe, ihr Name in denselben Gebeten, ihr Andenken in denselben Lobgesängen, ihr Ansehen in derselben Größe und Verherrlichung. „Gott hat dem heiligen Petrus die Schlüssel der Gewalt gegeben, dem heiligen Paulus die Schlüssel der Wissenschaft," sagt der heilige Augustin. „Der Eine, der heilige Petrus, ist besonders der Hirt der Kirche; der Andere, der heilige Paulus, der Lehrer der Kirche; die gleiche Gnade glänzt in ihnen, weil derselbe heilige Geist Beide auserwählt hat," spricht derselbe heilige Kirchenvater. „Paulus ist nicht geringer, als Petrus. Dieser ist die Grundfeste der Kirche, Jener ist ein geschickter Baumeister, der die gläubigen Völker auf das Fundament zu erbauen weiß." Sie sind die zwei Olivenbäume und die zwei Leuchter, die nach der geheimen Offenbarung (11, 14.) vor dem Herrn der Erde stehen. Beide sind die Siegeszeichen der Religion, beide die hellsten Lichter des Glaubens. Die Fesseln und die Kerker von Rom müssen durch sie geheiligt werden; die Hauptstadt der Welt soll den Triumph dieser Apostelfürsten allen Theilen des Erdbodens bekannt machen und erzählen. Ein Tag, Ein Ort, Ein Tyrann soll ihre Siege vollenden, das Blut von Beiden muß vermischt werden, um das große Gebäude zu befestigen. Die obersten Hirten fallen, aber die Schafe zerstreuen sich nicht mehr; der Schafstall ist gegründet und gesichert und besteht in Ewigkeit.

Um dieses doppelte Apostelfest dehnt sich aber noch ein weiterer und größerer Schimmer, nämlich der Glorienschein der Einen, allgemeinen, christlichen Kirche selber, die da gebaut ist auf den apostolischen Felsen, der in der ewigen Roma liegt, mit dem Blute der Apostel besprengt und vom heiligen Geiste selbst bewacht und beschützt wider alle Gewalt der Hölle.

Denn wie sollte das Todesfest der beiden Apostelfürsten nicht zugleich auch die Feier der ganzen katholischen Kirche auf eine ausgezeichnete Weise in Anspruch nehmen, da sie sowohl im Leben der Vereinigungspunkt aller Gläubigen waren, als auch, da des heiligen Petrus Oberhirtenamt, ewig haftend auf dem Stuhle, auf dem er gesessen, immerhin das Centrum aller kirchlichen Gewalt und Segnungen, und alles kirchlichen Lebens, der ursprünglichen Gründung zu Folge, bleiben muß und bleiben wird?

Von diesem letzteren erweiterten Gesichtspunkte aus wollen wir denn auch heute die Feier des Festes in's Auge fassen. Jeder Katholik weiß, daß das Pabstthum oder der Primat auf der besondern Auszeichnung ruht, die Petrus, früher Simon oder Kephas genannt, vor allen übrigen Aposteln durch den Erlöser zu Theil geworden ist; Jedermann weiß aber auch, wie diese Institution seit dreihundert Jahren unaufhörlich angegriffen und bekämpft wird.

Allein die Kirche kann sich durch alle diese Angriffe nicht irre machen. Und wenn tausendmal behauptet wird, daß der Pabst der Antichrist, daß das Pabstthum vom Teufel gestiftet, daß Petrus gar nicht zu Rom gewesen sei, wenn noch zur Stunde das Pabstthum das Bollwerk der Finsterniß genannt wird, das man zerstören müsse: so kann dieß nicht irre machen. Die Kirche kennt ihre Aufgabe, sie ist sich ihrer Sendung vollkommen bewußt, und an dem Tage, an dem es gelänge, den Primat zu vernichten, den Stuhl Petri zu zerstören, würde die Kirche selber zusammenstürzen; denn ein Haus, dem man sein Fundament herausreißt, kann keinen Augenblick länger bestehen. Insbesondere wäre es um die Einheit der Kirche geschehen, falls der Mittelpunkt derselben, das Pabstthum, zu Grunde ginge.

Die Kirche muß einig sein, und darum bedarf sie eines Mittelpunktes.

Dieß ist der Gedanke, dessen Inhalt ich in dieser Er-

bauungsstunde des Nähern entfalten möchte. Zu diesem Ende beginne ich im Namen Jesu.

I. Theil.

Die Einheit gehört zu den wesentlichsten Eigenschaften der christlichen Kirche; sie ist geknüpft an den Einen Gott, den Einen Christus, den Einen Geist, die Eine Wahrheit, die Eine Lehre, das Eine Gesetz, den Einen heiligen Zweck und den Einen Organismus. Einheit, und zwar Einheit der Gläubigen mit Gott und Einheit der Gläubigen untereinander, gibt schon Christus als den Zweck seiner Sendung und das große Ziel seines Werkes an, in seinem hohenpriesterlichen Gebet, in dem es also heißt: „Aber ich bitte nicht für sie allein (nämlich für die Apostel und Jünger), sondern auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit Alle Eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir; damit auch sie in uns Eins seien, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Und ich habe die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, auch ihnen gegeben, damit sie Eins seien, wie auch wir Eins sind. Ich in ihnen und du in mir; damit sie vollkommen Eins seien und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und sie liebest, wie du mich liebest“ (Joh. 17, 20—23.). Auf Einheit gehen ebenso die Aussprüche der Apostel, wie der folgende: „Lasset uns recht angelegen sein, Einigkeit des Geistes durch die Bande des Friedens zu erhalten! Ein Leib und Ein Geist, so wie ihr auch berufen worden zu Einer Hoffnung eures Berufes; Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Alle und durch Alle und in uns Allen. Einem Jeden von uns aber ist die Gnade zu Theil geworden nach dem Maaße der Gabe Christi. Derselbe verordnete Einige zu Aposteln, Andere zu Propheten, Andere zu Evangelisten, Andere zu Hirten und Lehrern, damit die Heiligen die Einrichtung erhalten zur Verrichtung des

Lehramtes, zur Erbauung des Leibes Christi, bis wir Alle gelangen zur Einheit im Glauben und in der Erkenntniß des Sohnes Gottes, zur innerlichen Reife und zum vollen Mannesalter Christi, so daß wir nicht mehr Kinder sind, die hin und her schwanken und umhergetrieben werden von jedem Winde der Lehre, durch die Schalkheit der Menschen, durch Arglist zur ränkevollen Verführung, sondern der Wahrheit in Liebe ergeben in allen Stücken zu dem hinaufwachsen, der das Haupt ist, Christus, durch welchen der ganze Körper zusammengehalten und verbunden durch alle Glieder der Unterstützung, nach der jedem Gliede angemessenen Wirksamkeit Wachsthum erhält zu seiner Erbauung in Liebe" (Ephes. 4, 3—7. 11—16.).

Betrachten wir nun, Geliebte, diese Stellen genau, nehmen wir ferner dazu, was die angesehensten Theologen der Kirche zu verschiedenen Zeiten über die Einheit vorgebracht haben, vergleichen wir dieses selber mit der innern Natur der Sache, um die es sich handelt, und wir werden finden, daß die Einheit so wesentlich und so nothwendig zum Wesen der katholischen Kirche gehört, daß, wäre sie in sich nicht Eins, diese Nichteinheit eben das sicherste Zeichen sein würde, daß sie nicht das Werk Gottes sei. Diese Einheit der Kirche hat ihre tiefste Wurzel in Gott selber. Gottes ewiges Wesen ist Einheit. Die drei heiligen Personen der Gottheit, der Vater, der Sohn und der heilige Geist, sind dem Wesen nach Eins. Und diese Einheit der Gottheit ist, wie Thomas von Aquin*) sagt, das Princip aller andern Einheit. Wie somit Gott in seinem dreieinigen Wesen die ewige und urlebendige Einheit ist, so trägt auch Alles, was von ihm kommt, das Zeichen und das Siegel der Einheit an sich. Augustinus und Thomas von Aquin haben gleichsam miteinander gewetteifert, die Einheit gebührend hervorzuheben. Jedes Wesen strebt von Natur nach Einheit, weil es nach dem Sein strebt. Wirkliches und wahres Sein kann nur jenes genannt werden, welches

---

*) Summa theolog. P. I. quaest. 11.

Einheit hat. Die Einheit eines jeden Dinges ist das Wesen eines jeden Dinges. Schon durch sein Wesen ist jedes Ding eine Einheit. Was aber schon seinem Wesen nach Eins ist, das erweist seine Einheit auch in der Form. Einheit ist wie das Wesen, so auch die Form der Dinge. Ebenso ist die Einheit die Form jeder Vollkommenheit und Schönheit. Das Weltall besteht nur durch die Einheit und ist nur schön durch die in ihm sich ausprägende Einheit. Die Einheit ist den Dingen vom Schöpfer der Wesen als jenes Princip eingeschaffen, das, wie das Princip des Seins, so auch das der Erhaltung ist. Wie folglich die Dinge in und durch die Einheit sind, so bestehen sie auch durch sie. In dieser Weise äußern sich die genannten beiden Kirchenlehrer über die Einheit der Dinge.

Hieraus ersehen wir, Geliebte, was es um die Einheit ist. In der Einheit ist, besteht, lebt, bewegt und erhält sich Alles. Das große Weltgebäude ist nur eine ununterbrochene Kette von Einheiten. In der Einheit ist Schönheit, Würde, Vollkommenheit; in der Einheit ist Kraft, Macht und Stärke; in der Einheit ist Übereinstimmung, Harmonie, Friede, Freude und Seligkeit. Sie geht und wirkt durch alles Lebendige hindurch. Wo keine Einheit mehr ist, da ist schon Auflösung, da hat der Tod schon seinen Sieg über das Leben gefeiert. Umgekehrt feiert das Leben den Sieg über den Tod durch die Einheit und stellt ihn dar durch sie.

Das Reich der Natur ist aber nur ein Sinnbild des Reiches der Gnade. Herrscht nun schon in jenem Einheit, so muß diese in viel höherem Grade im Reiche des Geistes vorhanden sein; es muß bestehen Einheit der Geister mit Gott und untereinander. Für den Menschen bestand diese höhere und höchste Einheit schon im Anfange, aber sie wurde durch die Sünde zerrissen. Sie wieder herzustellen, ist der Sohn Gottes in die Welt gekommen. Die wiederhergestellte Einheit ist die Einheit des erlösten Geschlechtes. Die wesentliche Form der Einheit der Menschheit mit Christus und Gott ist die Kirche; eben darum ist sie aber auch ihrer innersten Form

nach Einheit. Die Kirche als Einheit erstreckt sich über die ganze Erde und wird durch die Verschiedenheit der Länder und Reiche nicht unterbrochen. Auf eben so einfache als schöne und rührende Weise hat noch in der christlichen Urzeit der heilige Ignatius im Briefe an die Epheser über die Einheit Folgendes geschrieben: „Da mich die Liebe in Ansehung euer nicht schweigen läßt, darum bin ich euch zuvorgekommen, und ermuntere nun euch, daß ihr nach dem Sinne Gottes wandelt. Denn auch Jesus Christus, unser unzertrennliches Leben, ist in Allem der Sinn des Vaters, wie auch die nach Bezirken aufgestellten Bischöfe im Sinne Jesu Christi sind. Daher gebührt es sich, daß ihr mit dem Sinne des Bischofs übereinstimmt, was ihr auch befolget; denn eure ruhm- und gottwürdige Priesterschaft stimmt so mit dem Bischof überein, wie die Saiten mit der Zither. Darum wird durch eure Eintracht und einstimmige Liebe Jesus Christus besungen; ja auch einzeln möget ihr stets Alle einen Chor bilden, um einstimmig in der gleichen Gesinnung ein schönes Loblied anzustimmen, um so in Einheit, mit Einer Stimme durch Jesum Christum dem Vater zu lobsingen, damit er auf euch höre und durch gute Werke euch als Glieder seines Sohnes erkenne. Heilsam also ist es, wenn ihr in ungetrübter Einigkeit verharret, damit ihr auch allezeit Antheil an Gott habet"*). Und der heilige Clemens von Alexandrien, dieser tiefsinnige und geistreiche Mann, schreibt über die kirchliche Einheit: „Offenbar ist nur Eine wahre Kirche, da nur Ein Gott und Ein Herr ist. Dem Wesen, der Gesinnung, dem Ursprung und dem Vorzuge nach behaupten wir bloß Eine alte und katholische Kirche, welche durch mancherlei Anstalten oder vielmehr durch Eine Anstalt zu verschiedenen Zeiten vermöge des Willens Eines Gottes durch Einen Herrn Alle zu Einem Glauben führt"**). Von dieser Einheit der Kirche und

*) Ep. ad Eph. c. 3. 4.

**) Stromat. 7, 17.

ihres Glaubens, wie sie durch alle Nationen und alle Stufen der Intelligenz durchgeht und dennoch *in* den verschiedenen Nationalitäten *nicht* untergeht, entwirft der heilige Irenäus folgende schöne Schilderung: „Diese Verkündigung hat sie empfangen und diesen Glauben, wie wir vorhin sagten; ob sie auch in der ganzen Welt zerstreut ist, bewahrt die Kirche ihn sorgfältig, wie Ein Haus bewohnend, und glaubt in selbiger Weise daran, als hätte sie Eine Seele und dasselbe Herz, und verkündet einstimmig und überliefert dasselbe, als hätte sie nur Einen Mund, und ob auch in der Welt die Sprachen unähnlich sind, so ist die Kraft der Überlieferung Eine und dieselbe, und weder glauben die in Germanien gegründeten Kirchen anders, oder überliefern sie anders, noch die in Iberien, noch in Gallien, noch im Orient, noch in Ägypten, noch in Lybien, noch die in Mitte der Welt gegründeten, sondern, wie die von Gott geschaffene Sonne in der ganzen Welt Eine und dieselbe ist, so leuchtet auch die Verkündung der Wahrheit allenthalben und erleuchtet alle Menschen, welche zur Erkenntniß der Wahrheit kommen wollen, und nicht spricht der im Worte Mächtige von den Vorstehern der Kirche anders (denn Keiner ist über dem Lehrer), noch wird der Schwache im Worte die Überlieferung verkürzen"*).

Diese Einheit nun, die das innerste Lebensprincip der Kirche bildet, hat sie sich auch zu aller Zeit getreulich bewahrt. Sie hat alle Versuche, neue Lehren in die Kirche einzuführen, vereitelt; sie hat mit unerbittlicher Strenge Alle, welche den ungenähten Rock ihres Stifters, die E i n h e i t, zerreißen wollten, von sich ausgeschlossen. Sie hat deßwegen kein Bedenken getragen, die ganze morgenländische Kirche, ganze Länder und Reiche, die ihre Einheit antasten wollten, Millionen und Millionen von ihrer Gemeinschaft auszuschließen; sie that dieß mit blutendem Herzen, aber sie konnte nicht anders, wenn sie ihre eigene Einheit nicht aufgeben und so keinen Selbstmord begehen

*) I. 10. n. 2.

wollte. Deßwegen hat sie auch in jenem skandalösen Streite zwischen Päbsten und Afterpäbsten, den die Christenheit erleben mußte, auf dem Concilium zu Constanz kurzen Proceß gemacht, und um die Zersplitterung im Mittelpunkte selbst mit einem Male zu beseitigen, die drei vorhandenen Päbste abgesetzt und einen neuen gewählt, und seitdem hat die Welt Gott Lob dieses wenig erbauliche Schauspiel nicht wieder gesehen.

Und so steht die katholische Kirche da am heutigen Tage wie zur Zeit des Apostelschülers Ignatius, im ungeschmälerten Besitze ihres Kleinodes, der Einheit im Glauben und in der Lehre, und so beweist sie sich namentlich in dieser zerrissenen Zeit, wo der Zwiespalt nicht bloß in große politische Körper, sondern bis in das Herz der Familien hineingedrungen ist, wo in allen Dingen eine wahrhaft schauderhafte Begriffsverwirrung herrscht, als die einzige große Gesellschaft, in der noch Einheit und Einigkeit zu finden ist. Und in Folge ihrer Einheit ist auch Leben in ihr, ein organisches Leben, während die der Einheit verlustig gegangenen Confessionen theils in Verknöcherung, theils in Fäulniß übergegangen sind. Und in Folge ihrer Einheit ist sie auch fortwährend in der Wahrheit geblieben; denn eben in der Wahrheit wohnt Einigkeit; der Zwiespalt aber fußt immer auf Irrthum.

Es ist deßhalb ein gewaltiger Irrthum, wenn von akatholischer Seite behauptet wird, im gegenwärtigen Augenblick gebe es gar keine Einheit der Kirche mehr, weil das Christenthum in sich gespalten sei, weil statt Einer Kirche es drei große Confessionen gebe, abgesehen von den kleinern Sekten, die sich im Laufe der Zeit gebildet. Eine solche Vertheilung des Christenthums unter die bestehenden Confessionen ist durchaus unstatthaft. Dieselbe katholische Kirche, die seit achtzehnhundert Jahren besteht, besteht noch. Daß sich alle Jahrhunderte mehr oder weniger, denen ihre Lehre nimmer behagte, von ihr trennten, ist wahr; das geschah schon im apostolischen Zeitalter; die Apostel schon stritten gegen die Sekten der Doketen und Nikolaiten; aber keinem der apostolischen Väter fiel es ein, zu

behaupten, daß deßwegen die Einheit der Kirche zu Grunde gegangen sei. Im vierten Jahrhundert entstand, um nach unserem Sprachgebrauche zu reden, die große arianische Confession, die nahe an vierhundert Jahre neben der katholischen Kirche existirte; im siebenten Jahrhundert trennte sich die morgenländische Kirche von der abendländischen, aber keinem Menschen fiel es ein, deßwegen zu behaupten, durch diese Trennung sei die Einheit der Kirche verloren gegangen. Nein, umgekehrt, die Kirche ließ zu allen Zeiten mächtige Partheien aus ihrer Mitte ziehen, bloß um die Einheit zu retten, den Einen Glauben zu bewahren. Die Ausgewanderten haben diese Einheit freilich nicht; aber in der Kirche, aus der man schied, ist sie geblieben. Wäre es aber wahr, daß durch die Spaltung der Christenheit in Confessionen es eine einige Kirche gar nicht mehr gebe, dann hat es eine solche gar nie gegeben; denn solche sogenannte „Confessionen" hat es neben der katholischen Kirche zu allen Zeiten gegeben. Das wird aber doch Niemand zu behaupten sich erkühnen, der nicht von der Kirche Christi die allererbärmlichsten Begriffe hat. Man kann demnach nicht aus; unläugbar ist die Einheit bei der katholischen Kirche und deßwegen auch die Wahrheit.

Es entsteht jetzt nur die Frage: Wie war es möglich, daß die katholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte die Einheit und somit auch die Wahrheit fortwährend bewahrte? — Hievon aber im

II. Theil.

Wir haben bisher gesehen, daß Einheit das wesentliche Merkmal der Kirche Jesu ist. Wie ohne Einheit überhaupt Nichts existiren kann, vor Allem eine Gesellschaft nicht, so könnte auch die Kirche Jesu ohne das Band der Einheit nie und nimmer für die Dauer bestehen. Das stand dem Stifter dieser Kirche klar vor Augen, als er den Ausspruch that: „Ein Reich, das in sich uneins ist, muß zerfallen." Er wollte

also ein Reich gründen, das der Einheit sich fortwährend zu erfreuen haben sollte; denn dieses Reich gründete er ja nicht für ein paar Jahre oder Jahrhunderte, sondern für alle Zeiten bis an's Ende der Welt. Wenn nun Christus den Zweck wollte, so mußte er auch das Mittel wollen. Wollte er die Einheit und Einigkeit seiner Kirche dauernd gesichert wissen, so mußte er in seiner Weisheit und Liebe auch für das nothwendige Mittel zur Erhaltung und zum Fortbestande der Glaubenseinheit Bedacht nehmen. Dieses Mittel nun besteht, laut klarem Zeugniß der heiligen Schrift sowohl, als der ältesten Lehrer und Kirchenväter, in der von Jesu Christo selbst seinen Aposteln, dem Haupte derselben und ihren Nachfolgern verliehenen Macht und Gewalt. In Folge dieser feierlich übertragenen Gewalt hat die bischöfliche Gesammtheit zu entscheiden, was geoffenbart sei oder nicht, d. h. was mit der heiligen Schrift und Tradition übereinstimme oder mit ihnen in Widerspruch stehe, oder was in einer von Beiden allein enthalten sei. Die Entscheidungen dieser bischöflichen Gesammtheit oder der allgemeinen Kirchenversammlungen in Glaubens- und Sittensachen sind unfehlbar, weil sie der Ausspruch des heiligen Geistes sind. Darum haben die Apostel dort auf dem ersten Concilium zu Jerusalem ihren Entschließungen die Worte vorangesetzt: „Es hat uns und dem heiligen Geiste gefallen.“ Durch dieses untrügliche Lehramt in der Kirche nun wird die Reinheit und somit auch die Einheit des Glaubens erhalten. Ohne eine solche untrügliche Autorität ist keine Einheit im Glauben möglich. Darum hat selbst der Wittenberger Reformator gesagt: „Wenn die Welt noch länger bestehen soll, so erkläre ich, daß bei den vielartigen Auslegungen, welche man uns über die heilige Schrift gibt, kein anderes Mittel übrig bleibt, um die Einheit des Glaubens zu erhalten, als die Beschlüsse der Concilien anzunehmen und uns unter den Schutz ihres Ansehens zu flüchten.“

Weil aber solche allgemeine Concilien nicht so leicht, namentlich jetzt bei der ungeheuren Ausdehnung der Kirche in

allen Welttheilen abgehalten werden können, so hat Christus der Herr einen beständig gegenwärtigen Mittelpunkt der Einheit in seiner Kirche niedergesetzt, eine lebendige Kraft, welche die Einheit fortwährend bildet und erhält. Drohen schädliche Lehren Gefahr, so hat das Oberhaupt aller Bischöfe vom Mittelpunkt der Einheit aus zu wachen und einzuschreiten. Ohne den Irrthum überhandnehmen zu lassen und abzuwarten, bis die Bischöfe in ein Concilium zusammentreten können, hat der Oberhirt dem Übel sogleich Schranken zu setzen und ihm vor den Augen der ganzen Welt die immer unverfälschte und ununterbrochene Tradition des heiligen Stuhles entgegenzuhalten. Wäre solch' ein Mittelpunkt der Kirche nicht absolut nothwendig, nie und nimmer hätte Christus seiner Kirche ein Oberhaupt gegeben. Allerdings ist Christus das unsichtbare Oberhaupt der Kirche; aber wie geht es in einem Hause zu, wo die Hausgenossen ihren Herrn nicht wirklich sehen? Was ist aber ein Haus gegen die unermeßliche Kirche, diese Stadt auf dem Berge? Christus sah in seiner Weisheit vollkommen voraus, was kommen werde, wenn er nicht mehr sichtbar unter den Seinigen wandeln würde. Darum ergriff er einst bei einer sehr ernsten Frage an seine Jünger die Gelegenheit, sich über die Zukunft zu erklären und sein Haus zu bestellen. Er erkor sich aus der Mitte der Apostel einen Stellvertreter und bestellte ihn zum sichtbaren Oberhaupte seiner Kirche. Er sprach hiebei jene merkwürdigen Worte, die uns heute vorgelesen werden, und die bis zur Stunde der Stein des Anstoßes für Millionen sind. Wie hat man sie nicht seit dreihundert Jahren auf die Folter gespannt und sie geschraubt und gedreht, bis sie ganz etwas anderes aussagten, als sie von jeher ausgesagt haben! Allein so viel ist gewiß, entweder hat der Erlöser dem Petrus Etwas oder er hat ihm Nichts zugesichert; hat er ihm Nichts zugesichert, dann ist der Zusatz: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen," sehr müßig und unpassend; hat er ihm aber etwas zugesichert, dann kann die Stelle nicht anders gedeutet werden,

als daß der Erlöser den Petrus und seine Nachfolger zu Oberhirten der Kirche eingesetzt habe. Wir wissen zwar, daß Christus auch den übrigen Aposteln verschiedene Vollmachten übertragen habe; allein wenn er dem Petrus nichts Besonderes vor ihnen eingeräumt hat und einräumen wollte, wozu brauchte er noch mit Petrus eigens und in dieser Weise und so feierlich zu reden? Wozu brauchte er gerade dem Petrus das Bekenntniß seines Glaubens und seiner Liebe in dreimaligem Aufrufe abzufordern? Ist es nicht so klar wie die Sonne, daß der Heiland gerade deßwegen größeren Glauben und größere Liebe von Petrus verlangte, als von den übrigen Aposteln, weil er ihm auch mehr übertragen wollte? Wären diese Stellen nicht so überaus sprechend für den Vorrang Petri vor den übrigen Aposteln, so hätte nicht ein Protestant, welcher der katholischen Kirche nichts weniger als gewogen ist, Professor Marheinecke nämlich, in seiner Symbolik folgende Äußerung gemacht: „Christus vertraute dem Petrus ausdrücklich eine höhere Gewalt, als den übrigen Jüngern, und die Aufsicht über die Kirche; er erhob ihn zum sichtbaren Oberhaupt derselben mit aller dazu gehörigen Autorität, Gerichtsbarkeit und Unterordnung der übrigen unter ihn."

Dadurch nun, daß der Herr den Petrus und seine Nachfolger zum Oberhaupte der Kirche schuf, hat er derselben einen Mittel- und Einigungspunkt gegeben, um welchen alle übrigen Apostel und ihre Nachfolger sich zu sammeln haben. Als dieser Mittel- und Einheitspunkt hat denn nun auch der Nachfolger des heiligen Petrus auf dem Stuhle zu Rom, das bezeichnend genug von der Vorsehung hiezu auserkoren wurde, von jeher gegolten. Wie die Planeten sich um ihre Sonne bewegen, so hat jeder Bischof seinen Blick nach Rom zu richten, und mit dem dortigen Bischofe in Gemeinschaft des Glaubens zu stehen, das ist die Anschauung der ganzen christlichen Kirche, vom apostolischen Zeitalter angefangen bis auf unsere Tage. Gleichwie schon der heilige Paulus nach seiner Bekehrung eigens nach Jerusalem reiste, um Petrus zu besuchen, bei dem

er auch fünfzehn Tage verweilte (Galat. 1, 18.), so glaubten auch von jeher alle Bischöfe, sich nach Rom an den Nachfolger des heiligen Petrus wenden und mit ihm in Gemeinschaft stehen zu müssen; nur so und nicht anders glaubten sie, ihre Rechtgläubigkeit an den Tag legen zu können. Darum sagt auch der heilige Irenäus ganz klar: „Wir geben die Überlieferung der größten und ältesten und Allen bekannten, von den zwei glorwürdigsten Aposteln Petrus und Paulus zu Rom gegründeten und eingesetzten Kirche, eine Überlieferung, welche diese Kirche von den Aposteln hat. Wir geben den Allen verkündigten Glauben, welcher bis auf uns durch die ununterbrochen aufeinanderfolgenden Bischöfe gelangte, und vernichten alle diejenigen, welche auf was immer für eine Weise, sei es aus böser Selbstgefälligkeit oder eitler Ruhmsucht, oder aus Blindheit und Bosheit, über das Maaß zusammenlesen. Um diese Kirche muß sich die ganze kirchliche Gemeinschaft sammeln, d. h. alle Gläubigen aller Orten; denn die römische Kirche übertrifft die andern an Macht und Fürstlichkeit. In ihr ist immer die apostolische Überlieferung von allen Gläubigen aller Orten bewahrt worden." Also um den Stuhl Petri muß sich Alles schaaren, er ist der Mittel- und Brennpunkt der ganzen Christenheit. Darum sagt der heilige Cyprian, der im Jahre 258 die Martyrerpalme erhielt, ganz kurz: „Die kirchliche Einheit ist durch den Stuhl Petri entstanden"*). Und in seinem berühmten Buche über die Einheit der Kirche sagt er: „In der römischen Kirche ist immer der Vorrang des apostolischen Stuhles gewesen; den Primat erhielt nicht Andreas, sondern Petrus, welchen Jesus auserkoren hatte, um durch Einsetzung dieses Hauptes jede Veranlassung zur Uneinigkeit und Spaltung abzuwenden." Dieser große Bischof von Carthago, der nach dem Urtheile des berühmten Erasmus alle übrigen Lehrer Afrikas, ja selbst den Hieronymus an Beredtsamkeit übertraf, stellt

*) Ep. 55.

die Frage: „Wer den Stuhl Petri verläßt, auf welchen die Kirche gegründet ist, darf derselbe noch glauben, der Kirche Jesu Christi anzugehören? Wir Bischöfe, die wir der Kirche vorstehen, müssen besonders fest auf dieser Einheit bestehen und sie verfechten, damit wir zeigen, der Episkopat sei nur Einer und untheilbar. Die Kirche, ob sie sich gleich weit verbreitet, ist doch nur eine einzige; es gibt der Sonnenstrahlen viele, und dennoch ist das Licht nur Eines; groß ist die Zahl der Äste, aber der Stamm ist nur Einer, fest gegründet auf der Wurzel. Ebenso hat auch die Kirche nur Ein Haupt, nur Einen Ursprung.“

Wenn daher Streitigkeiten entstanden, so wendete man sich von den frühesten Zeiten nach Rom, und der Ausspruch des apostolischen Stuhles daselbst war das Endurtheil. Eine der ältesten Urkunden aus dem apostolischen Zeitalter sind gewiß die Briefe des heiligen Clemens. In einem derselben lesen wir, daß in Korinth ein heftiger Streit sich erhob, wie zur Zeit des heiligen Paulus; ein Theil der Gläubigen lehnte sich gegen tadellose, eifrige Priester auf und wollte sie sogar absetzen. Bischof Fortunat verließ sogleich Korinth und eilte nach Rom, um diese Gährung zu berichten. Der heilige Clemens saß gerade damals auf dem Stuhle Petri. Der heilige Petrus war im Jahre 68 gemartert worden und der heilige Clemens regierte von 91—101. Man denke nur, der hochbetagte Gefährte des heiligen Paulus, der ehrwürdige Fortunat, eilt schon beim ersten Anschein einer Trennung nach Rom und setzt sich den Gefahren und Mühseligkeiten einer weiten Reise aus. Damals lebte noch der heilige Johannes der Evangelist, der etwa um das Jahr 100 nach Christi starb. Warum wendete sich nun Fortunat nicht an den Apostel Johannes, der doch in Ephesus war und gewiß auch hätte Aufschluß geben können? Nein, nach Rom zu dem Apostelschüler Clemens und nicht zum Apostel Johannes wendet sich Fortunat im Namen der widerrechtlich abgesetzten Priester. Wie

läßt sich das denken, wenn man nicht in dem Bischof von Rom den Mittelpunkt aller Einheit, der alle Spaltung zu verhüten und die Einheit zu wahren hat, erblickt hätte? Und das geschah im apostolischen Zeitalter! Clemens schlichtete auch den Streit, er sandte eine eigene Deputation nach Corinth und gab ihr ein Sendschreiben mit, welches die Gemüther wieder besänftigte und so in Ehren gehalten wurde, daß es siebenzig Jahre noch öffentlich in der Kirche von Korinth vorgelesen wurde. Hundert Jahre später bedrohte Pabst Viktor die Bischöfe Asiens mit der Excommunication, weil sie in der Feier der Ostern und anderer Feste von dem Gebrauche der römischen Kirche abwichen, ein Schritt, von dem ihn nur der heilige Irenäus zurückhalten konnte. Wie hätte der römische Bischof es wagen dürfen, diese Drohung gegen die asiatischen Bischöfe auszusprechen, wenn er nicht als der Mittelpunkt der ganzen Kirche, auf dessen Entscheidung Alle zu achten hätten, anerkannt worden wäre? Darum sagt auch ein berühmter protestantischer Theologe*): „daß die ältesten Väter alle vom Dasein eines obersten Bischofs in der Kirche überzeugt waren.“ Durch diesen, den Wächter der Einheit, allein ist es möglich gewesen, die Einheit des Glaubens zu bewahren. Die Nothwendigkeit dieses Mittelpunktes zur Erhaltung der Glaubenseinheit hat man denn auch nach den traurigsten und bittersten Erfahrungen, die man außerhalb der katholischen Kirche gleich nach der Trennung schon gemacht hat, die aber in der Gegenwart erst in ihrer ganzen Entsetzlichkeit zu Tage treten, wirklich eingesehen und deßwegen auch von diesem Gesichtspunkte aus die Verwerfung desselben bitter beklagt. Der große Puffendorf, obgleich ein sehr eifriger Protestant, gesteht offen ein, daß die unter den Protestanten eingerissenen Religionszänkereien von dem Mangel an einem kirchlichen Oberhaupte herrühren, und daß weder eine aristokratische Verfassung, noch eine demokratische, sondern allein die monarchische für die Kirche tauglich

---

*) Pfaff, de orig. jur. eccles.

sei;" und ein anderer Gelehrter*) äußert: „Wenn es der Zweck Jesu war, all' seine in der ganzen Welt zerstreuten Verehrer in Eine Gottesfamilie zu versammeln, so folgt daraus, daß diese Gesellschaft, insofern sie sichtbar *ist*, auch ein sichtbares Oberhaupt haben müsse; denn ein sichtbarer Körper ohne ein sichtbares Haupt wäre nur ein halber, nicht ein ganzer Körper. Zu ihrem größten Nachtheil entbehrte die protestantische Kirche bis jetzt diese für jede äußere Gesellschaft von Menschen so höchst nothwendige Bedingung; daher jene vielen Spaltungen und Streitigkeiten, welche gleich von ihrem ersten Ursprung an in derselben überhandnahmen und ihr den nahen Untergang drohten." Und die Darmstädter Allgemeine Kirchenzeitung schreibt: „Es läßt sich nicht läugnen, es wäre sehr zu wünschen, daß in der protestantischen Kirche einmal eine feste Ordnung eingeführt würde; denn wie die Sachen jetzt stehen, hält jeder Pastor sich für gänzlich frei und ungebunden, die Unordnung nimmt immer mehr überhand und man stößt Alles von sich, was von einer rechtmäßigen Autorität ausgeht." Würden wir Katholiken etwas Derartiges über die außerkirchlichen Zustände sagen, so würde man es uns verübeln, man würde über Lüge und Verleumdung schreien; wenn aber die Hausgenossen selber einen Angstschrei ausstoßen über den drohenden Einsturz des Hauses, und dessen ruinösen Zustand bitter beklagen, dann muß es wahr sein; denn Niemand setzt sich selber gern in ein nachtheiliges Licht.

Wir Katholiken sehen freilich mit eigenen Augen uns genug, wie es außerhalb unserer Kirche aussieht, wir können uns nur freuen, wenn man einmal zum Bewußtsein kommt, daß jene Spaltung, die man so freudig begrüßt und so stolz zu rechtfertigen gesucht hat, der ungeheuerste Mißgriff und das größte Unglück war, das über Deutschland kommen konnte, und können nur wünschen und zu Gott flehen, daß die Ge-

---

*) Pustkuchen, Wiederherstellung des ächten Protestantismus, Hamburg 1827.

trennten endlich wieder zum Mittelpunkte der Einheit zurückkehren möchten. Ja, es ist nicht anders, das vielgelästerte Pabstthum ist es, zu dem Deutschland zurückkehren muß, wenn eine wahre Einigung und Einheit zu Stande kommen soll. Hätte das vor hundert Jahren noch Jemand unsern getrennten Brüdern gesagt: man hätte unwillig die Köpfe geschüttelt, oder mit Hohn und Entrüstung eine solche Äußerung hingenommen; allein jetzt finden die Bessern eine solche Rede wenigstens nicht mehr unerträglich, und Viele von ihnen sehen wirklich keinen andern Weg, als entweder zur katholischen Kirche zurückzukehren oder vom Strome des Unglaubens sich verschlingen zu lassen.

O möchte doch der Tag nicht mehr ferne sein, an dem jene Wiederversöhnung, jene Vereinigung zu Stande kommt, und mit ihr Deutschlands wahre Einigung und wahres Glück! Möchte man es erkennen, daß nur jene christliche Confession, welche mit dem Stuhle Petri in Gemeinschaft steht, wahres Leben und stete Lebensdauer haben könne, jede andere aber über kurz oder lang dem Tode verfallen müsse, sei es durch Starrkrampf und Erschlaffung in den ehernen Armen des Staates, oder aber durch innerliche Fäulniß und Auflösung. Oder, frage ich, was hat man denn gewonnen durch die Beseitigung des Pabstthums? Ist es besser geworden? Nein, statt des verworfenen Pabstes hat man ganz andere Tyrannen bekommen, die sich den berüchtigten Spruch: „Wem das Land gehört, der hat auch über die Religion zu gebieten," zum Grundsatze machten. Wahrlich, die weltliche Macht, der sich der Protestantismus in die Arme geworfen, übte ein tausendmal schlimmeres Pabstthum, als der Bischof zu Rom. Ich erinnere nur an Heinrich VIII. von England und seine Nachfolger, und an das Regiment der protestantischen Fürsten in Deutschland, Schweden und Norwegen. Man wollte also der Charybdis entrinnen und gerieth in die Scylla. Man verlor mit der Trennung die Einheit und mit ihr auch die Wahrheit, und das Palladium des Protestantismus: Freiheit der Forschung, Freiheit des

Glaubens! erwies sich als ein unächtes. Einheit der Lehre und Freiheit des Glaubens sind schlechterdings unverträglich; eine Kirche ohne Glaubenseinheit ist nur eine Kirche von Uneinigen, ein Unding ohne Gleichen, wenigstens nicht die von Jesus Christus gestiftete Kirche. Ganz richtig sagt deßhalb ein protestantischer Gelehrter*): „Ist es wahr, daß keine Glaubenseinheit in der protestantischen Kirche herrsche und herrschen dürfe, so laßt uns nur immerhin an's Grab der Reformatoren treten und klagend ausrufen: Ein Reich, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste; so laßt uns nur immerhin der katholischen Kirche, als der stärkern, weil sie die Glaubenseinheit sich bewahrt, zinsbar werden." Wir können hierauf nichts anders sagen, als: Amen.

*) Alberti in s. Theobald.

Predigt
auf das Fest Mariä Himmelfahrt.

„Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Luk. 1, 48.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die Krone aller Gedächtnißtage, welche zu Ehren der hochbegnadigten Jungfrau und Mutter unsers Erlösers die katholische Kirche feiert, ist das Fest ihrer Aufnahme in den Himmel. Ihre Himmelfahrt war gleichsam das Echo, der Wiederhall ihres Lebens; sie wohnte auf Erden lebend schon im Himmel, und es konnte also nicht fehlen, daß sie am Ende ihres Lebens in den Himmel aufgenommen werden mußte. Ein himmlisches Gemüth gehört in den Himmel, und ist, obgleich noch bei Leibes Leben, schon im Himmel.

Dieses glorreiche Fest, das seit vielen Jahrhunderten im Umfange der ganzen katholischen Kirche gefeiert wird, nennen die heiligen Väter: Fest der Aufnahme Mariä in den Himmel, um dasselbe von der Himmelfahrt Christi zu unterscheiden, der aus eigener Kraft zu den ewigen Höhen emporstieg,

wohin er seine heiligste Mutter aufnahm. Ein Tag festlicher Freuden war dieser allen Christen schon zu den Zeiten Constantins des Großen, und ausgebreitet war und blieb stets die Meinung in der Kirche, daß es dem Herrn der Herrlichkeit gefallen habe, so wie die Jungfräulichkeit Mariä selbst nach Jesu Geburt unversehrt zu erhalten, auch ihren mackellosen Leib vor der Verwesung zu bewahren, und ihn noch vor der allgemeinen Auferstehung durch die Aufnahme in die himmlischen Wohnungen zu verehren. „Wer könnte sich auch vermessen, zu sagen," spricht der heilige Augustin, „der hochheilige Leib, worin Jesus Christus Fleisch annahm, sei zur Speise den Würmern übergeben worden?" Dieses ist jener glorreiche Tag, den die früheste Kirche, sobald es ihr gestattet ward, ihre Feste öffentlich zu feiern, als einen der ersten mit höchster Feierlichkeit beging und zu den Zeiten des Kaisers Constantin mit unbeschreiblicher Pracht feierte; dieses ist jener glorreiche Tag, wo die königliche Jungfrau auf den Thron gesetzt ward, wo es die Engel gelüstet, ihre Lieblichkeit zu schauen.

Darum schreibt auch der heilige Johannes Damascenus: „Heute ist der festliche Tag, an welchem die heilige und lebendige Arche des lebendigen Gottes, welche in ihrem Schooße ihren eigenen Schöpfer empfangen hat, im Tempel des Herrn ausruht, der nicht von Menschenhänden erbaut worden. David, ihr Ahnherr, jubelt, und mit ihm frohlocken alle heiligen Engel, feiern alle Erzengel, verherrlichen sie alle Kräfte der Himmel, alle Mächte jauchzen, alle Herrschaften lobsingen, alle Fürstenthümer preisen, alle Throne begehen Feste; hoch loben sie alle Cherubim, ihren Ruhm verkünden alle Seraphim. Heute empfängt das Paradies ein neues Geschöpf, durch das der Fluch gelöst, der Baum des Lebens neugepflanzt und unsere Nacktheit verhüllt worden ist. Heute ist die unbefleckte Jungfrau, welche nie durch irdische Leidenschaften befleckt worden, sondern stets mit ihrem Geiste im Himmel lebte, nicht zur Erde, aus der sie genommen, zurückgekehrt, sondern, da sie hienieden schon ein lebendiger Himmel war, in den Himmel

aufgenommen worden. Wie könnte auch des Todes Bitterkeiten kosten jene, aus welcher uns Allen das wahrhaftige Leben entquoll? Aber sie beugt sich gerne unter das Gesetz desjenigen, welchen sie geboren, und als Tochter des ersten Adam will sie auch das über ihn gefällte Urtheil leiden; denn auch ihr Sohn, der das Leben selbst ist, wollte dieses Urtheil über sich ergehen lassen. Aber als die Mutter des lebendigen Gottes wird sie auch zu ihm, wie sie es verdiente, in den Himmel erhoben."

Und von diesem Augenblicke an ist sie das, was wir sie in der lauretanischen Litanei nennen, die Königin des Himmels, die Königin der Engel, Patriarchen, Propheten, Apostel, Martyrer, Bekenner, der Jungfrauen und aller Heiligen. Dort im Hause zu Nazareth hat sie nur der Engel selig gepriesen. Dort im Hause des Zacharias war es Elisabeth, welche ihre jungfräuliche Base die Gebenedeite unter den Weibern nannte; später einmal rief ein Weib aus dem Volke: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und selig sind die Brüste, die du gesogen hast;" allein das waren nur vereinzelte Stimmen; aber von heute an preisen sie selig alle Geschlechter des Himmels und der Erde. Darum lautet der Eingang der heiligen Messe: „Aufgenommen ist Maria in den Himmel! deß freuen sich die Engel und einstimmig lobend, preisen sie den Herrn, Alleluja! Lasset uns frohlocken in dem Herrn, da wir diesen Festtag zur Ehre der seligsten Jungfrau feiern! Sie preisen die Engel und loben den Sohn Gottes!"

Wie, Geliebte! wenn wir diesen Eingang vernehmen, sollte da nicht auch in uns so ein Alleluja sich mitregen und hervorbrechen? Wollen nicht auch wir zu jenen Geschlechtern gehören, die Maria selig preisen? Oder haben wir nicht etwa alle Ursache, die Mutter des Herrn selig zu preisen? Ja, Geliebte, Ursache genug, so viele, daß man einen Jahrgang Predigten halten müßte, um die Vorzüge der heiligen Jungfrau zu entwickeln und so ihre Verehrung in allweg zu

begründen. Ich will aber heute nur eine dieser Ursachen hervorheben, und diese ist folgende:

Die Verehrung der seligsten Jungfrau ist nämlich ein sicheres Kennzeichen des wahren Christenthums.

Ich beginne 2c.

Man findet in der katholischen Kirche von frühester Zeit her die Verehrung Mariä, der Gottesmutter, im Brauche; das ersieht man aus den Schriften der heiligen Väter und Lehrer der Kirche; denn die heiligen Väter sind die Träger und Zeugen des überlieferten Wortes, das mit dem geschriebenen Worte parallel läuft und Lehre unsers Herrn Jesu Christi ist; das mündlich überlieferte Wort ist um so bedeutender, als es dem geschriebenen Worte Zeugniß und Deutung gibt. Wir kennen das Gewicht der einmüthigen Zusammenstimmung der Väter und Lehrer der Kirche. Wenn die ganze Reihe der Väter und Lehrer, zumal solcher, die auf bischöflichen Stühlen saßen und gleichsam amtlich sprachen und handelten, für irgend eine Lehre oder einen Gebrauch sprachen, oder diese übten, so gelten beide für katholisch. Nun, wenn irgend eine Doktrin oder ein Dienst in der Kirche Gottes sich dieser einmüthigen Zusammenstimmung der heiligen Väter erfreuen kann, so ist es die Lehre von der Verehrung Mariä, der ausgezeichnete Dienst der seligsten Jungfrau. Du wendest ein: Die göttlichen Schriften lehren hierüber nichts. Ihr Bericht von Maria ist äusserst spärlich, und von einem Dienste, der ihr erwiesen werden soll, findet sich in der Bibel keine Rede. Wir Katholiken sind nicht auf das geschriebene Wort allein beschränkt. Wäre auch nicht eine Silbe über Maria in der Bibel berichtet, so wüßten wir doch ihre Geschichte und das Wesen ihres Dienstes aus der überlieferten Lehre. Aber selbst auch die Schrift, wenn sie schon Vorwitz und Neugierde nicht befriedigt, gibt

uns gerade das Wichtigste, den Kern ihrer Geschichte, und mit ihm das Princip ihrer Verehrung oder ihres Dienstes zu erkennen; und was soll sie mehr, da sie vollständige Geschichten zu geben nicht zum Zwecke hatte, noch eine Agende, oder ein Rituale oder Ceremoniale vorstellt? Ich weise nun den Glanzpunkt ihrer Geschichte und das Princip ihrer besondern Verehrung in der Schrift nach. —

Die Jungfrau ist sogar vorausgesagt. Propheten zeichnen sie in einer Größe und Herrlichkeit, die keinem andern Weibe zukommt; sie strahlt geweissagt im überirdischen Glanze. Ich übergehe den Ausspruch, den Gott selbst thut, der die Zukunft der Jungfrau leise andeutet, da er dem Bösen, dem Widersacher und Verführer, den ewigen Untergang ankündet, sagend (I. Mos. 3, 15.): „Zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem und ihrem Samen sei ewige Feindschaft; sie wird dir den Kopf zertreten." Hier verheißt Gott der Herr die Mutter des Schlangentreters, dessen, der den Teufel überwältigt und die Kinder Adams von ihm befreit, also des Messias. Er wird als „Same des Weibes" bezeichnet, da sonst der Nachkomme immer nach dem Manne, nach dem Vater sich schreibt. Eva war damals, da Gott zu ihr redete, Jungfrau: der Schlangentreter, der Befreier der Menschen von dem Bösen, der Messias und Heiland wird ein Sohn sein der Jungfrau. Was aber hier nur leise angedeutet und verheißen ist, spricht Gott durch den heiligen Seher Isaias, den Evangelisten des alten Testamentes, in klaren Worten aus, da er dem Propheten die Weissagung, die Verheißung in den Mund gibt (Isai. 7, 14.): „Der Herr wird euch ein Zeichen geben. Sehet, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, dessen Name Emmanuel wird genannt werden." Emmanuel ist „Gott-Mit-Uns". Ihn zeichnet der nämliche Seher als „den Vater der Ewigkeit, den Starken und Mächtigen, den Friedensfürsten," als „Gott" (ebend. 9, 6.). Ich übergehe andere Stellen. Wie die Jungfrau als Mutter Gottes, des Herrn, verheißen und geweissagt war, ist sie in

der Fülle der Zeit in die Menschheit eingetreten — als Mutter des Schlangentreters, d. h. des Erlösers, der die Werke des Teufels zerstört (Joh. 3, 8.), als die Mutter des Heiligen, des Sohnes Gottes, und also Gottes des Herrn selbst, und zwar als Jungfrau-Mutter, was eben die Mitte und der Glanzpunkt ihrer ganzen Geschichte ist, der, wenn wir aus den Evangelien gar nichts mehr weiter wüßten, vollkommen genügte und allein höchster Grund hoher Verehrung wäre. Wir wissen aber Mehreres. Betrachten wir es flüchtig, wie wir es zu unserm Zwecke nöthig haben.

Maria wird mit dem Besuche eines der ersten Engel am Throne Gottes beehrt. Der Erzengel Gabriel geht zu ihr ein, zu ihr — einer Jungfrau. Mit dieser Eigenschaft bezeichnet sie der heilige Evangelist (Luk. 1, 26.). Er begrüßt die Jungfrau Maria, die Königstochter, die zugleich priesterlichen Geschlechtes ist, wie die Stammregister der heiligen Evangelisten (Matth. 1, 16. 36. Luk. 3, 23.) sie uns zu erkennen geben. Er bringt ihr von Gott Kunde, daß sie die von ihm Begnadigte, Gesegnete sei, welche erlesen ist, das Heilige, den Sohn Gottes des Allerhöchsten, den Herrscher in Ewigkeit, in Kraft des heiligen Geistes zu empfangen und zu gebären. Er verkündet ihr nicht nur zuerst, daß nun die Zeit da ist, da Gott seinen Rathschluß, der von der Welt her verborgen war (Koloss. 1, 26. Röm. 16, 25.), ausführt zum Heile der Menschen, sondern er bringt ihr auch die Botschaft, daß der Vater im Himmel sie zur Ausführung dieses Rathes ausersehen, und zur Mutter seines Sohnes, der Jesus heißen soll, also zur Mutter des Heiligen verordnet habe (Luk. 1, 31. 35.).

Die Jungfrau empfängt und gebärt (Matth. 1, 20—22. Luk. 2, 7.), wie ihr der Engel es vorhergesagt hatte; und der Evangelist Matthäus bemerkt sogar, es geschehe, wie Isaias es schon achthundert Jahre zuvor im Geiste gesehen hat; er führt die Stelle des Sehers an*). Erwägen wir

---

*) Matth. 1, 21. 22.; vergl. Isai. 7, 14.

auch die Winke der heiligen Evangelien über die Würde und Herrlichkeit Mariä, der heiligsten Jungfrau (Luk. 1, 26.), als der Mutter des Sohnes Gottes, unsers Herrn und Gottes (ebend. V. 32. 35.). Nach unzweideutigem Berichte des heiligen Lukas besucht die Jungfrau mit der göttlichen Frucht unter dem Herzen ihre Base Elisabeth (ebend. V. 39. 40.), und Gottes Wort, das Gott selbst war (Joh. 1, 1.), und in ihr Fleisch geworden ist (ebend. V. 14.), begeistert die heilige Frau, begeistert zugleich ihre Frucht, die sie, die Unfruchtbare, im hohen Alter empfangen hatte (Luk. 1, 36.), zu Propheten. Die Mutter und der Sohn, der im Leibe der Mutter aufhüpfte (ebend. V. 41. 44.), werden mit prophetischem Geiste erfüllt (V. 42—44.), und auch die heilige Jungfrau, die voll von Gott war, bricht in einen prophetischen Gesang aus, in das erhabene, freudige Magnifikat (V. 46—53.). In diesem prophetischen Liede weissagt denn die heilige Jungfrau Maria die ausgezeichnete Verehrung, die ihr ewig zu Theil werden wird, und sie deutet nicht unklar den Grund an, und das Princip, aus welchem ihr die allgemeine Verehrung und Huldigung erzeigt werden wird. Also ruft die Königin der Propheten aus: „*Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.*" Selig preisen heißt wohl nichts anderes, als rühmen, loben, erheben, also verehren, Ehre erzeigen in höherm Sinne, Huldigung darbringen, sich unterwerfen, wenn es einer Person gilt, der eine Herrscherwürde zukommt. Und das ist doch wohl hier der Fall. Der göttliche Text, im Zusammenhange aufgefaßt, und wenn im Worte der Geist erfaßt wird, sagt es klar. Sehen wir nur ein wenig tiefer durch die Oberfläche hinein in den Grund der evangelischen Worte. Elisabeth, die Base der heiligsten Jungfrau, erkannte den Grund, aus dem Mariä Verehrung und Huldigung gebührt. Erleuchtet von dem heiligen Geiste erkannte sie bei dem ersten Eintritte in das Haus Maria als die Mutter Gottes. Sie sagte (ebend. V. 43.): „Wie kommt es, daß die Mutter meines *Herrn* zu mir kommt?" und Elisabeth pries — verehrte

Maria als die Gesegnete, und ihre Leibesfrucht als jenen Segen, der dem Menschengeschlechte verheißen war, in welchem alle Geschlechter gesegnet würden (I. Mos. 12, 3. 18, 18. 22, 18.). Darum hat sie, die ehrwürdige Mutter, mit ihrer Leibesfrucht, dem zukünftigen Herolde des Herrn, dem heiligen Johannes dem Täufer, die Ältere der Jüngern, der heiligen Jungfrau so tief gehuldigt, sie so hoch geehrt, sie gefeiert mit Preis und Lob: „Gebenedeit bist du unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!" (Luk. 1, 42.)

Die jungfräuliche Mutter, in jenem Momente eine heilige Seherin, hat nicht weniger den wahren Grund ihrer zukünftigen Verehrung und Huldigung selbst ausgesprochen. Von nun an (ebend. V. 48.), sagte sie, d. h. von dem Momente an, als das Wort, das sie geglaubt, sich erfüllt hatte (ebend. V. 45.), folglich, als das Wort in ihr Fleisch geworden war (Joh. 1, 14.), als der große Rath Gottes geschehen, die Großthat des Herrn ausgeführt war (Luk. 1, 49.), als die Barmherzigkeit von dem Himmel auf die geringe Magd sich niedergelassen (ebend. V. 54. 48.), und die Verheißung sich erfüllt hat, von da an, von diesem unnennbaren Geheimnisse des Heiles an wird mir von allen Generationen (ebend. V. 48. 55.) des Erdbodens, also allgemeine und ewige Huldigung und Verehrung erzeigt, oder was das Nämliche ist, ausgezeichneter Dienst (Hyperdulia) gefeiert werden. In der heiligen Schrift finden wir die heiligste Jungfrau stets ausgezeichnet; sie erscheint immer im Zusammenhange mit Jesus. Zu ihr wendet sich Simeon, der von dem heiligen Geiste getrieben und erleuchtet war, der heilige Greis, und spricht zuerst eine Weissagung von ihrem göttlichen Sohne, und in unmittelbarer Verbindung dann eine solche über ihr Schicksal aus. Der heilige Hieronymus läßt in Betreff einer andern Stelle nicht unbemerkt*), was der heilige Evangelist in Einfalt

*) Hieron. L. 1. commentar. in Matth. II.

erzählt (Matth. 2, 13. 14. 19—21.): „Es erschien dem Joseph ein Engel im Traume und sprach: Auf, und nimm den Kranken und seine Mutter mit dir und fliehe nach Ägypten. . .“ „Und er stand auf, nahm den Knaben und seine Mutter.“ „Nachdem Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn und sprach: Auf! nimm den Knaben und seine Mutter mit dir und gehe in das Land Israel; und er stand auf und nahm den Knaben und seine Mutter. . .“ Der Engel sagte nicht: Nimm deinen Sohn und deine Frau; auch der Evangelist sagt in seiner Erzählung nicht: er nahm den Sohn und seine Frau, sondern den Knaben und seine Mutter. So ist Maria stets als Mutter Jesu, des Sohnes Gottes, ausgezeichnet, als den er auch sich selbst in seinem zwölften Jahre im Tempel zu Jerusalem darstellt, den Schleier seiner Menschheit leise lüftend (Luk. 2, 46—49.), wo er als die Weisheit des Vaters wunderbar aufleuchtete, und dann achtzehn Jahre lang wieder in dunkle Abgeschiedenheit sich zurückzog. Eine besondere Auszeichnung, die ihr der Sohn Gottes selbst erweist, darf ich nicht übergehen. Der heilige Johannes erzählt (Joh. 2, 1—10.): „Es war zu Kana in Galiläa eine Hochzeit und die Mutter Jesu war dabei. Jesus war auch geladen.“ Da gebrach es am Weine. Maria spricht für die armen Brautleute: Sie haben keinen Wein mehr, als wollte sie der armen Brautleute Bedrängniß dem Mitleid Jesu vorstellen, um Hilfe von ihm für sie zu erwirken. Zur rechten Stunde (wahrscheinlich als die Noth am höchsten war) sprach Jesus: Füllet die Gefäße mit Wasser. Es waren sechs Krüge. Die Diener füllten dieselben, und das Wasser ward kraft des allmächtigen Wortes Wein. „Und das war das erste Wunder, das Jesus wirkte, und wodurch er seine Herrlichkeit offenbarte“ (ebend. V. 11.). Siehe hier die große Auszeichnung, die der seligsten Jungfrau von ihrem göttlichen Sohne erwiesen wird! Sein erstes Wunder, darin seine Herrlichkeit sich kund gab, wirkte Gottes Sohn auf die Fürsprache Mariä, die voll herzlichen Mitleids für die armen Leute bei

ihm sich verwendete. Wer wird nicht voll Verehrung und Huldigung mit jenem evangelischen Weibe ausrufen: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, und selig sind die Brüste, die du gesogen hast"? (Luk. 11, 27.) Eine andere Auszeichnung widerfuhr ihr, als sie auf dem Kalvarienberge unter dem Kreuze stand, wo Simeons Weissagung an ihr sich erfüllt hat (ebend. V. 35.). Denn dort war es, wo Jesus seine Mutter sah und den Jünger bei ihr stehen, den er lieb hatte, und er zu seiner Mutter sprach: „Weib, siehe, das ist dein Sohn!" Hernach sprach er zu dem Jünger: „Siehe, das ist deine Mutter," von welcher Stunde an sie der Jünger zu sich nahm (Joh. 19, 26. 27.). Das ist ein rechtes Vermächtniß der Liebe. Jesus gibt der Mutter den, welchen seine Seele vor Allen liebte, zum Sohne, damit im Leben sie Hilfe hatte und Trost. Nachdem der Herr Jesus aufgefahren war zu seinem Vater und zu unserm Vater, zu seinem Gott und zu unserm Gott, befand Maria sich in der Versammlung der Apostel. Ihr Name allein und keiner der andern Frauen ist genannt. Die Zwölfe (ihre Namen sind ausdrücklich genannt) gingen nach des Herrn Auffahrt vom Ölberge hinab nach Jerusalem und „lagen einmüthig dem Gebete ob . . . mit Maria, der Mutter Jesu" (Apstlg. 1, 12. 13. 14.). Also lautet der heilige Text. So ziert die heilige Jungfrau den ehrwürdigen Chor der Apostel. Dieß ist die Summa dessen, was die göttliche Schrift von Maria, der seligsten Jungfrau, uns berichtet, wenig zwar, aber doch genug. Es ist uns damit die große Hauptsache, das Princip nämlich, der Grund gelehrt, warum der heiligsten Jungfrau alle und die höchste Verehrung und ein besonderer Dienst gebührt. Die göttliche Schrift erkennt sie immer und überall groß nur im Zusammenhange mit Jesus Christus, dem Sohne Gottes. Ihres Namens und jeder ihrer Handlungen wird nie erwähnt, ohne daß nicht auch von Jesus erzählt, oder dieser heiligste Name beigesetzt wird. In Beziehung also auf ihn, den Sohn Gottes, den Emmanuel, den fleischgewordenen Gott, den Heiligen und

Herrn, ist Maria nach der Schrift groß und herrlich, und darum, und weil nun auch zu ihm erhöht, ist sie mächtig und gewaltig, viel, ja Alles vermögend, also der besondern Verehrung, eines besondern Dienstes würdig. Sie ist allerdings ein Geschöpf, ein Mensch; denn wie hätte sonst das ewige Wort, Gottes Sohn und wahrer Gott, aus ihr die menschliche Natur, Fleisch annehmen können? Aber eben darum, weil das Wort aus Gott in sie eingegangen und mit ihr ein Fleisch geworden ist, weil der Sohn Gottes in sie sich einverleibt hat, so wurde sie, wie keiner der Sterblichen, also in höherer Weise, der Gottheit des Wortes, seiner göttlichen Natur, seiner Heiligkeit und Kraft theilhaftig. Es werden zwar Alle, die an seinen Namen glauben und sein Wort und seine Geheimnisse in der Kirche recht aufnehmen und empfangen, auch seiner göttlichen Natur theilhaftig (II. Petr. 1, 4.); aber in so eminenter Weise doch offenbar nicht, wie Maria, in der das Wort neun Monate lang *leibhaftig* gewohnt hat, an das sie sich mit freier Resignation, voll Demuth und Gehorsam hingegeben hat, was demnach zugleich ein Verdienst ist, das vor und nach ihr Niemand erwerben konnte, und weßwegen sie also alle Heiligen des alten und neuen Bundes an Größe, Würde, Macht, Ehre und Herrlichkeit übertrifft und nothwendig übertreffen muß.

Sie ist also mächtig als Mutter des Wortes, allvermögend durch das Wort, das in ihr Fleisch geworden. Daher kann man ganz wohl sagen: Maria ist unser Leben, unsere Hoffnung, unsere Hilfe, unser ganzes Heil, aber nicht durch sich selbst, sondern mittelbar, mittelst der Gottheit des Wortes. Daher ist sie aber auch höchst ehrwürdig, würdig, daß wir ihr, der Mutter des Herrn (Luk. 1, 43.), der Herrin und Frau, dienen, und mehr denn allen Heiligen, da sie erlesen war zur Mutter des Heiligen der Heiligen (ebend. V. 35.). Und das ist nun auch die Ansicht und Lehre der heiligen Väter durch alle Jahrhunderte. Also lehrten sie, also übten sie

die Verehrung und den Dienst Mariä, der heiligsten Jungfrau. —

Wie mancher Gelehrter von Profession mit großem Verstande, mit reicher Erudition und mit einer heißen Phantasie begabt, irgend eine Geheimnißlehre oder die Kapitel einer Tugend gründlich, kräftig und schön darzustellen weiß und auch also darstellt, aber, weil gemüthlos und ohne Devotion, von der ganzen Darstellung nicht eine Silbe übt und im Praktischen ein kalter Geselle ist und bleibt, so geht es bei Andern, zumal bei Menschen aus dem gemeinen Volke, umgekehrt. Nicht genugsam verständigt, oder die Lehre irrig aufgefaßt, oder sie bis in's Äußerste, in's Ungeschickte verzogen, verzerrt, treiben sie es bloß mechanisch, nach dem Buchstaben, der tödtet, ohne den belebenden Geist (II. Kor. 3, 6.). Ausgegossen in eine Menge, ja Übermenge sogenannter Andachten, rennend von einer Äußerlichkeit in die andere, sich begnügend mit den wörtlichen Formeln, sind sie von der wahren innern Andacht leer. So gewahrt man vielfältig, daß nicht wenige der Gläubigen in allerlei Nebenandachten zahlreich laufen, die Vesper aber, welche ein wesentlich kirchlicher Dienst ist, die im alten Bunde und zur Apostelzeit (Apostelg. 3, 1.) und durch alle Jahrhunderte der Kirche eine „Stunde des Gebetes" — eine geweihte, heilige, eine canonische Stunde war und ist, sehr schwach besucht wird. Die Erfahrung aller Zeiten lehrt leider, daß nicht selten die Übermenge von äußerlichen Andachten zur heiligsten Jungfrau in ein verächtliches Zerrbild und in Superstition auslauft und in der Praxis, wie man zu sagen pflegt, der Dienst Mariä über den Dienst Christi, des Sohnes Gottes, erhoben und diesem der bedeutendste Abbruch gethan wird, was der Mutter des Wortes, der Mutter der schönen Liebe, so wenig gefallen kann, als der schnöde Unglaube und die schmähliche Verachtung. Wir bleiben in reiner Weise und mit Geist dem höchsten Dienst Jesu Christi, unsers Herrn und Gottes, treu, und um des Herrn willen dem besondern Dienste seiner jungfräulichen Mutter ergeben und dem

Dienste seiner Heiligen, deren Krone und Herrlichkeit er selbst ist, der hochgelobt sei ewiglich!

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Ursprung der Marienverehrung, wenn sie die gehörigen Schranken nicht verläßt, in welche die besonnenern Katholiken sie stets eingeschlossen haben, in das erste Zeitalter der Kirche gehört. Im zweiten Jahrhunderte schreibt der heilige Irenäus, dieses Licht seiner Zeit, der Fürbitte der heiligen Jungfrau bei Gott so große Gewalt bei, daß er glaubt, sie sei die Fürsprecherin der gefallenen Mutter des Menschengeschlechtes, Eva's, gewesen. Das Evangelium von der Kindheit Jesu, das man in dieselbe Zeit versetzt, obgleich ausgemacht unächt, kann wenigstens dazu dienen, die Ansicht der Rechtgläubigen der damaligen Zeit hierüber kennen zu lernen. Der Verfasser, indem er die Umstände, welche der Geburt unsers Heilandes vorhergehen, berichtet, gibt der heiligen Jungfrau den Namen Maria schlechthin; aber gleich nach der Geburt nennt er sie die göttliche Maria und fügt hinzu, daß ihr zu Ehren Kirchen geweiht sind. Ich will hier aus den zahlreichen Lobpreisungen der heiligen Väter auf die seligste Jungfrau nur eine Stelle aus den Werken des heiligen Augustin anführen, die also lautet: „Maria frohlockt, und sie wundert sich fröhlich, daß sie Mutter sei und freut sich, daß sie von dem heiligen Geiste empfangen habe, und sie erschrickt nicht, weil sie ungeehelicht geboren hat, sondern sie verwundert sich und frohlockt, weil sie geboren hat. O Weib, über alle Weiber gebenedeit, die durchaus keinen Mann erkannt und den Mann in ihrem Leibe umgeben hat! (Jerem. 31, 22.) Maria umgibt den Mann, indem sie dem Engel Glauben schenkte, weil Eva den Mann verderbt hat, indem sie der Schlange beistimmte (I. Mos. 3, 6.). O glückseliger Gehorsam! O ausgezeichnete Gnade! die, da sie demüthig Glauben schenkte, den Schöpfer des Himmels sich einverleibte. Sie hat daher die Glorie verdient, die sie nachher vermehrt hat. Siehe, sagte sie, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter (Luk. 1, 48.).

O seligste Jungfrau Maria, wer vermag dir würdig genug zu danken und mit Lob und Preis dir zu vergelten, was du durch deine Beistimmung der verlornen Welt an Hilfe geleistet hast? Welches Lob mag dir die Gebrechlichkeit des menschlichen Geschlechtes darbringen, die durch deine Vermittlung wieder den Zugang erlangt hat? Nimm daher diesen geringen Dank, wenn er schon deinen Verdiensten nicht gleichkommt, gütig auf, und wenn du unsere Gelübde annimmst, so entschuldige, da wir dich bitten, unsere Schulden. Trage unsere Bitten in das Heiligthum der Erhörung und bringe uns das Heilmittel der Versöhnung zurück. Es sei uns durch dich zur Entschuldigung, was wir durch dich vorbringen, und es werde uns gewährt, was wir mit gläubigem Gemüthe verlangen. Nimm an, was wir dir darbringen, erlasse uns, um was wir bitten, entschuldige, was wir fürchten; denn du bist die einzige Hoffnung der Sünder. Durch dich hoffen wir Nachlassung der Vergehungen, und in dir findet sich die seligste Erwartung unserer Belohnungen. Heilige Maria, komme den Elenden zu Hilfe, unterstütze die Kleinmüthigen, tröste die Weinenden, bitte für das Volk, vertrete die Geistlichkeit, vermittle das fromme Frauengeschlecht, laß Alle deine Hilfe erfahren, welche dein heiliges Gedächtniß feiern."

So weit der heilige Augustin. Die Verehrung und allgemeine Lobpreisung Mariä ist, wie Basilius bemerkt, eine Prophetie, von dem Munde der Hochbegnadigten im Begeisterungstone selbst ausgesprochen: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter;" sie mußte mithin in Erfüllung gehen, — und sie geht auch in Erfüllung, fort und fort, von Geschlecht zu Geschlecht, in der katholischen Kirche. Hier wird die Mutter Jesu selig gepriesen; denn: „Selig ist der Leib, der dich getragen, und selig sind die Brüste, die du gesogen hast." Hier wird das Begrüßungswort des Erzengels und der frommen Elisabeth andächtig nachgesprochen: „Gegrüßt seist du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir; du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die

Frucht deines Leibes!" Die Gebetsformel, wie sie oft von den Katholiken — besonders Morgens, Mittags und Abends — auf den Glockenruf verrichtet wird, — diese Verehrungsweise Mariä ist also wahrhaft evangelisch, so ganz ächt- und urchristlich, als nur irgend etwas auf der Erde so genannt zu werden verdient (in einigen protestantischen Ländern, z. B. in dem reformirten Theile Ungarns, werden auch die Marianischen Feiertage, wie von den Katholiken, festlich begangen); daher auch die von Klopstock*) und Lavater**) ihr dargebrachte begeisterte Huldigung wohl keiner Rechtfertigung bedarf. Daß sich, auch schon in frühern Zeiten, hie und da Mißbräuche in der Verehrung der heiligen Gottesgebärerin eingeschlichen hatten, wird keineswegs in Abrede gestellt. Wir rechnen dahin die sinnlosen Übertreibungen derjenigen, welche die heilige Jungfrau zur vierten Person in der Gottheit erhoben, — die abergläubische Thorheit Ludwigs XI., welcher durch einen Contract der Mutter Gottes alle Rechte und Ansprüche auf die Lehen und Privilegien der Grafschaft Boulogne übertrug, — jenes Übermaaß frommen Eifers, welches einen Bonaventura und andere ausgezeichnete Katholiken verleitete, für die heilige Jungfrau eine viel höhere Stufe in der Reihe himmlischer Wesen in Anspruch zu nehmen, als Vernunft und wahre Frömmigkeit ihr irgendwie anweisen mögen. Weit entfernt, solche gotteslästerliche Albernheiten irgendwie zu billigen, haben vielmehr die großen Verkünder der christlichen Lehre sie immer als abgöttisch erklärt und verworfen; diejenige Parthei in der Christenheit, welche sich eine bis zur Anbetung übertriebene Verehrung der heiligen Gottesmutter zu Schulden kommen ließ, steht nicht in, sondern außerhalb der katholischen Kirche; und es dürften sich die Gefühle

---

*) Bd. III. 195.

**) Lobgesang auf die Mutter Jesu.

und Ansichten der heutigen Katholiken über diesen Gegenstand kaum getreuer und vollständiger darstellen lassen, als in den Bemerkungen, welche schon Epiphanius, Bischof von Salamine, gestorben im Jahre 403, der große Gegner aller Irrlehre, an gewisse Häretiker seiner Zeit richtete, welche der heiligen Jungfrau eine mehr als gebührende Ehre erwiesen. „Ihr Leib," sagt er, „war freilich heilig, allein sie war nicht Gott; sie ist Jungfrau geblieben, aber dennoch nicht ein Gegenstand unserer Anbetung, da sie selbst ihn anbetete, der, vom Himmel aus dem Schooße seines Vaters herabgestiegen, aus ihrem Fleische geboren ward. Obgleich sie also ein auserwähltes Gefäß und mit erhabener Heiligkeit begabt war, so ist sie doch nur ein Wesen, welches an unserer gemeinsamen Natur Theil nimmt, aber die höchsten Ehrenbezeugungen verdient, welche den Heiligen Gottes erwiesen werden. Sie hat den Vorrang vor Allen, weil das himmlische Geheimniß in ihr in Erfüllung gegangen ist. Allein wir beten keinen Heiligen an; und da diese Verehrung den Engeln nicht erwiesen wird, so kann sie auch der Tochter Anna's nicht zuerkannt werden. Maria werde demnach verehrt, aber der Vater, Sohn und heilige Geist allein angebetet; Niemand bete Maria an!"

Wir sehen aus dem Obigen, daß, wenn je einzelne katholische Lehrer in blindem Eifer zu weit gegangen wären, und den Heiligen eine nur Christo gebührende Macht und Wirksamkeit beigelegt hätten, solche Verirrungen keineswegs gutgeheißen werden, und es wäre daher so ungereimt als ungerecht, die katholische Kirche selbst für einzelne Übertreibungen verantwortlich zu machen.

Darum, Geliebte, lasset uns die seligste Jungfrau verehren, wie sie von der heiligen Kirche von jeher verehrt worden ist, mit jener zarten, innigen Andacht, die eben so ferne von aller Schwärmerei, wie von Aberglaube und Über-

treibung ist. Insbesondere gehe unser Streben dahin, die Tugenden der heiligen Jungfrau wenigstens in so weit nachzuahmen, als dieß in unsern Kräften steht, damit wir gleichfalls einst dahin gelangen, wohin sie heute gelangt ist, zu ihrem göttlichen Sohne nämlich, in die himmlischen Freuden. Amen.

Predigt
auf das Fest Mariä Geburt.

„Das Stammbuch Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams." Matth. 1, 1.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Drei Geburtstage werden im Jahre von der Kirche Christi feierlich begangen: Das Geburtsfest des Vorläufers unsers göttlichen Erlösers, Johannes des Täufers; denn seine Geburt war eine geheiligte Geburt — der Geburtstag der allerseligsten Jungfrau Maria; denn ihre Geburt war eine heilige — der Festtag des Sohnes Gottes selber; denn seine Geburt war die allerheiligste.

An und für sich ist also schon der Geburtstag Mariä ein heiliger Festtag. Auf ihren Eintritt in diese Welt ist anwendbar die Stelle im hohen Liede (6, 9.), wo es heißt: „Wer ist diejenige, die da hervortritt wie die aufgehende Morgenröthe?" Maria ist es, die jungfräuliche Mutter Jesu. Wie das Morgenroth dem Sonnenaufgang, so geht sie heute ihrem göttlichen Sohne voran. In ihr ist uns aber auch

aufgegangen der Morgenstern, der dem Lichte der Welt vorangeht. An dem heutigen Tage, an dem Feste der Geburt Mariä, findet somit der Glaube den Anfang der Verwirklichung unserer Erlösung; denn in Maria ist uns geboren worden die Mutter unsers Erlösers. Die Engel des Himmels frohlockten am Tage der Geburt dieses Kindes über die künftige Erlösung der Menschheit, und die dankbare Kirche hält es in freudiger Rückerinnerung an das für uns bereits geschehene Ereigniß noch jetzt für eine ihrer ersten Pflichten, auch die Hauptereignisse im Leben der Gottesgebärerin jedes Jahr zu feiern. Wie demnach die Kirche das Lebensende der Gebenedeitesten ihres Geschlechtes unlängst gefeiert hat, so feiert sie heute den Lebensanfang derselben. Sehr schön bemerkt hierüber der heilige Bernhard: „Die Kirche selbst hat mich gelehrt, den Geburtstag der seligsten Jungfrau mit aller Andacht und möglichster Feierlichkeit zu begehen, und ich glaube fest mit der ganzen Kirche, daß Maria schon von dem ersten Augenblicke an, an dem sie das Tageslicht erblickte, ein würdiger Gegenstand unserer Verehrung sei, da sie schon im Schooße ihrer Mutter geheiligt worden ist."

Deßhalb wird nun dieser Festtag auch, wie überhaupt die Marienfeste von jeher, sehr feierlich von der Kirche begangen und kein vernünftiger Katholik wird hieran etwas zu tadeln finden. Was aber Vielen bei der heutigen Feier auffallend sein mag, das ist der Evangelienabschnitt, den die Kirche heute den Gläubigen vorlesen läßt, und den ihr so eben gehört habt. Dieser Evangelienabschnitt, der den Stammbaum Jesu enthält, wird auch noch an einem andern Marienfeste abgelesen, nämlich am Feste der unbefleckten Empfängniß. Was soll sich nun das gläubige Volk aus diesem langen Namensverzeichnisse herausnehmen? Wie soll es einen Zusammenhang zwischen ihm und dem heutigen Tage ersehen? Offenbart sich doch in allen Anordnungen der Kirche eine tiefe Weisheit, insbesondere in der Auswahl der Episteln und Evangelien ein großartiger Plan, nach welchem dieselben

zu den treffenden heiligen Zeiten und Festen in ein inniges Verhältniß gebracht sind: in welcher Beziehung soll nun dieses Namensverzeichniß zum heutigen Tage und dem Ereignisse, das an demselben gefeiert wird, stehen? Überhaupt, wozu denn dieser ganze Evangelienabschnitt, der den trockensten und unfruchtbarsten Stoff von der Welt zu enthalten scheint? Und dieß läßt man dem Volke zweimal im Jahre vorlesen und bei Processionen vorsingen?

Es ist euch wohl Allen noch gut im Gedächtnisse, Geliebte, welche Behandlung vor zwei Jahren am heutigen Tage in der Frauenkirche dieser Evangelienabschnitt erdulden mußte. Es wurde gar nicht der Mühe werth erachtet, das heutige Evangelium zu verlesen, so unerheblich erschien es dem, der es verlesen sollte, nur die letzten paar Worte konnten noch Gnade in seinen Augen finden. Ich will jenen Vorfall, über den seitdem zwei Jahre hinweggegangen sind, nicht weiter berühren, sondern frage nur: Ist denn der fragliche Abschnitt wirklich ein so unbedeutendes, werthloses Stück, ein so trockenes, unfruchtbares Brachfeld, dem sich nicht die mindeste Frucht abgewinnen läßt? Weiß also der Prediger gar Nichts mit diesem Abschnitt anzufangen? Ist er für das Belehrung und Erbauung suchende Volk durchaus zwecklos und unnütz? Und hat vollends dessen Verlesung am heutigen Tage gar keine Beziehung, also gar keinen Sinn? Hat also die Kirche durch die Wahl dieses Abschnittes für den heutigen Tag statt Weisheit nur Thorheit an den Tag gelegt?

Diese Fragen, Geliebte, sind es nun, die ich in der heutigen Festpredigt beantworten möchte. Zu diesem Ende werde ich die Bedeutung der so unscheinbar aussehenden, und scheinbar so unfruchtbaren und trockenen Stammtafel Jesu Christi darthun. Die Wichtigkeit und Bedeutung derselben liegt aber einmal

in dem Zwecke dieser Stammtafel im Allgemeinen,
I. Theil;

in einzelnen Charakteren und Personen derselben,
II. Theil;
und in ihrer besondern Beziehung auf den heutigen Tag, III. Theil.

Ich beginne ꝛc.

I. Theil.

Es ist bekannt, daß die Juden in Folge göttlicher Verheißungen den Glauben hatten, daß der Messias aus dem Geschlechte Davids abstammen werde. Darum wird der Herr öfter der Sohn Davids genannt von Solchen, die seine Hilfe ansprachen, und durch diesen Ausruf gaben sie ihren Glauben an Jesus, den versprochenen Messias, zu erkennen. Nach dem Berichte des heiligen Evangelisten Johannes im siebenten Kapitel entstand unter dem Volke einmal ein Streit über den Beruf Jesu. Die Einen sagten: Dieser ist wahrhaftig ein Prophet. Andere sagten: Dieser ist Christus. Da äußerten wieder Andere entgegen: „Soll denn Christus aus Galiläa kommen? Sagt denn nicht die Schrift: Christus von dem Geschlechte Davids und von dem Flecken Bethlehem, wo David war?" So war also der allgemeine Glaube unter den Juden, daß der Messias aus Davids königlichem Geschlechte kommen müsse. Bedenkt man nun dieß und erwägt überdieß, daß die Juden keinen geringen Werth auf die Nachweisung der Abstammung überhaupt legten, so begreift sich auch leicht, daß derjenige, der die Juden von der Messiaswürde Jesu überzeugen, also zum Christenthume bekehren wollte, vor Allem den Beweis nicht schuldig bleiben durfte, daß Jesus wirklich von David abstamme. Da nun Matthäus sein Evangelium für die Juden schrieb, es in der Absicht schrieb, sie von der Messiaswürde Jesu zu überzeugen, so mußte er vor Allem den Stammbaum des Messias entwerfen, er mußte Glied für Glied aufzählen und so seine Abstammung von David unwiderleglich darthun. Matthäus erkannte auch voll-

ständig seine Aufgabe, und darum steht die Stammtafel Jesu an der Spitze seines Evangeliums. Es ist schon der erste Vers seines Evangeliums deßhalb bemerkenswerth. Dieser Vers lautet nämlich: „Das Stammbuch Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.“ Der heilige Evangelist hebt bei diesem feierlichen Eingange in das Geschlechtsregister des Herrn dessen zwei Hauptstammväter hervor; er weist dadurch einmal hin auf die Königswürde Jesu in David und auf die Priesterwürde Jesu in Abraham, der in seiner Bereitwilligkeit, den einzigen Sohn zu opfern, das Opfer vorbildete, das Jesus, Hohepriester und Opfer zugleich, am Stamme des heiligen Kreuzes zur Versöhnung der Menschen mit Gott darbrachte. Der heilige Evangelist nennt gerade diese beiden Stammväter Jesu gleich Anfangs und zeichnet sie hiedurch vor allen Übrigen aus, weil namentlich diesen Beiden die Verheißung geworden war, daß derjenige, dessen Thron ewig sein sollte, aus ihrem Geschlechte entspringen würde. Zu Abraham hatte nämlich Gott gesagt: „In dir sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden“ (I. Mos. 12, 3.); und David wurde ein Sohn versprochen, „dessen Reich fest stehen sollte in Ewigkeit“ (II. Kön. 7, 12. 13.; I. Chron. 22, 10.). Bemerkenswerth ist auch, daß der Evangelist nicht sagt: Das Stammbuch Jesu Christi, des Sohnes Abrahams, des Sohnes Davids, sondern: des Sohnes D a v i d s, des Sohnes Abrahams. David hat also den Vorzug vor Abraham, sein Name wird deßhalb auch vor dem Namen Abrahams genannt, und zwar deßwegen, weil David der Gegenstand des allgemeinen Gespräches war, sowohl wegen des Glanzes seiner Thaten, als auch wegen der Nähe der Zeit, indem er nicht schon so viele Jahrhunderte todt war, als Abraham. War nun gleich die Verheißung an Beide geschehen, so ward doch im Munde des Volkes die Verheißung an Abraham verschwiegen, als eine alte und entfernte, die an David aber wurde als neue von Allen im Munde geführt. Darum nannte man auch den Heiland nie Sohn Abrahams,

sondern immer Sohn Davids; denn die Ehre dieses Mannes war groß bei Gott und den Menschen.

Der Beweis, den nun der Evangelist führt, um darzuthun, daß Jesus der Sohn Davids sei, besteht in Folgendem: Joseph ist der Gemahl Mariä, der Mutter Jesu, Joseph stammt aber wirklich von David ab, was durch die Reihenfolge der Ahnen bewiesen wird: folglich stammt auch Jesus, der Sohn Josephs, von David ab; er ist somit wirklich und in Wahrheit das, was er genannt wird: der Sohn Davids. Gegen diesen Beweis könnte man nun allerdings einwenden, daß Jesus nicht von Joseph abstamme, weil dieser nur sein Nährvater war, daß es somit nicht darauf ankomme, nachzuweisen, daß Joseph vom königlichen Geschlechte Davids sei, sondern vielmehr Maria, die Mutter Jesu. Diese Schwierigkeit ist aber alsbald beseitigt, wenn man bedenkt, daß nach Mosaischem Gesetz kein Jude aus seinem Geschlechte, aus seinem Stamme hinausheirathen durfte. Es ist also eben dadurch, daß die Abstammung Josephs aus dem Geschlechte Davids bewiesen ist, auch der Beweis geliefert, daß Maria aus demselben Geschlechte stamme, sonst hätte sie Joseph gar nicht ehelichen können. Der heilige Evangelist Lukas hat aber den Fall, daß die Abstammung Jesu von David bestritten werden könnte, wenn ruchbar würde, daß Joseph nicht der leibliche Vater Jesu wäre, wohl vorausgesehen, und deßwegen hat er den Stammbaum der Mutter Jesu entworfen und nachgewiesen, daß auch Maria vom königlichen Geschlechte Davids stamme. Er mußte diesen Nachweis liefern, denn Lukas erzählt die übernatürliche Geburt Jesu aus Maria, der Jungfrau, und sagt somit seinen Lesern, daß Joseph nicht der wahre Vater Jesu sei, sondern daß man ihn nur dafür hielt; er mußte also beweisen, daß die Mutter aus dem Davidischen Geschlechte stamme. Bei Matthäus verhält sich die Sache anders. Matthäus erwähnt nichts von der übernatürlichen Abkunft Jesu, er schreibt sein Evangelium an die Juden, die den Zimmermann Joseph für den wahren Vater Jesu hielten;

seinem Zwecke genügte es daher vollkommen, seinen Lesern zu beweisen, daß Joseph, der vermeintliche Vater Jesu, von David abstamme, und hiemit war den Juden auch dargethan, daß Jesus wirklich der Sohn Davids, mithin der verheißene Messias sei.

Ich glaube nun, Geliebte, daß aus dem Wenigen schon, was ich bis jetzt im Allgemeinen von dem Stammbaume Jesu Christi gesagt habe, die Wichtigkeit und hohe Bedeutung desselben in's Auge springt. Es handelte sich hier von Seite der Evangelisten Matthäus und Lukas, von denen jener, wie ich schon bemerkte, den Stammbaum Josephs, dieser die Stammtafel Mariä entwarf, um nichts Geringeres, als um den Juden und der ganzen Welt den Beweis zu liefern, daß die Verheißungen, die Gott vor Jahrtausenden an Abraham und David gemacht hatte, wirklich in Erfüllung gegangen, daß sie an Jesus Christus in Erfüllung gegangen seien. Wenn daher ein Jude mit der Behauptung auftreten wollte, daß Jesus nicht der Messias sei, weil seine Abstammung von David nicht nachgewiesen sei: dann konnten Matthäus und Lukas den Stammbaum ihm vorweisen, sie konnten ihm sagen: Hier sieh her! Hier sind die Großahnen und Ahnen, hier die Reihenfolge der Stammväter, deren berühmtester David ist; folglich stammt Jesus von David; folglich ist er der Messias, darum verhärte dein Herz nicht länger und glaube an ihn; denn von dieser Seite kannst du gewiß keinen Zweifel mehr an der Messiaswürde Jesu haben.

Wir aber, Geliebte, die wir bereits glauben, werden beim Hinblicke auf diese Stammtafel, und so oft wir dieselbe lesen hören, im Glauben an Jesus, den Heiland der Welt, den seit Jahrtausenden den Vätern Verheißenen, bestärkt. Wir beten an die Fügungen der göttlichen Vorsehung, die trotz des großen Verfalles des königlichen Hauses David, von dem nur mehr ein paar in Armuth und Verborgenheit lebende Sprossen vorhanden waren, dennoch Sorge getroffen hat, daß an der Stufenleiter, auf welcher die Nachkommen

Davids bis zum Sohne der Verheißung stehen, auch nicht ein einziger wichtiger Sprosse fehlt; wir danken dem Herrn, daß auch dieser Nachweis für die Messiaswürde Jesu nicht mangelt, so unerheblich er erscheinen möchte; wir freuen uns, daß in dem Erscheinen des Sohnes Davids endlich die Erwartung der Völker befriedigt wurde, und voll dieses Glaubens rufen wir denn mit dem armen Blinden im Evangelium und Allen, die vertrauensvoll bei Jesu Hilfe suchten: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich unser! „Wenn du hörst," sagt der heilige Chrysostomus, „daß der Sohn Gottes Sohn Davids und Sohn Abrahams sei, so zweifle nicht weiter, daß auch du, Sohn Adams, Sohn Gottes werden wirst. Umsonst und ohne alle Absicht würde er sich nicht so weit verdemüthigt haben, hätte er nicht uns erhöhen wollen. Er ward nach dem Fleische geboren, damit du nach dem Geiste geboren würdest."

Wir haben bis jetzt die Stammtafel Jesu Christi nur im Allgemeinen uns betrachtet; wir wissen jetzt nur, zu welchem Zwecke sie entworfen wurde: haben aber hieraus bereits zur Genüge die hohe Bedeutung, die Wichtigkeit derselben ersehen, wir haben uns überzeugt, daß ohne diese Stammtafel ein Hauptbeweis für die Messiaswürde Jesu fehlen würde. Diese Bedeutung wird sich aber noch mehr herausstellen, wenn wir einzelne Charaktere und Personen derselben in's Auge fassen; hievon aber im

II. Theil.

Es ist interessant, Geliebte, die Ahnenreihe zu mustern, als deren Abkömmling unser Herr und Heiland erscheint. Es kommen einmal in derselben Personen vor, deren Namen man gar nicht kennen würde, wenn sie nicht in diesem Geschlechtsregister genannt würden. In der ganzen heiligen Schrift wird ihrer sonst keine Erwähnung gethan. Sie scheinen einzig und allein von der Vorsehung dazu aufbewahrt worden zu sein, um die Stammtafel des Sohnes Davids ohne

Lücke herstellen zu können. Diese Personen sind Azor, Sadok, Achim, Eliud, Eleazor, Mathan und Jakob. Und doch sind diese Personen, deren Andenken längst eine tausendjährige Vergessenheit decken würde, durch die Stammtafel Jesu, somit als Ahnen des Weltheilandes berühmt geworden. Wir müssen hiebei die Demuth des Sohnes Gottes bewundern, der von solchen ganz und gar unbekannten Ahnen abstammen wollte; anderseits aber ist diese Thatsache sehr geeignet, Eltern auch von der unbekanntesten Schichte der Gesellschaft anzueifern, sich die Erziehung ihrer Kinder auf's Eifrigste angelegen sein zu lassen; denn durch sie, oder durch ihre Enkel und Urenkel, auf welche ihre gute Erziehung durch ihre Söhne noch wirkenden Einfluß hat, können sie sich vor Gott und Menschen einen Namen erwerben, der, wenn auch nicht in den Jahrbüchern der Weltgeschichte, doch im Buche des Lebens aufgezeichnet und ewig unter den Gerechten berühmt sein wird.

Außer diesen gar nicht bekannten Personen kommen aber auch noch andere in dieser Stammtafel vor, die zwar bekannt, aber von ganz gewöhnlicher Herkunft sind. Ich erinnere hiebei nur an Davids Vater, an Isai oder Jesse. Dieser Jesse führte ein ganz gewöhnliches Hirtenleben, und als Samuel auf Gottes Befehl kam, einen seiner Söhne zum Könige zu salben, mußte der Kleinste aus ihnen erst von der Weide seines Vaters herbeigeholt werden. Ein Hirt in Bethlehem war also der Großvater des Heilandes, und der Sohn Gottes schämte sich nicht, Personen von so gewöhnlicher Herkunft zu Ahnen zu haben. Wer staunt nicht über diese Demuth des Herrn? Zugleich aber ersehen wir aus dieser Thatsache, wie der Allmächtige die Wege seiner ewigen Vorsehung unter die allergemeinsten menschlichen Handlungen zu verbergen weiß, um die großen Endzwecke seiner unabänderlichen Rathschlüsse zur Ausführung zu bringen, und zwar in der Zeit, auf welche ihre Ausführung von Ewigkeit her festgesetzt war.

Also der Sohn Gottes hielt es für keine Schande, theils

von ganz unbekannten, theils von gemeinen Leuten abzustammen. Allein das ist noch nicht Alles. Ein Blick auf die Stammtafel Jesu führt uns mit Personen zusammen, die wahrlich nicht im besten Rufe standen. Man kann nur staunen, wie denn die göttliche Vorsehung es zulassen konnte, daß solche Personen als Großeltern des Welterlösers, des Reinsten und Heiligsten, figuriren. Wer, der die Bibel kennt, weiß z. B. nicht, daß Phares und Zara die Frucht eines blutschänderischen Umganges des Judas mit seiner Schwiegertochter, der Thamar, sind? Und diese Personen sind Ahnen des Heiligsten! Also zwei in Blutschande erzeugte Stammväter finden sich im Geschlechtsregister Jesu? Ja, man lese und staune! Unter allen Frauenspersonen, die in der Stammtafel des Herrn verzeichnet sind, findet sich mit Ausnahme der heiligen Jungfrau keine einzige, die fleckenlos dastände; vielmehr ist ihr Ruf ein sehr zweideutiger oder geradezu schlechter. Von Thamar habe ich schon erwähnt, wie sie ihren Schwiegervater zur Blutschande verleitete. Die Rahab war eine Heidin und öffentliche Dirne in Jericho. Die Ruth war gleichfalls eine Ausländerin; aus ihrem Benehmen, das uns die heilige Schrift schildert, geht hervor, daß sie auch nicht gerade in der reinsten Absicht sich Booz näherte. Von Bethsabee, der Gemahlin des Urias, ist die Sünde mit David bekannt. Da möchte man doch fragen: Ist denn eine derartige Abstammung eines Gottes, der Mensch werden will, würdig? Wie, wäre es nicht rühmlicher, wenn statt einer Bethsabee eine Abigail, statt einer Rahab eine Judith, statt einer Ruth eine Esther als Stammeltern verzeichnet wären? Und warum fügte die Vorsehung dieß nicht so? Warum müssen solche Personen die Ahnen des unbefleckten Lammes sein? Und warum muß dieß alle Welt wissen, wenn es denn einmal doch so sein muß, warum übergehen die Evangelisten diese Personen nicht mit Stillschweigen?

Ich antworte hierauf mit den schönen Worten des heiligen Chrysostomus: „Beschrieben wir," sagt er, „das Ge-

schlecht eines bloßen Menschen, gewiß, dann hätte man derglei- chen billig übergangen; im Stammbuche eines menschgewordenen Gottes aber muß dieß nicht nur bemerkt, sondern in ein be- sonderes Licht gesetzt werden, um seine Vorsehung und Macht zu zeigen. Er kam ja nicht, unserer Schmach zu entweichen, sondern dieselbe hinwegzunehmen." Wie die Erduldung der Schande des Kreuzes, an dem Jesus sterben wollte, ein deutlicher Beweis des Übermaaßes seiner Liebe ist, so war auch diese Art von Beschämung, die an seinem Geschlechte haftete, da unter seinen Ahnen offenbar ehrlose Eltern auf- gezählt werden, ein sicheres Unterpfand seiner Güte auch ge- gen die größten Sünder, von denen dem Fleische nach abzu- stammen er kein Bedenken trug.

Es ist augenscheinlich, daß der Heiland absichtlich von diesen Sündern abstammen wollte. Salmon oder Salma hatte mehrere ehelich erzeugte Söhne; allein merkwürdiger Weise sollten nicht diese, sondern der mit der Heidin und Buhlerin Rahab, die er bei der Eroberung von Jericho kennen gelernt hatte, erzeugte Booz der Stammvater Jesu werden. Diese Rahab, obgleich eine öffentliche Sünderin und Heidin, glaubte aber gleichwohl an den wahren Gott, und sie legte dieß Bekenntniß vor den israelitischen Spionen, die Jericho auskundschafteten, mit den Worten ab: „Ich weiß, daß euch Gott dieses Land eingeräumt hat; denn euer Gott ist der Herr im Himmel oben und hier unten auf Erden" (Josue 2, 9—11.). Dieser Glaube, sagt der heilige Augu- stin, hat ihr die Gnade verdient, nicht nur eine auserwählte Israelitin, sondern auch durch das Stammbuch Jesu Christi berühmt zu werden, und daß sie eine jener Sünderinnen war, von welchen Jesus sagte, daß sie eher in den Himmel kommen, als die stolzen und hoffärtigen Pharisäer (Matth. 21, 32.). Diese Rahab wurde später durch ihren Glauben so berühmt, daß sie in der heiligen Schrift öfter als Muster des Glaubens angeführt wird (Hebr. 11, 31.; Jak. 2, 25.). Der heilige Chrysostomus nennt sie ein Beispiel der Buße, und ein alter

Schriftausleger merkt an*), daß in der heiligen Schrift nicht umsonst ihrem Namen überall beigesetzt wird, welch' ein schändliches Gewerbe sie trieb; dieß geschieht, sagt er, um anzuzeigen, daß der Glaube an Gott der Anfang aller Frömmigkeit und der erste Schritt zur Bekehrung ist, der auch die größten Sünder zur Bekehrung führen kann. Da diese Rahab eine Heidin war, so ist sie zugleich ein Sinnbild der Bekehrung des Heidenthums. In gleicher Weise ist auch die Bekehrung der Ruth, die eine Moabitin war, und aus Liebe zu ihrer Schwiegermutter Noemi den Glauben des auserwählten Volkes angenommen und Eltern, Heimath und Freunde verlassen hatte, ein Vorbild der Bekehrung der Heiden. „Ruth," sagt der heilige Chrysostomus, „mußte ihr heidnisches Vaterland, ihre Eltern und ihre Heimath verlassen, wenn sie zur Vermählung mit Booz gelangen wollte, und die Kirche ist erst dann ihrem Bräutigam, Christo, angenehm und lieb geworden, nachdem auch sie die väterlichen Sitten verlassen hatte."

Der Sohn des Allerhöchsten, der Reinste und Heiligste, schämte sich also nicht, von solchen verrufenen Personen abzustammen, weil er überhaupt gekommen war, der Sünder sich anzunehmen. Er, der bei den Sündern einkehrte, mit ihnen aß, ihnen nachging, sie wie das verlorne Schaf aufsuchte und sie zurücktrug, er, der die Ehebrecherin so milde behandelt, von der öffentlichen Sünderin Magdalena sich das Haupt salben und die Füße mit Thränen benetzen ließ, derselbe Heiland fand es auch nicht unter seiner Würde, von derartigen Personen abzustammen. Dadurch wollte der Herr aber auch den Stolz der Juden bekämpfen, indem er ihnen durch sein Stammbuch die Schande einiger Patriarchen, auf deren Abstammung sie sich so viel einbildeten, aufdecken und ihnen die Nothwendigkeit vor Augen legen ließ, durch einen Erlöser gerettet zu werden.

*) Theodoret in Josue quaest. 2.

Für uns aber liegt hierin noch eine besondere Lehre. Dadurch, daß Jesus solche sündhafte Personen in seinem Stammregister aufgezählt wissen wollte, belehrte er uns, daß wir uns der Bosheit unserer Ahnen wegen nicht zu schämen haben, sondern einzig und allein nach Tugend und Rechtschaffenheit streben sollen. „Wer nach dieser strebt,“ sagt der heilige Chrysostomus, „dem wird es nicht schaden, habe er gleichwohl einen Barbaren zum Vater und eine Hure oder was immer für ein Weib zur Mutter; denn Niemand kann durch die Tugend oder Schlechtigkeit seiner Ahnen rechtschaffen oder schlecht, edel oder verächtlich werden, sondern im Gegentheile erscheint der in größerem Glanze, der, von schlechten Ahnen gezeugt, rechtschaffen wird.“ So wollte uns denn der Herr schon durch sein Geschlechtsregister von zwei Wunden heilen, welche die Eitelkeit uns schlägt, indem Manche aus falscher Scham über ihre unehrliche und uneheliche Herkunft erröthen und ihre Eltern verachten möchten, Andere aber aus Ahnenstolz ihrer hohen Abkunft wegen übertriebene Ehre fordern. Der wahre Adel besteht nicht in einer langen und vornehmen Ahnenreihe, die man aufweisen kann, sondern in der eigenen Tugend, im Adel der Seele. Ich habe mit meinen Tugenden meinen Ahnen vorgeleuchtet, sagt Cicero, und sucht mit Recht seinen Adel in den Tugenden, womit er seine Ahnen übertraf. Ein jeder, auch der vornehmste Adelige wird in der Reihe seiner Ahnen, und sollte er sie nur einige Jahrhunderte, geschweige denn erst bis Adam zurückführen, so manche unadelige, verworfene, lasterhafte und verrufene Väter und Mütter finden. „Man lege also, wenn man an die Voreltern des Herrn denkt, allen Stolz ab,“ sagt der heilige Chrysostomus. „Er hatte unter seinen Ahnen Sünder und schämte sich deren nicht, er hatte aber auch Ahnen von Adel und Größe, wie du sie nie in deiner Stammtafel finden wirst.“ Was aber jene Söhne und Töchter anbelangt, die ihre Eltern verachten oder sich ihrer schämen möchten, weil die Makel einer unehelichen Abkunft ihnen anklebt, so mögen sie aus

dem Stammbuche Jesu, der sich nicht schämte, so verrufene Personen zu Ahnen zu haben, lernen, daß auch sie ihre Eltern ihrer frühern Sünden wegen nicht verachten oder geringschätzen dürfen; sie sollen sich vielmehr befleißen, durch Tugend und Rechtschaffenheit die Mackel, die an ihrer Herkunft hängt, zu beseitigen.

So haben wir denn nunmehr gesehen, Geliebte, welch' eine reichhaltige Quelle der Belehrung in der Stammtafel des Herrn im Allgemeinen sowohl wie im Besondern liegt, wenn wir einzelne Personen und Charaktere derselben berücksichtigen.

Es handelt sich jetzt nur noch darum, die Beziehung dieser Stammtafel zum heutigen Feste nachzuweisen; dann wird auch klar sein, warum die Kirche diesen Evangelienabschnitt heute vorlesen läßt; hievon aber noch kurz im

III. Theil.

Wir feiern heute das Andenken an den freudenreichen Tag, an welchem Maria das Licht der Welt erblickt hat. Die Kirche frohlockt heute in heiligem Jubel und ruft entzückt aus: „Deine Geburt, jungfräuliche Gottesmutter, hat der ganzen Welt Freude verkündigt; denn aus dir ist hervorgegangen die Sonne der Gerechtigkeit, Christus, unser Gott, der den Fluch der Sünde hinwegnahm und Segnung brachte, der den Tod vernichtete und uns das ewige Leben schenkte. Heute ist uns geboren die selige Jungfrau Maria aus dem Geschlechte Davids, durch welche das Heil der Welt den Gläubigen erschien, deren ruhmreiches Leben Licht in die Welt brachte. Die Geburt der heiligen Jungfrau Maria laßt uns demnach freudig begehen!"

Aus diesen Worten der Kirche geht schon hervor, warum ihr der Tag der Geburt Mariä ein Tag der Freude und festlichen Feier ist, deßwegen nämlich, weil aus ihr der Heiland der Welt geboren wurde. Also wegen der

Geburt des Erlösers aus Maria feiert die Kirche auch den Geburtstag Mariä, wegen der Geburt des Sohnes auch den Geburtstag der Mutter. Es ist heute die zweite Eva, die Mutter des neuen Adam, die Mutter des im Paradiese schon verheißenen Schlangentreters geboren, jenes Weib mit dem Monde unter ihren Füßen und dem Kinde, das der Drache verschlingen wollte — deßwegen die Feier der Kirche. Alle diese Beziehungen aber liegen einfach in den letzten Worten des heutigen Evangeliums: „Aus welcher geboren ist Jesus, der genannt wird Christus," und darum liegt allerdings in diesen Worten der Schwerpunkt des Ganzen. Diese wenigen Worte sagen ganz einfach: Mariä Geburtstag ist nur deßhalb ein Gegenstand kirchlicher Feier, weil sie die Mutter des Sohnes Gottes ist. Indeß würde man irren, wenn man glauben wollte, die andern Theile des heutigen Evangeliums stünden außer aller Beziehung zu dem heutigen Feste, und die Kirche ließe also dasselbe bloß wegen der letzten Worte desselben uns vorlesen. Nein, die Beziehung des ganzen heutigen Evangeliums zu dem Feste, das wir feiern, ist eine innige und ungezwungene. Ist es ja doch gerade, als ob die Kirche bei Verlesung des heutigen Evangeliums den Gläubigen zuriefe: „Meine Kinder! Es ist heute der Geburtstag einer Sterblichen. Insofern wäre dieß Ereigniß von keiner Bedeutung; denn man hat keine Ursache, sich über die Geburt eines Menschen als solche zu freuen, er kommt ja zur Welt als ein Gegenstand des göttlichen Mißfallens; erst sein Sterbetag ist zu feiern, wenn er einen guten Kampf gekämpft und die Krone der Herrlichkeit sich errungen hat. Darum feiere ich auch nie den Geburtstag, sondern immer nur den Todestag der Heiligen Gottes. Nur zweimal mache ich hievon eine Ausnahme: am Geburtstage des Vorläufers des Heilandes, weil dieser schon im Mutterleibe geheiligt wurde, insbesondere aber heute. Heute ist uns diejenige geboren, welche Jesum gebar, der da genannt wird Christus, also den Heiland der Welt, der schon dem Abraham

und David versprochen und deßhalb auch Sohn Davids genannt wurde. Ja, die Mutter desjenigen ist uns geboren, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, der alle unsere Schwachheiten auf sich nehmen, uns in Allem, die Sünde ausgenommen, gleich werden wollte, und deßhalb nicht erröthete, von theils ganz unbekannten, theils ganz gewöhnlichen, theils aber auch von sehr verrufenen Voreltern dem Fleische nach abzustammen. Das zeigt euch das Evangelium, das ich euch deßwegen heute vorlesen lasse. Sagt, ist die Mutter eines solchen Sohnes nicht zu preisen? Ja, müssen wir nicht schon den Tag feierlich begehen, an welchem diese Mutter, die einen solchen Sohn gebar, das Licht der Welt erblickte? Wäre denn dieser Sohn uns geboren worden, wenn dessen Mutter uns nicht geboren worden wäre?" Seht, Geliebte, so scheint uns die Kirche am heutigen Tage zuzurufen bei Verlesung des heutigen Evangeliums, und ich frage euch nun: Steht nicht das heutige Evangelium in einem ganz natürlichen Zusammenhange mit dem heutigen Feste? Kann also die Kirche ein Wort gerechten Tadels treffen, daß sie das Stammbuch Jesu uns heute vorlesen läßt? Noch mehr: ist es denn wahr, daß dieser Evangelienabschnitt mit Ausnahme der letzten Worte überhaupt gar keine Bedeutung habe, und nur ein trockenes, unfruchtbares Namensverzeichniß enthalte, aus dem sich auch nicht ein Tröpflein Erbauung und Belehrung für die Zuhörer herauspressen lasse? Allerdings, wer am heutigen Feste über „Jesuitismus und Pfaffenthum" schimpfen will, der wird freilich im heutigen Evangelium für eine solche Predigt keinen Text als Anhaltspunkt finden, er wird nicht wissen, was er mit demselben anfangen soll. Wer aber die Bedeutung dieses Evangeliums kennt, weil er über seinen Inhalt und dessen Zusammenhang mit dem heutigen Feste nachgedacht und denselben in seinem Herzen erwogen hat, wird über diesen Evangelienabschnitt ein anderes Urtheil fällen. Ich hege die Hoffnung, Geliebte, daß auch ihr zu diesen Letztern gehört; ich hoffe wenigstens

zu Gott, daß ihr in Folge der heutigen Belehrung von der Wichtigkeit und hohen Bedeutung des Stammregisters Jesu überzeugt worden seid.

Ja, Geliebte, ich habe euch heute in dem Ahnensaale unsers Herrn und Heilandes herumgeführt. Zweiundvierzig Ahnen sind es, deren Portraits in diesem Saale hängen, und wir haben sie nun so ziemlich alle durchmustert. Wir haben diese Ahnengallerie zuerst im Ganzen uns überschaut und bewunderten die Fügungen der göttlichen Vorsehung, die in einem langen Zeitraume von vier Jahrtausenden jene Sammlung vor dem Untergange bewahrte, der ganze Geschlechter bis auf die letzten Spuren verschlungen hatte. Aber die Ahnenreihe des Welterlösers mußte erhalten werden, in sie durfte auch nicht eine Lücke kommen — es mußte ja den Juden und der ganzen Welt der Beweis geliefert werden, daß der Sohn Gottes dem Fleische nach wirklich von David abstamme, daß er der dem Abraham versprochene Same und somit der längst Verheißene und längst Erwartete sei. Die Musterung der einzelnen Ahnenbilder hat dann ergeben, daß allerdings wie in jeder Ahnenreihe sehr verrufene Charaktere sich in dieser Gallerie befinden; aber wir wissen jetzt auch, warum. Er, der gekommen war, die Sünder aufzusuchen, schämte sich nämlich auch nicht, von ihnen abzustammen; dadurch aber gab er zugleich Adeligen und Vornehmen die Lehre, den wahren Adel nicht in der Zahl der Ahnen, sondern im Adel der Seele zu suchen, den Söhnen und Töchtern verrufener Eltern aber, daß sie diese nicht verachten, sondern durch Tugend und Rechtschaffenheit alle Unehre, die von ihren Eltern und Ahnen auf sie gekommen ist, abwaschen sollen. Wir sollen ja nicht die schlechten Ahnen nachahmen, sondern die guten; darum werfen wir unsern Blick noch auf drei Bilder, die noch in keinem Ahnensaale zu finden waren und auch nie zu finden sein werden. Es sind das die Bilder der drei heiligsten Personen, die je gelebt haben, die Bilder von Jesus, Maria und Joseph. Jesus, der Urenkel Davids, der Reinste

und Heiligste, in welchem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, strahlt in der Mitte seiner Ahnen in göttlichem Lichtglanze, und in diesem Lichtglanze verschwinden die Flecken an den Bildern seiner Ahnen. Vor ihm, dem menschgewordenen Gotte, beuge sich jegliches Knie und bete an in Liebe und Dankbarkeit! Dem göttlichen Sohne zur Seite strahlt in freundlicher Anmuth das Bild des Nährvaters, der die Lilie in der Hand trägt. Welch' schneidenden Contrast bildet dieser Lilienträger den Bildern seiner Urahnen, einem Juda, einem David gegenüber! — Doch, wer ist denn jene Gestalt, die den Bildern einer Thamar, einer Rahab, Ruth und Bethsabee gegenüber zu schauen ist? Ist das die Tochter eines Sterblichen? Kann sich in einer Tochter Eva's solch' himmlische Reinheit, Anmuth, Schöne, Milde und Ruhe ausprägen? Ja, Geliebte, jene Gestalt, sie ist die Gestalt einer Sterblichen, es ist das Bild Jener, von welcher geschrieben steht: „Du bist ganz schön, meine Freundin, und es ist keine Makel an dir" — es ist jenes Mägdlein, das am heutigen Tage zur Wonne des Himmels und der Erde das Licht der Welt erblickt hat. Vor diesem Bilde wollen wir denn auch stehen bleiben und dem Himmel danken, daß er seine Tochter der Erde geschenkt hat, wir wollen in heiliger Freude mit der Kirche ausrufen: „Deine Geburt, o jungfräuliche Gottesmutter, hat der ganzen Welt Freude bereitet; denn aus dir ist uns Jener geboren, der den Fluch der Sünde hinwegnahm und uns das Leben schenkte." Auf diese Weise ehren wir den Sohn, indem wir die Mutter ehren, wir preisen diese um ihres Sohnes willen, der sie zur Würde seiner jungfräulichen Mutter erhoben hat. Dann aber, Geliebte, wollen wir, bevor wir den Ahnensaal verlassen, noch einen kleinen Vergleich zwischen den Ahnen und den Enkeln anstellen; denn wir gehören auch zum Geschlechte Jesu, wir in absteigender, jene in aufsteigender Linie. Wir wollen uns fragen, ob und um wie viel wir besser sind, als unsere Urahnen. Wir wollen fragen, ob nicht auch unter uns noch so manche Rahab, so

manche Ruth lebt, ob nicht selbst das Laster einer Bethsabee oder gar einer Thamar auch unter uns zu finden, ja vielleicht noch häufiger, als unter Jenen, vielleicht gar in einem erschreckenden Grade zu finden ist. Wir wollen uns dann am Schlusse der Untersuchung fragen, wo denn unsere Portraits angebracht würden, wenn sie etwa in jenem Ahnensaale untergebracht würden, ob neben einer Ruth, Rahab und Bethsabee oder neben Maria und Joseph. Die sich bis jetzt schuldlos wissen, werden sich befleißen, es zu bleiben, die Andern aber werden sich beeilen, von der Gesellschaft jener verrufenen Personen wegzukommen. Diese rufen ihnen ohnedieß zu: Werdet bessere Enkel des Heilandes, als wir Ahnen desselben waren! Nicht wir, sondern Jesus, Maria und Joseph seien euer Vorbild! Dieß sei unser letzter Gedanke, und mit diesem verlassen wir, voll guter Entschlüsse, den Ahnensaal des Weltheilandes. Amen.

Predigt
auf das Fest Allerheiligen.

„Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“
Matth. 5, 48.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Agrippa, der Schwiegersohn des Kaisers Augustus, ausgezeichnet im Kriege, hatte einige Jahre vor Christi Geburt zum Andenken des Sieges, den Augustus bei Aktium über Antonius und Kleopatra zur See erfochten hatte, einen Prachttempel erbaut und ihn Pantheon, d. h. den Tempel aller Götter, genannt, zum Zeichen, daß darin alle Gottheiten angebetet werden, obgleich er eigentlich Jupiter, dem Rächenden, allein geweiht war. Als der Götzendienst vollständig besiegt war, da wurde dieses Pantheon, das man als Denkmal des Sieges der Kirche über das Heidenthum bestehen ließ, vom Pabst Bonifaz IV. am 13. Mai des Jahres 690 unter dem Namen der seligsten Jungfrau und aller Martyrer Gott geweiht, damit da, wo ehedem alle Götter der Heiden angebetet wurden, nunmehr alle Heiligen verehrt würden. Diese Weihe und

Feier war jedoch nicht das Allerheiligenfest, das wir jetzt feiern, sondern nur die Veranlassung dazu. Erst vierzig Jahre später, im Jahre 731, ließ Pabst Gregor III. zu St. Peter am Vatikan eine prächtige Kapelle zu Ehren des Heilandes, seiner jungfräulichen Mutter, der heiligen Apostel, Martyrer, Bekenner und aller Gerechten, die mit Christus herrschen, erbauen. Diese Feier beging man Anfangs nur in Rom, sie breitete sich aber bald in alle Welt aus. Pabst Gregor IV. verordnete dieses Fest für die ganze Kirche im Jahre 835, und Kaiser Ludwig der Fromme ließ hierüber ein Edikt ergehen, und es ward auf den ersten November festgesetzt. Dieß ist die Entstehungsgeschichte des heutigen hohen Festes. — Es frägt sich nun, warum wohl die Kirche dieses Fest eingeführt haben mag. Zugleich aber drängt sich uns bei dieser Gelegenheit auch der Gedanke auf, wie denn wir dieses Fest würdig feiern sollen. Die Antwort auf diese beiden Punkte will ich in der heutigen Festpredigt geben. Ich beantworte demnach folgende zwei Fragen:

Warum wird das Fest Allerheiligen gefeiert? I. Theil.
Wie sollen wir dieses Fest würdig feiern? II. Theil.

Ich beginne im Namen Gottes und aller seiner Heiligen!

I. Theil.

Es ist kein Tag im Jahre, an welchem uns die Kirche nicht einen Heiligen vor Augen stellte, auf daß wir uns an seinem Tugendbeispiele erbauen, uns zur freudigen Nachahmung desselben aufgefordert und zur Sehnsucht nach der ewigen Seligkeit entflammt fühlen möchten. Bald ist es ein heiliger Martyrer, der uns ermuntern soll, für unsern Glauben Gut und Blut hinzugeben, oder doch wenigstens uns selbst zu überwinden; bald ist es eine heilige Jungfrau, deren Beispiel uns zur Liebe der Reinigkeit, Zucht und Ehrbarkeit aneifern soll; bald ist es ein heiliger Lehrer und Bekenner, der die Kirche mit seinem Lichte erleuchtet und den wahren Glauben geför-

dert hat, dessen Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen uns Bewunderung einflößt; bald ist es ein Kriegsmann, ein Arzt, ein Bürger oder Landmann, der, in das himmlische Pantheon aufgenommen, uns nun zur Nachahmung und Verehrung vorgestellt wird. Das Alles geschieht alltäglich; alle Tage erscheint ein besonderer Heiliger aus diesem oder jenem Stande, Alter und Geschlechte, der uns zuruft: „Geliebte Brüder und Schwestern! Auch ich war einst unter euch; aber nunmehr habe ich vollendet und besitze nun die Krone der ewigen Herrlichkeit! Darum wünschet mir Glück zu der errungenen Palme, freuet euch meiner Seligkeit; aber trachtet auch ihr nach derselben, streitet muthig, kämpfet heldenmüthig, folget mir nach, ich will euch helfend zur Seite stehen, und Sieg und Krone sind euer." So ruft uns jeden Tag ein Bewohner des Himmels zu, den uns die Kirche vorführt zum Heile unserer Seele, um uns alltäglich im Gewirre dieses Erdenlebens an unsere ewige Bestimmung zu erinnern. Aber doch ist dieser tägliche Ruf nur ein vereinzelter; doch ist es nur immer Einer aus den Heiligen Gottes, der vor unserm Blicke erscheint; wie leicht verwischt sich da der Eindruck, den diese vereinzelte Erscheinung auf uns machen soll, zumal da wir ja die meisten Tage durch die Sorgen dieser Welt in Anspruch genommen sind und an Sonntagen kaum das Auge für höhere Interessen sich öffnet. Höchstens ist es unser Namenstag oder die wenigen einzelnen Feste der Heiligen Gottes, die in der Kirche feierlich begangen werden, denen wir einige Aufmerksamkeit widmen; die meisten andern Tage nehmen wir uns keine Zeit, uns um den Heiligen, dessen Fest gerade einfällt, und um seine Geschichte zu bekümmern. Darum hat die Kirche heute, gleichsam um die einzelnen Feste der Heiligen in Eines zusammenzufassen, um uns in einem großen, gewaltig ergreifenden Bilde unsere Zukunft, unsere Gesellschaft, unsere Freuden, unsere Wohnungen zu zeigen, das himmlische Pantheon eröffnet und uns Umschau in demselben gestattet. Und so sehen wir jetzt nicht mehr den Einen oder Andern, sondern sämmt-

liche Schaaren der Auserwählten. Wir sehen heute mit dem Auge des Geistes in einem Gesammtüberblicke jene Armen im Geiste, deren das Himmelreich ist, die Sanftmüthigen, welche durch ihre Sanftmuth Himmel und Erde eroberten, die einstens Trauernden, die nunmehr getröstet werden, die einst hungerten und dürsteten nach der Gerechtigkeit, die nunmehr gesättigt werden, die Barmherzigen, die nun auch Barmherzigkeit erlangt haben, die Reinen, die nun Gott anzuschauen das Glück haben, die Friedfertigen, die nunmehr Kinder Gottes und des Himmels sind, die einst ungerecht Verfolgten und Geschmähten, deren Lohn nun das Himmelreich ist. — Ja, heute finden wir sie beisammen, Jene, die einst die Welt für Thoren hielt, deren Leben für Unsinn, deren Ende für Schande galt und die nunmehr unter die Kinder der Heiligen gezählt sind, wir sehen sie miteinander weiden auf den Weideplätzen des ewigen Lebens, jene reinen Lämmer, die sich nie befleckten und dem Lamme überall hin nachfolgen, wohin es geht; wir finden sie beieinander, jene Schaaren, die ihre Kleider im Blute des Lammes weiß gewaschen und hinter dem Altar auf den großen Tag der Vergeltung harren — mit einem Worte: Heute, an diesem hohen Festtage, wo die Kirche dem Auge unsers Geistes einen Blick in die Wohnungen der Seligen gestattet, heute, sage ich, können auch wir mit dem heiligen Johannes in seiner geheimen Offenbarung sagen: „Ich sah eine große Schaar, die Niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen; sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, angethan mit weißen Kleidern und mit Palmzweigen in ihren Händen" (Apokal. 7, 9.). Nun frage ich euch, Geliebte, muß nicht dieses Schauspiel einen ungemein großen Eindruck auf uns machen? Oder was ergreift uns mehr: der Anblick eines einzelnen schönen Gemäldes, oder einer großartigen Bildersammlung? der Anblick einer einzelnen schönen Blume, oder eines großen Gartens mit den seltensten und mannigfaltigsten Blumen und Blüthen? der Anblick eines einzigen Pallastes, oder einer Residenzstadt mit den herrlichsten

Gebäuden und Palläſten? Und ſo ſehen wir denn heute gleichſam das neue Jeruſalem, die heilige Stadt herabſteigen, ausgeſchmückt wie eine Braut, geziert mit dem edelſten Brautgefolge, das zu finden iſt. „Sieh da, mein Chriſt,“ ſagt die Kirche, „ſieh da die unzähligen Schaaren, welche Gewalt angelegt und ſo das Himmelreich an ſich geriſſen haben; ſieh da, nicht bloß Könige und Kaiſer, Biſchöfe und Ordensleute, nein, ſchwache Kinder, zarte Jünglinge und Jungfrauen, Menſchen aus allen Ständen haben bis auf's Blut Widerſtand geleiſtet. Sieh, wie ſie winken, wie ſie dich zur Nachfolge aneifern, wie ſie dir Muth einflößen, entſchloſſen, die, wenn gleich dornenvolle, Bahn der Tugend zu betreten; nicht Einer, nicht etwa dein heiliger Namenspatron oder heiliger Schutzengel, Alle laden ſie dich ein, die Güter dieſer Erde wie Gaſſenkoth zu betrachten und den Blick unverwandt nach den himmliſchen Wohnungen zu richten. So folge denn ihrer vereinten Einladung; vielleicht iſt dein Vater, oder deine Mutter, oder eines deiner Geſchwiſterte oder guten Freunde in den Reihen der Seligen; ſie ſind es, die beſonders innig die Arme nach dir ausſtrecken, dich aus dem Schlamme der Sünden zu des Himmels Höhen emporziehen möchten.“ Geliebte, wer könnte einer ſolchen Einladung widerſtehen? Wenn Myriaden Mitbrüder und Mitſchweſtern, die einſt im nämlichen ſündhaften Fleiſche wie wir, gewandelt, und nun glücklich vollendet haben, uns zurufen, zurückzuweichen von dem Abgrunde, Buße zu thun und beſſer zu werden, und wenn dieſe Millionen und aber Millionen Stimmen an unſern Ohren wie an harten Felſenwänden abprallen: wird da die Stimme Einzelner noch helfen, werden wir vielleicht dem Vater- und Mutterworte, der Zurede eines Freundes mehr Gehör ſchenken? Kann es ein Freund auf der Welt beſſer mit uns meinen, als die Heiligen Gottes? Und wenn die Schrift von einem treuen Freunde ſagt: „Ein treuer Freund iſt ein ſtarker Schirm, und wer ihn gefunden, hat einen Schatz gefunden. Mit einem treuen Freunde iſt Nichts zu vergleichen und den Werth ſeiner Treue wiegt Gold und

Silber nicht auf. Ein treuer Freund ist eine Arznei des Lebens, und die den Herrn fürchten, finden einen solchen;" — wenn, sage ich, die heilige Schrift in einem treuen, edlen Menschen eine so kostbare Perle erblickt: was müssen wir erst von den lieben Heiligen und ihrer Freundschaft und Treue gegen uns denken? Ja, die Heiligen Gottes sind ununterbrochen für uns Menschen besorgt, sie wünschen uns alles Gute, sie haben kein sehnlicheres Verlangen, als daß auch wir einst ihr Glück theilen könnten, und zu diesem Ende bitten sie inständig bei Gott für uns. Ist diese Fürbitte schon kräftig, wenn der einzelne Heilige sich bei Gott für uns verwendet, welche Wirkung muß nicht am heutigen Tage die vereinte Fürbitte der Diener und Freunde Gottes am Throne der Erbarmung für das sündige Menschengeschlecht haben? Darum betet die Kirche auch in der Hochmesse des heutigen Festes: „Allmächtiger Gott, der du uns gestattest, die Verdienste aller Heiligen in Einer Festlichkeit zu ehren, gib gnädig, daß wir die so sehr ersehnte Fülle deiner Erbarmung durch die vermehrte Zahl unserer Fürbitter erlangen mögen."

Hieraus erhellt, daß die Kirche deßhalb das Fest Allerheiligen eingesetzt hat, damit der Anblick der seligen Schaaren einen bleibenden heilsamen Gesammteindruck auf uns mache und ihre Gesammtfürbitte uns zu um so größerm Nutzen sein möge. —

Allein nicht bloß deßhalb ward diese hohe Feier in's Leben gerufen — die Kirche hatte auch noch einen andern Grund dabei. Sie wollte nämlich allen Heiligen, sowohl den unbekannten als auch den bekannten, welchen im Laufe des Jahres kein besonderes Fest gewidmet ist, wenigstens ein allgemeines Fest widmen. Also gibt es auch unbekannte Heilige? O ja, Geliebte, und das sind die Meisten; denn das sieht Jedermann ein, daß jene Heiligen, die im Kalender verzeichnet sind und deren das römische Martyrerbuch Erwähnung thut, unter den Schaaren der Heiligen Gottes im Himmel nur wie ein Tropfen im Meere erscheinen. Einen Theil der

Heiligen hat nämlich Gott in den verschiedenen Jahrhunderten durch Wunder ausgezeichnet, um der Welt zu zeigen, daß er alle Zeit bei seiner heiligen katholischen Kirche sei, und daß nur in ihr sich wahrhaft Heilige finden. Diese stehen deßhalb als die besonders Bevorzugten obenan, sie nehmen in unserm Kalender die Plätze ein, daß sie beständig uns vor Augen sind, daß wir immer an sie und ihren Zusammenhang mit der göttlichen Leitung der Kirche erinnert werden. Solche wunderthätige Heilige muß es geben in allen Jahrhunderten und hat sie auch gegeben; Gott zeigt dadurch der Welt, daß er nicht schlafe, daß seine Kirche heute noch die nämliche sei, wie zu den Zeiten der Apostel, daß er sie deßhalb jetzt wie dort durch Wunder auszeichne und so von Jahrhundert zu Jahrhundert das Siegel der Glaubwürdigkeit und Ächtheit erneuere. Es erfüllt sich da allemal, was David sagt: „Wunderbar ist der Herr in seinen Heiligen.“

Die Mehrzahl der Heiligen aber hat keine Wunder gewirkt, sie stehen deßhalb auch in keinem Kalender, in keinem Gedächtnißbuch, kein Mensch kennt sie, als der allwissende Gott; sie lebten oft so verborgen und im Stillen dahin, ohne daß die Welt die geringste Notiz von ihnen nahm, und doch thronen sie jetzt bei Gott. O da hat gar manche fromme Mutter im Kreise der Ihrigen geschafft und gewirkt, ihren Kindern das Beste, was sie ihnen geben konnte, eine christliche Erziehung angedeihen lassen, und so opferte sie sich still hin, wie ein Licht, das, während es Andern leuchtet, verbrennt, und ging hinüber zu ihrem Herrn und Richter, um dort als sorgsame Magd den Lohn ihres Fleißes und ihrer Treue zu empfangen. So hat gar mancher fromme Jüngling, den die Welt nicht achtete, weil er sich mit ihr nicht befreundete, in Zurückgezogenheit ein frommes, ja heiliges Leben geführt; der Herr hat ihn in der Blüthe seiner Jahre weggenommen, weil die Welt seiner nicht werth war; er galt vielleicht für einen Sonderling, aber nun ist der Sonderling bei Gott und gehört zur Schaar der Auserwählten. — Und auf diese Weise sind

Millionen um Millionen gottselige Menschen gestorben, welche die Welt nicht kannte, deren Namen in keinem Kalender, aber dennoch im Buche des Lebens verzeichnet sind. Sollten diese nun leer ausgehen, sollten sie unserer Verehrung weniger würdig sein, als andere Heilige? Nein, Geliebte! Darum hat die Kirche das heutige Fest eingeführt, damit aller Heiligen, also auch derjenigen, die man nicht kennt, deren wir sonst nie gedenken, gedacht werde und auch ihnen heute die geziemende Verehrung werde.

Für uns, Geliebte, haben diese beiden Rücksichten, welche die Kirche zur Einsetzung des heutigen Festes bewogen haben, etwas ungemein Ergreifendes und Trostreiches. Die unendliche Schaar der Seligen erhebt sich heute, um in gemeinsamer Fürbitte am Throne der göttlichen Majestät für das gläubige Christenvolk zu flehen, um Gnade und Segen ihm zu erbitten, und der ganze Himmel erhebt sich heute, um uns freundlich zuzuwinken, um uns aufzumuntern, unser höchstes Ziel, unsere ewige Bestimmung nicht aus dem Auge zu verlieren. Unter ihnen sind Millionen, die uns zurufen: Brüder, Schwestern! seht uns an, wer wir jetzt sind, und bedenket, wer wir waren. Wir waren ungekannt von der Welt, aber wir führten ein christlich eingezogenes Leben, und nun ist unser Antheil unter den Seligen. So könnt auch ihr der nämlichen Seligkeit theilhaftig werden; ihr braucht keine Wunder zu wirken, ihr braucht keine auffallenden Großthaten zu vollbringen, nein — nur Weniges ist nothwendig. Wie nun, Geliebte, werden wir da nicht fragen um dieses Wenige, aber Einzig Nothwendige? Und werden wir da die Heiligen erst fragen müssen, was dieses Wenige sei? O nein, wir haben ja Moses und die Propheten, wir haben ja die Kirche und ihre Organe, wollen wir nur diese hören. Entschließen wir uns heute, zu thun, was diese sagen, dann ist dieß zugleich auch die würdigste Feier des heutigen Festes; hievon aber im

II. Theil.

Was ist denn nun wohl das Wenige, was von uns verlangt wird, auf daß auch wir einst der Schaar der Heiligen Gottes einverleibt werden, und wozu wir uns deßwegen heute entschließen sollen? Dieses Wenige, meine Lieben, besteht in den wenigen Worten: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," oder wie es schon im alten Bunde heißt: „Beflecket eure Seelen nicht; denn ich bin der Herr, euer Gott, ich bin heilig; darum sollt auch ihr heilig sein." Wie, wird man sagen, das soll wenig sein? Wer erinnert sich da nicht an die zurückschreckende Strenge, welche die Heiligen ausgeübt, wie sie alles Ihrige verlassen und sich in Gebüsche und Wälder verkrochen haben, wie sie, wie der heilige Paulus selbst erzählt, Geisel, Bande, Gefängnisse erduldet, wie sie in Schaf- und Ziegenfellen einhergingen und sich zuletzt in Stücke zerreißen, zersägen, steinigen oder sonst auf die grausamste Weise tödten ließen, und das Alles will man nun auch von uns fordern?

Nein, Geliebte, das wird nicht gefordert von uns. Zwar dürfen diese Thaten der Heiligen nicht geläugnet werden; denn sie machen ja ihren besondern Ruhm aus. Gott wollte dadurch zeigen, wie viel seine allmächtige Gnade vermöge, welche Tugendhelden sie aus schwachen, gebrechlichen und elenden Menschen schaffen könne; auch sollten wir durch diese Beispiele außerordentlicher Strengheit in unserer Lauheit beschämt und ermuntert werden, jenen Heiligen doch von ferne nachzufolgen; aber die christliche Vollkommenheit besteht in diesen Strengheiten nicht; denn wenn es gleich eine ungeheure Anzahl großmüthiger Seelen gab, die dem zu Liebe, der für sie arm geworden ist, da er reich war, auch all' das Ihrige verlassen und unter die Armen vertheilt haben: so gab es auf der andern Seite eine eben so große Anzahl derjenigen, die im Besitze irdischer Güter und im Schooße des Überflusses dennoch

sich heiligten, weil sie ihr Herz nicht daran hingen. Job, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph und im Christenthum so viele Fürsten und Könige, waren sie nicht reich? und doch sind sie heilig geworden, ohne ihren Purpur abzulegen und all' das Ihrige zu verlassen. Und wenn es ferner ein zahlloses Heer engelreiner Jungfrauen gab, die, um dem Bräutigam, der unter den Lilien weidet, zu folgen, die glänzendsten Verbindungen heldenmüthig ausschlugen und ihre schwachen Herzen durch die Werke der strengsten Buße den Einwirkungen des Versuchers verschloßen: so gab es auf der andern Seite Tausende, die auch in den Verbindungen des Ehestandes die Vollkommenheit erreichten und heilig wurden. Ja, was sage ich? dort in den schaudervollen Wüsten, wo der verführerischen Welt der Zugang gänzlich verschlossen war, sind unter den Übungen der strengsten Tugend ergraute Männer gefallen, und hier, in Mitte der Gefahren und Nachstellungen einer ausgearteten Welt, haben Tausende die Unschuld erhalten und die Vollkommenheit erreicht. Jene gingen in den geheiligten Mauern des Tempels oder Klosters zu Grunde, Diese aber wurden vollkommen, obwohl sie in prächtigen Pallästen, auf Purpur und Gold lebten. So sind auch thörichte und schlafende Jungfrauen von dem Hochzeitmahle des Bräutigams ausgeschlossen worden, wenn sie schon Jungfrauen waren, weinende Sünderinnen dagegen werden zu den Füßen des Heilandes hingelassen und wegen der Größe ihrer Liebe gerühmt. Das Wesen der christlichen Vollkommenheit besteht also ganz gewiß nicht in jener Strenge der Heiligen, vor der wir so sehr erschrecken.

Worin besteht sie aber denn, die christliche Vollkommenheit, nach welcher wir zu streben verbunden sind? Was ist es denn, das wir thun sollen und von dem behauptet wird, daß es nur W e n i g e s sei? Dieses Wenige, Geliebte, besteht in den Worten, die einst Moses im Namen Gottes dem Volke Israel an's Herz legte und die also lauten: „Dieses, was ich dir heute auferlege, ist dir nicht zu hoch, ist nicht weit von dir entfernt; es liegt nicht in dem Himmel, daß du da

sagen möchtest: Wer aus uns kann in den Himmel steigen und uns dasselbe herabholen, damit wir es verstehen und im Werke erfüllen? es liegt nicht über dem Meere, daß du vorwenden mögest: Wer aus uns kann über das Meer setzen und uns dasselbe herüberbringen, damit wir verstehen und beobachten können, was geboten ist? Nein, es ist ganz nahe bei dir, in deinem Munde, in deinem Herzen, du hast es nur zu erfüllen" (V. Mos. 30, 11.). Die Vollkommenheit, nach der gewöhnliche Christen zu streben verbunden sind, besteht nämlich darin, daß sie ihren Gott aus ganzem Herzen lieben und seine Gebote genau erfüllen. Darum sprach auch der Heiland zu seinen Jüngern: Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote. Wer also die Pflichten seines Standes und die Gebote Gottes überhaupt genau und aus Liebe zu Gott erfüllt, der ist ein vollkommener, heiliger Christ, wenn er auch keine auffallenden Tugendhandlungen vollbringt; im Gegentheile aber entfernen sich gerade diejenigen vom Pfade der Tugend, welche die Heiligkeit in außerordentlichen Tugendübungen suchen und darüber die Pflichten ihres Standes versäumen. Du magst, mein Christ, den ganzen Tag im Gebete, in geistlichen Lesungen und Betrachtungen zubringen, wenn du aber darüber die Besorgung deines Hauswesens, die Erziehung deiner Kinder, die Geschäfte deines Berufes versäumst, so bist du kein Heiliger, sondern ein Sünder. So magst du auch dein ganzes Vermögen unter die Dürftigen vertheilen, dein Fleisch durch die strengste Enthaltsamkeit züchtigen, du magst alle Sünder bekehren: behältst du aber gegen einen einzigen deiner Nebenmenschen Haß in deinem Herzen, so bist du kein Heiliger, sondern ein Sünder.

Man betrachte nur das Leben der ersten Christen! Wie einfach war es, dieses Leben, und doch zugleich wie edel und erhaben! Diese Christen waren Engel im Fleische, dem Fleische nach wandelten sie auf der Erde, aber ihr Geist schwebte unter den Heiligen. Ist es da ein Wunder, wenn Paulus in seinen Briefen sie Alle insgemein H e i l i g e nennt? So schrieb er an die Römer (Röm. 1, 7.): „Ihr Geliebten Gottes zu Rom,

die ihr den Namen der Heiligen führet." Die Korinthier (I. Kor. 2.) nannte er die Geheiligten in Jesu Christo und zur Heiligkeit Berufenen. Seinem Briefe an die Epheser gab er die Aufschrift: „Allen Heiligen zu Ephesus." Diese Heiligen waren es, welche den Himmel bevölkerten; wie sollten wir heute am Gedächtnißtage aller Heiligen davon schweigen können? Ja, das waren schöne, glänzende Tage der neu aufkeimenden Kirche Jesu Christi, in welchen die mit dem Blute eines sterbenden Gottes unlängst befeuchtete Erde die herrlichsten Früchte der Tugend und des Kreuzes Jesu Christi trug, in welchen durch diese siegreichen Tugendbeispiele, die man an den Christen fand, eben so viele Heiden bekehrt wurden, als durch die Stärke der Wunderbeweise. Ja, das waren herrliche Zeiten, in welchen die christlichen Jungfrauen den heidnischen Richtern, wenn sie ihnen unehrbare Zumuthungen machten, mit der edeln Jungfrau Blandina sagten: Wir sind Christinnen — von uns wird kein Laster begangen; in welchen nach dem Zeugnisse des Minutius Felix die Christen die Heiden aufforderten, sie sollten ihnen nur einen Christen aufweisen, der eines Lasters wegen im Kerker liege, während die Gefängnisse der Heiden von Dieben, Mördern, Giftmischern und Ehebrechern wimmelten. Die Verbrechen, deren die Heiden nach dem Zeugnisse Tertullians die Christen beschuldigten, bestanden darin, daß sie die öffentlichen unzüchtigen Schauspiele nicht besuchten, die Grausamkeit des Amphitheaters verabscheuten, sich vor dem Laster mehr als vor dem Tode entsetzten, keine Prachtkleider am Leibe trugen, die Armuth liebten, Aufruhr und Empörung verabscheuten und den Landesfürsten immer getreu blieben. So waren die ersten Zeiten der Christen nach dem unverwerflichen Zeugnisse der Heiden selbst beschaffen.

Ach, ihr schönen Tage der aufgehenden Sonne der Gerechtigkeit, in welchen die Heiligkeit auf Erden schimmerte, wo die Christen ihren hohen Beruf erkannten und erfüllten, wo seid ihr hingekommen? Ach, sie sind verschwunden, diese Tage, und auf einen so schönen, so heitern Morgen mußte ein so

trauriger Abend folgen! Oder sagt mir, was ist denn von uns Christen der Gegenwart zu halten? Wir haben alle Hilfsmittel zur Vollkommenheit; aber wir benutzen sie nicht, wir achten sie nicht; gibt es ja selbst Solche, welche es laut sagen, daß sie nicht nach der evangelischen Vollkommenheit streben wollen, und daß sie entschlossen seien, auf dem breiten, mit Blumen bestreuten Wege des Verderbens fortzuwandeln. Ach, wo ist denn der ächte, reine Christ, wie ihn sonst das Evangelium ausbildete? Grassiren nicht vielmehr die ehemals vom Christenthum verbannten Laster nun in voller Ausdehnung, ja, gibt es denn nicht Christen, die es in ihren Ausschweifungen weit ärger treiben, als ehedem die Heiden? Gibt es denn aus allen Lastern, die einst die alten Christen den Heiden vorwarfen, auch nur ein einziges, das man nicht auch den heutigen Christen vorwerfen könnte? Unsere öffentlichen Belustigungen und Vergnügungen, um wie viel sind sie denn ehrbarer, als es die der heidnischen Griechen und Römer waren? Würde sich nicht mancher gesittete Heide geschämt haben, seinen Mund mit solchen Reden zu verunreinigen, aus denen sich ausgeartete Christen unserer Zeit eine Ehre machen? Wann hat ein Heide von seiner falschen und schändlichen Religion so niederträchtig und verächtlich geredet, wie es Christen heut zu Tage von unserer reinen und heiligen Religion thun? Die griechischen und römischen Frauenzimmer, und in unsern Tagen Muhameds Töchter, sind sie nicht schamhafter in Gebärden und Kleidern, als so manche unserer ausgeschämten Weibspersonen, die sich Christinnen schelten lassen? Und wie Viele gibt es denn noch bei uns, welche die sinnlichen Ausschweifungen für unerlaubt, für eine Sünde halten? Ja, grassiren denn unter uns nicht alle die Laster, die der heilige Paulus dem Christen nicht einmal zu nennen erlaubt, im üppigsten Flore? Und wenn ich erst den Schleier hinwegziehen könnte von unserm Familienleben, von den ehelichen Verhältnissen, Gott im Himmel! welche Gräuel würden da an's Licht treten! Ich will von diesen Dingen nicht weiter reden, aber

das muß ich sagen: weit, sehr weit ist es gekommen mit der Entweihung der Ehe in der Stadt und auf dem Lande? Es ist eine so schreckliche Fäulniß eingetreten in unserm Familienleben, die nur zu sehr an jene Zeiten erinnert, die dem Untergange des römischen Reiches vorausgingen. Müssen wir da nicht mit David ausrufen: Erlösung, o Herr, komm uns zu Hilfe; denn die Heiligen haben abgenommen? Ach, wenn die verklärten Heiligen, die wir auf unsern Altären verehren, wieder auf der Erde erschienen, um unter uns zu wandeln, würden sie uns wohl erkennen? Würden sie nicht sagen müssen: Keinen Blutstropfen habt ihr mit uns gemein? Ihr seid getauft, würden sie sagen, und sollt deßhalb Christum angezogen haben, wie aber? Ihr erscheint in dieser Kleidung und ihr redet diese Worte, ihr übet diese Werke und ihr wollt Jesum angezogen haben? Ihr wollt Christen sein?

Geliebte Christen! Ich weiß recht wohl, daß dieß harte Reden sind für unsere Zeit, unsere Zustände; und der Prediger, welcher derlei berührt, namentlich in einer Hauptstadt, wo, wie in allen großen Städten, neben den schönsten Tugenden auch die größten Laster floriren, kommt leicht in Gefahr, für einen milzsüchtigen, versauerten Moralisten, der Mönchsmoral auskramen und die Freuden des Lebens vergällen möchte, verschrieen zu werden. Allein sagt nur selbst, ist es nicht so? Ich habe die faulen Zustände unserer Tage nur sanft und schonend berührt — denn mit Schimpfen ist's nicht gedient; — allein sagt mir, ist es nicht weit ärger in der Wirklichkeit, als ich es angedeutet habe? Und wenn wir nicht in ganz Deutschland zuletzt bei lebendigem Leibe verfaulen wollen, muß da nicht eine Radikalkur mit uns vorgenommen werden? Und worin soll diese bestehen? Etwa in den außerordentlichen Strengheiten, welche viele Heilige Gottes geübt haben? Meine Christen, Ursache hätten wir allerdings genug dazu. Es wäre gar nicht zu viel, wenn wir wie die Niniviten in Sack und Asche Buße thäten; denn unsere Laster sind bis an den Himmel

gewachsen; ja es frägt sich erst, ob's die Niniviten so bunt getrieben haben, als es unter uns Christen zugeht; allein wenn nur vorläufig das Nothwendige geschähe, wenn nur die Hauptsache zu Stande käme, nämlich die Beobachtung der gewöhnlichen Gebote, die Erfüllung der Standes- und Berufspflichten: mehr wird ja nicht verlangt. Oder ist es denn zu viel verlangt, wenn das Christenthum dem Staatsmanne, der dem Vaterlande wichtige Dienste zu leisten hat, dessen ganze Zeit von seinen weltlichen Geschäften in Anspruch genommen ist, zuruft: Ich fordere nicht von dir, daß du deine Geschäfte bei Seite schiebst, um dich ganz dem Gebete oder den Werken der Buße zu ergeben; nein, du sollst bleiben, was du bist; aber im Schwalle irdischer Geschäfte sollst du auch des wichtigsten Geschäftes deiner Seligkeit nicht vergessen, du sollst nicht nur für die Zeit, sondern auch für die Ewigkeit arbeiten, du sollst nicht bloß Staatsbürger, sondern auch Christ sein und mit der Erfüllung der Pflichten deines Standes auch die Erfüllung der Pflichten eines Christen vereinigen. Sieh, das ist die Heiligkeit, nach der du zu streben hast. Sagt mir, ist das zu viel verlangt?

Und wenn das Christenthum den Mädchen und Frauen zuruft: Ich weiß, daß ihr mit der Welt im Verkehre stehen müßt, darum werde ich nicht sagen: Leget eure schönen Kleider weg, die euch euer Stand zu tragen erlaubt, und ziehet Bußkleider an! Nein, sondern ich werde sagen: Vergesset die Regeln der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit nicht. Das ist die Heiligkeit, nach der ihr zu streben habt: — sagt mir, ist das zu viel verlangt?

Und wenn das Evangelium überhaupt zum Christen sagt: Ich verlange nicht, daß du dich zu einem ewigen Stillschweigen verdammst, sondern ich sage dir nur: Bewahre deinen Mund vor den eigentlich müßigen Reden und beflecke deinen Mund nicht mit frechen und verleumderischen Reden. Ich verlange ferner nicht, daß du dir alle Unterhaltung, jegliches Vergnügen versagst, aber ich sage dir: Sei mäßig im Genusse

der Weltfreuden, erlaube dir nur ein anständiges Vergnügen, das dir und Andern keinen Schaden bringt. Ich verlange ferner nicht, daß du halbe Tage im Gebete zubringen sollst, sondern ich gestatte dir, daß du, nachdem du Gott das Seinige gegeben hast, auch dein Hauswesen besorgst, deine Kinder erziehest und über deine Untergebenen ein wachsames Auge hast. Sieh, das ist die Heiligkeit, die ich verlange: — sagt mir nun, Geliebte, wenn das Evangelium also zu uns spricht, solche Forderungen an uns stellt, ist das zu viel verlangt? Gewiß nicht. Nun denn, so lasset uns nach dieser Heiligkeit trachten; fassen wir heute den festen Vorsatz dazu, und die Fürbitte aller Heiligen möge uns von Gott die Gnade erwerben, daß wir nicht bloß unsere Heiligung wollen, sondern sie auch vollbringen mögen. Amen.

Predigt
auf das Fest Allerseelen.

„Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, auf daß sie von ihren Sünden erlöst werden." II. Makkab. 12, 46.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wehmüthig stehen wir heute an den Gräbern unserer Lieben, und die Tage, welche wir mit ihnen verlebten, ziehen wieder an unserm Geiste vorüber. Wir erinnern uns dessen, was sie uns waren, und eine Thräne des Schmerzes rollt die Wange hinab bei dem Gedanken, daß sie so früh uns entrissen wurden und nunmehr im Grabe modern. Ach, vielleicht ist es eine Blume, die der Tod erst frisch gebrochen, vielleicht ist es ein ganz frischer Grabhügel, vor dem du heute, mein Christ, mit thränenfeuchtem Auge und stillschluchzend stehst. Vielleicht ist es der Vater, den man dir erst vor ein paar Tagen eingescharrt, vielleicht war es die liebende Mutter, die das nimmersatte Grab dir verschlungen, vielleicht ist es ein theures Kind, das dem Schooße der Erde übergeben wurde,

nachdem es kaum den Schooß der Mütter verlassen hatte. Vielleicht bist du eine trauernde Wittwe, die du zu jenem Grabhügel dort mit gebrochenen Knieen hinwankst, in welchem deine nunmehr zerbrochene Stütze liegt. Ach, wer kennt sie denn die tausend wehmüthigen Erinnerungen, die schmerzhaften Gefühle, die am heutigen Tage die Herzen aller derer durchdringen, die an den Gräbern stehen? wer zählt die Thränen, die heute dem Andenken der hingeschiedenen Lieben fließen, wer die Seufzer, die in Schmerz und Wehmuth sich der stöhnenden Brust entwinden? Ach, und sie sind so schön, diese Seufzer und Thränen, sie sind so natürlich, diese Gefühle der Wehmuth, diese Schmerzen der Erinnerung, sie sind so schöne Beweise einer edlen, fühlenden Seele, eines dankbaren, liebenden Herzens! Darum fließet immerhin ihr stillen Thränen und ihr frommen Gefühle des Herzens alle, strömet hin über die Gräber in ungehemmtem Lauf und zurück in die Jahre der Vergangenheit. Selbst die leblose Natur zollt diesen Gefühlen Anerkennung; denn auch sie trauert über den Verlust ihres Schmuckes, und in melancholisch düsterm Schweigen schickt sie sich an, das große Leichentuch des Winters über die erstorbene Schöpfung hinzubreiten.

Doch, Geliebte, ermannet euch! Schön und rührend ist dort an den Gräbern der Rückblick auf die Vergangenheit; allein der Christ richtet seinen Blick auch in die Zukunft. Es dringt sich nämlich am Grabe nicht bloß der Gedanke auf: Was waret ihr einst? sondern: Was seid ihr jetzt? Das liebende Herz denkt ja auch an die Zukunft, es will, daß es den hingeschiedenen Lieben jenseits gut ergehe, daß sie sich an einem guten Orte befinden mögen. Aber wo ist dieser gute Ort? Wo anders, als dort, wo wir gestern die Schaaren der Heiligen gesehen haben, dort in des Vaters Haus, in den himmlischen Wohnungen? Aber wie nun, wenn sie noch nicht dort sind, wenn sie — an eine ewige Verstoßenheit vom Angesichte Gottes bei unsern Hingeschiedenen nur zu denken, schaudern wir zusammen — vielleicht noch lange Zeit vom Orte der

Heimath, vom Ziele ihrer Sehnsucht ferngehalten werden, wenn sie sich erst durch *ein* reinigendes Feuer müssen läutern lassen, und wenn diese Läuterung nun mit den größten erdenklichen Schmerzen verbunden ist: ach, wünschen wir da nicht sehnlichst, ihnen Linderung und Hilfe bringen und die Zeit ihrer Qualen abkürzen zu können? O gewiß; darum, Geliebte, helfet, rettet — der heutige Tag fordert euch dazu auf und mehr als jeder Tag im Jahre. Aber wie helfen? Das ist eben die Frage, die *ich* euch heute beantworten möchte. Ich setze demnach auseinander: Wir können den Seelen im Reinigungsorte helfen

durch Gebet,
durch gute Werke,
durch das heilige Meßopfer,
durch würdigen Empfang der heiligen Sakramente.

Ich beginne rc.

Das Gebet ist nicht nur für Lebende, sondern auch für Verstorbene der Schlüssel des Himmels. Unbedingt hat es der Heiland gesagt: Um was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. Und ist es nicht der Apostel Paulus, der uns so oft ermuntert, daß wir Einer für den Andern beten sollen? Wenn nun unter den Lebenden das Gebet des Einen dem Andern so gut zu Statten kommt, warum soll es denn nicht auch den Verstorbenen nützen, die sich in den Qualen des Reinigungsortes befinden, und da sie sich selbst nicht retten können, nach unserer Hilfe seufzen? O gewiß, es nützt ihnen dieses unser Gebet, es lindert ihre Qualen, es verschafft ihnen Nachlassung ihrer Sünden. Dieß versichert uns der heilige Geist im Buche der Makkabäer, wenn es dort heißt: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten,

damit sie von ihren Sünden befreit werden." Daher hat man auch zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten in der katholischen Kirche für die Seelenruhe derjenigen gebetet, die in Christo von der Welt abgeschieden sind. Die Liebe verbindet uns also, daß wir auch für die Verstorbenen beten. Es ist dieß gleichsam eine Forderung unserer Vernunft, wir fühlen uns innerlich gedrungen, unsern hingeschiedenen Mitmenschen Gutes zu wünschen und ihnen zu helfen, wenn sie unserer Hilfe bedürftig sein sollten. Dieß Gefühl ist so stark, daß selbst Solche, die sonst an keinen Reinigungsort glauben möchten, dennoch für die Verstorbenen beten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich einen Gebrauch erwähnen, wie er unter uns Katholiken häufig vorkommt. Reiche Leute nämlich, oder Solche, die sich zum Beten keine Zeit nehmen, geben Andern Geld, auf daß diese statt ihrer beten sollen, und wie sie denn überhaupt beten lassen, so lassen sie auch für die Verstorbenen beten. Ist dieß Recht? Man muß da unterscheiden. So viel ist einmal gewiß, daß man seine persönlichen Pflichten durch Andere nicht erfüllen lassen kann. Jeder Mensch ist verpflichtet, selber zu beten, und darum ist auch jeder schuldig, für die Abgestorbenen zu beten, die ihm im Leben nahe standen. Könnte man sich von der Verpflichtung zu beten loskaufen, so wäre wahrhaftig Niemand besser daran als die reichen Leute; um Geld würden sie andere Leute beten lassen, sie selbst aber könnten zuletzt glauben, es sei einerlei, ob sie oder andere Leute beten. Allein dem ist nicht so, einmal kann sich Niemand von der Pflicht zu beten loskaufen, wie schon bemerkt ist, und zweitens steht es sehr in Frage, ob diejenigen, die man bezahlt, daß sie beten, auch mit jenem Eifer, mit jener Theilnahme für diejenigen beten werden, die sie nicht kannten und für die sie nie ein Interesse hatten, während derjenige, der verpflichtet ist, zu beten, sie kannte, mit ihnen in Beziehung stand und vielleicht Wohlthaten von ihnen empfangen hat. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es eines Theils Pflicht, und andern Theils rathsam, daß man sein

Gebet für die Abgestorbenen selber verrichte. Hat man aber diese seine persönlichen Verpflichtungen erfüllt, dann kann man allerdings Andern ein Almosen geben, daß sie für verstorbene Wohlthäter und Freunde beten, ja, es ist dieß sogar gut und löblich. Selbst beten, und zu seinem Gebet noch das Gebet der Armen hinzufügen, ist ein heiliges, Gott gefälliges Werk.

Allein nicht nur das Gebet, alle übrigen guten Werke, die aus der Absicht verrichtet werden, die Seelen der Verstorbenen aus dem Reinigungsorte zu erretten, kommen ihnen zu statten. „Wozu," sagt der heilige Chrysostomus, „ist dein übermäßiges Weinen? Nicht Thränen, sondern gute Werke dienen den Verstorbenen." Die Liebe, meine Christen, ist immer erfinderisch und der ächte Christ ist ganz Liebe. Er sagt also, indem er sich der Verstorbenen erinnert: Ich will das nun ersetzen, was den Seelen im Reinigungsorte dort ermangelt. Dieser mein verstorbener Freund hat vielleicht hie und da nicht gar streng gelebt, deßwegen will nun i ch hie und da mir etwas versagen. Dieser mein verstorbener Freund war zu eitel in der Kleidung, zur Sühne dafür werde i ch diesen entbehrlichen Schmuck weggeben und dafür einen Armen kleiden. Dieser mein Freund war zu vergnügungssüchtig, deßhalb will i ch mir dieses oder jenes Vergnügen versagen; er war öfter lau und träg im Kirchenbesuche, dafür will i ch die Kirche öfter besuchen.

Eines der kräftigsten Hilfsmittel, für die Ruhe der Seelen der Abgeschiedenen zu wirken, ist das Almosen. Almosen tilgt die Sünden, sagt die Schrift selber. Darum behaupten die berühmtesten Kirchenlehrer mit dem heiligen Thomas von Aquin, daß das Almosen eine noch vollkommnere Kraft der Genugthuung für die Verstorbenen habe, als das Gebet. Wenn man will, so sind alle Werke der Barmherzigkeit gegen den Nächsten weiter Nichts, als Almosen. Dieses Almosen nun ist so wichtig und hat in den Augen Gottes einen solchen Werth, daß er am allgemeinen Gerichtstage von diesem Almosen ganz besonders Erwähnung machen, ja

die Ertheilung der ewigen Seligkeit an das Almosen knüpfen wird. Es ist merkwürdig, daß der Herr zu den Seligen nicht sagen wird: Kommet her, ihr Gebenedeiten meines Vaters, und erbet das Reich, das euch von Anbeginn der Welt her zubereitet war; denn ihr — habt viel gebetet; nein, sondern er wird sagen: denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet u. s. w. Wenn nun dieses Almosen so hoch angeschlagen wird, wenn man durch dieses Almosen sich selber den Himmel verdienen kann: warum sollte man nicht auch Andern dadurch zu ihrer Seligkeit verhilflich sein können, indem man ihnen die Früchte des Almosens zuwenden will?

Ich habe nun weiter von dem heiligen Meßopfer als dem kräftigsten aller Hilfsmittel zur Linderung der Peinen des Fegfeuers zu reden. Es ist die einstimmige Lehre der katholischen Kirche durch alle Jahrhunderte, daß die Darbringung des unblutigen Opfers des neuen Bundes das sicherste und wirksamste Rettungsmittel für die Seelen der Verstorbenen ist. Wahrhaftig, wenn man dem Gott des Himmels selber das große Versöhnungsopfer, das ehedem den Himmel mit der verunreinigten Erde aussöhnte, zur Genugthuung für die Strafschulden der leidenden Seelen darbringt, soll er nicht versöhnt werden? Soll der Ewige nicht gerührt werden, wenn man ihm das Blut des göttlichen Lammes darbringt, das die Sünden der Welt hinwegnimmt? Der heilige Cyrillus sagt darum in seiner fünften Katechese, daß die Seelen der Verstorbenen durch das Opfer unserer Altäre große Hilfe erhalten. Und der große Augustin erzählt uns von seiner sterbenden Mutter, sie hätte in den letzten Stunden ihres Lebens um das Einzige gebeten, daß man ihrer am Altare bei der Darbringung des heiligen Opfers doch nicht vergessen möchte. Darum ist von jeher in der katholischen Kirche das heilige Opfer für die Verstorbenen dargebracht worden. Wie viele Belege aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums ließen sich hier für diese Wahrheit beibringen!

ich bemerke nur, daß schon im zweiten Jahrhundert die Jahrtage für die Verstorbenen und der dritte, siebente, dreißigste und vierzigste Seelengottesdienst erwähnt werden. Wofür hätte man denn Todtenämter gehalten, wenn man sie nicht für heilsam erachtet hätte? Bei dieser Gelegenheit muß ich eines Umstandes erwähnen, der von keiner geringen praktischen Bedeutung ist und einer Aufklärung bedarf, weil sonst leicht minder Unterrichtete irre und die Geistlichen mit scheelen Augen angesehen werden möchten. Unsere heutigen Aufklärer, die sonst Himmel und Erde stürmen und Nichts schonen, und auch von der heiligen Messe nicht sonderlich viel halten, nehmen auf einmal eine fromme, gläubige Miene an und sagen: Wir läugnen nicht, daß das Opfer der heiligen Messe den Verstorbenen zwar ungemein vortheilhaft ist; dieß hat die Kirche selber entschieden. Allein wozu so viele Messen für die Verstorbenen? Eine ist genug. Das Opfer der Messe ist ja von unendlichem Werthe; wenn es aber von unendlichem Werthe ist, so wird es auch hinreichen, die leidende Seele zu erlösen, für die es dargebracht wird. Wenn man euch nun deßungeachtet zuredet, mehrere Messen zu zahlen, so ist dieß lediglich nur die Gewinnsucht der Priester, die euch bisher am Gängelbande geführt haben.

Meine Christen! der kluge Priester wird, um sich nicht den Vorwurf der Gewinnsucht zuzuziehen, diejenigen, die zu ihm kommen und Messen für die Verstorbenen lesen lassen wollen, bedeuten, sie sollen für die Ruhe der armen Seelen Almosen geben oder sonst gute Werke verrichten. Wenn aber darauf bestanden wird, daß Messen gelesen werden sollen, so kann er mit gutem Gewissen die Stipendien annehmen; denn die Behauptung, daß, weil die heilige Messe von unendlichem Werthe ist, deßwegen Eine hinreiche, ist falsch. Allerdings ist die heilige Messe von unendlichem Werthe, wie das blutige Opfer Christi am Kreuze. Aber so wenig durch dieses ausgeschlossen ist, daß die Einzelnen sich erst die Früchte der Erlösung anzueignen haben, eben so wenig

tilgt die heilige Messe alle Strafen der Sünde an jedem Einzelnen, weil Alles auf die Würdigkeit des Einzelnen ankommt. Durch das Opfer Christi am Kreuze ist die ganze Welt erlöst, ja eine überfließende Genugthuung erworben worden, und doch werden Viele nicht erlöst, eben weil sie sich der Früchte des Kreuztodes Jesu nicht theilhaftig machen, und so nützt auch die heilige Messe, obwohl sie an sich von unendlichem Werth ist, bei Weitem nicht Allen und nicht zu Allem, weil sich gar Viele der Früchte desselben nicht theilhaftig machen. Wenn dem so wäre, wie jene Aufklärlinge meinen, dann würde durch eine einzige Messe nicht nur eine Seele befreit, sondern das ganze Fegfeuer, ja die Hölle selber ausgelöscht. Aber so ist das nicht. Gott theilt nämlich den Seelen der Verstorbenen nur so viel von den Früchten der für sie gelesenen Messen mit, als er in Folge seiner Gerechtigkeit für angemessen hält. Ich will in einem Beispiele erläutern, wie das zu verstehen ist. Es gibt nämlich Menschen, welche viel Geld haben, aber nichts Gutes damit thun, weder für ihr eigenes Seelenheil noch für Andere. Sie haben es müßig zu Hause. Nun kommt's zum Sterben und da wird ihnen entsetzlich bange. Sofort wird ein Testament gemacht, ein Jahrtag gestiftet und Wochenmessen, damit es nach dem Tode nicht fehlen könne und die arme Seele im Fegfeuer nicht lange zu leiden habe. Glaubt man nun, wenn dieser Mensch stirbt und in's Fegfeuer kommt, daß die für ihn gelesenen Messen ihm recht frühzeitig aus dem Fegfeuer verhelfen werden? Mit nichten; der gerechte Gott wird hier nach den Gesetzen der Gerechtigkeit verfahren und ihm, der im Leben keine Barmherzigkeit geübt hat, dort auch die Früchte vorenthalten, die ihm von den entrichteten heiligen Messen von Rechtswegen zukommen sollten, und sie dafür andern Seelen zuwenden. Das erfordert die Billigkeit und die Gerechtigkeit. Wie leicht hätte es sonst der Reiche! Er könnte sich durch sein Geld loskaufen von den Peinen des Fegfeuers, der Arme aber, der kein Geld hätte, müßte ohne sein Verschulden im Feuerkerker schmachten. Es

kommt also sehr viel auf die Würdigkeit jener Seele an, der die Früchte des heiligen Meßopfers zukommen sollen, oder, wie St. Augustin sagt, es hängt von den Verdiensten, die sie sich bei ihren Lebzeiten erworben haben, ab, inwieweit ihnen Gott nach ihrem Tode das Gebet und Opfer der Kirche wolle zu statten kommen lassen. So viel muß euch, geliebte Christen, jetzt klar sein, daß, wenn von dem unendlichen Werthe der heiligen Messe die Rede ist, dieß gewiß nicht so zu verstehen sei, wie Manche, die euch aufklären wollen, es verstanden wissen möchten. Nein! So unsinnig es wäre, wenn ich sagte: Die heilige Messe ist von unendlichem Werthe, also brauche ich in meinem ganzen Leben nur eine einzige Messe zu hören: ebenso vernunftwidrig wäre es, wenn ich sagte: Die heilige Messe ist von unendlichem Werthe, also darf ich für die Verstorbenen nur eine einzige Messe lesen lassen.

Endlich, Geliebte! können wir den Seelen im Reinigungsorte auch noch helfen, indem wir ihnen fürbittweise die Abläße zuwenden, die wir für sie zu gewinnen suchen. Es ist zu diesem Ende in der katholischen Kirche der Allerseelenablaß in dieser Zeit eingesetzt, und nicht wenige Gläubige bemühen sich, durch würdigen Empfang der heiligen Sakramente in dieser Zeit den Seelen ihrer Verwandten, Wohlthäter und Freunde verhilflich zu sein. So suchen wir denn, Geliebte, den Seelen im Reinigungsorte zu helfen, wie wir können, und nach der Vorschrift und dem Gebrauche der heiligen Kirche auch sollen. Ja, helfen wir ihnen durch Gebet und Almosen, durch gute Werke, durch das heilige Meßopfer und die fürbittweise Zuwendung der Abläße! Muß es uns doch sein am heutigen Tage, als hörten wir die Stimme von Tausenden unserer Brüder und Schwestern aus dem Pfuhl des Elendes rufen: Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde. Wir können uns nicht retten, aber ihr könnt es. Höret ihr es, wenigstens doch ihr, meine Freunde! tönt es euch an die Ohren. Als gute Christen sind wir zwar verbunden, alle Nebenmenschen ohne Ausnahme zu lieben, ohne

Ausnahme allen Hilfsbedürftigen zu helfen; darum müssen wir für alle verstorbenen Christgläubigen beten; allein unsere Freunde haben vor Allen Anspruch auf unsere Hilfe. Und wer sind diese Freunde? Ach, vielleicht ist es dein Vater, der um dein Bestes stets so sehr bekümmert war, oft im Schweiße des Angesichtes sein Brod aß, damit er dich gut versorgen und dir nach seinem Tode etwas zurücklassen könne, der aber vielleicht eben darum im Reinigungsorte so viel dulden muß, weil er auf dich zu viel, auf die Armen zu wenig Bedacht genommen. Oder es ist vielleicht deine Mutter, die dich so außerordentlich liebte, nur zu deinem Besten athmete, nur auf selbes sann, die aber vielleicht eben darum noch in diesem traurigen Kerker schmachtet, weil sie dich gar zu zärtlich liebte, aus zu großer Liebe dir deine Fehler zu sehr nachsah. Oder es sind Brüder und Schwestern, die mit dir dieselbe Erziehung und Bildung genossen, es ist vielleicht ein Lehrer, der dir Verstand und Herz ausbildete, dein Bestes sich auf's Eifrigste angelegen sein ließ, dir die besten Grundsätze an's Herz legte, dich vor vielen Gefahren bewahrte, und zum bessern Menschen schuf, dem du vielleicht eben so viel oder noch mehr schuldig bist, als deinen leiblichen Eltern. Vielleicht ist es eine Person, die aus zu großer Neigung für dich sich zur Sünde verleiten ließ, und die an jenem Orte der Qualen vielleicht jetzt noch jener Sünden wegen ächzt und jammert. Vielleicht ist es ein Freund, der dir den Weg zum Glücke eröffnet hat, von dessen Erbtheil du lebst und dessen Kleid dich bedeckt; vielleicht ist es ein treuer Diener, der dir seine Lebensjahre widmete und darum leidet, weil er dir eifriger, als seinem Gott gedient hat; vielleicht ist es ein Militärsmann, der auf dem Felde der Ehre für uns kämpfte und starb, damit wir bequem im Schooße der Ruhe und des Überflusses leben konnten.

Saget nun, sollten wir für diese unsere Freunde und Wohlthäter nicht sorgen? Sie rufen uns wehmüthig aus dem finstern Orte ihrer Qualen die Worte des weinenden und verlassenen Job zu: Erbarmet euch meiner, erbarmet euch

meiner, doch wenigstens ihr, meine Freunde! Und wir sollten taub sein zu diesem ihrem wimmernden Klaggeschrei? Was müßten wir doch für Herzen haben? Ach, wenn du noch lebtest, mein guter, theurer Vater! wenn ich dich noch sehen könnte, liebste Mutter! und ihr, meine Brüder, Schwestern und Freunde, wenn ihr noch auf dieser Welt wäret und in großer Noth euch befändet, o wie wollte ich euch da nicht zu Hilfe eilen, wie wollte ich da nicht Alles aufbieten, um eure Thränen zu trocknen, euch zu retten! Ein Bettler wenn mich anfleht, so rührt es mich; wenn ich einen Kranken sich auf dem Schmerzenslager wälzen sehe, was sage ich? Ja, Diebe und Mörder erregen unser Mitleid, wenn wir sie die Strafen ihrer Verbrechen dulden sehen: sollen die Seelen unserer Eltern, Brüder, Freunde, Wohlthäter von diesem Mitleiden ausgeschlossen sein? Nein, nimmermehr! Nun denn, so steige heute unser Gebet zu Gott empor, und rufen wir aus vollem Herzen: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen! Herr, lasse sie ruhen in Frieden! Amen.

Predigt

auf das Kirchweihfest.

„Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, herabsteigen von Gott aus dem Himmel, zubereitet, wie eine Braut für ihren Bräutigam geschmückt ist.“ Offenb. 21, 2.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wir feiern heute das Andenken an den Tag, an welchem dieses ehrwürdige Pfarrgotteshaus zum Dienste des Herrn geweiht worden ist. Eine jede solche Kirchweihfeier, Geliebte, kann von einer zweifachen Seite angesehen werden, zuerst von der eigentlich kirchlichen Seite des Festes, und dann von der, nach welcher sie ein gemüthliches Volksfest ist. Es braucht wohl nicht lange gefragt zu werden, warum denn ein Kirchweihfest ein so lichtes, heiteres und freundliches Fest sei. Ist denn nicht das Lichteste, Heiterste und Freundlichste die christliche Religion selbst? Und diese ist es ja, auf welche sich dieses Fest bezieht. Selig haben sich von jeher Alle gepriesen, denen das Licht des Christenthums geleuchtet hat; denn

sie wußten, daß ihre ganze höhere Natur ein verborgenes Verhältniß zu Christo und zu seiner Anstalt habe, und daß sie erst mit der christlichen Religion und durch dieselbe zu ihrem wahren Dasein gekommen seien. Sobald aber die christliche Wahrheit aufgenommen war in die Gemüther, wurden, um die Gottheit zu verehren, christliche Tempel gebaut; die christlichen Kirchen kamen also mit der christlichen Religion und erhielten sich mit dieser. Auf diese Weise knüpfte sich die christliche Religion an die christlichen Tempel und hatte gleiches Schicksal mit ihnen.

Man kann sich daher vorstellen, Geliebte, wie ein Kirchenbau und die Weihe einer Kirche von so unendlicher Bedeutung für die Gemeinde war, in der sie Statt fanden, und wie damit von selbst die höchste und reinste Freude die Gemüther füllte; denn nun sollte an diesem Orte die christliche Religion festen Fuß fassen und nie mehr untergehen; das Reich Gottes sollte hier beginnen und wachsen und reifen, und Christus mit seinem Geiste und seiner Kraft gegenwärtig bleiben bis zum Ende der Tage. Deßwegen ist der Tag, an welchem die Kirche geweiht worden ist, ein unvergeßlicher; denn an ihn knüpft sich das Höchste, was es geben kann, die Religion der Wahrheit und des Lichtes.

Es ist daher auch leicht begreiflich, wie die Feier eines solchen Festes auch ein Volksfest werden mußte. Sollte sich das Volk nicht freuen, daß es übergetreten ist von der Finsterniß zum Lichte, vom Heidenthum zum Christenthum? Dieser Übertritt ist es eigentlich, der fortwährend gefeiert wird. Die meisten Kirchweihen fallen in den Herbst, gleichsam um anzuzeigen, daß, wie die Gaben der Natur die Früchte der Erde seien, erzogen und gereift durch die Strahlen der Sonne, so das wahre Christenthum, welches sich in verschiedenen Gemeinden seine Tempel erbaut hat, die höchste Gabe und Frucht des heiligen Geistes sei. Auf dem Lande tritt diese volksthümliche Seite der Kirchweihfeier mehr zu Tage, wie in der großen Stadt. Dort füllt Freude und Wonne das Herz des besseren

Theiles des Volkes, das zugleich von schwerer Feldarbeit ausruht, und in christlicher Heiterkeit das Herz erquickt und stärkt. Es besuchen sich an diesem Feste, was sonst nie im Jahre der Fall ist, Freunde, Bekannte und Verwandte, die sich vielleicht lange nicht mehr gesehen haben; sie bringen einander Geschenke und es gibt dort recht viele liebliche Anklänge an das patriarchalische Zeitalter.

Betrachten wir demnach das Kirchweihfest von dem oben bezeichneten Gesichtspunkte, so ergibt sich, daß dieses Fest ein Dank- und ein Bittfest zugleich ist. Das Fest der Kirchweihe erinnert uns an jene Zeit zurück, in welcher unsere Voreltern der Finsterniß des Heidenthums entrissen wurden und sich die ersten christlichen Tempel bauten; es erinnert uns zugleich an alle Segnungen, welche sie und wir bis auf diese Stunde durch das Christenthum empfingen; das spornt uns denn zur Dankbarkeit an, und somit ist das heutige Fest ein Dankfest; am heutigen Tage aber wird auch der Wunsch in uns rege, daß uns auch in Zukunft das Christenthum mit seinen Segnungen beglücken möge; das spornt uns zum Gebete, und somit ist das heutige Fest auch ein Bittfest. Und von diesen zwei Seiten nun will ich es heute erörtern. Zu diesem Ende sage ich:

Wir sollen heute Gott danken, daß er unserm Vaterlande Bayern den wahren Glauben geschenkt hat, I. Theil.

Wir sollen heute Gott bitten, daß er denselben unserm Vaterlande auch ferner schenken möge, II. Theil.

Ich beginne 2c.

I. Theil.

Als Christus seine Apostel in alle Welt ausschickte, seine Lehre zu predigen, da fing das Christenthum auf diese apostolische Predigt hin an, festen Boden zu gewinnen. Es erbaute

sich die Kirche Gottes auf Erden, jener große Himmelsbau, von dem es in der Epistel des heutigen Festes heißt: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, herabsteigen vom Himmel, zubereitet wie eine Braut, die für ihren Bräutigam geschmückt ist." Diese heilige Stadt, das neue Jerusalem, die Kirche Gottes ist gegründet auf Christus, als den Eck- und Hauptstein, und auf die Apostel, als die zwölf Grundpfeiler. Darum schreibt auch der heilige Paulus an die Epheser: „Ihr seid Mitbürger und Hausgenossen Gottes, erbaut auf die Grundveste der Apostel und Propheten, während Jesus Christus selbst der Haupteckstein ist" (Ephes. 2, 19. 20.). Darum, Geliebte, werden auch am Kirchweihfeste in der Kirche die sogenannten zwölf Apostelleuchter angezündet, und diese zwölf Lichter deuten an, daß im Gotteshause das Danksagungsfest für die von den heiligen Aposteln erhaltene himmlische Lehre gefeiert werde, und daß man es dadurch feiern wolle, daß man gelobt, im Lichte dieser Lehre den Weg durch das Thal des Lebens wandeln zu wollen. So weht auch am Kirchweihfeste und die ganze Oktav hindurch die Siegesfahne des Kreuzes vom Thurm, wodurch angedeutet wird, daß das Christenthum in der Gemeinde siegreich eingezogen sei, und die Gemeindeglieder werden eingeladen, durch Ablegung alles sündigen Wesens den Kampf mit dem Fleisch, der Welt und dem Teufel zu kämpfen, um unter dem Paniere des Kreuzes das himmlische Jerusalem zu erobern.

Wir haben also alljährlich am Kirchweihfeste Gott vor Allem zu danken für die Einführung des Christenthums in unserm Vaterlande Bayern. Jedermann weiß, wie unter den ersten bayrischen Herzogen die Kirche Jesu Christi vom Himmel in Bajoariens Gauen herniederstieg, Jedermann kennt die Apostel, denen Bayern die Erbauung des himmlischen Gottesdomes verdankt. Die Namen eines heiligen Severin und Rupert, eines Corbinian und Emmeran, eines Eustachius und Agilus, eines Willibald und Kilian, besonders aber eines heiligen Bonifazius sind zu bekannt,

an diese Namen knüpfen sich zu viele herrliche Erinnerungen und Segnungen, als daß nicht das Herz eines jeden christlichen Bayern dankbar schlagen sollte, so oft diese Namen genannt werden. Man darf nicht glauben, Geliebte, daß die Einführung des Christenthums in Bayern eine so leichte Sache war. Lange genug dauerte der Kampf mit dem Feinde alles Guten, bis es gelang, dem Christenthume allgemeine Geltung zu verschaffen und Einigkeit der Lehre zu bewirken. Wohl hatten die Agilolfingischen Herzoge von jeher sich die Verbreitung des Christenthums in ihrem Lande angelegen sein lassen, wohl hatte besonders Theodo II., der im Jahre 717 starb, sich dieß zur Lebensaufgabe gestellt, wohl hatten heilige Männer, von Glaubenseifer getrieben, Gut und Blut daran gewagt, dem Lichte der göttlichen Lehre Eingang zu verschaffen: allein deßungeachtet gab es im Jahre 717 noch nicht ein durchgehend herrschendes Christenthum in Bayern. Heiden lebten noch immer in großer Zahl unter der größern Zahl der Christen, und was das Schlimmste war, der Irrlehrer und Irrgläubigen unter den Christen waren fast eben so viele als der wahren Christen. Die arianische Irrlehre hatte sich noch aus der Gothenzeit erhalten, war weit verbreitet in Bajoarien, und durch die stete Verbindung der Bayern mit den Longobarden in Italien fortwährend genährt. Sie war aber nicht die einzige Irrlehre; auch die Sekte der Manichäer hatte hier ihre Anhänger, und an Aberglauben und heidnischen Gebräuchen fehlte es auch nicht. Das Schlimmste von Allem jedoch war, daß kein Zusammenhang bestand unter den Bekennern der christlichen Lehre; die frommen Männer, welche dieselbe verkündet hatten, waren aus ganz verschiedenen Gegenden, zu verschiedenen Zeiten nach Bayern gekommen, und wenn sie auch in allen Glaubenslehren der christlichen Religion übereinstimmten, so wichen sie doch in ihrer Weise, dieselbe zu erläutern, von einander ab, und diese Anfangs ganz unschädliche Abweichung gestaltete sich sehr bald bei dem Mangel innerer, lebendiger Verbindung zu Verschiedenheiten in der Lehre.

Überdieß waren die Glaubensprediger meist allein oder doch nicht in genügender Zahl ausgezogen, und es waren selbst bei dem größten Eifer und der unermüdetsten Thätigkeit, welche sie entwickelten, nicht hinreichende Kräfte vorhanden, um dem Christenthume den Sieg über Heidenthum und Irrlehre zu verschaffen; beide zogen vielmehr aus dem Mangel an Einheit der Christen neue Nahrung und gewannen eine Zähigkeit, gegen welche die Kraft des Christenthums nichts zu vermögen schien. Der fromme Herzog Theodo II. sah sehr wohl, daß das Christenthum in dieser Gestalt und unter solchen Verhältnissen seine Macht auf die Veredlung und Besserung des Volkes nicht ausüben konnte, und er hatte doch so sehr gewünscht, noch vor seinem Tode unter seinem Volke die katholische Lehre befestigt zu sehen. Deßhalb ging er im Jahre 716, zu einer Zeit also, wo der Name Bonifazius in Deutschland noch nicht genannt war, nach Rom, um am Grabe der Apostelfürsten seine Andacht zu verrichten und mit dem Statthalter Christi über die kirchliche Einrichtung seines Reiches sich zu berathen. Pabst Gregor II. war sehr erfreut über diesen Besuch wie über die fromme Gesinnung des Herzogs. Er gab demselben drei Legaten mit, um ihn zu begleiten und seinem Wunsche gemäß die nöthigen kirchlichen Anordnungen und Einrichtungen zu treffen. Das Capitulare, welches der Pabst den Abgesandten mitgab, und welches das älteste Concordat ist, das ein deutsches Volk mit Rom abgeschlossen hat, ist in manchem Betracht von höchster Bedeutung und eines der kostbarsten Dokumente nicht nur des bayrischen Alterthums, sondern der Christianisirung Deutschlands überhaupt. Es ist am 15. Mai 716 ausgestellt und verbreitet ein merkwürdiges Licht über den Stand der religiösen und sittlichen Cultur in Bayern damaliger Zeit, so wie über das Verhältniß der Staatsgewalt zur Kirche. Allein leider starb Theodo schon im folgenden Jahre, dann kamen Kriegszeiten und so unterblieb die kirchliche Organisation Bayerns. Erst der Herzog Hucberth, der vom Jahre 729—736 regierte, suchte das unterbrochene Werk zu vollenden,

und berief deßwegen den heiligen Corbinian; allein auch ihm gelang es nicht, die kirchliche Organisation zum Ende zu führen, und hinwegzuräumen, was der erfreulichen Entfaltung des christlichen Lebens hindernd im Wege stand; die Verwirrung in der Lehre und im Leben war zu groß, die Hindernisse, welche Irrlehrer und Partheiungen schufen, zu mächtig, der kirchlichen Anstalten zu wenig, insbesondere aber war die oberhirtliche Oberaufsicht zu ungenügend, als daß ein wohlgeordnetes kirchliches Leben hätte hervorgerufen werden können.

Da kam endlich der heilige Bonifazius nach Bayern. Er verkündete mit glühendem Eifer das Evangelium; er besuchte viele Kirchen und prüfte den Zustand der Gemeinden, so wie die Lehre und den Wandel ihrer Hirten und forschte emsig, welche Gebrechen vorhanden und wie Abhilfe für dieselben zu schaffen sei; allein er sah wohl, daß das Übel des Zwiespalts in der Lehre nicht gründlich geheilt werden könne, wenn nicht eine genügende, stets wirksame Aufsicht durch besondere Bischöfe geübt und dem Lande eine feste kirchliche Organisation gegeben würde. Doch dazu war die Zeit ihm damals zu kurz. Er benützte deßhalb den dießmaligen Aufenthalt in Bayern besonders dazu, sich die genaueste Kenntniß aller dortigen Verhältnisse und Persönlichkeiten zu verschaffen, und erst nach seiner Rückkehr von Rom kam er auf den Ruf des Herzogs Odilo wiederum nach Bayern, und jetzt wurde die kirchliche Organisation durchgeführt. Jetzt erst gelang es, alle Hindernisse zu beseitigen, aller Verwirrung vorzubeugen, und kirchliche Einrichtungen zu treffen, die bis auf den heutigen Tag durch allen Wechsel der Jahrhunderte segensreich fortbestehen. Es hatten sich in Bayern Manche eingefunden, welche sich für Bischöfe ausgaben und ihre Weihe als solche hier oder dort empfangen zu haben, fälschlich vorgaben; Andere hatten sich als Lehrer und Priester aufgeworfen ohne innern und äußern Beruf, und täuschten das Volk durch solche falsche Angaben und mancherlei Irrlehren. Nur der einzige Bischof Vivilo von Lorch konnte seine gesetzmäßige Ordination nach-

weisen, während bei allen Übrigen sowohl ihre Rechtgläubigkeit als auch ihre Ordination gerechtem Zweifel unterlag und offenbar als fälschliche Angabe erwiesen war. Diese mußten nun weichen und das Land wurde mit Genehmigung des Herzogs Odilo in vier Diözesen getheilt. Diese Bisthümer wurden jetzt zuerst bestimmt abgegränzt, innerlich organisirt und durch die Besetzung mit tüchtigen, in Glaubenseinigkeit miteinander und mit der ganzen katholischen Kirche innigst verbundenen Bischöfen zu lebendigen Pflanzstätten christlichen Glaubens und Lebens erhoben. Eine feste und dauernde Grundlage war dadurch der reinen katholischen Lehre gegeben, und wie diese Bisthümer alle bis auf den heutigen Tag bestehen, so sehen wir von jetzt an in dem Bereiche dieser Diözesen ein Leben und Wachsthum sich entwickeln, welches fast an das Unglaubliche gränzt. Es trat, wie wenn die Frühlingslüfte über die Erde wehen, ein frisches Leben, ein Grünen und Blühen hervor, welches bis dahin nie gekannt war. Kirchen und Klöster und mit ihnen die Stiftungen zu geistiger und sittlicher Pflege des Menschen erhoben sich in allen Theilen Bayerns. In schaurigen Wildnissen, in öden Wüsteneien wurden viele derselben erbaut, und wo die Söhne des heiligen Benedikt sich niederließen, da schufen sie bald, so wie sie die Herzen mit Glaubensinnigkeit erwärmten, auch die wüsteste Einöde zu fruchtbaren und freundlichen Gefilden um. In noch nicht vierzig Jahren, von 740—778 wurden neunundzwanzig Klöster in Bayern errichtet, Orte, deren Namen nur genannt zu werden brauchen, um daran erinnert zu werden, daß sie Jahrhunderte hindurch die Pflanzstätten und Asyle der Wissenschaften und des heiligen Lebens waren; denn was wir aus diesen und viel spätern Zeiten von jener Gegend wissen, durch Mönche aus diesen Klöstern ist es geschrieben, und in den Handschriften, welche sie verfaßt haben, sind nicht bloß ihre eigenen Geistesprodukte, sondern auch ein guter Theil derjenigen, was von dem klassischen Alterthum auf uns gekommen ist, aufbewahrt. Die hohe Freigebigkeit der Agilol-

fingischen Herzoge leuchtete allen Bayern ermunternd vor, indem sie ihre Stiftungen wahrhaft fürstlich ausstatteten und die von Andern gemachten mit reichen Schenkungen bedachten.

Es ist schlechterdings unmöglich, hier alle die Stiftungen, welche um jene Zeit in Bayern gemacht wurden, zu erwähnen; schon eine Darstellung auch nur der bedeutsamsten derselben würde den Raum einer eigenen Abhandlung in Anspruch nehmen. Nur darauf will ich hinweisen, daß sich hier wiederum zeigt, was wir so oft in der Geschichte sehen, daß nämlich da, wo die Lehren des Christenthums einmal gesunde Wurzeln geschlagen haben, alsbald aus dem Samenkorne hundertfältige Frucht hervorsprießt. Dem Christenthum in Bayern gebrach es bis dahin an Einigkeit und innerer Verbindung mit dem Mittelpunkte der Einheit; deßhalb fehlte ihm auch die Kraft, das Leben umzugestalten und zu erneuern. So wie es aber durch innere Einigkeit erstarkte, trat diese lebendige Kraft auch nach außen lebenwirkend und lebengebend hervor.

Das ist in gedrängtester Kürze die Geschichte der Einführung des Christenthums in Bayern. Seit jener Zeit weht von den Thürmen die Fahne des Kreuzes, seit jener Zeit ist Bayern Heil widerfahren; denn Jesus ist auch in diesem Hause eingekehrt.

Geliebte! wer von uns sollte sich nicht dankbar und freudig jener Zeiten erinnern, wo die heilige Gottesstadt, die Kirche, auch unter unsern Voreltern erbaut wurde, zum schirmenden Obdach, eine Wohnung des Segens und Friedens! Ja, habet Dank, ihr glorreichen Martyrer, die ihr zuerst mit eurem Blute die bayrische Erde befruchtetet und die dornenvolle Bahn euren Missionsgefährten eröffnetet! Habet Dank, ihr großen Apostel, deren Andenken noch jetzt alle Jahre feierlich in den einzelnen Bisthümern begangen wird, für eure Mühen und Arbeiten, eure Kämpfe und Leiden! Habet Dank, ihr frommen Herzoge, für euren apostolischen Eifer, mit dem ihr euch

die Einführung der christlichen Religion angelegen sein ließt! Bayern wird nicht vergessen, was ihr ihm waret, es kennt seine Pflicht und ehrt euer Andenken, und darum wird es mit Eckel und Abscheu von Jenen sich wegwenden, welche Männer, wie einen Bonifazius, zu verdächtigen und zu begeifern suchen, weil er mit Rom in Unterhandlung trat. Dadurch hätte er, sagen die Verleumder, Bayern und zuletzt ganz Deutschland in die Abhängigkeit von Rom gebracht, und er sei der Erste gewesen, der dieß gethan habe. Als ob er es anders hätte machen können! Wenn Bonifazius die deutschen Völker zum Christenthum bekehren und das Christenthum für die Dauer anpflanzen wollte: dann hatte er keinen andern Weg, und er war nicht der Erste, der dieß that, sondern es ist schon längst vor Bonifazius von jeher als eine Grundlehre der katholischen Kirche ausgesprochen und geltend gemacht worden, daß die ganze Christenheit unter ihrem sichtbaren Oberhaupte sich einigen muß. Diese Lehre war also nicht erst durch Bonifazius, nicht von Britannien oder Gallien nach Deutschland gebracht, sondern ein Agilolfingischer Herzog selbst war darum nach Rom gewallfahrt, um dieser Lehre dort Zeugniß zu geben und mit Hilfe von Rom aus die Einigkeit des kirchlichen Lebens in seinem Reiche zu bewerkstelligen. Erst seit dieser Zeit, seit der engern Verbindung mit Rom verschwand auch das Heidenthum, und das Christenthum fing an, seine Segnungen über Bayern zu verbreiten. Wir können darum den großen Apostel der Deutschen nur loben, und müssen Jene, die ihn deshalb tadeln, als offene oder heimliche Gegner der katholischen Kirche erklären und als solche bedauern. Die wahre Christenheit wird immer Rom unterthan sein, wie sie es von jeher gewesen ist, und nur in dieser Verbindung ist wahres kirchliches Leben, Einheit und Bestand möglich, wie das die Erfahrung sattsam ausweist.

Wir werden aber am Kirchweihfeste nicht bloß an die Einführung des Christenthums in unserm Vaterlande erinnert, sondern auch an die Erhaltung desselben; hievon aber im

II. Theil.

Bayern ist durch die Gnade der Vorsehung dem Glauben der Väter, der durch einen Rupert, Corbinian und Bonifazius gepredigt wurde, erhalten worden. Die Stadt Gottes, die sie in Bayern erbauten, sie steht noch, Bayern ist noch seinem katholischen Glauben zugethan, wie vor eilf hundert Jahren, es steht noch mit dem Oberhaupte der Kirche in Verbindung, mit dem Theodo und Bonifazius zuerst die Verbindung angeknüpft hatte, ja es besteht sogar noch dieselbe Bisthumseintheilung. Wenn daher heute die Apostel Bayerns aus ihren Gräbern erstehen und um ihre Bischofsstühle sich umsehen wollten, sie würden sie dort finden, wo sie einst gestanden, sie würden bemerken, daß die Mehrheit des bayrischen Volkes dem Glauben seiner Väter treu blieb. Und das will viel sagen, Geliebte, wenn man bedenkt, welche Stürme seit diesem langen Zeitraume über unser Vaterland hereinbrachen, und wie nahe es oft daran stand, dem alten Glauben entfremdet zu werden. In jener traurigen Zeit, da die abendländische Christenheit in ihren heiligsten Interessen zerrissen wurde, wo in vielen Ländern die Kirche Gottes, wie sie die ersten Glaubensboten mit ihrem Schweiß und Blut erbaut hatten, abgebrochen und an ihrer Stelle ein neuer Bau aufgeführt wurde, der von nun als die heilige Stadt, als das neue Jerusalem gepriesen ward, in jener Zeit, wo die Prediger der neuen Lehre auf Kosten der Apostel Deutschlands gefeiert wurden: da war es für Bayern keine geringe Aufgabe, dem Strome der Neuerung, der Alles mit sich fortzureißen schien, zu widerstehen, den alten, ehrwürdigen, katholischen Dom zu hüten und dem Glauben der Väter getreu zu verbleiben. Was Bayern deßwegen für Opfer gebracht, was es in jenem dreißigjährigen Religionskrieg gelitten, was sein frommer Churfürst Max zu erdulden hatte, welche Behandlung dafür Bayern seit jener Zeit in den Blättern der leidenschaftlichen partheiischen

Geschichtschreibung bis zur Stunde zu erdulden hat, das weiß Jeder, der die Geschichte auch nur oberflächlich kennt. Bayern hat sich seit Maximilians heldenmüthigem Wirken als Schirmherr der katholischen Kirche und des alten väterlichen Glaubens erwiesen, und das ist es, was die Gegner der Kirche Bayern nie verzeihen werden; deßwegen wird ihnen auch der große Churfürst, der das Vaterland dem katholischen Glauben erhielt, dessen Statue der königliche Enkel in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste auf einen der schönsten Plätze unserer Hauptstadt setzen ließ, stets ein Dorn im Auge sein. In Bayern gibt es noch Klöster, in Bayern steht die katholische Geistlichkeit im Ganzen noch in Achtung, diese Hauptstadt wurde von dem kunstsinnigen Monarchen mit mehreren prachtvollen Kirchen bereichert, katholische Wissenschaft wurde hier von jeher auf's Wärmste gehegt und gepflegt, von hier aus die Gegner auch am Tapfersten bekämpft, die ganze Physiognomie der Residenzstadt trägt das Gepräge des alten väterlichen Glaubens — das ist es, was die Gegner der Kirche fortwährend mit einer gewissen Gehässigkeit gegen Bayern erfüllt.

Leset nur ihre Organe, und auf jeder Zeile könnt ihr den Ingrimm wahrnehmen, daß es noch also bei uns steht, daß die katholische Religion noch so unerschrockene Bekenner, so viele wahre Verehrer und Anhänger findet, daß die Kirchen alle Sonn- und Festtage noch so voll, und „Verdummung und Finsterniß", wie sie die Anhänglichkeit und alte Treue zu nennen belieben, noch so verbreitet sind. Das ist noch ein gutes Zeichen, Geliebte, daß die Organe der sogenannten Aufklärung, denen der katholische Glaube bis in die Seele verhaßt ist, noch so viel über Finsterniß in Bayern zu klagen haben. Wenn diese Organe einmal anfangen, uns zu loben, unsere Fortschritte, unsere Aufklärung und Freisinnigkeit zu rühmen — dann gute Nacht Bayern! dann ist es ein Zeichen, daß es sehr schlecht mit uns steht, daß wir am Rande des Abgrundes uns befinden.

Darum, Geliebte, ist es die Aufgabe der Gegenwart, in

die Fußstapfen der Väter zu treten, treu wie sie den Glauben, den ein heiliger Corbinian in dieser Diözese gepflanzt hat, zu schirmen, und uns durch die falsche Richtung des Zeitgeistes nicht beirren zu lassen. Es dürften Bayern noch schwere Kämpfe bevorstehen und seine Treue noch auf eine harte Probe gestellt werden. Allein Bayern hat noch immer, wenn es auch eine Zeit lang durch eine falsche Richtung und falsche Versuche irregeleitet war, in den Tagen der Noth und des Kampfes sich mit Macht für den Glauben der Väter emporgearbeitet; es hat sich immer gezeigt als die alte katholische Schutzmacht seit den blutigen Tagen des dreißigjährigen Krieges. Das ist eben die Bedeutsamkeit Bayerns für die katholische Kirche und das katholische Deutschland, daß es, bewohnt von einem kräftigen, dem katholischen Glauben treu ergebenen Volke eines Theils in sich ausbilde die katholische Herrlichkeit, die katholische Gelehrsamkeit, die katholische Presse, und die katholischen Anstalten in Musterformen aufstelle, andern Theils aber wahrend und wehrend, nicht bloß schützend und schirmend, dem Auslande und den Kämpfen gegenüber, der Hort und kühne Wächter der Kirche und der kirchlichen Interessen in Deutschland sei. Das ist auch der Lebensnerv von Bayerns Eigenthümlichkeit, das war auch von jeher der Geist des Hauses Wittelsbach. Möge dieser Geist stets Fürst und Volk durchdringen, möge das Panier des alten väterlichen Glaubens auch in Zukunft siegreich über die bayrischen Gaue hinflattern, wie heute die Kirchweihfahne freudig vom Thurme dieses ehrwürdigen Gotteshauses weht! Möge Bayern treu dem Glauben bleiben, den seine ersten Herzoge und Apostel angepflanzt haben! Das ist der glühende Wunsch, dieß der begeisternde Gedanke, der unsere Seelen durchdringen soll, wenn wir heute die Lichter unter den Statuen der zwölf Apostel brennen und die Fahne des Kreuzes vom hohen Thurme wallen sehen.

Aber dieser fromme Wunsch wird nur dann in Erfüllung gehen, Geliebte, wenn wir selber von der Wahrheit des

katholischen Glaubens recht lebhaft durchdrungen sind und in Folge dessen unsern Glauben auch im Werke zeigen. Was hilft es uns, wenn wir katholisch glauben und heidnisch leben? In Bayern hat es eine Zeit gegeben, wo Hunderte, die von der katholischen Kirche den Taufschein hatten, Freimaurer und Illuminaten waren, und wahrlich, diese haben die größte Verwüstung und das größte Unheil angerichtet, wo sie ihren Einfluß geltend machen konnten. Bayern hat sich aus jener schmählichen Periode heldenmüthig herausgearbeitet. Die Zeit des tödtlichen Hasses gegen die Kirche ging vorüber; dafür aber kam eine Periode des Argwohnes und Mißtrauens und des Indifferentismus und der Heuchelei. Man trat nicht mehr geradezu gegen die Kirche auf, betrachtete sie vielmehr als ein nützliches Institut des Polizeistaates, durch das man den Pöbel bändigen und schrecken könne. Im Übrigen aber, was das kirchliche Leben anbelangt, kümmerte man sich um die Kirche und ihre Gebote wenig. Die innere Erstorbenheit und Gleichgültigkeit spiegelte sich auch getreulich im Äußern ab; der Empfang der heiligen Sakramente und der Kirchenbesuch wurde entweder ganz unterlassen oder höchst nothdürftig und da nur zum Scheine beobachtet. Im Übrigen machte man aus seinen Grundsätzen kein Hehl. Wir glauben ja Alle an Einen Gott! das war das Loosungswort, das die Devise, die auf der Fahne des Indifferentismus glänzte, und Tausende und aber Tausende schaarten sich um diese Fahne. Sei du nur ein solider Mann, ein guter Staatsbürger — im Übrigen glaube, was du magst; es ist kein Unterschied zwischen Türken, Juden und Christen, zwischen den christlichen Confessionen schon gar nicht. Die Moral war kurz diese: Sünde ist nur Morden, Rauben und Stehlen — alles Andere, namentlich gewisse menschliche Schwachheiten, ist keine Sünde; nur muß immer ein gewisser Anstand beobachtet werden, das ist die Hauptsache. Diese Grundsätze, Geliebte, sind seit Jahrzehnten das Glaubensbekenntniß von Tausenden gewesen, namentlich in den höheren Schichten der Gesellschaft. Man sieht, das ist kein Christen-

thum, wenigstens jenes nicht, das der heilige Corbinian nach Bayern gebracht; es ist dieß weiter nichts anders, als ein glänzendes, mit etwas Christenthum überfirnißtes Heidenthum. Und wer sich zu diesen Grundsätzen bekannte, galt für einen freisinnigen, aufgeklärten, helldenkenden Mann. In diesem Geiste wurde auch die Erziehung derjenigen geleitet, die einst im Leben ihren Einfluß auf das Volk geltend zu machen hatten. Es ist begreiflich, daß dieser Einfluß nur ein höchst nachtheiliger sein mußte. Das gemeine Volk lernt schnell, namentlich die Sünden und Laster seiner Vorgesetzten. Es sah ihre Glaubenslosigkeit, die Gleichgültigkeit, die Unsittlichkeit — es sprach dann zu sich selber: Die großen Herren sind gescheide Leute; da nun sie, wie man sieht, Nichts auf das Christenthum halten, da sie leben, wie es ihnen beliebt, da sie nichts für Sünde halten, als was gegen die Polizei und das Strafgesetzbuch gröblich verstößt, so muß die ganze Religion nicht weit her sein, sie ist wohl weiter nichts, als Erfindung und Pfaffentrug. Warum sollen nun wir es anders machen? Warum sollen wir in Amt und Predigt gehen, während sie das ganze Jahr in keine Kirche, oder höchstens einigemal in die Messe gehen? Warum sollen wir beichten, da doch sie nicht beichten? Überhaupt, warum sollen wir das nicht für erlaubt halten, was sie für erlaubt halten? So raisonnirte der gemeine Mann; was er dachte, das that er auch, und nun hat man die Früchte davon. Das Verderben, das früher nur in den höhern Ständen, unter den „Gebildeten" herrschte, es war heruntergestiegen unter das Volk, hatte dasselbe schnell infizirt; reißend griff es um sich, weder göttliche noch menschliche Gesetze wurden mehr geachtet — jetzt kam das verhängnißvolle Jahr 1848; da stürzten krachend die schwachen Schranken zusammen, die bisher noch bestanden, die Wogen der entfesselten Leidenschaften durchbrachen auch die letzten Dämme, und fürchterlich brauste nun der Strom der Revolution durch die Länder. Was war denn diese Revolution?

Abgesehen von den wenigen edlen Elementen, die sie in sich trug, war sie nichts anders, als die Frucht der unchristlichen Erziehung und des schlechten Beispiels von oben seit Jahrzehnten. Darauf waren freilich diejenigen nicht gefaßt, gegen die der ganze Strom der Revolution sich hinwälzte. Sie dachten auch nicht von Weitem daran. Hatte ja doch vor dem Jahre 1848 die verkappt revolutionäre Presse die Aufklärung, das Licht und die Fortschritte in gewissen Ländern nicht genug zu rühmen gewußt. Und gerade in diesen so sehr gepriesenen Ländern herrscht jetzt ein so trostloser, verzweifelter Zustand, ein so tiefes sittliches Verderben, daß es zum Entsetzen ist. Und gerade in diesen Ländern brach es los, da ist der Haß gegen die Regierung am stärksten, da hat die Revolution ihren größten Herd, ihre gewaltigste Werkstätte. Wie kommt denn das? Sind denn diese Völker nicht freisinnig und im Geiste der Zeit erzogen worden? O gewiß, nur zu sehr. Aber jetzt ärnten die Regierungen auch den Dank dafür. Jetzt kommen die Empörer mit den Waffen in der Hand und rechtfertigen sich also: Ihr habt uns keinen Gehorsam gelehrt, warum sollen wir euch gehorchen? Wir achten kein göttliches Gesetz mehr, und anerkennen ein solches nicht, und wir sollen euer Regiment achten? — Was wollten die Regierungen darauf antworten? Hier hatten sie die Früchte der Erziehung, die sie seit Jahren den Völkern angedeihen ließen, einer durch und durch unchristlichen Erziehung, in voller Reife vor sich. Was durfte man nicht Alles gegen die katholische Religion schreiben und reden! Man ärntete den Ruf eines freisinnigen Mannes. Die Regierungen selber wetteiferten, wie sie nur konnten, die Kirche zu knechten, die kirchliche Obrigkeit um Macht und Ansehen zu bringen; man sah ruhig zu, wie alle christlichen Grundlagen auf Hochschulen und in Elementarschulen unterwühlt wurden, jeder Ungehorsam; jeder Hohn gegen die Kirche wurde beklatscht, und zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn ermuntert. Der Gott, den man dem Volke noch ließ, war der schwache Allvater, der nur liebt und

nachsieht, aber keine Strenge kennt. Wer hätte diesen Heli fürchten, wer seine Gebote achten sollen? Und nun, nachdem die Regierungen, sei es durch Anordnung oder Zulassung, die Erziehung des Volkes in der Weise besorgt hatten, daß keine Autorität mehr Achtung hatte, gaben sie sich noch dem Wahne hin, daß ihr Regiment allein geachtet, daß vor diesem sich Alles in Demuth und Gehorsam fügen und beugen würde. Ist es da ein Wunder, wenn sie auf eine schreckliche Weise enttäuscht wurden? Was thaten sie nun aber gegen die Empörer? Sie griffen zu dem Mittel, das für den Augenblick sie retten konnte, zu dem Schwerte nämlich, und das Schwert hat sie auch gerettet. Aber nur für den Augenblick. Was wird aber für die Dauer retten? Nichts, als die Rückkehr zum Christenthum. Wenn das diejenigen, welche berufen sind, die Schicksale der Völker zu lenken und über ihr Wohl und Wehe zu entscheiden, nicht einsehen, jetzt nicht einsehen, nach der bittersten Erfahrung von zwei fürchterlichen Jahren, dann sind sie wahrhaftig mit unheilbarer Blindheit geschlagen. Daß es bei uns in Bayern so weit nicht kam, daß die Fluthen der Revolution nicht auch unser Land überschwemmten, das ist größtentheils dem gesunden Sinne des altbayrischen Volkes, seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben und in Folge dessen der Achtung dieses Volkes vor dem Throne und vor der bestehenden Obrigkeit zuzuschreiben. Aber gerade deßwegen ist es nothwendig, diese christliche Gesinnung zu fördern und die Achtung vor der Kirche, ihren Dienern und Institutionen zu erhalten. Das aber wird nur dann geschehen, wenn das Volk sieht, daß auch seine Vorgesetzten die Religion achten, ihren Geboten nachkommen und sich als gute Katholiken betragen. Man sagt, es werde jetzt wieder besser nach oben, die Religion kehre jetzt auch wieder bei den Vornehmen und Mächtigen ein; denn durch die Lehre, die sie in den letzten zwei Jahren bekommen, seien sie geschreckt worden, das hätte sie zur Besinnung gebracht. Gut, wir wollen es glauben; aber es ist nur zu wünschen, daß dieß keine flüchtige Bekehrung

sein möge, wie etwa bei denen, die sich fürchten, wenn ein Gewitter am Himmel steht und die Blitze mit schrecklichem Gekrach herniederfahren, dann aber Alles wieder vergessen. Bei Gott, das wäre das Schlimmste! Nein, will man nicht auch noch bei uns Alles verderben, dann ist es Zeit, daß Unglaube und Indifferentismus schwinde unter den höhern Ständen, daß auch sie wieder die Standarte des Kreuzes ergreifen und als wahrhaft christliche Vorgesetzte dem Volke auch durch ein christliches Beispiel voranleuchten. Das Volk muß wieder einmal sehen, daß Kirche, Predigt, Sakramente und Gottes Gebote auch für die Großen und Vornehmen da sind, nicht bloß für den gemeinen Mann, und wenn das Volk das sieht, daß der Gelehrte, der Adelige, der Richter, der Vorgesetzte überhaupt das Nämliche für seine Pflicht ansieht, und thut, was ihm auferlegt wird: daß er das Alles thut aus Überzeugung, nicht aus Heuchelei, dann *zieht es*, und ein solches Beispiel wirkt dann mehr, als hundert Predigten. O möchten das Alle einsehen, möchten sie es erwägen, was ihnen und dem Volke zum Heile dient, möchten sie bedenken, daß nur so der alte Glaube erhalten werde und gesichert bleibe, wenn Unglaube und Indifferentismus aus den höhern Schichten der Gesellschaft verschwinden und heilige Begeisterung für das von den Vätern ererbte Kleinod wieder die Herzen der Großen und Mächtigen, der Vornehmen und Gebildeten durchglüht.

Das sei unser heißer Wunsch, unser flehentliches Gebet, Geliebte, heute an dem festlichen Tage, wo die Fahne des Kreuzes vom Thurme weht, wo wir uns versammelt haben, Gott zu danken für das Geschenk des katholischen Glaubens, für die Erhaltung desselben bis jetzt, und ihn zu bitten, daß derselbe dem bayrischen Volke auch fürder erhalten bleiben möchte. O, es ist ein so großes und herrliches Fest, das K i r c h w e i h f e s t, und es knüpfen sich an die Feier desselben so viele und so wichtige Wahrheiten, die, wenn sie nur im geringsten beachtet würden, den heilsamsten Einfluß auf unsere Sitten haben müßten. Ich habe heute nur Einen der großen Gedanken

hervorgehoben, die mit dem heutigen Feste in Zusammenhang stehen, anderwärts werden andere zur Sprache gebracht — allein was geschieht? Mit der Kirchweihfeier werden — Dank sei es der Abschaffung der körperlichen Züchtigung — auf dem Lande ganz andere Dinge in Verbindung gebracht. Viehische Unmäßigkeit, Ungebundenheit und Unzucht, Mord und Todtschlag, das sind die Festlichkeiten, die jetzt regelmäßig den Beschluß oder auch schon den Anfang einer Kirchweihe machen; der Name Kirchweihe kann gar nicht genannt werden, ohne daß man nicht mit Schrecken erfüllt und an Mord und Todtschlag erinnert wird; die Danksagung für die Wohlthat des katholischen Glaubens besteht also heut zu Tage darin, daß man am Kirchweihfeste, wo diese Danksagungsfeier gehalten wird, ärger lebt, als die schlechtesten Heiden.

Und wie steht es bei uns in der Residenzstadt mit der Kirchweihfeier? Wie viele Tausende werden nicht hier sein, die das ganze Jahr nicht daran denken, zu welcher Pfarrkirche sie gehören, sich daher auch nicht im mindesten um dieselbe, folglich auch nicht um deren Kirchweihfest oder dessen Bedeutung kümmern! Und wenn sie es auch wissen, daß in einem Orte Kirchweihe gehalten wird, so wissen sie es nicht von der Fahne, die vom Thurme weht, denn so hoch erheben sich ihre Blicke nicht; sie wissen es nicht von der kirchlichen Feier, denn zu etwas Solchem tragen sie ihre Füße nicht; sie wissen es auch nicht von dem Anschlag an den Kirchthüren, sondern sie wissen es nur von dem Musikzettel an den Straßenecken, in welchem sie Nachmittag zur Kirchweihe geladen werden.

Das ist die Art und Weise, wie heut zu Tage von der Mehrheit derer, die sich katholische Christen heißen, in der Stadt und auf dem Lande Kirchweihe gehalten wird, und nun frage ich euch, Geliebte, ob wir nicht Ursache haben, Gott inständig zu bitten, es möchte der katholische Glaube uns erhalten werden; denn es wäre wahrhaftig kein Wunder, wenn uns das Reich Gottes längst genommen worden wäre, bloß wegen der Sünden, Laster und himmelschreienden Verbrechen,

die an Kirchweihfesten begangen werden. O, es kann eine Zeit kommen, wo man in jenen Gegenden, die jetzt so berüchtigt geworden sind durch ihre satanischen Kirchenentweihungsfeierlichkeiten, gerne Kirchweihe halten möchte, aber es ist keine Kirche mehr zu finden. Ihr Haus wird ihnen wüste gelassen werden.

Geliebte Zuhörer! Halten wir es nicht mit dem großen Haufen, der wie allemal, so auch heute nur seiner Sinnlichkeit fröhnt. Greifen wir vielmehr den Gedanken, den ich heute angeregt habe, mit aller Wärme auf! Danken wir Gott heute für die Wohlthat des wahren Glaubens und für die Erhaltung desselben seit 1200 Jahren; bitten wir ihn, er möchte auch für die Zukunft uns denselben nicht entziehen, wie wir es allerdings längst verdient hätten, wenn wir auch nur auf die Sünden schauen, die an Kirchweihfesten begangen werden. — Üben wir dann unsern Glauben durch die That! Das Licht des Evangeliums, das die Apostel uns angezündet haben, sei unsere Leuchte auf dem Pfade dieses Lebens und die Fahne des Kreuzes das Panier, unter welchem wir kämpfen wollen gegen die Feinde unsers Heils. In diesem Zeichen werden wir auch siegen. Amen.

Erste Ölbergpredigt.

„Alle haben gesündigt und ermangeln der Herrlichkeit Gottes und werden gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist, welchen Gott dargestellt hat als Sühnopfer durch den Glauben in seinem Blute." Röm. 3, 23 ff.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es ist wohl keine Zeit im Jahre, der die katholische Kirche eine größere Aufmerksamkeit widmet, als die, welche mit dem gestrigen Tage, eigentlich gewissermaßen schon mit dem Sonntag Septuagesima begonnen hat und erst mit dem Tage der Himmelfahrt Christi zu Ende geht. Wohl hat auch das Weihnachtsfest seine Vor- und Nachfeier; allein der Osterfestkreis zeichnet sich am meisten aus durch die vierzigtägige Fasten, die ihm vorhergeht, durch die vierzig Tage seiner Nachfeier, durch die geistvollsten, rührendsten und erhabensten Ceremonien, die in diese Festzeit fallen, überhaupt durch den ganzen Plan, durch die große Ökonomie, die in der Feier dieser ganzen Festzeit zu Tage tritt. Zu den Schönheiten dieser Festzeit gehören denn auch die fast überall eingeführten sogenannten Ölbergandachten, deren Hauptzweck

es ist, das Andenken an das bittere Leiden und Sterben unsers Herrn und Heilandes in dem katholischen Volke wieder aufzufrischen, es neu zu beleben, und ihm die unendliche Wichtigkeit und Bedeutung desselben lebhaft vor Gemüth zu führen. Man sieht hieraus, welch' unendlichen Werth die Kirche in das Leiden Christi legt, und wie sehr ihr deßhalb darum zu thun ist, daß dasselbe sich den Herzen ihrer Kinder einpräge, wie ehedem des Heilandes bluttriefendes Antlitz in Veronikas Schweißtuch. Es ist dieß auch um so nothwendiger, als in unsern Tagen von Menschen, die sich Christen nennen, die Bedeutung und der Werth des Leidens und Sterbens Jesu Christi ganz und gar verkannt wird. Man läugnet entweder die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Erlösung geradezu und behauptet, nicht Christus hat uns erlöst, sondern wir selbst müssen uns erlösen; oder wenn man die Erlösung auch zugibt, so läugnet man doch, daß Christus uns durch sein bitteres Leiden und Sterben erlöst hat; nicht Christi Leiden und Sterben, sagt man, hat uns erlöst, sondern seine L e h r e. Ja, man geht sogar so weit, zu behaupten, daß die Vorstellung, daß die Menschheit durch den Tod und das Blut Jesu von ihrer Schuld erlöst und mit Gott versöhnt worden sei, eine den Lehren Jesu und dem Geiste des Christenthums ganz und gar widersprechende Annahme ist, und daß man deßhalb diese Vorstellung von einer Bluterlösung einmal beseitigen müsse. Gott der Herr wird ein Moloch, ein verabscheuungswürdiger Götze gelästert, weil er seinen Sohn hingegeben und so ein Menschenopfer verlangt habe, und um dem ganzen schönen Werke, das nun die wahre und rechte Auffassung des Christenthums sein soll, die Krone aufzusetzen, wird die Auferstehung geläugnet, und damit man diese läugnen kann, wird behauptet, Christus sei nur scheintodt gewesen und von seinen Jüngern heimlich wieder geheilt worden.

Seht, Geliebte, so weit ist es gekommen. Das macht man aus dem Christenthum, so wird Christi Leiden und Tod, das dem Christen Heiligste und Ehrwürdigste, mit Füßen getreten

von Menschen, welche die Stirne haben, sich dennoch Christen zu nennen und trotzdem, als ob gar Nichts geschehen wäre, die Frage in die Welt hinausschleudern, ob ihre Anschauung mit der wahren Auffassung des Christenthums auch nur in einem einzigen Punkt im Widerspruch sei.

Unter solchen Umständen scheint es geboten, die Lehre von der Erlösung, wie sie die katholische Kirche laut Schrift und Tradition von Anfang an geglaubt hat, ausführlich darzulegen; nicht um sie zu rechtfertigen, nein, sondern damit du, gläubiges Volk, siehst, was du ungemein Kostbares an dieser Lehre hast, und wie sehr deßhalb jene Unglücklichen zu bedauern sind, welche vom Gebäude des Christenthums ein Stück um's andere abbrechen und alle Fundamente herausreißen. In diesem Sinne werde ich mit Gottes Gnade diese Ölbergpredigten halten, und derjenige, zu dessen Ehre ich sie halte, wird auch seinen Segen dazu geben.

Heute werde ich **von der Wichtigkeit und Bedeutung des Leidens und Sterbens Jesu Christi** reden, welche **aus den heiligen Schriften des alten und neuen Bundes** erhellen.

Ich beginne 2c.

Wenn es wahr wäre, daß Christus nur durch seine Lehre, durch die Aufklärung, die er der Menschheit brachte, diese erlöst hätte; wenn also sein Leiden und Sterben gar keinen, oder nur einen ganz untergeordneten Werth gehabt hätten: dann könnte man gar nicht begreifen, wie denn gerade der leidende Heiland in den heiligen Schriften des alten Bundes so genau geschildert ist, daß auch nicht Ein Umstand seines Leidens unberührt blieb. Dort im Paradiese schon, als Gott unsern Stammeltern einen Erlöser versprochen hatte, wurde darauf hingedeutet, daß dieser Erlöser ein leidender sein würde.

Es wurde nämlich von ihm gesagt, daß der Teufel seine Ferse verwunden werde, während er ihm den Kopf zertrete; eine Andeutung, die deutlich genug sagt, daß der Messias nur durch Leiden die Menschheit aus den Klauen des Satans erlösen könne. Später haben die Propheten Zug für Zug das Leiden des Herrn geweissagt. So prophezeit Zacharias (11, 12.), daß der Messias um 30 Silberlinge verrathen würde. Die betreffende Stelle lautet: „Da wogen sie meinen Lohn dar, dreißig Silberlinge,“ d. h. da suchten sie meiner vollends los zu werden, indem sie dreißig Silberlinge als Preis für meine Verhaftung aussetzten. Isaias weissagt ferner im 50sten Kapitel, daß der Messias werde mißhandelt und verspieen werden. Diese Worte lauten: „Meinen Leib gab ich den Schlagenden hin und meine Wangen denen, die meine Haare ausrauften, mein Angesicht verbarg ich nicht denen, die mich lästerten und anspieen.“ König David weist noch näher auf die Geislung Christi hin, wenn er in seinem 128sten Psalm Christus sagen läßt: „Auf meinem Rücken schmiedeten die Sünder und machten's lang mit ihrer Bosheit.“ Eine Hinweisung auf die Krönung des Heilandes sehen die heiligen Väter in folgender Stelle des hohen Liedes (3, 11.): „Gehet heraus, ihr Töchter Sions, und schauet den König Salomon mit der Krone, womit ihn seine Mutter gekrönt hat am Tage seiner Vermählung.“ Unter der Mutter sei die jüdische Kirche zu verstehen. Der Prophet Zacharias hat ferner mit den Worten: „Sie werden sehen, wen sie durchstochen haben,“ auch geweissagt, daß der Messias werde durchbohrt werden. Daniel hat sodann seinen gewaltsamen Tod prophezeit, wenn er kurz sagt: „Christus wird getödtet werden.“ Dieß sind nur einzelne Stellen; allein das alte Testament enthält auch größere, vollkommene Schilderungen des Leidens und Sterbens Jesu, wobei zugleich der Charakter dieses Leidens, nämlich die stellvertretende Genugthuung genau bezeichnet ist. So schreibt Isaias in seinem 52sten Kapitel: „Sieh, mein Knecht wird weise handeln, erhöht, erhoben werden und sehr hoch sein. Gleichwie

Viele über ihn staunten, ebenso schmählich wird sein Antlitz sein unter den Männern, und seine Gestalt unter den Menschenkindern. Er wird viele Völker reinigen, vor ihm werden Könige ihren Mund verschließen; denn was ihnen nicht erzählt worden, haben sie gesehen, und was sie nicht gehört, haben sie wahrgenommen. Wer hat geglaubt unserm Worte, und der Arm Gottes, vor wem ist er offenbar geworden? Er schießt auf wie ein Reis vor ihm, wie eine Wurzel aus dürrem Land, Gestalt und Schöne hat er nicht, wir sehen ihn und kein Ansehen ist an ihm, daß wir es hätten verlangen können. Er ist verachtet, der Mindeste der Menschen, der Mann der Schmerzen, der Schwachheit erfahren, der sein Antlitz verhüllt vor Schmach, und wir achteten ihn nicht. Wahrlich, er trägt unsere Krankheit und ladet auf sich unsere Schmerzen. Wir halten ihn für einen Aussätzigen, den Gott geschlagen und verdemüthigt hat, und er war durchbohrt wegen unserer Vergehen, zerknirscht wegen unserer Missethaten, unsere Sühnstrafe lastete auf ihm und durch seine Wunden sind wir geheilt worden. Wir Alle gingen in der Irre, wie Schafe, ein Jeglicher ging seinen Weg, aber unser Aller Missethat hat der Herr auf ihn gelegt. Er wurde hingeopfert, weil er selbst gewollt hat, und öffnete seinen Mund nicht; wie ein Lamm ward er zur Schlachtbank getragen und wie ein Schaf, das vor seinem Scheerer schweigt, und nicht aufgethan hat er seinen Mund. Aus der Angst und dem Gerichte wird er weggerafft, (wer kann sein Geschlecht erklären?) denn er wird weggeschnitten von der Lebenden Land, um der Sünden meines Volkes willen schlug ich ihn. Man bestimmte ihm mit den Bösen sein Grab, aber mit dem Reichen war er in seinem Tode, weil er kein Unrecht gethan und Betrug nicht in seinem Munde war. Der Herr will ihn zermalmen in der Schwachheit, doch wenn er für die Sünde sein Leben gegeben, schaut er ewigen Samen und der Wille des Herrn gelingt ihm in seiner Hand. Wegen der Mühen seiner Seele wird er schauen und sich sättigen in seiner Wissenschaft, wird rechtfertigen mein

gerechter Knecht Viele und ihre Missethaten tragen; darum will ich ihm sehr viele zu Theil geben, und er wird den Mächtigen Beute vertheilen; denn er hat sein Leben in den Tod gegeben und ist unter die Übelthäter gerechnet worden, er hat die Sünden Vieler getragen und für die Beleidiger gebeten."

In dieser Schilderung finden sich klar die Züge und Merkmale des unschuldig, ohne Murren und gerne die schwerste Mißhandlung und den gewaltsamsten Tod leidenden, dadurch die Schuld Vieler sühnenden und selbst zur höchsten Glorie erhobenen Knechtes Gottes. Diese Merkmale alle zusammengenommen stellen uns den Messias so klar vor Augen, daß wirklich die größte Befangenheit im gänzlichen Unglauben dazu gehört, um sich der Anerkennung zu erwehren, daß hier der Messias gezeichnet und daß Jesus dieser Messias ist. Diese Merkmale passen in ihrer Gesammtheit nicht auf das jüdische Volk, nicht auf die Propheten, die Priester, sondern nur auf den Messias. Vom Messias verstand diese Stelle auch Johannes der Täufer, als er Christus das Lamm Gottes nannte, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Auch Matthäus, Philippus, Petrus, ja der Herr selbst sagt, daß diese Weissagung von Isaias sich auf ihn beziehe. Nach Lukas sagt er nämlich zu seinen Jüngern, bevor er auf den Ölberg hinausging: „Ich sage euch, es muß an mir noch erfüllt werden, was geschrieben steht: Er ist unter die Übelthäter gerechnet worden; denn was von mir geschrieben steht, erfüllt sich."

Eine zweite ausführliche Schilderung des Leidens Christi enthält der 21ste Psalm Davids. Der erste Vers schon enthält die nämlichen Worte, die Christus am Kreuze gerufen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Dann heißt es weiter: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott und die Verachtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten meiner, bewegen die Lippen und schütteln den Kopf, sprechend: Er hat gehofft auf den Herrn, der rette ihn; er erlöse ihn, weil er sein Wohlgefallen an ihm hat. Du bist's, der mich hervorgezogen aus dem Leibe, du meine

Hoffnung von den Brüsten meiner Mutter her. Dir ward ich zugeworfen vom Mutterschooße an, vom Mutterleib an warst du mein Gott. Weiche nicht von mir, denn die Bedrängniß ist nahe und Keiner ist, der mir helfe. Viele Stiere umgeben mich, die Starken Basans umringen mich; sie haben aufgesperrt wider mich ihren Rachen, wie ein reißender und brüllender Löwe. Wie Wasser bin ich ausgegossen und aufgelöst sind alle meine Gebeine. Mein Herz ist geworden wie geschmolzenes Wachs in meinem Leibe. Vertrocknet wie eine Scherbe ist meine Kraft, und meine Zunge klebet an meinem Gaumen, in den Staub des Todes hast du mich gebracht; denn viele Hunde haben mich umrungen, die Rotte der Boshaften hat mich umlagert. Sie haben meine Hände und meine Füße durchbohrt. Ich kann alle meine Gebeine zählen, sie aber schauen und sehen auf mich. Sie haben meine Kleider unter sich getheilt und über meinen Rock das Loos geworfen. Du aber, Herr, entferne deine Hilfe nicht von mir, schaue her zu meinem Schutze; errette vom Schwerte meine Seele, o Gott, und aus der Hand des Hundes meine verlassene Seele. Rette mich aus dem Munde des Löwen und aus den Hörnern der Einhörner, du hast mich erhört" u. s. w.

Dieses prophetische Gemälde nun, Geliebte, hat sich in dem Leiden Christi Zug für Zug erfüllt, in der Trockne seiner Zunge, der Entblößung des Leibes von seinen Kleidern, der Gebeine vom Fleische, in der Vertheilung der Kleider und Verloosung des Oberkleides. Auf David und Andere passen nun die gesammten Züge des Bildes nicht. Es kann somit nur Jesus, dem Messias, gelten. Als messianisch ist dieser Psalm aber auch anerkannt erstens vom heiligen Evangelisten Johannes. Als nämlich die Soldaten die Kleider des Herrn unter sich vertheilt hatten, und es sich nun um seinen ungenähten Rock handelte, da sprachen sie zu einander: Wir wollen diesen nicht zerschneiden, sondern das Loos darüber werfen, wessen er sein soll. Da setzt nun der heilige Johannes bei: „Dieß geschah, damit die Schrift," nämlich dieser Psalm 21, in welchem dieses Schick-

sal der Kleider Jesu prophezeit wird, „erfüllt würde, welche sagt: Sie theilten meine Kleider unter sich und über mein Gewand warfen sie das Loos." Auch der heilige Paulus hält diesen Psalm für messianisch. Und als Jesus am Kreuze hing, rief er dieselben Worte aus, die am Eingange dieses Psalmes stehen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" zum Beweise, daß er es sei, an welchem jener Psalm in Erfüllung gehen müsse.

Auf diese alttestamentlichen Vorherverkündungen seines Leidens verweiset nun unaufhörlich Christus selber. Bei Matthäus (26, 24.) sagt er: „Der Sohn des Menschen geht zwar hin, wie von ihm geschrieben steht, aber wehe dem Menschen, durch welchen der Menschensohn verrathen wird." Und wie oft heißt es nicht: „Dieß Alles aber geschah, damit die Schriften der Propheten erfüllt würden"! Wie oft hat nicht Jesus selber zu seinen Jüngern gesagt, daß Alles sich an ihm erfüllen müsse, was Moses und die Propheten von ihm geweissagt hätten! Ihr erinnert euch noch, Geliebte, an das Evangelium des letzten Sonntags, nach welchem Jesus zu seinen Jüngern sagte: „Seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird sich dort Alles erfüllen, was durch die Propheten von dem Menschensohne geschrieben wurde." Und als der Herr nach seiner Auferstehung zu den beiden Jüngern, die nach Emmaus gingen, sich gesellt hatte, sprach er zu ihnen: „O wie unverständig und langsam seid ihr, das Alles zu glauben, was die Propheten geredet haben. Mußte nicht Christus leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen? Und er fing an, von Moses und allen Propheten, und legte ihnen aus, was in der ganzen Schrift von ihm geschrieben steht. Und er öffnete ihnen den Sinn, daß sie die Schrift verstanden."

Auf die Schriften des alten Bundes beriefen sich auch die Apostel, um die Nothwendigkeit des Leidens Christi zu beweisen, insbesondere Petrus. Nach dem Berichte des heiligen Lukas in der Apostelgeschichte sagt er zu den Juden: „Und nun, ihr Brüder, ich weiß es, daß ihr es aus Unwissenheit

gethan habt, gleichwie auch eure Obersten — Gott aber hat so erfüllt, was er durch den Mund aller Propheten vorhergesagt, daß sein Gesalbter leiden werde." Die nämliche Berufung auf das alte Testament zum Beweise der Nothwendigkeit des Leidens Christi finden wir auch bei Paulus. Seine Rede, in welcher er sich vor dem römischen Beamten Festus verantwortet, enthält unter Anderm auch folgende Stelle (Apostelg. 26, 22. 23.): „Ich sage nichts Anders, als was die Propheten und Moses gesagt haben, daß es geschehen werde: daß, wenn Christus leidet, wenn er der Erste aus der Auferstehung der Todten ist, er Licht verkünden werde dem Volke und den Heiden." Erwägen wir ferner, wie oft Christus selber seinen eigenen gewaltsamen Tod und die Art und Weise desselben vorausgesagt hat, ja wie er diesen Tod und die hiedurch zu bewirkende Erlösung des Menschengeschlechtes als Zweck seiner Erscheinung auf Erden angibt. Wie einst die Schlange in der Wüste erhöht worden sei, so müsse auch der Menschensohn erhöht werden; wenn er dann einmal erhöht sein würde, so würde er Alles an sich ziehen; er gebe seinen Leib hin für die Sünden der Welt, er gebe sein Leben für seine Schafe. Und diese Lehre, daß Jesus für uns gelitten habe, für uns gestorben sei, sein Leben als Lösegeld für uns Alle hingegeben habe, steht auf jeder Seite der heiligen Schrift des neuen Bundes, und es wäre wahrhaft überflüssig, wenn ich zum Beweise hiefür auch nur eine einzige Stelle aus den Briefen der Apostel beibringen wollte. Es ist dieß ja die Grundanschauung des ganzen Christenthums, beruhend auf den heiligen Schriften des alten und neuen Bundes, von jeher gewesen.

Und nun, Geliebte, denkt euch das Unerhörte! Menschen, die sich Christen nennen, also auch an die Wahrheit der Bibel glauben, wenigstens berufen sie sich auf sie, sobald sie für sie zu sprechen scheint, haben die Stirne, die Behauptung auszusprechen, Christi Leiden und Sterben sei etwas ganz Zufälliges, stehe mit seinem Berufe in gar keiner Beziehung, habe also gar keinen Werth für uns; nur seine Lehre sei es, durch

die er der Menschheit genützt hat. Wenn Christi Leiden und Sterben etwas so Zufälliges und Unbedeutendes ist, wenn es so werthlos für uns ist: wozu dann die so merkwürdigen und ausführlichen Prophezeiungen, die Hinweisungen auf den leidenden Heiland? Allein hierauf, das weiß ich, haben die Verächter des Leidens Christi sogleich die Antwort fertig. Von Prophezeiungen kann nach ihnen keine Rede sein; sie glauben ja nicht, daß die Bibel unter göttlicher Eingebung geschrieben sei, wie sollten sie also glauben, was der heilige Petrus sagt, daß die Propheten vom Geiste Gottes angeweht geschrieben haben? Nein, nach ihrem Dafürhalten ist namentlich das alte Testament ein buntes Gemisch von Fabel und Wahrheit; wie sollte also das Leiden Christi prophezeit sein können, da die Propheten eben nur Schriftsteller waren wie andere, und folglich nicht in die Zukunft schauen, viel weniger die Schicksale eines Einzelnen vorhersehen konnten? Also über diese Weissagungen haben sie sogleich den Stab gebrochen; diese sind längst abgethan. Allein diese überklugen Leute stellen sich die Sache doch etwas zu leicht vor. Sie haben nämlich nicht bedacht, daß, wer es wagt, an das alte Testament und namentlich an jene Weissagungen freventlich die Hand anzulegen, damit auch Jesus Christus selber zum L ü g n e r macht. Christus selber ist es ja, der, wie wir gesehen haben, sich beständig auf diese Weissagungen beruft und behauptet, daß sie an ihm in Erfüllung gehen müssen. Er selber ist es, der behauptet: daß Moses und die Propheten von ihm geschrieben haben. Wenn nun dieß geläugnet wird, was macht man da aus Christus? Was anders, als einen Lügner? Wenn aber jene Weissagungen ächt und wahr sind, wie man dieß annehmen muß, wenn man nicht aus Christus und den Aposteln Betrüger und Betrogene machen will: wie kann man dann noch behaupten, daß Christi Leiden und Sterben keinen Werth, keine Bedeutung hätten? Wenn das Leiden des Herrn so nichtssagend, so unbedeutend ist: wozu dann die beständigen Hinweisungen darauf? Wozu die so genaue und umständliche

Schilderung des leidenden Heilandes? Wie kommt es, daß dann Christus selber von diesem seinem Leiden so oft sprach, seine Jünger so oft darauf aufmerksam machte? Wie kommt es, daß seine Apostel sich so oft auf dieses Leiden und Sterben ihres Meisters beziehen und dasselbe als den Preis der Erlösung des Menschengeschlechtes bezeichnen?

Wahrlich, es gehört viel dazu, diesen Thatsachen gegenüber die Behauptung aufzustellen, Christi Leiden und Sterben sei von keiner Bedeutung, nur die Lehre Christi hätte der Menschheit Nutzen gebracht. Allerdings gehört auch die Lehre Jesu zu seinem großen Erlösungswerke; das läugnet Niemand. Christus ist ja Erlöser durch sein ganzes Leben, sein ganzes Leben ist ja ein einziger großer Opferakt, der aber natürlich seine verschiedenen Scenen hat. Jesus ist daher schon Erlöser durch seine Geburt und sein Leben; allein in vorzüglichster und eigentlichster Weise wollte er Erlöser im Tode sein. Seine Geburt sollte nach des Vaters und seinem Rathschlusse mehr die Hoffnung und entfernte Vorbereitung der Erlösung, das Leben ihre rechte Veranstaltung, der Tod aber ihre Substanz und Wesenheit selber sein. Die Geburt sollte mehr Erregung, das Leben Belehrung, der Tod die eigentliche Erlösung sein. Daß an den großen Schlußakt seines Lebens die Erlösung geknüpft, oder daß der Schluß seines Lebens die eigentliche Erlösungsthat war, das ist zu deutlich in den Büchern der Offenbarung ausgesprochen, als daß wir nach dem, was ich heute davon angeführt, nur im Mindesten zweifeln können.

Deßwegen starb auch Christus nicht im Verborgenen, nicht in der Stille der Nacht, nicht ohne Zeugen, nicht eines sanften, gewöhnlichen Todes. Die Umstände seines Todes sollten ganz verschieden sein von denen seiner Geburt. Am hellen Tage, vor ganz Jerusalem, schwebend zwischen Himmel und Erde wollte den öffentlich feierlichen und schauerlich schweren, allein einem Opfer und dem Martyrerthum ziemenden Tod derjenige sterben, der in Bethlehem in dunkler Nacht ungekannt und still in dieses Leben eingetreten war, zum Beweise, daß

dieser sein Tod eine ganz besondere Bedeutung haben sollte. Ja, durch diesen seinen feierlichen und schweren Tod wollte Christus vor Himmel und Erde die Tiefe des Falles, die ursprüngliche Höhe unsers Geschlechtes, die Größe der göttlichen Heiligkeit, Gerechtigkeit und Erbarmniß offenbaren, und seine Macht und Gottheit erglänzen lassen.

So habt ihr denn heute gesehen, Geliebte, welche Bedeutung dem Leiden und Tode unsers Herrn durch die heilige Schrift beigelegt wird; ihr habt zugleich daraus ersehen, was von der Behauptung zu halten sei, daß nur die Lehre Christi die Menschheit erlöst habe. Über acht Tagen werde ich, so Gott will, aus dem Glauben aller Zeiten und Völker nachweisen, daß die Menschheit von jeher von dem Gefühle durchdrungen war, daß ein Gott für ihre Erlösung sein Leben geben müsse. Amen.

Zweite Ölbergpredigt.

„Alles wird mit Blut gereinigt nach dem Gesetze, und ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung.“ Hebr. 9, 22.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Ich habe euch vor acht Tagen gezeigt, wie es sich aus den heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes erweisen lasse, daß das Leiden und Sterben des Messias eine besondere Bedeutung habe und nicht so geringfügig anzuschlagen sei, wie der moderne Unglaube, der sich noch mit dem Namen Christenthum heuchlerisch schmückt, es behauptet. Nie und nimmer wäre sonst in den heiligen Schriften so oft von diesem Leiden und Sterben des Weltheilandes die Rede, nie und nimmer würden wir so oft und so ernst auf dasselbe hingewiesen. Ja, wir haben gesehen, daß das Leiden und Sterben die eigentliche Erlösungsthat, die Hauptsache im ganzen Erlösungswerke sei, und daß dieses Leiden und Sterben einen stellvertretenden Charakter habe, daß in Folge dessen ein einziger Unschuldiger für das ganze Geschlecht in Leiden und Tod gegangen, und daß dieses Leiden und Sterben der

Preis unserer Erlösung sei. Das Alles, sage ich, weisen die heiligen Schriften nach. —

Es ist sonach Jeder im Stande, die kecke Behauptung zu würdigen, als hätte sich erst im Verlaufe der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung die religiöse Anschauung gebildet, daß Jesus als das Opfer für die Sündenschuld geblutet und durch sein Blut sie mit der Gottheit versöhnt habe; und diese Anschauung hätte sich nicht bilden können, sagt man, wenn nicht jener Zeitraum im engsten Zusammenhange mit dem Judenthum gestanden hätte, dem allein jene Anschauung entnommen werden konnte.

Bei dieser Gelegenheit kommt die Frage zur Erörterung, ob denn nur das Judenthum und das Christenthum dieser religiösen Anschauung huldigen, als könne die Sünde nur durch Blut gesühnt werden. Daß das Judenthum dieser Anschauung huldigte, wird nicht nur nicht geläugnet, sondern dasselbe vielmehr als die Quelle bezeichnet, aus der das Christenthum geschöpft habe. Es ist jetzt nur die Frage, ob nicht auch anderwärts dieselben Vorstellungen sich finden, und ob diese nun auf Wahrheit oder Irrthum beruhen; d. h. es fragt sich, ob die religiöse Vorstellung von einer Erlösung, die nur durch Blut geschehen könne, eine wahre, der Gottheit und des Menschen würdige Vorstellung, oder aber ob sie eine gotteslästerliche, abscheuliche Molochdienerei sei, die sich vor dem Richterstuhle der Vernunft und der Sittlichkeit nimmer rechtfertigen lasse, die einmal aus unsern religiösen Vorstellungen zu entfernen es an der Zeit sei. Zu diesem Ende beantworte ich heute folgende zwei Fragen:

Welche Thatsachen berichtet uns die Geschichte aller Völker über diesen Gegenstand? I. Theil.

Was ist davon zu halten? II. Theil.

Ich beginne 2c.

I. Theil.

Wir finden bei allen Völkern aller Zeiten die merkwürdige Erscheinung der blutigen Opfer, sie sind das Centrum aller positiven Religionen, die bedeutendste aller gottesdienstlichen Handlungen, und bestanden entweder in Menschenopfern oder Thieropfern, die man den Götzen darbrachte, um Vergebung der Sünden zu erhalten. Es kommen hier drei Abstufungen vor, die wir wohl berücksichtigen müssen. Ursprünglich brachte nämlich der Sünder selbst sein Leben freiwillig zum Opfer, später ging ein Anderer, ein Unschuldiger statt des Schuldigen in den Opfertod, oder man opferte gewaltsam gewisse Personen, endlich aber wurde statt eines Menschen stellvertretend *ein Thier geopfert.*

Betrachten wir zuerst die Selbsthinopferung. Ihr liegt offenbar der Gedanke zu Grunde, daß das Leben ein Geschenk der Gottheit zum Behufe der Erfüllung ihrer Gebote sei. Jede Sünde gegen Gott ist daher streng genommen eine Verwirkung des Lebens; denn es ist ein altes Wort, daß jeder Sünder, so viel an ihm liegt, ein Mörder des göttlichen Willens sei. Mord kann aber nur durch den Tod des Schuldigen gesühnt werden, vergossenes Blut fordert wieder Blut. Das Bewußtsein der Blutschuld erzeugt seiner Natur nach eine Reue, die sich oft bis zum Bedürfniß der freiwilligen Selbstaufopferung steigert. „Meine Sünde ist größer, als daß sie mir könnte vergeben werden," rief Kain aus, als er seinen Bruder Abel erschlagen hatte; und der andere Kain, Judas Iskarioth, ward durch dasselbe Schuldbewußtsein getrieben, sich selbst zu erhenken. Und noch gegenwärtig ist es eine bekannte Thatsache der Criminalgeschichte, daß große Verbrecher sich selbst der Justiz überliefern, und ihren Tod verlangen, den sie als eine Sühne für ihre begangenen Unthaten betrachten. Ähnliches findet sich im heidnischen Alterthum, und die Selbsthinopferungen, die in dem-

selben vorkommen, tragen unverkennbar den Charakter der Sühnopfer für eine begangene Blutschuld an sich.

Das religiöse Bewußtsein ging aber um einen Schritt weiter. Weil nämlich alle Menschen in wesentlicher Lebensgemeinschaft stehen und als Glieder eines lebendigen Ganzen der Gottheit solidarisch verpflichtet sind, darum ist es möglich, daß Einer für und statt des Andern gesetzt, d. h. sowohl gegeben als angenommen werde, möglich, daß Einer für den Andern sich zum Sühnopfer darbringe; und zwar hat das freiwillige Opfer der Unschuld eine um so größere Wirksamkeit, je reiner und angenehmer also den Göttern hier der stellvertretende Wille des sich Opfernden ist. „Eine reingesinnte Seele ist wohl im Stande, für Tausende genugzuthun, wenn sie es freiwillig thut," so läßt der griechische Dichter Sophokles den seiner Verklärung entgegenharrenden Dulder Ödipus sagen, und in Folge dieser Anschauung kommen in der Geschichte des alten Heidenthums viele solche freiwillige Hinopferungen für das ganze Volk vor. Der freiwillige Tod des Königs Kodrus für sein Volk gehört vor Allem hieher. In einem Kriege, den die Athenienser mit den Herakliden hatten, verhieß ein Orakelspruch demjenigen Volke den Sieg, dessen König im Kampfe umkommen werde. König Kodrus von Athen dachte so edel, sich für sein Volk zu opfern. Er suchte verkleidet Streit mit den Feinden, ward erschlagen, und als die Feinde dieß vernahmen, zogen sie erschreckt davon. Die Athener aber hielten diese That für so erhaben, daß sie die Königswürde abschafften, weil sie Niemanden mehr für so würdig hielten, König zu sein, als Kodrus. Solche freiwillige Hinopferungen, namentlich in den Zeiten der Noth, wenn Krieg, Seuchen und Hunger die Völker heimsuchten, kommen häufig vor, Jünglinge und Jungfrauen aus königlichem Geschlechte opferten sich auf einen Orakelspruch hin für ihr Land und Volk. Als aber später im Laufe der Zeit und bei der Abnahme dieses furchtbaren Aberglaubens der frei-

willige Opfertod seltener ward, bildete sich in Athen der schaudervolle Gebrauch, alljährlich zwei arme, verlassene Menschen beiderlei Geschlechts auf Staatskosten zu ernähren, und sie dann an einem gewissen Feste, gleich als ob sie die Sünden des Volkes auf sich genommen hätten, zu tödten. Mit Feigen behangen, zum Zeichen der Süßigkeit und Gottgenehmheit dieses Opfers, und unter Geislung mit Feigenruthen wurden diese unglücklichen Menschen nach dem Klange einer alterthümlichen Tonweise in feierlicher Procession aus der Stadt zum Opfertod geführt, und dann entweder vom Felsen herabgestürzt oder verbrannt und ihre Asche in's Meer geworfen. Man pflegte diese Opfer auch mit Kränzen und festlichen Kleidern zu schmücken, mit Verwünschungen alle Übel des Volkes auf sie zu laden und sie sodann zu tödten. Der klassische Boden Griechenlands und Roms ward oft genug mit dem Blute von Menschenopfern gefärbt, ja vielleicht finden sich bei keinem Volke mehrere und mannigfaltigere Nachrichten über Menschenopfer, als bei den Griechen. Von den älteren Zeiten, als der Held Achilles den Manen des Patroklus zwölf trojanische Jünglinge opferte, will ich gar nicht reden; aber selbst in der Blüthezeit Griechenlands, vor der Schlacht bei Salamis, opferte der berühmte Feldherr Themistokles drei gefangene Perser nach altheiligem Gebrauche, erzählt ein Geschichtschreiber, nach welchem alle Griechen, bevor sie in den Krieg gingen, Menschenopfer darzubringen pflegten. Dieselben Menschenopfer finden wir bei den Römern, von den früheren Zeiten gar nicht zu reden, selbst noch in jener Zeit, wo die Civilisation den höchsten Grad erreicht hatte und Künste und Wissenschaften im schönsten Flore standen. Kaiser Augustus war es, der nach Besiegung des Antonius am 15. März 713, d. i. 43 Jahre vor Christus, vierhundert Senatoren und Ritter auf dem Altar des vergötterten Julius hinschlachten ließ; ja noch unter Kaiser Hadrian starb der schöne Antinous als freiwilliges Menschenopfer für den Kaiser, und die auf dem Albanerberg dem Jupiter jährlich dargebrachten Men-

schenopfer sollen bis in's dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung gedauert haben.

Was aber, Geliebte, in Rom und Griechenland der Fall war, findet sich gleicherweise fast bei allen morgen- und abendländischen Völkern. Nirgendwo bluteten fürchterlichere Menschenopfer, als bei den abgöttischen Stämmen der Semiten, insbesondere im alten Kanaan und bei den Phöniciern und Karthagern. Hier bluteten nicht Menschenopfer schlechthin, sondern vorzugsweise unschuldige Kinder, und unter diesen namentlich die ein- und erstgebornen Söhne. Bekannt ist der Molochsdienst, ich will die Gräuel desselben hier nicht näher beschreiben, sie sind zu haarsträubend und alles menschliche Gefühl empörend; ich erwähne hier nur kurz die Thatsache, daß bei allen Völkern, die das Evangelium Jesu Christi nicht kennen, Menschenopfer gebräuchlich waren und sind.

Die letzte Gattung von blutigen Opfern sind endlich die Thieropfer. Weil das Leben in allen lebenden Wesen dasselbe ist, so glaubte man, daß statt des kostbareren Menschenlebens auch das Leben des Thieres den Göttern zur Versöhnung gegeben werden könne. Sehr klar ist dieser stellvertretende Charakter der Thieropfer statt Menschenopfer in dem ägyptischen Gebrauch ausgedrückt, wornach den rein und mackellos befundenen Opferstieren ein Siegel aufgebrannt wurde, das einen knienden Menschen vorstellte, dem die Hände auf den Rücken gebunden und das Schwert an die Kehle gesetzt war. Diese Sitte der Thieropfer geht bis auf Abel zurück, der nach dem Berichte der Bibel ein Lamm aus seiner Heerde opferte; diese Thieropfer wurden dargebracht in allen bedeutsamen Momenten des Lebens, zu Anfang und Ende jeder wichtigen Handlung, bei Verehelichungen, bei Geburten und zur Beruhigung abgeschiedener Seelen, ebenso bei allen wichtigen Handlungen des politischen Lebens. Die Opferung des Thieres ging unter sehr feierlichen Gebräuchen vor sich; war das Thier geschlachtet, dann wurde das Blut theils um den Altar herumgegossen, theils die Umstehenden

damit besprengt, daß sie entsündigt wurden. Von dem Geopferten ward dann gegessen und durch den Genuß des reinen Opferfleisches, durch die Communion sollte zugleich ein wesentlich neues Leben in den Genießenden begründet werden; denn Alle, die von einem Opfer essen, sind Ein Leib; daher die hartnäckige Weigerung der ersten Christen, von dem Fleische der heidnischen Thieropfer zu essen.

Aus diesem kurzen geschichtlichen Überblicke nun ersieht man, wie blutige Opfer, theils Thier-, theils Menschenopfer, zu allen Zeiten und bei allen Völkern das Wesen ihres Gottesdienstes bildeten. Wahrhaftig, ein höchst auffallender und, was die Menschenopfer anbelangt, entsetzlicher und schrecklicher Gebrauch! Und dieser Gebrauch herrscht bereits vom Anfang der Welt an bei allen nicht christlichen Völkern bis auf unsere Tage. Nur zwei Religionspartheien, welche die Geschichte kennt, sind es, die das Opfer verworfen haben, nämlich der Muhamedanismus und der Protestantismus, beide in Folge eigenthümlicher Anschauung und Entwicklung. Was sollen wir nun von dem ganzen Opferwesen halten? Was kann das Alles für eine Beziehung haben zu dem Gegenstande, der uns in dieser heiligen Fastenzeit beschäftigt, zu dem bitteren Leiden und Sterben unsers Heilandes? Die Antwort auf diese Frage gibt der

II. Theil.

Die Grundanschauungen, die sich uns bei genauer Prüfung der im ersten Theile vorgeführten Thatsachen aufdrängen, sind folgende:

So sehr die Menschen mit der Religion die Fröhlichkeit verbanden, indem Musik, Poesie und Tanz, mit Einem Worte, alle angenehmen Künste stets zu den gottesdienstlichen Feierlichkeiten herbeigerufen wurden, und die Fröhlichkeit sich zu allen Zeiten innig mit dem Begriffe von Fest und Festlichkeit vermischte, so gewiß es ferner ist, daß die Menschen,

indem sie Gott Namen gegeben, welche Größe, Macht und Güte ausdrücken, indem sie ihn Herrn, Meister, Vater u. s. w. genannt; so gewiß ist es auch, daß die Geschichte uns den Menschen zu allen Zeiten von der schrecklichen Wahrheit durchdrungen zeigt, er lebe unter der Hand einer erzürnten Macht und diese Macht könne nur durch Opfer besänftigt werden. Immer und bei allen Völkern bestand neben dem Gefühle der Freude auch das Gefühl des Schreckens, ohne daß jemals das eine das andere zu vernichten vermocht hätte. „Die Götter sind gütig, und alle Güter, die wir haben, haben wir von ihnen: wir sind ihnen Lob und Dank dafür schuldig; aber die Götter sind auch gerecht, und wir sind schuldig, wir müssen sie daher besänftigen, wir müssen unsere Verbrechen sühnen, und das kräftigste Mittel hiezu ist das Opfer." Das war die Grundanschauung des ganzen Alterthums und ist noch jetzt unter verschiedenen Formen der Glaube der ganzen Welt. Die ersten Menschen, von denen das ganze menschliche Geschlecht seine Grundvorstellungen erhielt, hielten sich für schuldig. Alle Einrichtungen waren auf diese Glaubenslehre gegründet, so daß die Menschen aller Zeiten nie aufgehört haben, den ursprünglichen und allgemeinen Verfall einzugestehen und gleich uns, wenn auch in minder bestimmter Weise, zu sagen: Unsere Mütter haben uns in Sünden empfangen. Im Zustande der Unschuld hatte der Mensch nicht nöthig, Opfer zu bringen; denn sein Wille war ja Eins mit dem göttlichen, sein Leben war ja ohnehin die unbedingteste Hingabe an Gott. Allein es trat ein Bruch ein zwischen Gott und dem Menschen. Der Mensch hatte die Freiheit, auch anders und Anderes zu wollen, als Gott, und von dieser Freiheit hat er wirklich in der Weise Gebrauch gemacht, daß er durch die Sünde seinen Willen von dem Willen Gottes verschieden machte. Nichtsdestoweniger aber empfand er fortwährend die unabweisbare Forderung, daß sein Wille Eins sein solle mit dem göttlichen; er fühlte in ganzer Stärke die Verpflichtung zur unbedingten Hingabe seines ganzen Wesens an Gott. Die Erfüllung dieser Forderung

war ihm aber, da sein Wille eine verkehrte Richtung genommen hatte, unmöglich, und darum suchte er nun an seiner Statt einen Ersatz der Gottheit zu bieten, mit Einem Worte: er brachte Opfer.

Nun aber kommt die Hauptsache, nämlich die Frage zu erörtern: Warum waren denn diese Opfer blutig? Und warum hielt man die blutigen Opfer für die eigentlichen Sühnopfer? Warum spielt dabei das Blut die Hauptrolle, warum wurde immer Blut um den Altar herumgegossen, warum wurden die Theilnehmer am Opfer mit Blut besprengt, warum wurde dem Blute sühnende Kraft beigelegt? denn man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß bei diesen blutigen Opfern das Fleisch die Hauptrolle gespielt hätte. Nein, das Blut war die Hauptsache. „Alles," heißt es im Mosaischen Gesetz, „wird mit Blut gereinigt, und ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung," und diese Vorstellung hatte das ganze Alterthum und von jeher auch das Christenthum, wie dieß im Briefe des Weltapostels an die Hebräer genugsam dargelegt ist. Woher nun dieser in der ganzen Welt von jeher übliche Gebrauch, blutige Opfer darzubringen? warum wird auf das Blut hier aller Werth gelegt? — Die Grundanschauung aller Völker hiebei, Geliebte, war diese: Der Mensch hat durch die Sünde sein Leben verwirkt, der Sitz und Träger des Lebens ist das Blut. Blut und Leben sind gleichbedeutend, folglich kann der erzürnte Himmel nur durch Blut, d. h. durch die Hingabe des Lebens, besänftigt werden. Daß das Blut das Princip des Lebens, daß das Leben seinen Sitz im Blute habe, das ist im ganzen Alterthum geglaubt worden, und auch die neuesten Forscher auf diesem Gebiete haben die orientalische Glaubenslehre von der Lebendigkeit des Blutes wieder aufgeweckt und begründet. Es ist dieß auch die Grundanschauung der heiligen Schrift. „Das Leben des Leibes ist im Blute," heißt es im dritten Buche Mosis (17, 11.), „und ich habe es euch für den Altar gegeben, daß euere Seelen damit versöhnt werden, auf daß für

die Seele das Blut zur Versöhnung sei." Das Blut, das Leben also gehörte Gott, ihm sollte es geopfert werden, und darum, Geliebte, war den Israeliten so streng verboten, Blut zu essen. „Hütet euch," heißt es im nämlichen Buche, „der Thiere Blut zu essen; denn ihr Blut ist ihr Leben, also sollt ihr mit ihrem Fleische nicht das essen, was ihr Leben ist, und wer es ißt, der soll sterben."

Mit dieser Grundanschauung verband sich nothwendig die andere, die immer Geltung gehabt hat und haben wird, nämlich, daß die Unschuld für den Schuldigen zahlen könne, und daher die Erscheinung, daß Kinder, unbefleckte Jungfrauen und Jünglinge am liebsten geopfert wurden. Man folgerte aber auch daraus, daß ein minder kostbares Leben für ein anderes dargeboten und angenommen werden könne. Man opferte also auch das Blut der Thiere als Surrogat für den Menschen, der eigentlich sterben sollte. Auch unter den Thieren wurden merkwürdiger Weise keine fleischfressenden oder ungelehrigen oder dem Menschen fremde Thiere, wie wilde Bestien, Fische, Schlangen Raubvögel, geopfert, sondern man wählte unter ihnen jederzeit die wegen ihrer Nützlichkeit kostbarsten, die sanftesten, die unschuldigsten und die durch ihren Instinkt und ihre Gewohnheit mit den Menschen am meisten in Verbindung standen. Mit Einem Worte, wo man den Menschen nicht schlachten wollte, dort wählte man aus dem Thiergeschlechte die menschlichsten Opfer, wenn ich so sagen darf, und allemal ward das Opfer ganz oder theilweise verbrannt, um zu bezeugen, daß das Feuer die natürliche Strafe des Verbrechens sei, und daß das stellvertretende Fleisch statt des schuldigen Fleisches verbrannt wurde.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die ganze Welt durch die Darbringung der blutigen Opfer erstens das Bedürfniß und die Nothwendigkeit ihrer Erlösbarkeit aussprach, daß sie zweitens nur in der Hingabe des Lebens, d. h. in Vergießung von Blut, die Möglichkeit der Erlösung fand, und daß sie drittens an eine stellvertretende Genugthuung glaubte, nämlich,

daß ein Unschuldiger, wenn er freiwillig in den Tod gehe, die Schuldigen erlösen könne. Ist nun diese Vorstellung von der Erlösung die richtige? Und hierauf ist zu antworten: Ja, und darum, Geliebte, finden wir die merkwürdige Thatsache, daß Moses, der doch in seiner ganzen Gesetzgebung auf's Eifrigste bemüht war, alle heidnischen Gebräuche fern zu halten, und die Israeliten überhaupt von den Heiden abzusondern, in Bezug auf die Opfer sein ganzes System aufgibt und sich nach dem Grundritus der Völker richtet. Ja, er richtet sich nicht bloß darnach, sondern gibt ihm eine neue Kraft. Unter den von diesem hochberühmten Gesetzgeber vorgeschriebenen Ceremonien gibt es nicht Eine, und besonders nicht Eine Reinigung, die nicht Blut gefordert hätte.

Und nun frage ich, woher hatte denn die ganze alte Welt diese Vorstellung einer *geistigen* Wiedergeburt durch das Blut? Und warum hatte man, um die Gottheit zu ehren, um ihre Gunst zu erhalten, um ihren Zorn abzuwenden, überall und allezeit eine Ceremonie gewählt, welche der Verstand nimmer angibt, das Gefühl aber zurückstößt? Wie konnte Gott selber im Mosaischen Gesetze diese blutigen Opfer anordnen und beibehalten? Hier muß man nothgedrungen auf irgend eine verborgene Ursache zurückkommen, die Wurzel dieses so außerordentlichen und allgemeinen Glaubens muß sehr tief liegen. Und wo liegt sie? Nirgends, als in der unsern Stammeltern gewordenen Uroffenbarung, daß einst ein Unschuldiger für das ganze Menschengeschlecht sterben werde, eine Offenbarung, die sich über die ganze Welt verbreitet und in ihr erhalten hatte — und dann noch in dem lebendigen Selbstbewußtsein des Menschen, daß er ein Sünder sei und folglich das Leben verwirkt habe, das aber ein Unschuldiger durch freiwillige Hingabe retten könne.

Nun, frage ich, wie ist es möglich, daß Menschen, welche sich Christen nennen, diesen Glauben der ganzen Welt als eine gotteslästerliche religiöse Anschauung brandmarken können? O, Geliebte, glaubet nicht, daß Alles, was im Heidenthume

vorkommt, heidnisch und deßhalb verwerflich sei; nein, es gibt keine Wahrheit im ganzen Christenthum, die sich nicht auch im Heidenthume schon vorfände, aber freilich jedesmal in der Karrikatur und Verzerrung. Und so ist es auch bezüglich der Anschauung der alten Welt von der Erlösung. Richtig und wahr ist der Grundgedanke, der allen blutigen Opfern zu Grunde liegt, nämlich das Bedürfniß nach Erlösung, der Glaube, daß diese nur durch Blut bewerkstelligt werden könne, und daß diese Erlösung nur durch einen Unschuldigen, der für die Sünder sterbe, bewerkstelligt werden könne. Die Heiden haben also das Problem erkannt; aber sie konnten es nicht lösen; sie haben die Krankheit wohl empfunden, sie wußten auch und fühlten es in ihrer innersten Seele, daß es ein Heilmittel dafür gebe und von welcher Art es sein müsse: nämlich das Blut — das wahre Heilmittel selber aber haben sie nicht kennen können.

Nur wer hat, kann geben, nur wer gut ist, kann gut machen; um zu zahlen, mußt du haben, sonst wird Schuld auf Schuld gehäuft, und hier begegnen wir der Grundverirrung der Heiden in ihrem ganzen Opferdienst. So vollkommen es wahr ist, daß nur ein Unschuldiger für den Schuldigen genugthun könne, vorausgesetzt, daß er wirklich ein Unschuldiger und im Stande sei, die ganze Schuld zu bezahlen, so wahr ist es auch, daß auf der ganzen Welt noch nie ein solch' Unschuldiger gelebt hat, der diese Genugthuung zu leisten im Stande gewesen wäre; denn auch der Vollkommenste entflieht der Sünde nicht, wenn er einmal geboren ist. Es ist vollkommen wahr, daß, je vollkommener und reiner das Opfer, desto angenehmer es Gott ist: allein diese Wahrheit führte die Heiden auf den entsetzlichen Gedanken, Menschen zu opfern, weil diese jedenfalls Gott angenehmer wären, als die Thiere. Dieß ist die entsetzlichste Verirrung im heidnischen Opferdienste und kann nur durch den Menschenmörder von Anbeginn unter sie gekommen sein. Daher belegte auch Moses diesen scheußlichen Menschenopferdienst, der bei den

nächsten Nachbarn des israelitischen Volkes eine furchtbare Ausbreitung gefunden hatte, mit den schwersten Strafen; aber die Grundidee des Opfers nahm er herüber, wie sie sich überall vorfand, und beim Volke Israel hatten sie auch wirklich die bestimmte Bedeutung, daß einst Einer kommen und für das Volk unschuldig sterben werde. Alle blutigen Opfer der Juden weisen auf ihn hin, und nur im Glauben an den künftigen Opfertod dieses Unschuldigen hatten sie eine Kraft. Aber auch bei den Heiden wird Gott auf ihren Willen sehen und sie darnach richten.

Alle diese blutigen Opfer nun, Geliebte, haben in dem großen Versöhnungsopfer auf Golgatha ihre Erfüllung gefunden. Die Vorbilder sind in die Wirklichkeit übergegangen, der Schatten ist zur Wahrheit geworden, die Welt ist wirklich durch Blut erlöst worden, durch das kostbare Blut des unschuldigen Lammes, das von Anfang der Welt für die Sünden der Welt in freier Selbstbestimmung geschlachtet worden ist und auf Golgatha sich in Wirklichkeit hat schlachten lassen. Darum riß auch beim Tode Jesu der Vorhang vor dem Allerheiligsten im Tempel in Mitte entzwei, zum Zeichen, daß der bisherige Opferdienst mit den blutigen Opfern ein Ende haben soll, weil sie durch das Opfer auf Golgatha erfüllt worden sind.

Und nun, Geliebte, seid ihr im Stande, zu urtheilen, was es für eine Bewandtniß habe mit der Behauptung, daß wir nur durch die Lehre Jesu erlöst worden seien, sein Tod aber gar keine Bedeutung für uns habe. Die ganze heidnische und jüdische Welt straft seit sechstausend Jahren durch ihre blutigen Opfer, die sie darbringt, diese Behauptung als eine durch und durch lügenhafte, die in der Geschichte der Menschheit nicht den mindesten Anhaltspunkt findet, sondern gerade durch sie widerlegt wird. Nein, es ist und bleibt wahr, so schmerzlich und dem Gefühle widerstrebend es auch ist: „Ohne Blutvergießen keine Erlösung!" und wer an Christi Versöhnungstod nicht glaubt und nicht in seinem Blute sich zu rei-

nigen sucht, wird nie und nimmer Vergebung seiner Sünden erhalten. Die göttliche Gerechtigkeit war befugt, dieses Opfer zu fordern, denn sie war unendlich beleidigt und unser aller Leben war verwirkt; aber die göttliche Erbarmung sprach: Es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe, und so nahm der Sohn Gottes die menschliche Natur an, litt und starb in derselben, und das sündige Geschlecht war erlöst, die Gerechtigkeit war ausgesöhnt. Und diese freiwillige, aus unendlicher Liebe und Erbarmung beschlossene Hinopferung des Sohnes Gottes in den Tod für uns sündige Menschen lohnen Menschen, die Christen genannt sein wollen, dadurch, daß sie das kostbare Blut des Herrn mit Füßen treten, indem sie sein Leiden und Sterben, dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit läugnen, geringschätzen und verachten.

Wir, Geliebte, wollen danken, dadurch, daß wir fest an den Erlösungstod des Herrn glauben und die Früchte desselben uns anzueignen suchen. Amen.

Dritte Ölbergpredigt.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ Joh. 3, 16.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die letzten zwei Ölbergpredigten haben euch dargethan, wie das Leiden und Sterben, mit Einem Worte, der große Opfer- und Versöhnungstod Jesu Christi der Angelpunkt ist, um den sich die ganze Weltgeschichte dreht. Es stand fest im Bewußtsein der ganzen Heidenwelt, daß wir Menschen durch die Sünde dem Tode verfallen seien, daß wir Alle gleich Missethätern und Majestätsverbrechern das Leben verwirkt haben, und daß folglich unsere Schuld nur durch Blut gesühnt werden könne, weil im Blute der Sitz des Lebens sei. Und so deuteten denn all' die blutigen Opfer, die je in der Welt dargebracht worden sind, bewußt oder unbewußt auf den Unschuldigen hin, der einst für die schuldige Menschheit sein Blut vergießen würde.

Es entsteht nun die weitere Frage:

Warum konnte uns nur Gott selber erlösen? I. Theil.

Warum wollte er uns nur in dieser Weise erlösen? II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

I. Theil.

Man kann nur staunen, Geliebte, wenn man in unsern Tagen die Äußerung hören muß: daß der Mensch es sei, der allein sich selber helfen könne, daß der Mensch somit sein eigener Erlöser sein müsse. Was du einmal gesündigt hast, so lautet das Urtheil dieser Menschen, das bleibt gesündigt, das kann nie wieder gut, nie ungeschehen gemacht werden; Gott selbst kann die Sache nicht ändern, dir deine Schuld nicht vergeben, du kannst nur dadurch die Sache ändern, daß du anfängst, ein anderer Mensch zu werden; nur du kannst dir deine Schuld vergeben, wenn du ein neues, besseres Leben beginnst. In dieser Behauptung, Geliebte, sind Wahrheit und Irrthum auf eine merkwürdige Weise ineinander verschlungen, und es ist demnach nothwendig, sie strenge voneinander zu sondern. Allerdings ist es wahr, daß die schlechte That, die der Mensch vollbracht, nie wieder gut, nie ungeschehen gemacht werden kann, die Unschuld einmal verloren, ist ewig verloren, der Ermordete wird nicht wieder lebendig, die vergeudete Lebenszeit kehrt nie wieder zurück — also die That selber, die schlechte, kann nicht ungeschehen gemacht werden, das kann allerdings Gott selber nicht ändern; allein etwas ganz anders ist die Schuld der bösen That, und diese kann Gott jedenfalls nachlassen. Freilich, wenn man annimmt, daß Gott durch die Sünde gar nicht beleidigt wird, gar nicht beleidigt werden kann, daß es ihm ganz gleichgültig ist und sein muß, ob ein Mensch gut oder schlecht ist, wenn also angenommen wird, daß Gott in

gar keiner Beziehung zum Menschen stehe und der Zweck unsers Daseins also ein ganz anderer ist, als den Willen Gottes zu erfüllen: dann muß man freilich auch zugestehen, daß Gott keine Schuld vergibt, auch keine zu vergeben braucht, weil er eben durch gar keine Sünde beleidigt wird. Allein, Geliebte, so unabhängig steht der Mensch nicht da, sonst wäre er nicht mehr Mensch, sondern Gott selber.

Der Mensch hat sich nicht selber erschaffen, sondern Gott hat ihn erschaffen. Er ist demnach Gottes Creatur und folglich abhängig von seinem Schöpfer. Seine Bestimmung bestand darin, daß er den Willen *Gottes* erfüllte, daß sein Wille Eins mit dem göttlichen wurde; der Mensch stand somit zu Gott in einem Verhältniß, wie das Kind zu seinem Vater, folglich mußte eine Verletzung des väterlichen Willens auch eine Beleidigung des Vaters sein. In diesem Verhältnisse steht jeder Mensch zu Gott, jeder ist abhängig von Gott und seinem Willen, jedem ist es als Aufgabe seines Lebens gesetzt, diesen Willen zu erfüllen, und jede Übertretung dieses Willens ist somit Beleidigung Gottes — eine Sünde.

Diese Sätze, sollte man meinen, sind so klar, so in der Natur des Menschen, der sich als abhängiges Wesen nur zu gut erkennt und fühlt, gelegen, daß man denken sollte, sie könnten gar nicht bestritten werden. Allein in unsern Tagen, wo man Gott zu Nichts und den Menschen zum *Gott* machen will, wird Alles auf den Kopf gestellt und der Mensch, als souveräner Herrscher, ganz und gar unabhängig von seinem Herrn und Schöpfer hingestellt; denn Gott, so wird mit großem Nachdrucke hervorgehoben, hat den Menschen mit Freiheit erschaffen. Es ist nun kein Wunder, Geliebte, wenn das Wort Freiheit, das in Folge der gräßlichsten Mißdeutung desselben seit zwei Jahren eine halbe Welt zum Narrenhaus gemacht hat, auch auf das Verhältniß des Menschen zu Gott in der verkehrtesten Weise angewendet wurde.

Allerdings hat Gott den Menschen frei erschaffen, d. h. er hat ihm die Wahl gelassen, sich für ihn oder für die Creatur

zu entscheiden, diese Freiheit zwischen Gut und Bös hat der Mensch noch jetzt; allein das ist die wahre, die höhere Freiheit nicht, die darin besteht, daß man nur das Gute will; noch weniger aber ist der Mensch in der Weise frei, daß er unabhängig von Gott dastünde, daß er außer aller Verantwortlichkeit wäre, ob er den Willen Gottes erfüllte, oder nicht. Sein Verhältniß ist vielmehr von der Art, daß er jedesmal Gott beleidigt, so oft er sündigt, und daß er somit durch jede sündhafte That bei Gott eine neue Schuld anhäuft.

Ist nun aber dieß eine unumstößliche Wahrheit, so ist es auch gewiß, daß der beleidigte Gott vom Geschöpfe, das sich gegen ihn empört, Genugthuung verlangen und daß die Schuld und Strafe der Sünde nie und nimmermehr erlassen werden kann, wenn diese Genugthuung nicht geleistet wird. Die Frage ist jetzt nur die: Wer ist im Stande, der göttlichen Gerechtigkeit Genugthuung zu leisten?

Der moderne Unglaube ist in seinem Hochmuthe gleich mit der Antwort zur Hand. Er sagt: Der Mensch selber ist sein eigener Erlöser. Hat er schlecht gelebt, so bessere er sich, und dann ist die Schuld vergeben. Hiemit ist freilich, das muß man gestehen, die Schwierigkeit der Erlösung auf die schönste Weise beseitigt, und ein Leben voll Verbrechen wird schnell gesühnt, wenn man anfängt, tugendhaft zu werden. Also wenn Einer mehrere tausend Gulden Schulden gemacht hat, und er macht in Zukunft keine neuen mehr, so sind seine alten Schulden getilgt; wenn Jemand tausend und tausend Sünden der schwersten Art begangen hat und bessert sich in Zukunft, so sind auch die Sünden des früheren Lebens alle getilgt, und das Alles kann der Mensch selber, er braucht da gar Niemanden, als sich selber. Jedermann sieht, wohin man kommen würde, wenn man dieser Lehre nachlebte; man könnte das leichtfertigste Leben von der Welt führen, sich dann am Abend seines Lebens etwa auf ein Jährchen von der Sünde zurückziehen, und sieh da, die Sünden des ganzen früheren Lebens sind getilgt, die

ganze Schuld ist vergeben! So wird durch diese Lehre die Sünde zu einem sanften Ruhekissen, und die Erlösung davon ist ein wahrhaftes Kinderspiel. Natürlich kann bei einer solchen Anschauung von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit, die auch den Schatten der Sünde haßt und bestraft, gar keine Rede sein. Der liebe Gott wird da überhaupt eine sehr überflüssige Person, der Mensch allein ist ja sein Erlöser.

Allein es lasse sich Niemand durch derartige Lehren einer gottentfremdeten Zeit täuschen. Die Sache ist nicht so geringfügig, daß sich so leichten Fußes darüber hinweghüpfen ließe, die Sünde ist keine Seifenblase, mit der man zum Zeitvertreib spielen kann, und die wieder so leicht in Nichts zerrinnt, als sie hervorgebracht wurde, der Mensch ist jener stolze Herkules nicht, welcher der Hyder Meister werden könnte, nein, er kann zwar Böses thun, er kann Sünde auf Sünde häufen, aber nicht das Mindeste wieder gut machen, keine Schuld sühnen. Er kann zwar den Zusammenhang mit Gott durch den Mißbrauch seiner Freiheit zerreißen, aber das zerrissene Band wieder anzuknüpfen, den Zusammenhang, die Gemeinschaft mit Gott wieder herzustellen, das ist der Mensch schlechterdings nicht im Stande. Die Erlösung besteht in der Tilgung der Schuld nach rückwärts, und in der Wiederherstellung der Gemeinschaft nach vorwärts.

Wie sollte nun der Mensch diese Schuld zu tilgen im Stande sein? Für's Erste sind wir durch den Fall des höhern Lebens beraubt worden, und haben nicht mehr die Fähigkeit, etwas wahrhaft Gutes, Verdienstliches, in seinen Augen Wohlgefälliges zu vollbringen. Wer selbst ein Bettler ist, kann für Niemanden Schulden zahlen, und wer selbst ein Sklave der Sünde ist, kann Niemanden von der Sünde losmachen. Der gefallene Mensch kann nicht einmal sich selber erlösen, geschweige erst einen Andern. Aber nehmen wir den reinsten, den unschuldigsten Menschen, auch er hätte die Erlösung nicht bewirken können; denn alles Gute, was der Mensch thut, ist Gottes Werk und Eigenthum und kann somit kein Genug-

thuungsmittel sein; ebenso wenig aber konnte auch der heiligste Mensch die Gemeinschaft mit Gott wieder herstellen; denn kein endliches Wesen ist im Stande, ein anderes endliches Wesen zum Unendlichen in ein Verhältniß zu bringen.

Was hier vom Menschen gesagt ist, das gilt von jeder andern Creatur; jede Creatur, auch der vorzüglichste Engel wäre nicht im Stande gewesen, die Erlösung der Menschheit zu bewirken, eben weil keine Creatur als endliches Wesen eine unendliche und somit ausreichende Genugthuung hätte leisten können. Aus dem nämlichen Grunde hätten auch alle erschaffenen Wesen zusammengenommen nie und nimmer die Menschheit erlösen können, wenn sie sich auch Alle zu Einem Brandopfer vereinigt hätten.

So und nicht anders stand es um das Menschengeschlecht; Alle wären wir für immer und ewig verloren gewesen, wenn nicht **Gott selber** in seiner unendlichen Liebe und Erbarmung die Erlösung des Menschengeschlechtes auf sich genommen hätte; und nun, Geliebte, möget ihr auch den Werth der Behauptung würdigen, als wenn es dem Menschen möglich wäre, sich selber zu erlösen, ja, als wenn dieß ganz allein in seine Macht gestellt wäre.

Nein, so ist es nicht; kein Mensch konnte helfen, kein Mensch wußte Rath, Gott selber mußte in's Mittel treten, wenn geholfen werden sollte. Selbst die Heiden hatten eine derartige Überlieferung; daher wird bei ihnen Gott öfter dargestellt, wie er einer Schlange den Kopf zertritt und wie diese nach seiner Ferse beißt.

Diese Erlösung nun geschah von Seite Gottes mit absoluter Freiheit und Machtvollkommenheit. Daß Gott genöthigt gewesen wäre, die Menschen zu erlösen, daran ist gar nicht zu denken. Immer finden wir in der heiligen Schrift die reine Liebe des Vaters, die reine Barmherzigkeit und Gnade des Sohnes als Grund unserer Erlösung angegeben. Ja, aus Liebe hat sich der himmlische Vater entschlossen, seinen eingebornen Sohn für uns hinzugeben; denn ausdrücklich sagt der heilige Johannes (Joh. 3, 16.): „Also hat Gott die Welt ge-

liebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit Jeder, der an ihn glaubt, nicht zu Grunde gehe, sondern das ewige Leben erlange." Und Jesus selbst sagt bei Johannes: „Niemand hat eine größere Liebe, als daß er sein Leben für seine Freunde gebe." Und wie oft legt es uns der Apostel an's Herz, daß wir aus Gnade gerechtfertigt seien, daß die Erlösung ein Geschenk Gottes sei! Es vermag aber auch die Vernunft keinen Grund aufzufinden, daß Gott die Menschen hätte erlösen müssen; es ist kein solcher Grund in Gott selber, denn seine Vollkommenheit und Seligkeit wurde durch den Fall des Menschen nicht berührt, sie ist vor der Schöpfung und nach dem Falle des Menschen dieselbe; es ist aber auch kein Grund im Menschen selber, denn der Mensch konnte Gott zu diesem Schritte nicht zwingen, und er hatte seinen Fall lediglich nur sich selber zuzuschreiben. Also daß Gott die Menschen hätte erlösen müssen, davon kann keine Rede sein; indeß der göttlichen Erbarmung genügte es, daß sie möglich war und in Übereinstimmung mit der Bestimmung des Weltalls geschehen konnte. Die gefallenen Engel waren keiner Erlösung mehr fähig; als pure Geister, und also mit weit höheren Kräften begabt, als der Mensch, hatten sie auch weit schwerer gesündigt, die Sünde wurde ihr innerstes Wesen und ihr Wille bekam nicht bloß eine Neigung zur Sünde, sondern er will jetzt nur mehr die Sünde, er ist durch und durch böse. Bei dem Menschen aber war es anders. Der Mensch ist kein reiner Geist, sondern er hat im Leibe, der auf das Äußere, sinnlich Angenehme losgeht, seinen Gegensatz. Durch diese Hingabe an die Außenwelt wurde daher der Wille des Menschen nicht ganz und gar verkehrt, er bekam nur eine Neigung zum Bösen; dann ist zu bemerken, daß der Mensch von außenher versucht und verführt wurde durch den Teufel mittelst der Frucht, und hierin liegt eine gewisse Entschuldigung für ihn, während die Engel im Innersten ihres Wesens die Sünde hegten, und hiezu nicht erst durch eine Versuchung von außen veranlaßt wurden. Der Mensch fiel daher durch seine Sünde

nicht über die Linie hinaus, außerhalb welcher keine Erlösung möglich ist, und dieß genügte der göttlichen Erbarmung, die Möglichkeit in die Wirklichkeit zu verwandeln.

Was lernen wir nun, Geliebte, aus dem bisher Gesagten? Das lernen wir, daß kein Mensch, kein Engel, überhaupt keine Creatur, ja Menschen und Engel zusammen nicht im Stande gewesen wären, die göttliche Gerechtigkeit zu versöhnen; nur Gott konnte da helfen, nur der ewige Sohn konnte dem Vater eine unendliche Genugthuung leisten.

Und diese Genugthuung wurde geleistet; aus unendlicher Liebe gab der Vater seinen Sohn hin, aus unendlicher Liebe und Erbarmung gab der Sohn sein Leben für uns hin. Wer möchte da nicht ausrufen mit dem Apostel (II. Kor. 1, 3.): „Gepriesen sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes!" „So groß als Gott ist, so barmherzig ist er auch," sagt schon das Buch Ekklesiastikus (Sir. 2, 23.); und wiederum heißt es dort: „Wer kann seine Barmherzigkeit schildern? Der Mensch ist nur gegen seinen Nächsten barmherzig, aber Gott ist barmherzig gegen alle Geschöpfe" (ebend. 18, 4. 12.). Darum wollen wir in Ewigkeit mit David die Erbarmungen des Herrn preisen, und ihn bitten, er möchte in seiner Barmherzigkeit auch denen verzeihen, die ihn gerade wegen der unendlichen Liebe, mit der er der Welt seinen Sohn zum Opfer gab, lästern.

Wir sind nun bei dem zweiten Punkte angelangt. Wir haben gesehen, nur Gott konnte helfen, nur Gott uns erlösen. Wie aber Gott hinsichtlich der Erlösung im Allgemeinen frei war, so war er auch hinsichtlich der Art und Weise frei, wie er uns erlösen wollte. Warum er aber nun gerade diese Art und Weise gewählt hat, das erklärt der

II. Theil.

Gott ist frei hinsichtlich der Art und Weise, wie er die Menschen erlösen will. Er erlöst, weil und wie er will, weil er so will. Er konnte uns erlösen in der Weise einer Begnadigung und Verzeihung, ohne daß er selbst vom Himmel herabgestiegen wäre; wenn er uns aber auf dem Wege der Genugthuung erlösen und zu diesem Ende Mensch werden wollte, so hätte er diese Genugthuung in irgend einer That des Gehorsams leisten können; Leiden und Tod, vorab der schmählichste Tod am Kreuze, wäre gar nicht nothwendig gewesen; jede That des menschgewordenen Sohnes Gottes hätte die Schuld der Menschheit weit aufgewogen. Daß nun aber der Sohn Gottes gerade diese Art der Genugthuung durch Leiden und Tod am Kreuze wählte, und gerade diese und keine andere, das ist nun gewiß nicht ohne tiefe Absicht geschehen, und uns obliegt nun die Aufgabe, soweit als das schwache Auge des Sterblichen in das Geheimniß zu schauen vermag, einen Blick in die Ökonomie der göttlichen Rathschlüsse zu werfen. Ich sage, so weit das unser schwaches Auge vermag; denn schon der heilige Bernhard gibt auf die Frage: Warum wollte er durch Blut die Erlösung bewirken, die er doch auch durch das Wort hätte vollbringen können? folgende Antwort: „Frage ihn selber. Mir ist erlaubt, zu wissen, daß es so ist; warum es aber so ist, ist mir nicht erlaubt."

Indeß, Geliebte, trotzdem, daß wir das anbetungswürdige Geheimniß des Leidens und Sterbens Jesu Christi nie in seiner Tiefe ergründen können, sind uns doch gewisse Anhaltspunkte gegeben, von denen aus wir im Stande sind, ein wenig hinter den Vorhang des Allerheiligsten zu schauen und dann anbetend auf die Kniee zu sinken, und Gottes unendliche Erbarmungen zu loben und zu preisen. Es ist die tiefste Weisheit, die in dem ganzen Plane der Erlösung durchleuchtet und die Durchführung dieses Planes genau für den Zu-

stand der gefallenen Menschheit und ihre Bedürfnisse berechnet. Die Arznei ist überall der Krankheit angemessen, und daher finden wir in dem großen Werke der Erlösung das Bestreben durchblicken, unsern Fall entweder durch Gleiches oder Entgegengesetztes zu heilen. Der himmlische Arzt, der zu uns gekommen war, er kannte gar wohl den Patienten, mit dem er es zu thun hatte. Er wußte, wie er zu seiner Krankheit gekommen war, er wußte, wie sich dieselbe ausgebildet und seinem ganzen Wesen mitgetheilt hatte, er wußte, wie dieselbe bald in dieser bald in jener Form zum Ausbruche kam, und seine Medikamente waren deßhalb darauf berechnet, das Gift auf demselben Wege aus dem Körper der Menschheit zu schaffen, auf dem es in denselben gekommen war. Da das ganze Menschengeschlecht in seinen Stammeltern gesündigt hatte, so war daher vor Allem nothwendig, daß Gott selber die menschliche Natur annahm, damit das durch den Menschen gefallene Geschlecht durch den Menschen wieder erhoben wurde. Der Teufel hatte die Menschheit besiegt, durch den neuen Menschen, der in Christus erschienen war, sollte der ehemalige Sieger wieder besiegt werden. Gott verhüllte seine Majestät in der Menschheit, um so den Menschen zu seiner Erkenntniß und Liebe anzuziehen und zu erziehen. Weil die Menschen den Weg zu Gott verloren hatten, darum ist der Sohn Gottes als Mensch zum sichtbaren und lebendigen Wege derselben geworden und zum wahren Führer. Er ward Fleisch, damit wir von der Krankheit des Fleisches geheilt und von der Herrschaft seiner Krankheiten frei würden, er erniedrigte sich, damit wir erhöht würden, er nahm die Menschheit an, damit diese an der Gottheit Theil nehmen möchte, er kam in die Menschheit, damit diese in Gott käme. Auf diese Weise sollte das Verlangen unserer Stammeltern, wie Gott zu werden, erfüllt, zugleich aber das anmaßende Bestreben Adams, Gott gleich zu sein, wiederum ausgeglichen werden. So kam Gott in den Menschen, um dessen Existenz neu zu begründen, in ihm die Gnade zu befestigen, seinem

Fleische die Unverweslichkeit einzupflanzen, um den Schwachen ein Brod zu sein, um dem Menschen behufs seiner Heilung menschlich zu nahen; er ward Fleisch, damit er durch seinen Gehorsam unsern Ungehorsam ausgliche, das gefallene Fleisch in ihm selbst herstellte, in ihm die Sünde verdammte und sie aus ihm verbannte. So ward also Gott Mensch, damit auf den alten, wildgewordenen Baum ein neues Reis gepfropft würde, und so ein neues Leben in seine Säfte hineinkäme.

Wie aber im ersten Akte des Erlösungswerkes, in der Menschwerdung Gottes, so ersehen wir auch im zweiten Akte desselben, im Leben und in der Lehre Jesu, überall das Bestreben des himmlischen Arztes durchblicken, die Krankheit des Menschen durch Gleiches und Entgegengesetztes zu heilen. Der Sohn Gottes ward arm geboren und lebte in äußerster Armuth, um durch sein Beispiel die Sucht nach irdischen Gütern, nach Genuß und Wohlleben aus den Menschen zu bringen, die Armen und Gepreßten aber durch dasselbe zu trösten; er war sanft und predigte Sanftmuth, um dadurch den Tiger in der Menschennatur, die Zorneswuth und Rachsucht zu bändigen; er war demüthig von Herzen und predigte Demuth, um dadurch den Stolz und alles Pochen auf seine eigenen Vorzüge vom menschlichen Herzen abzuschälen; er wandelte als der Reinste und Heiligste, und verbot selbst den unreinen Blick nach einem fremden Weibe, um so das menschliche Herz von Fesseln sinnlicher, unerlaubter Lust zu befreien; er predigte Nächsten- und Feindesliebe, um den Wahn zu benehmen, als dürfe man den Feind hassen, und als seien nur gewisse Menschenklassen als unsere Nächsten zu betrachten. Ich will hier nur dieses Wenige aus dem Leben Jesu andeuten, um zu zeigen, wie der Sohn Gottes fortwährend bemüht war, durch Tugendlehre und Tugendbeispiele das entgegengesetzte Laster zu beseitigen. Und so hat er uns nicht bloß eine Arznei bereitet, sondern er, der Arzt selber, ist unsere Arznei geworden. Er hat den Stolz des Menschen durch seine

Demuth geheilt und durch seine Einfalt die List der Schlange besiegt.

Die nämliche Weisheit Gottes, den Fall des Menschen theils durch Gleiches, theils durch Entgegengesetztes zu heilen, ist aber auch im Schlußakte des Erlösungswerkes, im Leiden und Sterben des Sohnes Gottes sichtbar. Durch den Genuß einer verbotenen Speise, die der Teufel gesegnet hatte, aß sich der Mensch Tod und Verderben hinein, da bereitete der Sohn Gottes am Abende vor seinem Leiden eine andere Speise für ihn, sich selber nämlich, auf daß durch sie Leben und Unsterblichkeit in ihn käme; im Garten hatte der erste Mensch gesündigt, in einem Garten, im Garten Gethsemane, sollte daher auch das Leiden Christi und dadurch die Erlösung von der Sünde beginnen; in einem Garten hatte der Mensch die Lust der Sünde genossen, darum wollte der Sohn Gottes auch in einem Garten die entsetzlichste Todesangst der Sünden wegen erdulden; dort, am Baume der Erkenntniß, am Holze war es, an welchem der Teufel über das Menschengeschlecht gesiegt hatte, am Holze, am Stamme des heiligen Kreuzes sollte er auch wieder besiegt werden; und weil der Mensch die Gabe der Unsterblichkeit mißbraucht und sich dadurch den Tod geholt hatte, so benützte der Sohn Gottes den Tod, um uns zum Leben zu verhelfen.

Seht, Geliebte! so zieht sich eine anbetungswürdige Weisheit durch das ganze Erlösungswerk hindurch, immer finden wir, daß nach dem göttlichen Rathschlusse dasselbe in allen seinen Abstufungen genau auf die Geschichte des Falles des Menschengeschlechtes berechnet ist, und der himmlische Heiland immer Gleiches oder Entgegengesetztes anwendet, um den Fall in seinen verschiedenen Erscheinungen zu beseitigen. Die heiligen Väter und Geisteslehrer der Kirche haben zu allen Zeiten diese Weisheit, wie sie in der ganzen Ökonomie des Erlösungswerkes zu Tage tritt, hervorgehoben, die heilige Kirche rühmt und preist dieselbe in den Lobgesängen der kirchlichen Tagzeiten, insbesondere aber in der Präfation der heiligen

Messe vom Leiden Christi, wo sie also sagt: „Wahrhaft würdig und billig, gerecht und heilsam ist es, daß wir dir immer und überall Dank sagen, heiliger Vater, allmächtiger, ewiger Gott, der du das Heil des menschlichen Geschlechtes in das Holz des Kreuzes gesetzt hast, damit von dorther, wo der Tod seinen Anfang nahm, das Leben wieder erstünde, und damit der, welcher am Holze siegte, auch am Holze wieder besiegt würde, durch Jesum Christum unsern Herrn" u. s. w.

Ich brauche nicht erst zu bemerken, Geliebte, daß, gleichwie der Sohn Gottes die weisesten Absichten hatte, daß er gerade Leiden und Tod im Allgemeinen für die angemessenste Art und Weise der Erlösung hielt, diese weisen Absichten auch in jedem einzelnen Leiden unsers Erlösers durchblicken; denn man glaube ja nicht, daß das Blutschwitzen und die Todesangst am Ölberg, die Geislung und Krönung, die Verspottung und Verhöhnung, überhaupt alle einzelnen Leidensumstände etwa mehr zufälliger Natur waren; nein, der Herr hatte bei jedem einzelnen Leiden, das er erlitt, seine besondere Absicht. Er litt das Alles und gerade so und nicht anders, weil er gerade diese Art von Erlösung für die unseren Zuständen angemessenste hielt, und hier in diesen besonderen Leidenszügen ist es, wo sich mit der Weisheit zugleich auch die Gerechtigkeit verbindet, und dem Menschengeschlechte gezeigt werden sollte, welch' ein Ungeheuer die Sünde sei. Ja, Geliebte, gerade so und nicht anders wollte Gott die Menschheit erlösen, weil ihr gerade durch diese Art der Erlösung die Schwere und Bosheit der Sünde auf die entsetzlichste Weise vor Augen tritt. Hätte der Sohn Gottes durch irgend einen andern Akt des Gehorsams uns erlöst, nie und nimmer würde uns die Sünde in ihrer ganzen Gräßlichkeit erschienen sein; aber die Strafe, die der Heiligste an seinem Leibe wegen der Sünde erduldet, diese grausame Pein, die er leidet, müssen uns die Augen öffnen und können uns nimmer in Zweifel lassen, daß die Sünde in den Augen des gerechten Gottes der schrecklichste Gräuel sein müsse. Ja, Geliebte, sehet hin auf den Ölberg! sehet den

Heiligsten, wie er zagt und zittert, wie er sich windet und krümmt, wie nicht kalter Angstschweiß, sondern blutiger Todesschweiß von seinem bleichen Antlitze zur Erde träufelt, wie ein Engel kommen mußte, um ihn zu stärken. Welch' ein Unterschied zwischen dem, was auf Tabor vorging und hier auf dem Ölberg! Dort strahlt der Herr in überirdischer Pracht, hier liegt er wie ein Wurm zertreten am Boden, von blutigem Angstschweiß überronnen! Ach, was mag wohl den göttlichen Erlöser so zermalmt haben? Frage nicht lange, mein Christ, deine Sünden und meine Sünden, die Sünden der ganzen Welt waren es, die alle vor seiner Seele standen, die er alle auf sich nehmen, für die alle er leiden sollte. Diese haben den blutigen Schweiß ihm aus dem Körper gepreßt und ihn mit Todesangst erfüllt. Und sieh da, die Sünde ist nur eine Kleinigkeit in den Augen der Welt und vielleicht auch in unsern Augen.

Schau hin, mein Christ, an jene Säule, an welcher der Herr nackt und bloß und zerfleischt am ganzen Leibe angebunden steht. Glaubst du, diese Marter sei etwa eine zufällige gewesen? Kommt dir gar nicht der Gedanke, daß eine gewisse Sünde, die sehr im Schwunge ist, es sein möchte, die den Herrn an jener Schandsäule so grausam zugerichtet hat? Und sieh, doch ist diese Sünde eine Kleinigkeit — es gehört zur Mode, sich schamlos zu kleiden, und die Unzucht in Gedanken, Worten und Werken gilt für keine Sünde mehr, besonders wenn sie sich in den Schleier eines gewissen äußeren Anstandes zu kleiden weiß. Schauet hin auf den grausam zergeiselten Jesus, sehet da die Früchte der Sünde, die jetzt in aller Welt nur für eine Kleinigkeit, für etwas ganz Erlaubtes und Natürliches gilt.

Und wenn du, mein Christ, ihn mit der Dornenkrone auf dem zerstochenen Haupte erblickest und das Blut unter seinen Haaren die Schläfe herabrollen siehst: glaubst du, das sei auch so eine zufällige Mißhandlung gewesen? Ja, wenn es keinen Hochmuth gäbe, in welchem der Mensch stolz sein Haupt

erhebt und mit frechem Übermuthe ruft: Wer ist wie ich? Ich bin mein eigener Herr und Gott, wenn es keine Sünde der Hoffart gäbe — dann wäre die schmerzenvolle Krönung Jesu ein zufälliges Leiden gewesen. Allein er wollte an seinem heiligsten Haupte allen Stolz und Hochmuth büßen, den der Mensch, der Staub und Asche ist, in seinem Kopfe trägt — und nun sage man mir noch, daß dieser Hochmuth keine Sünde sei! —

Sieh hin, mein Christ, auf den Kalvarienberg, wie sie den Herrn mit Galle und Essig tränken, um seine wie eine Scherbe vertrocknete Zunge zu benetzen, als er vor Durst hätte verschmachten mögen. Und doch sagt die Welt, Schlemmerei und Unmäßigkeit sei keine Sünde.

Ich habe hier, Geliebte, nur die drei Hauptsünden namhaft gemacht, für die unser Herr und Heiland besonders leiden und büßen wollte, es würde mich zu weit führen, ja ich müßte ein Buch schreiben, wenn ich dieses Thema zu Ende bringen wollte. Für heute genug hievon.

Wir haben uns heute überzeugt, daß die Menschheit unrettbar verloren gewesen wäre, wenn nicht Gott in unendlicher Liebe sich ihrer erbarmt und das Werk der Erlösung nicht selbst in die Hände genommen hätte; wir haben aber auch gesehen, daß gerade diese Art und Weise der Erlösung durch Leiden und Tod die dem Zustande der gefallenen Menschheit angemessenste ist, und daß nur in dieser Art und Weise die Weisheit Gottes und seine unendliche Gerechtigkeit sich am deutlichsten offenbaren konnte. Wir sehen, wie Schritt für Schritt der Teufel besiegt wird, wie die Heilung des Menschen Schritt für Schritt vor sich geht; wir sehen aber auch, wie im Leiden Jesu das Übel der Sünde in seiner Gräßlichkeit und Verwerflichkeit zu Tage tritt. Wer daher auf das Leiden Christi Nichts hält, der hat gar keinen Begriff und kann keine Ahnung von dem Wesen der Sünde haben und von ihrer Größe und Bosheit. Nur wer den Werth des Leidens und Sterbens Jesu zu schätzen weiß, der kann sich auch

einen Begriff machen, welche Beleidigung Gottes die Sünde sein müsse. Nur unter dem Kreuze erkennt man es, daß es noch andere Sünden gibt, als Diebstahl, Raub und Mord.

Darum, Geliebte, können wir Jene nur auf's Tiefste beklagen, die in unseren Tagen das ganze Leiden Jesu für die zufälligste und geringfügigste Sache von der Welt betrachten. Ihnen bleibt der Mensch und seine Geschichte ein ewiges Räthsel, und das Christenthum ist ihnen eine Schaale ohne Kern geworden. Wer nicht an den Werth des Leidens Christi glaubt, kann auch keinen Nutzen daraus ziehen. Für einen Solchen ist die Erlösung wie nicht geschehen. Sie gehen verloren, denn das Wort vom Kreuze ist ihnen Thorheit. Uns aber, die selig werden wollen, ist es Kraft Gottes, sagt der Apostel (I. Kor. 1, 18.). Ja, Geliebte, die Predigt vom Kreuze allein macht selig, vom Kreuze herab strömt alles Verdienst und alle Gnade, vom Kreuze herab zieht der Herr Alles an sich. Und so kommen wir denn jetzt, nachdem wir in diesen drei Vorträgen die Lehre, die theoretische Seite des Erlösungswerkes betrachtet haben, zur praktischen Seite; d. h. wir werden in den nächsten Vorträgen betrachten, welchen Einfluß der Glaube an Christi Leiden und Sterben auf das Leben und die Gesellschaft übt. Amen.

Vierte Ölbergpredigt.

„So sehet ihr, daß der Mensch durch Werke gerechtfertigt werde, nicht durch den Glauben allein." Jak. 2, 24.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

So war es also nach dem weisesten Rathschlusse der ewigen Erbarmung der Tod am Kreuze, durch welchen die Menschheit erlöst werden sollte. Am Kreuze sollte der Schuldbrief unserer Sünden zerrissen werden, am Holze des Fluches sollte der Fluch, der auf uns lastete, ein Ende nehmen, vom Kreuze herab wollte der Heiland Alles an sich ziehen. Und seit dieser Zeit ist das Kreuz jener Baum, wie kein Wald einen ähnlichen aufzuweisen vermag an Blättern, Blüthen und Frucht, wie die heilige Kirche in einem ihrer Hymnen singt.

In dem Buche der Richter lesen wir, daß einst die Bäume zusammengekommen seien, sich einen König zu wählen. Die Wahl fiel Anfangs auf den Ölbaum, dann auf den Feigenbaum, dann auf den Weinstock und endlich auf den Dornstrauch. Wenn nun einmal die Menschen zusammenkämen, einen König unter den Bäumen zu wählen, welcher Baum würde wohl einstimmig hiezu ernannt werden müssen? Es

ist dieß jener Baum, auf dessen Zweigen sich alle Vögel des Himmels, unter dessen kühlendem Schatten sich alle Völker der Erde versammeln, dessen Äste bis an die Gränzen der Erde reichen und Erquickung zuwehen den Lebendigen, Sterbenden und Todten. Salomon kannte alle Bäume, kannte die Gewächse von der Ceder Libanons bis hinab zum Isop, der an der Mauer wächst; wir dagegen wollen alle Bäume nicht kennen, als nur den Einen, und zwar den König der Bäume — den Baum des heiligen Kreuzes. Der Kreuzbaum enthält den lindernden Balsam des Ölbaumes, der Kreuzbaum enthält die Süßigkeit des Feigenbaumes, der Kreuzbaum enthält das Herzerfreuende des Weinstockes, der Kreuzbaum hat zur Krone die Stacheln des Dornstrauches.

Ja, von diesem Baume, von dieser Cypresse auf Golgatha geht alles Heil, die Erlösung der Menschheit, aus.

Es ist jetzt nur die Frage: In welcher Weise werden wir dieser Erlösung theilhaftig? **Wie kann und soll jeder Einzelne sich die Früchte der Erlösung aneignen?** Wie wird für einen Jeden aus uns das Kreuz ein Zeichen des Heiles und der Erlösung? Das ist die wichtige Frage, Geliebte, die ich in der gegenwärtigen Erbauungsstunde beantworten möchte. Der vorliegende Gegenstand, Geliebte, ist von so großer Wichtigkeit, daß er eure volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der gekreuzigte Erlöser sei mit uns und segne unsern guten Willen.

Der menschgewordene Sohn Gottes, unser Herr und Heiland Jesus Christus, hat durch sein bitteres Leiden und Sterben die ganze Welt erlöst. Das steht einmal fest. Allein verstehen wir den Sinn dieser Worte auch, wenn wir sie lesen oder beten? Christus hat durch sein Leiden und Sterben die ganze Welt erlöst — was will das sagen? Soll das etwa so viel heißen, daß, weil die ganze Welt erlöst ist, auch schon jeder Einzelne erlöst sei? Soll das etwa so viel heißen, daß

wir weiter Nichts zu thun haben, daß uns Christus der Mühe überhoben hat, thätig zu sein, daß er uns ein sanftes Ruhekissen unterbreitete, auf dem wir gemächlich ausruhen und uns in Abrahams Schooß hinüberträumen können? Nein, Geliebte, das wäre eine grundirrige Anschauung von dem Erlösungswerke, eine Ansicht, die man uns freilich gern unterschieben möchte, die aber auch nicht im Entferntesten in der Lehre der katholischen Kirche liegt.

Es kommt also Alles darauf an, daß wir die Bedeutung des Erlösungswerkes auf Golgatha gehörig erfassen. Allerdings hat Christus am Kreuze die ganze Welt erlöst, d. h. es ist jetzt einem jeden Menschen möglich, selig zu werden, was ohne diese Erlösung keinem Menschen je möglich gewesen oder geworden wäre. Am Fuße des Kreuzes entsprang der heilbringende Quell der Erlösung und fließt nun seit jenem großen Tage wie ein breiter Strom in tausend und tausend Armen und Kanälen über die erlöste Erde hin. Das geschieht aber nicht ohne der Menschen Zuthun, wie die Überschwemmung des Nil und die Befruchtung des Erdreichs durch dieselbe; sondern jeder Mensch muß jenen Quell des Heils in sein eigenes Herz hineinleiten, er muß ihm Kanäle graben, er muß, mit Einem Worte, sein Herz demselben zugänglich machen. Was hilft denn dem vor Hunger Verschmachtenden der bloße Anblick der Speise? Was hilft dem vor Durst Vergehenden der bloße Anblick der reinen, einladenden Quelle? Beide müssen sich die Mühe nehmen, zu essen, zu trinken von den vorhandenen Gaben, und dann wird ihnen geholfen sein. Und so, Geliebte, müssen auch wir uns die Früchte des Leidens und Sterbens Jesu a n e i g n e n, wenn dasselbe nicht an uns verloren sein soll. Christi Leben und Leiden ist Nahrung und Arznei, bereitet für Alle; aber Alle müssen auch davon genießen. Das Leben des Hauptes gehört den Gliedern, aber die Glieder müssen auch in die Leiden des Hauptes eingehen. In dem Erlösungsleben und Tode Christi ist das Heil ausgewirkt, die Gerechtigkeit gegründet, die Quelle eröffnet worden;

nun aber muß Christi Leben und Tod, sein Verdienst und Heil dem Einzelnen zugewandt, *seine* allgemeine Gerechtigkeit muß die Gerechtigkeit des Einzelnen werden, das Menschengeschlecht muß aus dem in seiner Mitte springenden Quell schöpfen und trinken.

Die Frage ist nun die: Wie geschieht das? Wie kann sich der Mensch die Früchte der Erlösung aneignen? d. h. mit andern Worten: Wie wird er die Sünde los und innerlich geheiligt, oder gerechtfertigt? Denn in diesen beiden Punkten: in Tilgung der Sünde und Umwandlung des innern Menschen, besteht ja die Aneignung der Erlösung. Die Antwort, Geliebte, gibt euch der Vorspruch meiner heutigen Predigt: „Ihr sehet, daß die Menschen gerechtfertigt werden durch die Werke, nicht durch den Glauben allein.“ Es ist also der Glaube, der in der Liebe thätig ist. Es ist der sogenannte *werkthätige Glaube*, der den Menschen rechtfertigt, heiligt, und ihm so die Früchte der Erlösung aneignet. Dieser werkthätige Glaube, Geliebte, enthält Alles in sich, was die Lehre Jesu fordert, um der Heiligung und Rechtfertigung theilhaftig zu werden. Hieraus ist ersichtlich, daß es keine Kleinigkeit sei um diesen werkthätigen Glauben, sondern daß derselbe die vollkommenste Ergebung an die durch und in Christus geoffenbarte und aufgestellte göttliche Ordnung, somit der eigentliche, tiefste und klarste Inhalt des Evangeliums selber sei. Ich will, Geliebte, euch den Inhalt dieses werkthätigen Glaubens und den ganzen Proceß, den der Mensch durchzumachen hat, um zu diesem werkthätigen Glauben und mit ihm zur Rechtfertigung und Heiligung zu gelangen, an der Hand des heiligen Kirchenrathes von Trient auseinanderlegen. Die kleinen Kinder, die Neugebornen kommen zu dieser Rechtfertigung, zu dieser Heiligung durch die heilige Taufe. Durch diese werden ihnen die Früchte des Erlösungswerkes angeeignet, und zwar ohne ihr Zuthun. Hier ist es die Kirche, die für sie einsteht, die für sie redet, weil sie nicht reden können. Die Taufpathen geloben hier an der Kinder Statt, daß sie glauben wollen an den

dreieinigen Gott, an Jesum Christum, der auch für sie gelitten hat und gestorben ist, an den heiligen Geist, an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Nachlaß der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben; die Taufpathen sind es, die für die zu taufenden Kinder geloben, daß sie widersagen wollen dem Teufel und allen seinen Werken, und daß sie ein Verlangen nach dem Bade der Wiedergeburt haben, und auf diese Bürgschaft denn, welche die Pathen der Kirche leisten, werden die Kinder wiedergeboren und so der Früchte der Erlösung theilhaftig.

Anders verhält sich diese Aneignung der Verdienste der Erlösung bei Erwachsenen, die im Zustande der Ungnade sind. Hier ist es die zuvorkommende Gnade Gottes, die den Menschen anwehen, ihn erwecken, ihm verhilflich sein muß, daß er zu dem Werke seiner Bekehrung schreite. Ohne diese vorkommende Gnade ist es dem Willen des Menschen schlechterdings unmöglich, zum Werke der Bekehrung zu schreiten. Obgleich aber der Mensch nicht im Stande wäre, aus eigener Kraft sich aus dem Zustande der Ungnade in den der Gnade Gottes zu versetzen, so ist er doch nicht ganz unthätig bei diesem Werke, indem es in seiner Macht steht, den Anregungen der göttlichen Gnade zu folgen, oder ihnen Widerstand zu leisten. Folgt nun aber der Mensch dem Zuge der göttlichen Gnade, so ist dadurch die Vorbereitung zur Rechtfertigung geschehen, und die weitere Folge ist, daß er, von der Gnade Gottes angeregt und unterstützt, zur Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit gelangt, von Furcht vor den göttlichen Strafgerichten erschüttert wird, und im Glauben an die göttlichen Offenbarungen und Verheißungen, insbesondere, daß der Sünder von Gott gerechtfertigt werde durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Jesus Christus ist, und in der Hoffnung, daß Gott ihm um Christi willen gnädig sein werde, nunmehr Gott als die Quelle aller Gerechtigkeit zu lieben anfängt und fest entschlossen ist, Alles zu thun, was ihn mit Gott auszusöhnen im Stande ist. Auf die Vorbereitung nun folgt der würdige Empfang der hei-

ligen Sakramente oder die eigentliche Rechtfertigung selber, und also gerechtfertigt geht der Mensch von Tugend zu Tugend durch Buße, Selbstverläugnung und Haltung der Gebote, nimmt so zu in der durch Christi Gnade empfangenen Gerechtigkeit, stets zu durch die Kraft des Glaubens und Wirkung guter Werke, und schreitet so von einer Stufe der Heiligung zur andern.

Dieß ist der Proceß, Geliebte, den der erwachsene Mensch durchzumachen hat, um sich die Früchte der Erlösung anzueignen, um ein wahrhaft Erlöster zu werden. Nach katholischer Lehre besteht also die Erlösung des Einzelnen in der Heiligung des innern Menschen, d. h. in der Zurückversetzung aus dem Zustande der Ungnade in den Zustand der Gnade und der göttlichen Kindschaft, und um zu diesem Ziele zu gelangen, sind wahrhaftig keine geringen geistigen Anstrengungen nothwendig. Vor Allem ist es nothwendig, daß der Sünder seinen Zustand recht erkenne, daß er sich selber im tiefsten Grund des Herzens für einen Sünder halte. Wie schwer ist dieß namentlich in unserer Zeit, wo die Begriffe von Gut und Bös so sehr in Verwirrung gerathen sind, wo die größten Sünden nur mehr als Kleinigkeiten oder gar als ganz erlaubte Dinge angesehen werden. Es scheint in unsern Tagen mehr als je zur Anwendung zu kommen, was in den Sprichwörtern steht: „Jeglicher Weg scheinet dem Menschen recht in seinen Augen, aber der Herr wieget die Herzen.“ Man sehe nur einen stolzen, ehrgeizigen Menschen an, der kein Mittel scheut, um seine Gegner zu stürzen und auf den Trümmern ihres Ruhmes zum Gipfel der Ehre emporzusteigen. Wird es diesem einfallen, daß sein Weg ein verkehrter ist? Nimmermehr. Wird er seine ehrgeizigen Pläne, seine Ränke und Intriguen aufgeben? Wird er in seinem bisherigen Leben etwas Sündhaftes entdecken? Nimmermehr. Er wird sein Laster vielmehr mit schönen Namen behängen, er wird reden von Selbstachtung, die sich Jeder schuldig ist, von edlem Mannesstolz und staatsmännischer Klugheit; aber das Laster des Stolzes wird er in seinem Betragen

nimmermehr erblicken. — Oder betrachtet den Geizigen, der von seinem Vermögen weder für sich noch für Andere einen guten Gebrauch macht, sondern nur seine Freude daran hat, Summen auf Summen zu häufen. Wird er sein Laster einsehen? Nein, er wird sich vielmehr tugendhaft dünken; es ist ja weise Sparsamkeit, nicht Geiz, sagt er, was seiner Handlungsweise zu Grunde liegt, und tief seufzt er auf, wenn er hört, wie die Welt über ihn urtheilt und so seine besten Absichten verkennt. Oder betrachtet euch einen Menschen, den die Sinnlichkeit gefesselt hält. Wird er seine Ausschweifungen für Sünde halten? O nein, es ist ja aller Welt Brauch, sagt er; wenn dergleichen Sünde ist, dann kommt Niemand in den Himmel, und warum soll man denn die Jugend nicht genießen? Und so, Geliebte, wie diese, urtheilen tausend und tausend Sünder, vielleicht auch so Manche aus uns — es ergeht ihnen da, wie jenem Bischofe, dem Gott durch den Apostel Johannes schreiben ließ: „Du sprichst: Ich bin reich, habe Überfluß und bedarf nichts, und weißt nicht, daß du elend und erbärmlich bist und arm und blind und nackt" (Offb. 3, 17.).

Die Schuld an dieser traurigen Blindheit trägt unsere Eigenliebe, unsere Selbstsucht und Eitelkeit, in Folge deren wir immer schön vor uns selbst dastehen wollen und uns auch zeitenweise wirklich Weihrauch streuen, wie jener hochmüthige und eingebildete Pharisäer im Tempel. Und doch ist diese Selbsterkenntniß erst die unterste Stufe zur Rechtfertigung. Wenn nun am Fuße der Leiter schon der Drache der Selbstsucht lauert und uns nicht zur ersten Stufe gelangen lassen will, so läßt sich wohl denken, daß die weitern Schritte mit nicht geringern Schwierigkeiten verbunden sein werden. Ja, man darf keck behaupten, daß an jeder Stufe dieser Himmelsleiter Messer und Nägel angebracht sind, die uns zu verwunden drohen, sobald wir ernstlich hinanklimmen wollen. Haben wir nämlich unsere Sünden erkannt, so sollen wir sie auch bereuen. Ist das etwa so leicht? Man täusche sich nicht.

Eine wahre Reue ist mit dem Vorsatze verbunden, nicht mehr zu sündigen, besonders gewisse Lieblingssünden zu meiden. Die Reue soll übernatürlich, der Vorsatz ernstlich sein. Wie oft wird denn eine solche Reue vorkommen? Wird etwa die Reue bei der obligaten Osterbeicht die rechten Eigenschaften haben? Oder ist etwa das die wahre Reue, daß man aus einem Gebetbuch die Reueformel herauslese? Man täusche sich nicht, Geliebte, eine Reue, die bloß alle Jahre um Ostern kommt, weil man beichten muß, eine Reue, die man also gleichsam wie mit einem Zauberruf herbeibeschwört, oder wie eine Maschine aufstehen läßt, ist keine Reue. Sie wird wieder verschwinden, wie sie gekommen ist; sie hat im Herzen keine Wurzel gehabt. So lange in der Reue und in dem Vorsatze nicht der Gedanke liegt: „Ich will ein anderer Mensch werden!" und dieser Gedanke nicht die ganze Seele durchdringt und ihr keine Ruhe läßt: so lange ist gar nicht daran zu denken, daß eine solche Reue eine wahre Reue sei. Und nun überdenke man es: wie Viele werden denn eine solche Reue haben bei ihrer Beicht? Wie gleichgültig, wie oberflächlich geht man da zu Werke! Wie gerne überredet man sich, daß man eine wahre Reue habe, wenn es gleich da zu tiefst drinnen wie aus der tiefsten Herzensfalte herauf ruft: Es ist nicht wahr, dir ist es nicht Ernst mit deiner Reue und deinem Vorsatze!

Doch steigen wir um eine Stufe höher, damit wir zur **Beicht** kommen. Wie hat da nicht der beste Christ mit seiner Eitelkeit und der falschen Scham zu kämpfen! Wie schwer fällt es uns, Sünden, die zu begehen wir uns doch nicht geschämt haben, dem Priester zu bekennen! Und wenn das am grünen Holze geschieht, was wird erst am dürren geschehen? Wie werden denn Jene beichten, die nur zu Ostern und da nur ungern beichten? (Denn von Jenen, die zwar nur zu Ostern, aber da recht beichten, will ich nicht reden, obwohl ich nicht glaube, daß es viel Solche gibt.) Werden diese eine Beicht ablegen, daß der Priester aus ihr ihren wahren Seelenzustand erkennen kann, wie ein Arzt aus dem Bekenntnisse des Kranken

dessen Krankheit? Werden sie nicht trachten, schnell wieder weiter zu kommen, da sie ja zu Hause weit Wichtigeres zu thun haben, als die Früchte des Kreuztodes Christi sich anzueignen? Geliebte, es ist dieß ein Kapitel, in das man mit Schmerz eingehen kann — ich will es auch heute nicht weiter berühren. Nur die Frage möchte ich stellen, ob denn Jene, die mit so ungeheurer Kälte und Gleichgültigkeit ein Viertels- oder ein halbes Sündenbekenntniß ablegen und mit zwei Worten den ganzen Zustand ihrer Seele von einem ganzen Jahre darlegen, ob denn diese, sage ich, wenn sie sich es selber eingestehen wollen, glauben, daß ihre Beicht eine rechte, eine gültige sein könne?

Und nun nach der Beicht käme erst die Hauptsache — nämlich Wort zu halten und ein besseres Leben zu führen. Nun, was werden denn hiezu die ehemaligen guten Freunde und Freundinnen sagen, die Gefährten der Sünden und Ausschweifungen, wenn sie sehen, daß eine bedeutende Änderung in ihrem bisherigen Genossen vor sich gehen will? Werden sie ihn nicht verlachen, sich nicht lustig über ihn machen, ihn nicht auf alle Weise von seinem Vorhaben abzubringen suchen? — Bedenken wir, daß zu diesen Feinden auch noch die eigene Sinnlichkeit, die ehemalige süße Gewohnheit als Bundesgenossen sich gesellen werden: wird da eine geringe Stärke vonnöthen sein, daß sich ein solcher Mensch nicht wankend machen läßt? daß er in Buße und Besserung, in Haltung der göttlichen Gebote aushält und so im Stande der Gnade verharrt? Seht, Geliebte, das sind die Stadien, die Jeder, der gerechtfertigt, der der Früchte der Erlösung theilhaftig werden will, zu durchgehen hat, um zum Ziele der Heiligung zu gelangen.

Und nun, Geliebte, wenn das wahr ist, was ich soeben erörtert habe, daß die Bekehrung eines Menschen mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist, und daß dieß wahr ist, kann Jeder, dem es je einmal mit seiner Besserung Ernst gewesen ist, an sich selber erfahren, so frage ich: Was ist von der Behauptung zu halten, daß man in der katholischen Kirche

und im Christenthum auf die leichteste Art von der Welt Verzeihung aller Verbrechen erlangen könne? Man darf nur beichten, heißt es, seine Verbrechen bereuen, an die versöhnende und erlösende Kraft des Erlösungsblutes Jesu glauben, und dann wären ohne weiters alle Sünden getilgt; eine wirkliche Besserung, eine sittliche Umänderung würde im Christenthum gar nicht zur Pflicht gemacht, und so wäre denn dieser unser christliche Glaube nur ein sanftes Ruhekissen für ein schuldbeladenes Gewissen, für die geistige Trägheit. Einen solchen Vorwurf machen Menschen, die von heute sind, und wahrlich nicht aus den sittlichsten Ursachen zusammengeführt werden, dem zweitausend Jahre alten Christenthum, das die größten Helden der Tugend und sittlich reinsten und vollendetsten Menschen zu allen Zeiten aufzuweisen und seit der Zeit seines Bestehens wahrlich nicht ohne Erfolg an der geistigen Veredlung und Besserung der Menschheit gearbeitet hat. Und nun kommen diese Zwerge, blähen sich auf, wie der Frosch in der Fabel und wollen der Welt weißmachen, daß sie erst die Kunst erfunden hätten, die Menschen sittlich zu bessern und zu veredeln, und daß man deßhalb das Christenthum mit seiner Erlösungslehre über Bord werfen müsse. Bis jetzt hat man weiter noch Nichts wahrgenommen von besonders auffallenden Bekehrungen, die die Apostel der neuen Lehre an großen Sündern gemacht hätten; man hat noch Nichts gehört von großen sittlichen und geistig hochstehenden Charaktern, die in ihrer Schule herangebildet worden wären, und es werden diese sittlichen Größen wahrscheinlich noch lange auf sich warten lassen. Wahrhaftig, wenn dem Christenthum von dieser Seite her, auf welcher sich keineswegs seine edelsten Bestandtheile ablagern, der Vorwurf gemacht wird, daß es die Menschen nicht sittlich bessere: dann möchte man auch bald versucht sein, zu glauben, nicht Jesus habe die Aussätzigen, sondern die Aussätzigen hätten Jesum geheilt.

Mit der Rechtfertigung, Heiligung, Bekehrung, überhaupt mit der Aneignung der Früchte der Erlösung in der katholischen

Kirche, steht es etwas anders, Geliebte, als uns vorgeworfen wird. Freilich, wenn es wahr wäre, daß man nur die Reueformel hersagen und seine Sünden beichten, darnach aber wieder von vorne anfangen dürfte, zu sündigen; wenn es wahr wäre, daß man nur zu beichten brauche, um auch schon absolvirt zu sein; wenn es wahr wäre, daß in der katholischen Kirche ohne w a h r e Reue, ohne gültige Beicht und ohne Besserung eine Absolution, eine Sündenvergebung möglich wäre: dann wäre dieser Vorwurf gegründet; allein der Priester mag tausend Mal das Kreuz über einen Sünder machen und die Absolution über *ihn* sprechen, und es ist diesem nicht Ernst, so ist er bei Gott nimmermehr absolvirt; denn man kann zwar den Priester im Beichtstuhle betrügen, oder er selber kann seines Amtes schlecht warten und zu leicht und oberflächlich das heilige Richteramt ausüben; allein bei Gott und also nach der Lehre der Kirche ist Keiner absolvirt, der sich nicht bessert. Eine Absolution ohne wahre Reue und Buße ist ein Blitzstrahl, der in's Wasser fährt — weiter Nichts.

Es wird also nach katholischer Lehre zur Bekehrung, zur Aneignung der Erlösung etwas mehr erfordert, als man gewöhnlich glaubt, oder glauben machen will, das sieht man schon aus den Kräften, die zusammenwirken müssen, um das große Werk der Erlösung in jedem Einzelnen zu begründen.

Zuerst ist es die göttliche, zuvorkommende Gnade. Diese macht im Menschen die Sehnsucht rege, nach den Arzneimitteln zu greifen, welche der himmlische Arzt in seiner großen Weltheilanstalt niedergelegt hat. Diese Arzneien sind die heiligen Sakramente der Buße in seinen verschiedenen Abstufungen und des Altars, dann das Gebet um fortwährenden Beistand der Gnade. Ein Hauptingrediens aller dieser Arzneien ist das Blut des Erlösers, d. h. sie haben ihre heilende, reinigende, nährende und stärkende Kraft von dem Verdienste des großen Versöhnungsopfers Jesu Christi, und sind dazu bestimmt, die Früchte der Erlösung je nach Bedürfniß dem einzelnen Menschen zuzuführen. Der Glaube aber an den Erlöser und sein Werk ist

der Arm, mit dem der rettungsbedürftige Mensch nach jenen himmlischen Arzneien greift. Ich habe bisher, Geliebte, nur das heilige Sakrament der Taufe und Buße als diejenigen hauptsächlichsten Mittel bezeichnet, wodurch dem sündigen Menschen die Früchte der Erlösung zunächst zugeführt werden. Allein im weitern Sinne ist Alles, was in der Kirche ist, von dem unblutigen Opfer des neuen Bundes bis zum letzten Weihwassertropfen herab bestimmt, die Erlösung für den Einzelnen zu vermitteln. Alles, was die Kirche hat, ist Arznei oder Nahrung und Stärkung; aber alle diese Heilmittel, sie beziehen Saft und Kraft einzig und allein von jenem Wunderbaume auf Golgatha. Ob in festlicher Feier im hohen Dome in unblutiger Weise das große Weltopfer auf Golgatha erneuert wird, oder ob in einem Kirchlein anmuthige Vesper- und Marienlieder ertönen, ob aus großem Chore die Tonmassen feierlich zum Himmel steigen, oder in einsamer Kapelle der Rosenkranz zu Ehren der Mutter des Welterlösers gebetet wird, ob der Bischof unter feierlichen Ceremonien die heiligen Öle am Gründonnerstage weiht, oder der Priester Salz und Wasser segnet: das Alles hat Eines wie das Andere seine Kraft in dem Blute des Erlösers; gleich Epheu umringen alle Gebräuche der Kirche den Baum des heiligen Kreuzes und finden in ihm Nahrung und Leben, weil der Stamm des heiligen Kreuzes begossen ist von dem Blute des Erlösers. Gilt dieß auch von dem anscheinend Geringfügigsten, so gilt es um so mehr von den heiligen Sakramenten. Ja, das Kreuz ist der eigentliche sakramentale Baum, der uns erscheint als Blüthen- und Saftbaum der Taufe; denn das Wasser, das dort aus der Seite der Kreuzesfrucht strömte, gab dem Wasser die Kraft, wenn es unter dem dreimalheiligen Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes über uns ausgegossen wird. Das Kreuz erscheint als Balsambaum; denn von ihm herab träufelt die sakramentalische Kraft der Firmung. Das Kreuz erscheint als wahrer Brodbaum des heiligen Altarssakraments; denn an ihm hängt das lebendige Brod, welches dem, der es ißt, das ewige Leben

spendet. Das Kreuz erscheint als köstlicher Weinstock voll von Traubenblut, und wer von diesem Blute trinkt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Das Kreuz ist die Thränenweide der Buße; denn durch die Bitterkeit und Blutthränen erwarb uns Jesus Früchte der Buße, Vergebung der Sünden, damit auch wir würdige Früchte der Buße bringen sollen, auf daß wir nicht einst als schlechte Bäume umgehauen und in's ewige Feuer geworfen werden. Das Kreuz ist der Ölbaum der letzten Ölung; denn durch das Blutöl seiner Wunden hat uns Jesus geheilt und durch seinen Tod erwarb er uns Kraft in der letzten schweißvollen Stunde. Das Kreuz ist der Palmbaum der Priesterweihe; denn am Kreuze ward die Friedenspalme errungen, womit die Priester bekränzt werden sollten, um den Frieden überall zu verkünden und das Friedens- und Versöhnungsopfer an allen Orten der Erde zu entrichten. Das Kreuz ist der mit den nöthigen Rosen versehene Dornenbaum der Ehe; denn mit ihm vermählt sich Jesus Christus. Seine Braut ist das Kreuz, welches er in seine blutenden Arme schließt. So sehen wir denn, Geliebte, wie am Kreuzbaum die Mittel unserer Heilung und Heiligung wachsen, wie aus dem Kreuzbaum ein siebenarmiger Strom des Heiles herabfließt, der kräftigend für Zeit und Ewigkeit, kräftigend für Lebende und Sterbende, bis an die Enden der Erde dahinrauscht.

Klammere sich doch Jeder aus uns an diesen wunderbaren Baum des heiligen Kreuzes an, an welchem die kostbaren Früchte unserer Erlösung hängen; denn die Früchte von diesem Baum der Erkenntniß, der auf Golgatha steht, dürfen wir nicht bloß, wir sollen sie sogar essen, und wir werden uns nicht den Tod, sondern das Leben daran essen. Amen.

Fünfte Ölbergpredigt.

„Es sei ferne von mir, mich zu rühmen, außer in dem Kreuze unsers Herrn Jesu Christi." Gal. 6, 14.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Der große Weltapostel rühmt sich des Kreuzes Jesu Christi, einen andern Ruhm hat er nicht und will er nicht, das Kreuz Christi geht ihm über Alles — das erhellt klar aus seinen eigenen Worten, wie ich sie in meinem Vorspruch angeführt habe. Was aber hier der Apostel von sich ausspricht, das gilt für jeden Christen. Wir haben keinen andern Ruhm und sollen keinen haben, als im Kreuze Jesu Christi; denn im Kreuze allein ist Heil. Das, Geliebte, haben wir aus den bisherigen Ölbergpredigten ersehen. Am Kreuze hängt das Schicksal des ganzen Menschengeschlechtes, dort wurde es auch zu unsern Gunsten entschieden. Wir haben vor acht Tagen gesehen, wie alle Mittel, die in der Kirche zu unserer Reinigung und Heiligung niedergelegt sind, ihre Kraft im Kreuze haben, wir haben gesehen, daß am Kreuze der Gnadenquell entspringt, der die Verdienste der Erlösung durch die ganze Welt hinträgt. Allein nicht bloß die Gnade der Rechtferti-

gung geht vom Kreuze aus, sondern am Baume des heiligen Kreuzes prangen gar viele andere Früchte, die Segnungen, die von diesem Baume ausgehen, sind sehr mannigfaltig, oder, daß ich es kurz sage, das Kreuz ist das Universalmittel in allen Lagen des Lebens, es ist der Talisman, dessen Besitz Jeden, der noch so unglücklich ist, glücklich machen kann. Darum wird uns auch von den heiligen Vätern nichts so sehr und so dringend empfohlen, als die fleißige Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi. „Wenn du, o Mensch," sagt der heilige Bonaventura, „von einer Tugend zur andern aufsteigen und ein vollkommenes Leben führen willst, so betrachte täglich das Leiden Christi, da Nichts die Seele so mächtig zur Heiligkeit fördert, als dieses." Und wiederum sagt er: „Wer da verlangt, beständig mit Gott vereint zu sein, der betrachte immerdar mit den Augen seines Herzens Christum, der am Kreuze stirbt. Aus den Wundmalen des Erlösers gewinnt der Mensch die nothwendige Stärke, nicht nur mit Geduld, sondern auch mit Freuden zu leiden." Der heilige Franz von Assisi bat Gott, er möchte ihm doch in Gnaden offenbaren, durch welche Übung er ihm am meisten gefallen möge. Er ließ sohin durch einen Gefährten, der ein frommer Mann war, das heilige Evangelienbuch vom Altare nehmen und im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit aufschlagen, und sieh, es traf zu, daß jedesmal die Leidensgeschichte Jesu sich darbot.

Und so wollen wir denn heute, Geliebte, die weiteren Folgen der Erlösung für den Einzelnen betrachten, nämlich: **die Wohlthaten, die der Christ in allen Verhältnissen des Lebens vom Kreuze Jesu Christi erhält.**

Ich beginne 2c.

Es hat nicht von Zeit zu Zeit an großen Männern gefehlt, welche als Lehrer auftraten und von ihren Lehrstühlen

herab Anweisungen ertheilten, wie der Mensch glücklich und zufrieden hier leben möge, und welche Grundsätze er zu diesem Behufe sich eigen machen müsse. Aber alle diese Lehrer waren schon in dem Hauptsatze uneins, worin nämlich die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe, noch uneiniger aber waren sie in den Mitteln, die zu dieser Glückseligkeit führen sollten. Alle ihre Weisheit oder Thorheit hat Niemanden bekehrt, geschweige erst eine Veränderung in den Sitten der Menschheit selber hervorrufen können. Wir haben in neuer und neuester Zeit noch viele solche große Geister gesehen, welche durch die kühnen Flüge ihres Geistes großes Aufsehen machten; allein ob durch ihre philosophischen Forschungen die Menschen besser und glücklicher werden, ob sie zufriedener leben und seliger sterben, darüber hat sich meines Wissens noch keine einzige Stimme vernehmen lassen. Es gibt nur Einen Lehrer, Geliebte, dessen Lehre die Menschen wahrhaft zufrieden leben und selig sterben lehrt, und dieser Lehrmeister ist J e s u s C h r i s t u s, sein Lehrstuhl aber ist d a s h e i l i g e K r e u z. Es gibt keine Schule, von jenem Säulengange angefangen, in welchem der weise Plato gelehrt hat, bis herauf zu den Lehrkanzeln unserer Universitäten, in welcher eine solche Weisheit gelehrt würde, wie sie das heilige Kreuz predigt; es gibt kein Buch, in welchem ein so vollkommener Unterricht zu einem tugendhaften Leben vorkommt, als er an's Kreuz geschrieben ist, ein Unterricht, den Jedermann sich aneignen kann, wenn er auch keinen Buchstaben lesen kann, weil man fürwahr nur ein Kreuz anzuschauen braucht, um den besten Unterricht im Glauben an Gott, in der Hoffnung auf Gott, in der Liebe zu Gott, in jeder Tugend und in jeder Bußfertigkeit zu empfangen, die der Christ auszuüben hat. Darum sagt der heilige A u g u s t i n mit Recht: „D a s H o l z, a n w e l c h e s d i e G l i e d e r d e s L e i d e n d e n g e h e f t e t w a r e n, w a r z u g l e i c h e i n L e h r s t u h l d e s M e i s t e r s."

Zu dieser Kanzel, Geliebte, müssen wir nun A l l e wallfahrten; denn es ist kein Mensch und es gibt keine Lage des

Lebens, für die nicht die Lehre vom Kreuze anwendbar wäre. Wer immer gläubig zum Kreuze aufschaut, findet Unterricht in jeder Tugend, Lehre zu allem gottseligen Wandel, Antrieb zu jedem guten Werke. Christliche Söhne und Töchter! werfet einen Blick auf das Kreuz und ihr höret von dort, wie der Lehrer, der an ihm hängt, mit gebrochener Stimme euch ermahnt, eure Eltern zu achten, sie zu lieben, für sie zu sorgen, indem er vom Kreuze herab noch seine Mutter geliebt und für sie gesorgt, ihr seine Achtung bezeugt hat. Eltern! ein Blick auf das Kreuz und ihr könnet dort lesen, wie ihr schuldig seid, eure Kinder gottselig zu erziehen, damit keines verloren gehe von denen, die gleichsam vom Kreuze herab euch empfohlen wurden mit den Worten des sterbenden Heilandes: Sieh da deinen Sohn! Hausväter und Hausmütter! ihr werdet durch einen Blick auf das Kreuz belehrt, euer Hausgesinde zum Guten anzuleiten, damit nicht Jesus durch die Sünden eurer Untergebenen auf's Neue gekreuzigt werde. Jünglinge und Jungfrauen, ihr werdet durch einen Blick auf das Kreuz belehrt, wie Jesus seine jungfräuliche Mutter dem jungfräulichen Jünger empfahl, wie zwei jungfräuliche Seelen es waren, die in der letzten Stunde ihm treu blieben, und darnach den Werth der Unschuld beurtheilen können. Am Kreuze hat der Herr seine Vermählung mit der Kirche gefeiert, die er erlöst und rein gewaschen hat mit seinem eigenen Blute, und so finden auch die Eheleute am Kreuze die Lehre, daß sie einander lieben und heiligen sollen, wie Christus seine Kirche geliebt und geheiligt hat. Das Kreuz ist das Zeichen der Buße und Selbstverläugnung und erinnert darum den Glücklichen, mäßig und bescheiden zu sein im Besitze seiner Güter und Reichthümer, und die Güter dieser Erde für Nichts zu halten. Zu Petrus Faber, einem der gelehrtesten und frömmsten Männer des sechzehnten Jahrhunderts, kam einst ein Edelmann mit der Bitte: er möchte ihm doch sichere Anhaltspunkte für die Betrachtung christlicher Wahrheiten mittheilen. Der Rath, den ihm Faber gab, be-

stand darin, er möchte je zuweilen nur folgende Gedanken in sich erwecken: „Christus, mein Herr, in tiefster Armuth — ich im Überflusse; Christus in Durst und Hunger — ich bei wohlbesetzten Tafeln; Christus nackt und bloß — ich in kostbaren Kleidern; Christus in Schmerz und Qual — ich in süßen Ergötzungen." Dem Edelmann genügten diese sehr einfachen Gegensätze, er nahm sie mit dankbarer Gesinnung an. Und sieh, gleich in den nächsten Tagen, als er, zu einer prächtigen Tafel geladen, eben die Köstlichkeit der Gerichte, den Schimmer des Silbergeräthes, den Aufwand der ganzen Anordnung im Stillen erwog und bewunderte, schwebten jene Gegensätze plötzlich mit so ergreifender Gewalt vor seiner Seele, daß er aufstehen und an einen einsamen Ort sich verfügen mußte, weil es ihm unmöglich wurde, seine Thränen zurückzuhalten*). Diese Betrachtung des Leidens und Sterbens Jesu Christi war es denn auch, welche viele Glückliche dieser Erde bewog, Hab und Gut und Alles wie Nichts zu betrachten, und nur als Jünger des Kreuzes in Selbstverläugnung und strenger Buße fortan zu leben. Es hat Könige, Staatsmänner und Edelleute gegeben, die, obwohl mit Purpur und Seide angethan, dennoch als wahre Kreuzesjünger lebten. Um aus so vielen Beispielen nur wenige anzuführen, will ich zuvor hinweisen auf Alfred den Großen, der ewig Englands, des Königthums und der Menschheit Zierde sein wird. Genau war seine Zeit zu Studien, Staatsgeschäften und Geistesversammlungen vor dem Gekreuzigten eingetheilt. Selten hat sich ein Fürst seinen Unterthanen so liebreich und seinen Feinden so gewaltig erwiesen, und vielleicht gab es nie eine auffallendere Probe davon, was das Kreuz auf die Großen dieser Erde für einen Eindruck machen kann, als den großen Alfred. Wie Alfred, so regierte auch Eduard, ein wahrer Jünger des Kreuzes. Sein Grundsatz war: Der Wohlstand eines Reiches hängt vom guten Zu-

---

*) Veith's Leidenswerkzeuge S. 8.

stande der Religion und Kirche in demselben ab, und das beste Mittel, ein Land glücklich zu machen, besteht in der Aufrechthaltung des Gottesdienstes und der Gottesfurcht. Das sind wahrhaft königliche Worte! Er sammelte die besten Gesetze seiner Vorfahren, die bald ganz England annahm, und welche die gräuelvollsten Stürme überdauerten und auch nicht von den verschiedensten und helldenkendsten Staatsmännern Englands gemeistert wurden. England ist voll seiner frommen Stiftungen und die Geschichte voll seiner Kreuzesliebe, die ihn auch bewog, die erhabenste Kirche Englands, die sogenannte Westminsterabtei, zu gründen. Und wenn die Riesenstadt von England in Trümmer fiele, so stünde noch an den großartigen Ruinen von Westminster der Name — Eduard. Groß steht als Staatsmann und Priester der berühmte Cardinal Ximenez da. Er war der entschiedenste Gegner des damals üblichen Sklavenhandels und die Armen fanden bei ihm gedeckte Tafeln. Mit tiefer Einsicht ordnete er den Staatshaushalt und hielt den Zügellosen in achtunggebietender Strenge; dieß Alles aber war Ximenez, weil er auch groß war als Kreuzesjünger, als strenger Ordensmann; denn er fastete selbst an der königlichen Tafel, schlief auf Brettern und es war rührend, den gewaltigen Erzbischof in rauher Ordenskleidung des heiligen Franziskus, die er nur selten ablegte, seine weiten Reisen zu Fuß machen zu sehen. Die Geschichte ist nicht arm an solchen Beispielen der Großen und Glücklichen dieser Erde, die das Kreuz wahrhaft groß gemacht hat.

Das Kreuz ist auch die beste Schule für Alle, die nach wahrer Wissenschaft streben, es ist die Quelle der höchsten Weisheit und der heilsamsten Wissenschaft. In dieser Schule wurden alle Heiligen gebildet, hier schöpften sie die wahre Weisheit. Der Apostel Paulus rühmt sich, daß er nur Eine Wissenschaft, nämlich die Wissenschaft des Gekreuzigten, besitze. Der heilige Bernhard wollte nichts anders, als Christum, den Gekreuzigten. Wunderbare, wahrhaft staunenswerthe Kenntnisse sammelte sich am Fuße des

Kreuzes der große seraphische Lehrer St. Bonaventura. Dieser predigte mit solcher Kraft und Weisheit, daß die ausgezeichnetsten Gelehrten und gottseligsten Menschen sich an seinen Reden sonnten. Sie fragten ihn um seine, wie sie meinten, zahlreiche und auserlesene Bibliothek, aus der er seine hohe und reiche Wissenschaft schöpfte. Auch der heilige Thomas von Aquin, der ihn eines Tages besuchte, fragte ihn, in welchem Buche er diese heilige Wissenschaft erlernt habe. Der Heilige wies auf das Crucifix hin und sprach: „Das ist die Quelle, aus der ich mein Wissen schöpfe. Ich lerne Jesum, und zwar den Gekreuzigten." Ihm war also Jesus, die gekreuzigte Liebe, seine Bibliothek, das Kreuz jener Katheder, von wo herab ihm alle Weisheit floß. Fürwahr, wer das Kreuz wohl studirt hat, der hat Nichts mehr zu lernen, er weiß Alles; wer aber alles Andere weiß, die Wissenschaft des Kreuzes jedoch nicht kennt, der weiß so viel, wie gar Nichts.

Insbesondere aber bietet das Kreuz Schutz in Versuchungen, Trost im Leiden und Sterben. Ja, Geliebte, das Kreuz, es ist den Vertrauenden eine wahre Schutzwehr gegen alle bösen Eingebungen, die sie sicher überwinden, wenn sie sich gläubig des heiligen Kreuzes bedienen oder ihren Blick gläubig auf ein Zeichen des heiligen Kreuzes wenden. Du wirst versucht, irgend ein Unrecht an deinem Nächsten zu begehen, schaue zuvor auf's Kreuz hin, und du wirst es nicht wagen, dein Vorhaben auszuführen; du wirst versucht, an einen Ort der Sünde zu gehen, wirf dich zuvor noch vor einem Kreuze auf die Kniee nieder und schaue den an ihm blutenden Heiland an, und du wirst nicht hingehen. Diese Stärke wird dir kommen vom Kreuze bei allen Versuchungen. Kommt die Versuchung vom Satan, er muß fliehen; kommt sie vom Fleische, du wirst sie überwinden; kommt sie von der Welt, du wirst über sie siegen und befreit von der Versuchung vom Kreuze weggehen. Kehrt aber die Versuchung

wieder, das gläubige Gemüth kehrt wieder zum Kreuze zurück und empfängt neue Kraft zum Überwinden.

Und was vermöchte denn in Leiden und Widerwärtigkeiten, in Trübsal und Elend größeren Trost zu gewähren, als das heilige Kreuz? Die armen, kranken, elenden Menschen bilden die Mehrzahl der Bewohner der Erde, und nun frage ich, womit soll man diese trösten, womit sie zufriedener machen können? Ich weiß wohl, Geliebte, was man in unseren Tagen sagt. Das Hauptübel, heißt es, ist das Kapital, das Geld, der Besitz, das Eigenthum. Der Arme wird erst dann glücklich, wenn dieses Übel beseitigt ist, wenn auch er wohlhabend wird und die Güter dieses Lebens genießen kann — mit dem andern Trost, den man bisher dem armen Volke gewährt hat, nämlich mit der Aussicht auf ein jenseitiges Leben oder gar mit Hinweisung auf das Kreuz, läßt sich in unsern Tagen kein Mensch mehr abspeisen. Die Zeiten sind vorüber, daß die armen Leute mehr mit solchen „Dummheiten" sich täuschen und um den Himmel auf dieser Welt bringen lassen. So redet man in unsern Tagen, das ist die große Frage der Zeit, um die sich Alles dreht — das große Wort Jesu Christi: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," soll zur Lüge werden, von nun an soll es also einen bessern Trost geben im Unglücke, als das Kreuz, nämlich die Herrlichkeit dieser Welt. Wahrhaftig, auf eine schändlichere Weise könnte die arme, leidende Menschheit nicht hintergangen werden. Wehe dem Lande, wo es den Socialisten und Communisten gelingt, ihre Lehren zur Geltung zu bringen! Sie werden wohl stehlen, rauben, plündern, morden, diejenigen, die an der Spitze stehen, werden wohl darauf bedacht sein, ihre eigenen Säckel zu füllen, sie werden auch ihre Pöbelhaufen, ihre Leibgarden haben, denen Nichts abgehen wird; aber die eigentlichen Armen und Nothleidenden, die Kranken und Schwachen, die von allerlei Unglück Heimgesuchten, wird der Socialismus diese besser trösten, als das Christenthum? Wird er die Wohl-

thätigkeitsanstalten des Christenthums für jede Gattung von menschlichem Elend zu ersetzen im Stande sein? Wird es ihm gelingen, den Unterschied zwischen Reich und Arm, zwischen Glücklich und Unglücklich aufzuheben? Nein, das wird er nicht — er wird vielmehr das Elend allgemein machen und die Menschheit an den Rand des Verderbens bringen. So wenig irgend eine Macht dieser Welt im Stande ist, Überschwemmungen, Hagelschlag, Krieg, Pest, Theuerung u. dgl. zu beseitigen, ebensowenig ist eine Macht der Welt im Stande, den Unterschied zwischen Arm und Reich zu beseitigen oder alle Unglücklichen dieser Erde glücklich zu machen. Es sage uns der Socialismus, was er in die Spitäler der Kranken und Unheilbaren für einen Ölzweig zu bringen gedenke, wenn er das Kreuz aus demselben fortgeschafft hat; er sage uns, was er für ein Mittel wisse, wenn der Jüngling und das Mädchen in Mitte der Genüsse dieser Welt vom Siechthume ergriffen werden und langsam hinwelken, ohne die einzige Seligkeit, die es gibt, die Freuden dieses Lebens mehr genießen zu können. Doch ich will diese Fragen nicht vermehren und auf dieses Kapitel nicht näher eingehen, da ich, so Gott will, heut über acht Tage hierüber mich ausführlicher verbreiten werde — ich sage nur so viel, daß der Communismus und Socialismus die Übelstände, wie sie die Menschheit in ihrem gefallenen Zustande nun einmal tragen muß, nicht beseitigen, noch weniger das Kreuz, diese unerschöpfliche Trostesquelle für alle Bedrängten, sie mögen geistig oder körperlich leiden, zu ersetzen im Stande sein werden. Seit nahe zweitausend Jahren ist das Kreuz Jesu Christi der Trost der Unglücklichen, der Armen, der Gepreßten und Geplagten — wäre dieser Trost ein eitler und falscher gewesen, nie hätte er die Menschen so lange täuschen können; aber der im nackten, krassesten Unglauben wurzelnde Communismus und Socialismus muß erst die Probe noch machen, inwiefern die Menschheit durch ihn glücklicher wird, als unter dem Christenthum, und da er eingestandenermaßen nur durch Diebstahl, Raub

und Mord seine Beglückungsversuche wird anstellen können — so läßt sich von vornherein schon absehen, was das für eine Glückseligkeit werden müsse, die nur durch solche Mittel zu erlangen ist. O wie bitter enttäuscht, wie sehnsüchtig werden die betrogenen Völker wieder zum Kreuze kriechen, zu dem jetzt so verachteten und verschmähten Kreuze!

Doch, Geliebte, laßt uns den Menschen in seiner letzten, in seiner äußersten Bedrängniß betrachten — auf dem Sterbebette. Hier muß das Kreuz die Feuerprobe bestehen; hier, wo der Mensch an der Pforte der Ewigkeit steht, wo die Truggestalten zu verschwinden pflegen, das Leben in einer ganz andern Gestalt erscheint und der Tod langsamen Schrittes, aber sicher näher rückt, — hier gibt es keine Täuschung mehr. In diesem Augenblicke, wo den Menschen Alles verläßt, was ihm in seinem Leben lieb und theuer war, wo er die Sünde, die er liebte, nun in ihrer ganzen Erbärmlichkeit erkennt, und wo er im Begriffe steht, ein nie gekanntes Land zu betreten: da, in diesem fürchterlich ernsten Augenblicke muß es sich entscheiden, wornach er greifen wird, als einem verläßigen Führer in das Jenseits, ob nach den flüchtigen Meinungen des Tages, die, während man nach ihnen greift, dahinschwinden, ob nach diesem oder jenem Philosophen oder nach dem heiligen Kreuze. Und hier ist es, Geliebte, wo sich der Sieg des Kreuzes am schönsten erprobt. Es hat Männer gegeben, die zu ihren Lebzeiten, in ihren gesunden Tagen sich nicht sonderlich viel mit der Verehrung des Kreuzes abgaben, deren drittes Wort immer die Philosophie war. Einen andern Leitstern, einen andern Führer wollten sie nicht. Aber auf dem Sterbebette stoben die Hirngespinnste der Philosophen wie Nebel auseinander, das enttäuschte Auge suchte etwas, worum es sich längst nicht mehr gekümmert hatte, und freudig langte die abgezehrte Hand nach dem Kreuze und ließ es nimmermehr los. Ich habe selber einen durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann gekannt, der in seinem Leben nicht viel mit dem Kreuze Christi sich befaßte, aber in seiner Krank-

heit sich gründlich bekehrt hat. Als es zum Sterben kam, bekannte er laut, sein Trost sei das Kreuz, und jetzt erst empfinde er recht, was das Kreuz für eine Kraft habe, mehr als alle Wissenschaft und Weisheit, die keine Wissenschaft und Weisheit des Kreuzes sei; nicht seine Wissenschaft, nicht die Philosophie, zu der er sich bekannt, das Kreuz allein mache ihm nun das Sterben leicht; seit er die Weisheit und Kraft des Kreuzes kennen gelernt habe, habe er keine Furcht mehr vor dem Tode, das Kreuz sei ihm das süßeste Unterpfand der Erbarmung Gottes, die er vom Kreuze hoffe; dieß Kreuz, sprach er, versichert mich der Verzeihung meiner Sünden, es versichert mich, daß Jesus mein Erlöser ist, und nimmer ließ er das Kreuz aus seinen Händen, oft drückte er es an sein Herz und seinen Mund, und das Kreuz mit seinen letzten Thränen netzend, verschied er im Kusse des Kreuzes.

Ja, Geliebte, man mag sagen, was man will, eine Erfahrung von achtzehnhundert Jahren spricht dafür — das Kreuz lehrt Mäßigung im Glücke und Geringschätzung der Güter dieser Welt, es gewährt Trost im Unglücke und Ruhe und Friede im entscheidenden Augenblicke des Todes; das Kreuz ist eine Schule für Alle in allen Lagen des Lebens. Und darum müssen wir mit dem heiligen Petrus Damiani ausrufen: „Der liebt Christum nicht, der nicht das Kreuz Christi liebt!“ Und der hat keine Idee vom Christenthum, der das Kreuz aus demselben entfernen will. Ohne Kreuz gibt es keinen Christus, ohne Kreuz kein Christenthum, ohne Kreuz keine Nachfolge Christi, und folglich ohne Kreuz keine Seligkeit, weder hier noch dort. Sieh da, sagt das goldene Büchlein von der Nachfolge Christi, im Kreuze ist Alles gelegen, und auf's Sterben kommt Alles an, und es gibt keinen andern Weg zum Leben und zum wahren innern Frieden, als den Weg des heiligen Kreuzes. Doch das ist Menschenwort; laßt uns darum den Ausspruch des göttlichen Meisters selber hören! Er lautet klar und feierlich: „Wer sein Kreuz nicht trägt, und mir nicht nachfolgt, der kann mein Schüler nicht

sein." Braucht es mehr, um zu beweisen, daß Christus, Christenthum und Kreuz unzertrennlich von einander sind, daß der Christ nur wie sein Herr und Erlöser allein durch Kreuz und Leiden in den Himmel eingehen kann?

Was müssen wir uns nun denken, Geliebte, wenn wir hören, daß man in unsern Tagen ein Christenthum will ohne Kreuz? Man wirft das Kreuz aus dem Evangelium hinaus, das Evangelium aber will man dennoch zum Scheine wenigstens behalten, d. h. man will auf einem Schiffe ohne Mastbaum fahren und dennoch eine gute Fahrt machen. Diese neumodischen Christen wollen also im Glücke die Nichtigkeit der irdischen Dinge im Auge behalten, nicht stolz und übermüthig werden, mit ihrem Vermögen einen guten Gebrauch machen, und das Alles wollen sie ohne Kreuz, ohne Glauben an ein ewiges Leben bewirken, diese Selbstverläugnung wollen sie erzielen neben dem Grundsatze, daß hier auf der Erde der Himmel sei und Jeder sich's hier so gut machen solle, als er könne. — Diese neumodischen Christen wollen die Elenden, Geplagten, Kranken und Armen dieser Erde trösten, beruhigen ohne Kreuz, wahrscheinlich auf türkische Manier, daß man sich dem Schicksal fügen müsse und weiter keinen Trost habe; sie wollen also sittlich gute, zufriedene, glückliche Menschen auch ohne Kreuz heranbilden und so die Menschheit verjüngen. Uns gelten diese hohlen, stelzfüßigen Phrasen, die man mit vollen Backen von sich bläst, Nichts. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, sagt der nämliche Christus, den auch sie zu bekennen vorgeben; allein die Früchte, die diese neue Lehre bisher getragen hat, sind ganz andere, als wie sie in der Baumschule des Kreuzes auf christlichem Boden bisher gewachsen sind, und sie werden sich wahrscheinlich im Verlaufe der Zeit erst noch in ganz besonderer Weise zu schmecken geben. Es wird sich einst für Jeden, der jetzt noch blind ist, ganz sonnenklar herausstellen, daß dieses moderne Christenthum, das vom Kreuze nichts wissen will,

gar nichts anders ist, als ein verschämtes, schlecht verblümtes Heidenthum.

Indeß, Geliebte, dürfen wir nicht bloß unsern Blick nach außenhin werfen, sondern nicht vergessen, daß es auch im eigenen Hause Feinde des Kreuzes Christi gibt, die zwar äußerlich noch zur Religion des Kreuzes sich bekennen und an die Kraft des Kreuzes Christi und die Erlösung durch das Kreuz glauben, aber durch ihren Lebenswandel diesen Glauben verläugnen. Auch diese wandeln als Feinde des Kreuzes Christi, weil sie nur ihren Begierden, ihrer Sinnlichkeit fröhnen und von Buße und Selbstverläugnung nichts wissen wollen. Sie nennen sich Jünger und Jüngerinnen des Kreuzes und leben dahin Monate und Jahre lang in den sündhaftesten Verhältnissen, ohne Aussicht auf Verehelichung, wie Rosse und Maulesel, die keinen Verstand haben. Sie wollen Nachfolger des gekreuzigten Heilandes sein und ihr eheliches Leben ist ein Hohn auf die Würde, zu welcher der Gekreuzigte dasselbe erhoben hat, sie wollen Anhänger des Gekreuzigten sein, betrügen aber ihren Nebenmenschen, wo sie können, unterdrücken die Wittwen und Waisen, und dann lassen sie von ihrem Raube ein paar Messen lesen oder einen Rosenkranz beten oder gehen dafür fleißig in die Kirche und meinen dann, rechtschaffenere Christen könne es nimmermehr geben, als sie. Wiederum Andere gibt es, die dem gekreuzigten Heiland zu Liebe nicht das geringste Opfer bringen, denen gerade an gebotenen Fasttagen das Fleisch besser schmeckt, als an andern Tagen, und die durch ihr wüstes Leben nur zu klar beweisen, daß ihr eigentlicher Gott der Bauch ist. Und alle diese wollen Kreuzesschüler sein!

Geliebte, wie wird es da einst aussehen beim Gerichte! Täuschen wir uns nicht! Es ist nicht genug, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, es ist nicht genug, das Kreuz zu küssen, nein, wir müssen den Weg des Kreuzes wandeln in Übung jeglicher Tugend, in Buße und Selbstverläugnung. „Kostbares

Zeichen des Kreuzes!" ruft deßhalb der heilige Petrus Damiani aus, „möchten wir es nur auch im Herzen tragen, wie wir es auf der Stirne tragen." So möge denn das Kreuz hinfüro unser einziger Ruhm, unser Alles sein! Mögen wir es deßhalb nicht bloß mit dem Daumen auf die Stirne zeichnen, sondern auch mit innigem Glauben im Herzen formen. Amen.

Sechste Ölbergpredigt.

„Wandelt in Liebe, gleichwie auch Christus uns geliebt und sich für uns als Gabe und Opfer hingegeben hat.“ Ephes. 5, 2.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die letzten zwei Vorträge haben uns gezeigt, welches die Früchte der Erlösung für den Einzelnen seien, nämlich die Gnade der Rechtfertigung vor Allem und dann alle übrigen Gnaden und Wohlthaten, die vom Kreuze für alle Verhältnisse und Lagen des Lebens uns zuströmen, Mäßigung im Glücke, Trost im Unglücke, Hilfe im Leben und Sterben.

Nun, Geliebte, ist es auch noch nothwendig, zu zeigen, welchen Einfluß denn die Lehre von der Erlösung durch das Kreuz auf die Gesammtheit, auf die Welt überhaupt ausgeübt hat. Man hat die Religion Jesu Christi von jeher die Religion der Liebe genannt, und zwar mit Recht; aber man muß wohl in's Auge fassen, daß das Christenthum diese Religion der Liebe nicht wäre, wenn Christus nicht am Kreuze seine Liebe zu den Menschen in der ausgezeichnetsten Weise kund gegeben hätte. Christus hat zwar die Liebe auch gelehrt, allein er hat sie auch geübt, und das in der vollkommensten

Weise, indem er sich aus Liebe zu uns zum Opfer für unsere Sünden hingegeben hat. Darum schreibt der heilige Paulus (Röm. 5, 8. 9.): „Gott erweiset seine Liebe zu uns dadurch, daß Christus, als wir noch Sünder waren, zur bestimmten Zeit für uns gestorben ist." Und der heilige Johannes schreibt in seinem ersten Briefe (4, 9. 10.): „Dadurch hat sich Gottes Liebe gegen uns geoffenbart, daß Gott seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt, damit wir durch ihn leben. Darin besteht diese Liebe: nicht daß wir Gott geliebt, sondern daß er uns zuvor geliebt und seinen Sohn gesandt hat zur Versöhnung für unsere Sünden." Hieraus ersehen wir, daß die Liebe Gottes zu uns hauptsächlich am Kreuze sich erprobt hat, daß der Tod Christi am Kreuze der Culminationspunkt der göttlichen Liebe ist; denn auf diesen Opfertod des Sohnes Gottes werden wir beständig als auf den größten Beweis seiner Liebe zu uns hingewiesen. Ist aber dem also, so kann auch das Christenthum, die Frucht dieses Kreuzopfers, gleichfalls wieder nur insoferne die Religion der Liebe sein, als diese Liebe ihre tiefste Wurzel im Kreuze hat und folglich in Opfer, Hingebung und Entsagung sich kund gibt, wie die leidende und sterbende Liebe am Kreuze. Und so, Geliebte, ist es denn auch. Die christliche Nächstenliebe besteht in der um Jesu Christi willen sich aufopfernden Hingebung zum Dienste der Menschheit, und dieser Nächstenliebe, dieser Hingebung der Kreuzesjünger hat die Welt die ganze Unermeßlichkeit der Wohlthaten zu verdanken, mit denen sie vom Christenthum seit der Zeit seines Bestehens überschüttet worden ist.

Diese Wohlthaten nun, die von der Religion des Kreuzes und der in diesem Boden wurzelnden Nächstenliebe der Welt erwiesen wurden, so weit es die Zeit gestattet, **auseinanderzusetzen,** ist die Aufgabe der heutigen Predigt.

Jesus Christus, unser Heiland, sei mit uns!

Die Nächstenliebe ist eine christliche und deßhalb im Alterthume durchaus unbekannte Tugend. Finden wir gleichwohl bei den Heiden einzelne Beispiele von Verzeihung, von Nächsten- und Feindesliebe, so stehen diese eben nur vereinzelt da, das Heidenthum aber kannte die Worte: Erbarmung, Barmherzigkeit nicht. Deßhalb war im Alterthum auch der Zustand der Armen und Unglücklichen ein schrecklicher. Da man für sie nicht sorgen wollte, da diese von den Glücklichen dieser Erde im Stiche gelassen wurden, so mußte man im Alterthum auf andere Mittel sinnen, sich der Unglücklichen zu entledigen, und diese zwei Mittel waren: der Kindermord und die Sklaverei. Seht, Geliebte, das war die Menschlichkeit, die Humanität, die Nächstenliebe des Alterthums, wobei man wohl fragen möchte, ob wohl Kindermord und Sklaverei etwa auch zu den Schönheiten der heidnischen Religion gehören? Indeß die heidnische Sitte ging noch weiter; sie verübte an den armen Geschöpfen, wenn sie von ihren unnatürlichen Eltern nicht umgebracht, sondern nur ausgesetzt wurden, noch ärgere Dinge. Hören wir, was hierüber der heilige Martyrer und Philosoph Justin in seiner Vertheidigungsschrift an den römischen Kaiser schreibt: „Man setzt unter deiner Regierung Kinder aus. Gewisse Leute nehmen dann dieselben zu sich, um sie zur Unzucht zu erziehen. In allen Landen trifft man solche Kinder, welche zu den abscheulichsten Diensten bestimmt sind, und welche man wie das liebe Vieh füttert. Und du erhebst eine Abgabe von diesen Kindern.“ Das, meine Christen, waren die Pfleganstalten, die Findelhäuser, welche das Heidenthum den Waisen errichtete. Das ist also die Menschlichkeit des Heidenthums, dieß die Nächstenliebe der Vielgötterei, daß die armen Würmchen, wenn sie nicht schön oder gesund genug waren, oder wenn ihre Menge den Eltern zur Last fiel, entweder umgebracht oder ausgesetzt wurden, in welch' letzterm Falle sie dann entweder von wilden Thieren gefressen oder, wenn ihnen dieß Glück nicht zu Theil wurde, von Teufeln in

Menschengestalt zur Unzucht erzogen wurden. Und wie das Heidenthum mit den Kindern umging, so verfuhr es auch mit den Sklaven. Die Sklaven, welche das Land bebauten, hatten fortwährend Ketten an den Füßen, sie erhielten keine andere Nahrung, als ein wenig Brod, Wasser und Salz; bei Nacht schloß man sie in unterirdische Kerker ein, welche nur durch ein Zugloch oben im Gewölbe Luft erhielten; wurden sie alt und gebrechlich, so schlug man sie todt oder fütterte mit ihrem Fleische Fische und wilde Thiere. Kein Herr konnte vor Gericht gezogen werden, wenn er seine Sklaven umbrachte.

Dieser heidnischen Unmenschlichkeit gegenüber hatte nun die Religion der Liebe die große Aufgabe, das Elend dieser Armen zu lindern und auf alle Weise für sie zu sorgen. Freilich konnte das Christenthum nicht auf einmal alle Übelstände beseitigen; aber es hat von Anfang an für die leidende Menschheit sein Möglichstes gethan. Die ersten Gläubigen schoßen ein paar Heller zusammen zur Unterstützung der Nothleidenden, der Kranken, der Reisenden, und das war der Anfang der Spitäler. Als aber die Kirche wohlhabend geworden war, da gründete sie für alle Arten des menschlichen Elendes Anstalten, die ihrer würdig waren, und von diesem Augenblicke an kannten die Werke der Barmherzigkeit keine Schranken mehr; es war wie ein Überströmen der Nächstenliebe über die Nothleidenden, welche bis daher von den Glücklichen der Welt ohne Hilfe gelassen worden waren.

Die Häuser für Unheilbare und Aussätzige zum heiligen Lazarus im Morgenlande scheinen die ersten Zufluchtsstätten dieser Art gewesen zu sein. Man nahm in denselben die Aussätzigen auf, welche, von ihren Angehörigen verläugnet, zum Abscheu aller Menschen auf den Straßen der Städte schmachteten; denn die Heiden sorgten in ihren unter dem Schutze des Götzen Äskulap stehenden Krankenhäusern nur so lange für ihre Freunde und Geliebten, als noch Hoffnung war, sie zu erhalten; aber wenn die Krankheit unheilbar oder ansteckend war, so verließ der Freund seinen Freund und stieß

ihn von sich. Fremde Kranke pflegen konnte man gar nicht. Da waren es nun die Christen, die mit aufopfernder Liebe sich der Kranken und Leidenden annahmen und sie auf die zärtlichste Weise verpflegten. Besonders zeigte sich die christliche Tugend am schönsten in Hungersnoth und Pest oder zur Zeit der Verfolgung. Die Christen thaten hier Wunder von Nächstenliebe, und die Heiden selbst mußten sich über diese Aufopferungen der Christen wundern und fanden sich angeregt, die Grundsätze einer Religion zu durchforschen, die so viele Helden als Bekenner hat. Nach dem Berichte des alten Schriftstellers, der das Leben des heiligen Pachomius beschrieben hat, war die außerordentliche Nächstenliebe der Christen die erste Ursache der Erleuchtung dieses Heiligen. Als Heide fragte er: Was sind das für Menschen, die sich so für Andere aufopfern? Als er hörte, daß sie Christen seien, untersuchte er ihren Glauben und wurde auch ein Christ. Diese aufopfernde Nächstenliebe zum Dienste der leidenden Menschheit schimmert wie ein glänzendes Gestirn durch alle Jahrhunderte hindurch am christlichen Himmel und hat selbst den Feinden des Christenthums die größte Achtung und Bewunderung abgenöthigt. Was in unsern Tagen die barmherzigen Schwestern im Dienste der Krankenpflege thun, ist zu bekannt und berühmt, als daß es hier näher zu rühmen wäre. —

So hat sich der Orden der Trinitarier die Aufgabe gestellt, die christlichen Gefangenen aus den Händen der Sarazenen und Türken zu befreien; der Orden der Barmherzigkeit hatte denselben Zweck, und nicht wenige Heilige sind aus ihm hervorgegangen. Der heilige Peter Paskal, Bischof von Jaën, verkaufte seine Einkünfte zur Loskaufung der Gefangenen und zur Unterstützung der Armen, und dann ging er selber unter die Türken, wo man ihn in Ketten schlug. Die Geistlichen und das Volk seines Sprengels schickten ihm eine Geldsumme zu seiner Auslösung. Er nahm dieselbe mit Dank an, aber statt sie zu seiner eigenen Loskaufung zu verwenden, kaufte er damit eine Anzahl Frauen und Kinder los, deren

Schwachheit ihn fürchten ließ, sie möchten dem christlichen Glauben untreu werden, und so blieb er in den Händen der Barbaren, welche ihm im Jahre 1300 die Martyrerkrone verschafften.

Die Liebe ist erfinderisch, sagt der heilige Paulus, und darum hat sich die christliche Nächstenliebe auch auf Solche ausgedehnt, deren Unglück nicht bemerkbar ist, weil sie, von ehrbaren, aber armen Eltern abstammend, bei den Entbehrungen der Armuth im Äußern den Schein des Wohlstandes bewahren müssen. Es läßt sich wohl kaum eine grausamere Lage denken. Von allen Seiten wird das Herz verwundet, und wer keine niedrige Denkungsart besitzt, dem muß das Leben wie ein fortwährendes Leiden vorkommen. Was soll aus den unglücklichen Töchtern solcher Familien werden? Sollen sie zu reichen und hochgestellten Verwandten gehen und sich allen Arten der Verachtung unterwerfen, oder sollen sie eine Beschäftigung ergreifen, welche ihnen die gesellschaftlichen Vorurtheile oder ihr natürlicher Zartsinn verbieten? Die Religion hat das einzige Hilfsmittel ausfindig gemacht — Unsere liebe Frau von der Barmherzigkeit, wie sie genannt wird, öffnet diesen gefühlvollen Frauen ihre fromme und ehrwürdige Einsamkeit. Berühmt ist in Frankreich das Fräuleinstift von St.-Cyr, wo die armen Töchter edler Familien einen Zufluchtsort finden.

Wir haben in unsern Tagen Arbeiter-Vereine und Wanderer-Unterstützungs-Vereine. Das sind Anstalten im Dienste der Umsturzpartei, welche die Wohlthätigkeit sogar zu dem schändlichen Zwecke mißbraucht, mittelst derselben die Arbeiter der Revolution dienstbar zu machen und an ihnen willfährige Werkzeuge zur Durchführung ihrer heillosen Plane zu erwerben. Indeß die Demokratie glaube ja nicht, daß etwa die Bildung dieser Arbeitervereine eine originelle Schöpfung sei, die man früher nicht gekannt und also lediglich ihr zu verdanken habe. Der Hauptmann Caraffa hört zu Neapel in einer Klosterkirche eine junge Nonne singen, deren Gesang ihn zu Thränen rührte. Er schloß, der Dienst des Herrn

müsse ein wonnevoller sein, wenn er denen, die ihm ihre Tage geweiht haben, solche Töne in den Mund lege. Sein Entschluß ist schnell gefaßt, er verläßt die Welt, widmet sich dem Klosterleben und stiftet den Orden der frommen Arbeiter, welcher sich im Allgemeinen mit der Sorge für die leidende Menschheit abgibt. Als die Pest in Neapel ausbrach, starben alle Mitglieder dieses Ordens bis auf zwei Priester und drei Klosterbrüder bei der Krankenpflege.

Versetzen wir uns im Geiste einen Augenblick nach Amerika, wo die Europäer so unmenschlich gehaust haben. Die christliche Nächstenliebe ist es auch hier wieder, welche Wein und Öl in die Wunden goß und das himmelschreiende Unrecht gut zu machen suchte. Ein Bruder aus dem Franziskanerorden, Peter von Betancourt, der sich in Guatimala, einer Stadt und Provinz des spanischen Amerika, aufhielt, ward von dem Schicksale der Sklaven gerührt, welche während ihrer Krankheit keine Zufluchtsstätte hatten. Da er als Almosen ein elendes Haus, worin er zuvor eine Armenschule gehalten hatte, geschenkt bekam, so richtete er es selber zu einer Art Krankenhaus ein, und deckte es mit Stroh, um die Sklaven, wenn es an einem andern Orte fehlte, darin aufzunehmen. Als er bald darauf ein Negerweib traf, das verstümmelt und von ihrem Herrn verlassen war, lud der heilige Mönch diese Sklavin auf seine Schultern und trug sie, voll Freude über seine Last, in die erbärmliche Hütte, welche er sein Spital nannte. Dann lief er durch die ganze Stadt, um für seine Negerin einige Hilfe zu erlangen. Sie überlebte zwar die ihr widerfahrene Liebe nicht lange; aber als sie ihre letzten Thränen vergoß, verhieß sie ihrem Wärter himmlische Belohnungen, welche er auch ohne Zweifel erhalten hat. Einige reiche Leute, gerührt von seinen Tugenden, schenkten Betancourt Summen, vermittelst welcher er die Hütte der Negerin in ein großartiges Spital verwandeln konnte. Dieser Mönch starb jung, die Liebe zur Menschheit hatte sein Herz verzehrt. Sobald sein Tod ruchbar wurde, stürzten die Armen und die

Sklaven in sein Spital, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen. Sie küßten seine Füße, schnitten Stücke von seinen Kleidern ab und hätten ihn endlich gar zerrissen, um Reliquien von ihm zu erhalten, wenn man nicht Wächter an seinen Sarg gestellt hätte; man hätte glauben können, es sei der Leichnam eines Tyrannen, den man gegen den Haß seiner Völker vertheidige, und es war ein armer Mönch, den man ihrer Liebe entzog. Der Orden des Frater Betancourt breitete sich nach seinem Tode weiter aus. Ganz Amerika wurde voll von seinen Spitälern; die Mönche, welche in denselben Dienste leisteten, nannten sich Bethlehemiten. Die Formel ihres Gelübdes war folgende: „Ich, N. N., lege das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und der Gastfreundlichkeit ab, und verpflichte mich, den armen Kranken zu dienen, auch wenn sie zu den Ungläubigen gehören und mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind.“ Der christlichen Nächstenliebe, dieser heldenmüthigen Schülerin des Kreuzes, genügte es aber nicht, auf der Oberfläche der Erde ihre Segnungen zu verbreiten; nein, sie stieg auch in die Eingeweide der Erde, fern vom Tageslichte, hinab, um auch dort Unglückliche aufzusuchen. Die genannten Bethlehemiter-Brüder haben selbst in der Tiefe der Minen von Peru und Mexiko eine Art Spitäler. Das Christenthum hat sich Mühe gegeben, das Unheil, das die Menschen in der neuen Welt gestiftet haben, und das man so ungerechter Weise ihm zur Last gelegt, wieder gut zu machen. Dr. Robertson, ein englischer Protestant und noch dazu presbyterianischer Geistlicher, hat in dieser Beziehung die römische Kirche vollkommen gerechtfertigt. Er sagt: „Es ist mehr als Ungerechtigkeit, daß viele Schriftsteller dem unduldsamen Geiste der römischen Religion die Vernichtung der Amerikaner zuschreiben und die spanischen Priester anklagen, als hätten sie ihre Landsleute aufgehetzt, diese unschuldigen Völker als Götzendiener und Feinde Gottes niederzumetzeln. Die ersten Missionäre, obschon einfältig und ohne wissenschaftliche Bildung, waren fromme Männer. Sie nahmen sich frühe der Sache

der Indianer an und vertheidigten dieses Volk gegen die Verleumdungen, womit die Eroberer dasselbe anzuschwärzen suchten, indem sie es als unfähig darstellten, sie je an das gesellige Leben zu gewöhnen und die Grundsätze der Religion zu begreifen, und es als eine unvollkommene Menschengattung schilderten, welche die Natur mit dem Stempel der Knechtschaft gebrandmarkt habe. Was ich von dem fortwährenden Eifer der spanischen Missionäre für die Vertheidigung und Beschützung der ihrer Sorgfalt anvertrauten Heerde gesagt habe, läßt dieselben in einem Lichte erscheinen, welches ihres Amtes ganz würdig ist; sie waren Diener des Friedens für die Indianer und bemühten sich stets, den Unterdrückern derselben die eiserne Ruthe aus den Händen zu winden. Ihrer mächtigen Vermittlung verdankten die Amerikaner alle Erlasse, welche auf Milderung ihres harten Schicksals abzweckten. Die Indianer betrachten auch immer noch die Weltgeistlichen sowohl als die Ordensleute in den spanischen Niederlassungen als ihre natürlichen Beschützer, und zu ihnen nehmen sie ihre Zuflucht, um die Plackereien und Gewaltthätigkeiten abzuwehren, denen sie jetzt noch ausgesetzt sind"*). — Diese Stelle ist schlagend und um so entscheidender, da der protestantische Geistliche, um zu diesem Schlusse zu kommen, als Beweise für seine Behauptung die Schutzreden der Dominikaner für die Karaiben citirt; denn der berühmte Las Casas war nicht der Einzige, welcher die Vertheidigung derselben führte, es war vielmehr sein ganzer Orden und die gesammte spanische Geistlichkeit. Der englische Doktor setzt noch die päbstlichen Bullen und die königlichen Verordnungen bei, welche auf Betrieb der Geistlichen erlassen wurden, um das Schicksal der Amerikaner zu mildern und der Grausamkeit der Colonisten einen Zügel anzulegen. So hat also das Christenthum die Verbrechen in Amerika, die man auf seine Schultern hinüberzuwälzen suchte, nicht nur nicht begangen, sondern sie stets verabscheut; die Tyrannen in Amerika

---

*) Gesch. v. Amerika, IV. Band, 8. Buch.

waren ganz andere Leute, als die Freunde der Religion; allein es geschieht öfter, daß die Tyrannen ihre Schlachtopfer anklagen, und bekanntlich hat ja schon der Wolf in der Fabel dem Lamme vorgeworfen, daß dieses ihn beleidigt habe.

Ich kann bei dieser Gelegenheit, wo ich davon handle, wie die Religion des Kreuzes überall bemüht war, die Menschen aus ihrem Elende herauszureißen, nicht umhin, noch eines besondern Ordens zu erwähnen, der eine große Berühmtheit erlangt hat. Es ist dieß der Orden der Büßerinnen oder der Töchter des guten Hirten, wie man sie auch nennt, der in Deutschland und Frankreich es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die unglücklichen Mädchen, welche nach einem unordentlichen Leben im Elende zu Grunde zu gehen in Gefahr schweben, dem Laster zu entziehen. Es ist in der That, Geliebte, ein göttlicher Anblick, zu sehen, wie die Religion des Kreuzes aus gränzenloser Liebe ihren Abscheu vor der Sünde überwand, und selbst Beweise des Lasters forderte, aus Furcht, man könnte ihre Anstalten betrügen, und die Unschuld möchte unter der Maske der Reue eine Zufluchtsstätte in Anspruch nehmen, die für sie nicht da war. Man bediente sich der lieblichsten und mitleidsvollsten Namen, um die früheren Verirrungen dieser Sünderinnen zu bedecken. Man nannte sie Töchter des guten Hirten oder Töchter der heiligen Magdalena, um damit ihre Rückkehr zu der Heerde und die Vergebung auszudrücken, welche sie zu hoffen hatten. Sie legen nur ein einfaches Gelübde ab, und man sucht sie sogar zu verheirathen, wenn sie es verlangen, und setzt ihnen eine kleine Mitgift aus. Damit sie nur Bilder der Reinheit um sich her erblicken, kleidet man sie in Weiß, daher sie auch öfter die weißen Mädchen genannt werden. Welch' ein rührender Contrast, welch' ein Zartsinn! ganz würdig einer Religion, welche zu helfen versteht, ohne zu beleidigen, und die Schwächen des menschlichen Herzens schont, indem sie dasselbe aus den Schlingen des Lasters erlöst. Hier, meine Christen, erblickt ihr den Contrast des Heidenthums zum Christenthum in seiner ganzen

Größe. Ihr sehet, welche Findelhäuser und Anstalten das Heidenthum errichtet hat, und welche das Christenthum.

Ich füge nun dem, was ich bisher über die Anstalten des Christenthums zu Gunsten der leidenden Menschheit gesagt habe, noch eine sehr nothwendige Bemerkung bei. Man sagt, daß auf dem St. Bernhard, wo die christliche Nächstenliebe bis auf unsere Tage sich für die Reisenden hinopferte, eine allzuscharfe Luft die Athmungswerkzeuge zerstöre und man selten über zehn Jahre auf diesem Berge lebe; demnach kann der Mönch, der sich in das dortige Hospital einschließt, ungefähr die Tage berechnen, die er noch zu leben haben wird, und Alles, was er bei dem undankbaren Dienste der Menschen gewinnt, besteht darin, daß er den Augenblick seines Todes kennt, welcher den übrigen Sterblichen verborgen ist. Das Leben der Ordensfrauen in gar vielen Spitälern ist ein langsames Hinsiechen, ein schleichendes Fieber, das sie allmählig verzehrt und von der verdorbenen Luft herkommt, in der sie leben. Die Mönche in den Minen der neuen Welt, wo sie in einer ewigen Nacht Spitäler errichtet haben für die armen Indianer, diese Mönche verkürzen gleichfalls ihr Dasein, indem sie von den Metalldünsten vergiftet werden. Die Patres endlich, welche sich in den verpesteten Bagnos von Konstantinopel einschließen, weihen sich dem schnellsten Martyrerthum.

Angesichts dieser hinopfernden Liebe, die nur in der Religion des Kreuzes zu finden ist, konnte selbst der Patriarch des Unglaubens, Voltaire, nicht umhin, auszurufen: „Der Stoicismus hat uns nur e i n e n Epiktet gegeben, die christliche Philosophie aber erzieht Tausende von Epikteten, welche nicht wissen, daß sie es sind, und deren Tugend so weit geht, daß ihre Tugend selbst ihnen unbekannt bleibt.“ So redet ein Ungläubiger; wir aber, die wir an die Kraft der sich selbst kreuzigenden Liebe glauben, wir müssen gestehen, daß wir keine Worte finden, um solche Werke gebührend zu loben; Thränen und Bewunderung sind Alles, was wir übrig haben.

Gehen wir jetzt um einen Schritt weiter. Das Leben

der Linderung unserer Schmerzen widmen, ist die erste der Wohlthaten der Religion des Kreuzes; die zweite ist, uns aufzuklären. Auch hier sind es wieder sogenannte abergläubische Priester, welche uns von der Unwissenheit geheilt und seit zehn Jahrhunderten sich in den Schulstaub begraben haben, um uns aus der Barbarei zu befreien. Sie, die man gerne die Lichtscheuen nennt, haben uns die Quellen des Lichts eröffnet, sie theilten uns jenen hellen Schein mit, den sie mit Lebensgefahr unter den Trümmern Roms und Athens gesammelt hatten. Der Benediktiner, der Alles wußte, der Jesuite, der die Wissenschaft und die Welt kannte, der Vater des Oratoriums, der Lehrer an der Universität war, verdienen vielleicht weniger unsern Dank, als die demüthigen Fratres, welche sich dem unentgeltlichen Unterrichte der Armen gewidmet hatten. Die Ordensleute an den sogenannten frommen Schulen verpflichteten sich aus Menschenliebe, das junge Volk vom Alphabet an lesen und schreiben, zählen und rechnen zu lehren, sogar bis zur Führung der Bücher bei Kaufleuten und in den Schreibstuben. Überdieß gaben sie Unterricht in der Rhetorik, in der lateinischen und griechischen Sprache, in Städten haben sie sogar Schulen der Philosophie, der Mathematik, der Befestigungskunde und Geometrie. Neben diesen ersten Schulen, welche die christliche Nächstenliebe gründete, finden wir die gelehrten Vereine, welche den Wissenschaften und der Erziehung der Jugend gewidmet sind. Alte Universitäten in Europa sind entweder von frommen Fürsten, oder von Bischöfen, oder von Priestern gegründet worden, und alle standen unter der Leitung christlicher Orden: sie sind also Töchter der Religion des Kreuzes. Ich will hier gar nicht davon reden, was die Päbste von jeher für die Wissenschaft gethan haben, wie das christliche Rom für die neue Welt das wurde, was das heidnische Rom für die alte war; ich will nur bemerken, daß es anerkannte Thatsache ist, daß Europa dem heiligen Stuhle seine Bildung, einen Theil seiner besten Gesetze und fast alle seine Künste und Wissenschaften verdankt.

Gleichwie wir aber die Gründung der Spitäler und der Pflanzschulen aller Bildung und Wissenschaft der Religion des Kreuzes verdanken, so verdanken wir ihr auch die Einführung des Ackerbaues in Europa. Unsere Urahnen waren Barbaren, die die Bebauung des Landes für eine entwürdigende Beschäftigung hielten. Jagd, Fischfang und der Krieg waren die Beschäftigungen, die sie ihrer würdig hielten. Erst der Anblick mehrerer tausend Mönche, die das Land bebauten, untergrub nach und nach die barbarischen Vorurtheile, welche die Kunst, die uns Menschen nährt, mit Verachtung ansehen hießen. Der Bauer lernte in den Klöstern die Scholle umkehren und die Furche befruchten. Der Edelmann fing an, auf seinem Gute sicherere Schätze zu suchen, als welche er sich mit den Waffen verschaffte. Die Mönche waren also wirklich die Väter des Ackerbaues, theils weil sie selber zuerst das Land bebauten, theils weil sie die ersten Lehrer unserer Bauern waren. — Der Religion des Kreuzes verdankt aber Europa nicht bloß die Urbarmachung seines Bodens, sondern noch weit mehr; die Bahnung der Wege, die Vergrößerung der Dörfer und Städte, die Einrichtung des Botenverkehrs und der Gasthäuser, Kunst und Gewerbe, Fabriken, Handel nach Außen und im Innern, bürgerliche und politische Gesetze: kurz, Alles kommt ursprünglich von der Kirche her. Ganz Europa hatte weder Strassen noch Gasthäuser, seine Waldungen waren voll von Räubern und Mördern, seine Gesetze waren ohne Kraft, oder vielmehr, es gab gar keine Gesetze. Die Religion allein gewährte gleich einer großen, mitten unter den gothischen Trümmern errichteten Säule den Menschen Schutz und einen Vereinigungspunkt. Da namentlich die Reisenden auch beim Übergange über die Flüsse angehalten, beraubt und ermordet wurden, so faßten geschickte und muthige Mönche in Frankreich den Entschluß, diesem Übelstande abzuhelfen. Sie gründeten einen Verein unter dem Namen Hospitaliter zu den Brücken oder Brückenbauer. Nach ihren Statuten waren sie verpflichtet, den Reisenden hilfreiche Hand zu bieten,

die Landstrassen zu unterhalten, Brücken zu bauen und die Fremden in den Hospizien zu beherbergen, die sie am Ufer der Flüsse errichteten. Überhaupt gab es Jahrhunderte lang keine andern Gasthäuser, als die Klöster. Aber hier stand auch die Gastfreundschaft so hoch in Ehren, daß ein armer Reisender ohne einen Kreuzer Geld durch ganz Europa kommen konnte. Man gab ihnen Kleider, Lebensmittel und einen Zehrpfennig bis zum nächsten Kloster und dort fand er dieselbe Unterstützung. Zog ein Pilger nach fremden Reichen, so wandte er sich an seinen Bischof, der ihm einen apostolischen Brief mitgab, mittelst dessen er sicher durch die ganze Christenheit reisen konnte. In diesen Gasthäusern der Religion zeigte sich die rührende Tugend der Gastfreundschaft noch in ihrer alterthümlichen Schönheit wie in den Tagen Abrahams durch das Fußwaschen, das Feuer auf dem Herde und das angenehme Mahl und Bett; und so ließ sich die Religion der Liebe angelegen sein, überall die geselligen Bande wieder anzuknüpfen, welche die Rohheit der Welt unaufhörlich zerriß.

In den Klöstern widmete man sich aber auch den mechanischen Künsten, und Klöster waren es, welche den Handel über die Gränzen Europas wie in seinem Innern ausdehnten. Die Gesellschaft des dritten Ordens des heiligen Franziskus verfertigte Tücher und Borten, während sie zu gleicher Zeit arme Kinder im Lesen unterrichtete und sich der Kranken annahm. Der Verein der armen Brüder Schuster und Schneider war in demselben Geiste gegründet worden. Das Hieronymitenkloster in Spanien hatte mehrere große Manufakturen in seinen Mauern. Der größte Theil der ersten Mönche verstand das Maurerhandwerk so gut als den Feldbau. Die Benediktiner z. B. bauten eigenhändig ihre Häuser. Was den innern Handel betrifft, so gehörten viele Messen und Märkte den Abteien und waren von denselben eingeführt worden. Die Nonnen spannen ferner einen großen Theil der in Europa verbrauchten Leinwand. Die Kirchen brachten das Pergament, das Wachs, die Leinwand, die Seide, den

Marmor, die Goldarbeiterkunst, die Wollmanufakturen, die Tapetenwirkereien und die ersten Gold- und Silberstoffe auf; sie allein verschafften in den Zeiten der Barbarei den Künstlern Arbeit und ließen dieselben bisweilen aus Italien und selbst aus Griechenland zu einem Geschäft herauskommen. Die Mönche selbst pflegten die schönen Künste; sie waren die Maler, die Steinhauer und Baumeister des gothischen Zeitalters. Was den Handel nach außen anbelangt, so ging er früher ausschließlich über das mittelländische Meer; aber hier waren es wieder die Kreuzzüge, welche die Quellen des Reichthums des Morgenlandes in die Hände der Franken lieferten, und die Eroberungen der Kreuzfahrer waren es, welche die Freiheit des Handels mit den Waaren Griechenlands, Syriens und Ägyptens sicherten, und folglich mit den indischen, welche noch auf keinem andern Wege nach Europa kamen. Überhaupt, was an den Kreuzzügen Gutes war, gehört der Religion an, das Übrige den menschlichen Leidenschaften. —

Schlüßlich haben wir noch den Einfluß der Religion des Kreuzes auf das politische Leben der Völker in's Auge zu fassen. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß das Christenthum seinem Geist und seinen Endzwecken nach aller Willkührherrschaft, gehe sie nun von oben oder unten aus, entgegen ist, und daß seine Grundsätze mehr vermögen, als die Ehrenauszeichnungen in Monarchien, mehr als die Tugend in den Republiken und als die Furcht in despotischen Staaten. Die Kirche hatte daher zu allen Zeiten die schöne Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, um die wahre Freiheit gegen die Willkühr in Schutz zu nehmen. Sie beruhigte und versöhnte die Gemüther, sie beugte den auf's Äußerste gehenden Beschlüssen vor. Sie allein besaß aber auch Bildung und Erfahrung, wenn hochgestellte Barone oder unwissende Gemeinden nur Partheiumtriebe und blinden Gehorsam kannten; sie allein verstand zu Folge der Übung auf Concilien zu sprechen und zu berathen; sie allein besaß Würde, wenn Alles um sie her

derselben ermangelte. Nacheinander sehen wir sie den Ausschweifungen des Volkes entgegentreten, den Königen freimüthige Vorstellungen übergeben und dem Zorn der Edelleute Trotz bieten. Die Überlegenheit ihrer Bildung, ihr versöhnlicher Geist, ihre Friedenssendung, ja schon die Natur ihrer eigenen Interessen mußten ihr in der Politik edle Gesinnungen einflößen, wie sie den beiden andern Ständen fehlten. Zwischen dieselben hineingestellt, hatte sie von den Großen Alles zu fürchten, aber Nichts vom Volke, dessen natürliche Vertheidigerin die Kirche aus diesem Grunde war. Auch sieht man sie zur Zeit der Zerwürfnisse vorzugsweise mit dem Volke stimmen. Die Prälaten wurden nicht selten das Opfer ihrer Aufopferung. Der Haß der Großen gegen die Geistlichkeit war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts so groß, daß viele Bischöfe von den Edelleuten umgebracht und viele vom Hofe in's Gefängniß geworfen wurden. Sie mußten abwechslungsweise die Rache der Könige, des Adels und des Volkes aushalten, wenn sie der Willkühr auf dieser oder jener Seite entgegentraten. Wenn man den Einfluß der Religion des Kreuzes auf den politischen Bestand der europäischen Völker mehr im Großen betrachten will, so muß man seinen Blick hauptsächlich nach Rom richten. Die Päbste waren es, welche den Gottesfrieden einführten, während dessen der Ärnte- und Herbstsegen eingeheimst wurde, der unsere Voreltern vor ihrer eigenen Wuth rettete und Hungersnöthen vorbeugte. Die Päbste waren es, welche die Könige aus ihrem Schlummer aufweckten, welche Sturm läuteten und Verbindungen bewerkstelligten, wodurch sie es verhinderten, daß das Abendland die Beute der Türken wurde. Dieser einzige Dienst, den die Kirche der Welt leistete, würde schon Altäre verdienen. Menschen, welche des Christennamens unwürdig waren, erwürgten die Völker der neuen Welt; aber der römische Hof schleuderte seine Bullen, um diesen Abscheulichkeiten vorzubeugen. Die Sklaverei wurde für rechtmäßig erklärt; aber die Kirche anerkannte keine Sklaven unter ihren Kindern. Ja,

selbst wenn der römische Hof zu weit ging, so diente es dazu, edle Grundsätze über das Völkerrecht zu verbreiten. Wenn die Päbste ganze Königreiche mit Bann und Interdikt belegten, wenn sie Kaiser zwangen, dem heiligen Stuhle Rechenschaft von ihrem Benehmen abzulegen, so maßten sie sich ohne Zweifel eine Gewalt an, welche ihnen nicht zustand; allein während sie die Majestät des Thrones verletzten, erwiesen sie vielleicht der Menschheit eine Wohlthat. Die Könige wurden vorsichtiger, sie fühlten, daß sie einen Zügel haben und das Volk einen Schirm. Die päbstlichen Ausschreiben verfehlten nie, die Stimme der Völker und das allgemeine Interesse der Menschen in die besondern Klagen, die sie enthielten, mit einfließen zu lassen. „Es ist kund und zu wissen geworden, daß Philipp, Ferdinand, Heinrich sein Volk unterdrücke" u. s. w. — so lautete ungefähr der Anfang aller dieser Erlasse des römischen Hofes. Dem Christenthum, sagt Montesquieu, verdanken wir in der Regierung ein gewisses politisches Recht und im Kriege ein gewisses Völkerrecht, welches die menschliche Natur für sich nicht hinreichend anzuerkennen vermöchte. Dieses Recht bewirkt, daß unter uns der Sieg den überwundenen Völkern große Güter übrig läßt: das Leben, die Freiheit, die Gesetze, das Eigenthum und stets die Religion, wenn man sich nicht selbst verblendet. Die Rathschläge des Evangeliums bilden den wahren Philosophen und seine Vorschriften den wahren Bürger. Darum muß behauptet werden, daß der geringste Christ, wenn er nur ein redlicher Mensch ist, sittlich viel höher steht, als der erste Philosoph des Alterthums, so wie es auch ausgemacht ist, daß es kein noch so unbedeutendes christliches Volk gibt, unter welchem es nicht lieblicher zu wohnen wäre, als unter dem berühmtesten Volke des Alterthums, mit Ausnahme von Athen, welches reizend, aber furchtbar ungerecht war. Ein innerlicher Friede wohnt unter den neuern Völkern, eine stätige Übung der ruhigsten Tugenden, welche man im Heidenthume vergebens sucht. Wenn die Republik des Brutus oder die Allein-

herrschaft des Augustus plötzlich aus dem Staube wieder erstünde, wir würden schaudern vor dem römischen Leben. Man darf nur an die unzüchtigen Feste der Göttin Flora und an die fortwährenden Schlächtereien der Gladiatoren denken, um eine Vorstellung von dem ungeheuern Unterschied zu bekommen, der, zu Folge des Evangeliums, zwischen uns und ihnen Statt findet.

Wir haben nun, Geliebte, die Wohlthaten kennen gelernt, die von der Religion des Kreuzes der Menschheit von jeher zu Theil geworden sind. Wie das Kreuz das Zeichen der Liebe und Hinopferung ist, so wurzeln auch alle diese Wohlthaten des Christenthums in dieser sich aufopfernden Liebe, in Entsagung und Selbstverläugnung, im K r e u z e. Vom Kreuze herab kam den Kreuzesjüngern Gnade und Kraft, die heldenmüthigsten Thaten zu vollbringen, das große Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen. Nicht das Wort ist es, das begeistert, nicht die Lehre ist es, die zieht, nein, die That, das Beispiel ist es, das hinreißt. Und wenn Jesus hundertmal gesagt hat: „Liebet einander!" es hätte dieß sein Wort Nichts gefruchtet, wenn nicht sein Beispiel zu dieser Liebe entflammt hätte. Darum werden wir auch, wenn uns die Apostel zur Liebe ermahnen, nicht an die Lehre Jesu, sondern an seinen Tod erinnert, durch den er seine unendliche Liebe gegen uns b e w i e s e n hat. L i e b e t e i n a n d e r, ruft uns Paulus zu, w i e a u c h C h r i s t u s u n s g e l i e b t u n d s i c h f ü r u n s a l s G a b e u n d O p f e r h i n g e g e b e n h a t. Die christliche Nächstenliebe ist also ein Opferdienst, sie ist lauter Entsagung und Hingebung um der Liebe Jesu willen, der sich zuerst für uns hingegeben hat; sie wurzelt also wesentlich im Kreuze. Eine Nächstenliebe, die nicht vom Kreuze ihren Ursprung ableitet, die nicht der gekreuzigten Liebe wegen geübt wird, verdient den Namen c h r i s t l i c h e Liebe nicht, sie ist rein menschlich. Das K r e u z war den Helden der christlichen Liebe das Vorbild ihres Strebens und Wirkens. Das Kreuz wurde deßhalb überall aufgerichtet, mit dem Kreuze auf der Stirne wurde alle Arbeit begonnen,

aller Kampf gekämpft, jeglicher Sieg erstritten. Vom Kreuze also kommt der Welt das Heil, durch das Kreuz geschah die Erlösung, vom Kreuze strömen die Früchte der Erlösung dem Einzelnen wie dem ganzen Menschengeschlechte zu.

Und nun frage ich, Geliebte: Wie ist es möglich, daß diese Lehre vom Kreuze, wenn sie eine so verabscheuungswürdige Lehre ist, die ausgerottet werden muß, wie die modernen Heiden sagen, wie ist es möglich, frage ich, daß die Lehre von der Erlösung durch das Kreuz, wenn sie ja auf der fürchterlichsten Unmenschlichkeit und Grausamkeit, auf einem Menschenmord beruht, den der „menschenschlächterische" Gott Vater verlangt hat, wie die Lästerer sagen, wie ist es möglich, frage ich noch einmal, daß diese Lehre, die auf Unmenschlichkeit und Grausamkeit beruht, solche Früchte der Liebe, des Mitleids und der Erbarmung bringen kann? Wie kann eine Religion, die der Unmenschlichkeit ihr Entstehen verdankt, wie kann diese zugleich die Religion der Liebe sein und genannt werden? Wie kann der nämliche Gott Vater, von dem die Lästerung behauptet, daß er ein Moloch sei, der seinen Sohn schlachtete, wie kann dieser seine Verehrer zu Heldenthaten der Nächstenliebe begeistern, welche die ganze Welt anstaunt? Nur der Gott der Liebe kann wieder zur Liebe begeistern, ein schlechter Baum bringt in Ewigkeit keine guten Früchte; wenn es aber wahr ist, daß man den Baum an seinen Früchten erkennt, die Früchte des Christenthums aber nur Werke der rührendsten Liebe sind: ist es dann nicht die ungeheuerste Lästerung, den Gott der Liebe, der gerade durch die Hingabe seines Sohnes den größten Beweis seiner unendlichen Liebe gegeben hat, einen grausamen, menschenschlächterischen Gott zu nennen und die Erlösung durch das Kreuz als den baarsten Unsinn zu erklären? Und diesen Unsinn, diese Unmenschlichkeit hat kein Mensch geahnt seit achtzehnhundert Jahren; alle Menschen sind blind gewesen, bis die Jünger des Essighausapostels kamen und auf einmal die hochwichtige Entdeckung machten, daß die Lehre von der Erlösung durch das Kreuz gar nicht im Evan-

gelium gegründet und ein „der Gottheit und eines jeden vernünftigen Menschen unwürdiger Wahn" sei, dessen man sich endlich einmal entledigen müsse. Geliebte, wir haben diesen „Wahn" kennen gelernt; wenn es je ein Wahn wäre, so wäre es der schönste und seligste Wahn, den es je gegeben hat; denn dieser Wahnglaube hat aus Barbaren Menschen gemacht. Wir aber wissen, daß es kein Wahn ist, sondern der Grundpfeiler unserer Religion, und dieser Grundpfeiler wird stehen und fällt mit dem Christenthum. Wer das Kreuz aus dem Christenthum entfernt, der stürzt das Christenthum über den Haufen, der verläugnet Christum selber; denn wir kennen keinen andern Christus, als den Gekreuzigten. Der ist unser Ruhm, er allein unser Heil. Ja, Geliebte, die gekreuzigte Liebe hat Feuer vom Himmel gebracht und es angezündet, die Liebe hat wieder Liebe entzündet, und darum ist das Christenthum, das dieses heilige Feuer fortwährend nährt und unterhält, in Wahrheit die Religion der Liebe.

O möchte doch dieses Feuer auch uns ergreifen; möchte die gekreuzigte Liebe auch unsere frostigen Herzen erwärmen, zur Gegenliebe entflammen! Möchten auch wir aus Liebe zu Jesus am Kreuze in unserm Stande nach Kräften zum Heile der Armen, der Kranken und Leidenden wirken, möchten wir als wahre Kreuzesjünger Werke der Liebe und Barmherzigkeit thun, wie und wo wir können; mit Einem Worte; möchten wir der Mahnung des Apostels folgen, wenn er sagt: W a n d e l t i n L i e b e, wie auch Christus uns geliebt und sich für uns als Gabe und Opfer hingegeben hat. Amen.

Siebente Ölbergpredigt.

„Die Wahrheit des Herrn bleibt in Ewigkeit.“ Ps. 116, 2.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wir sind heute am Schlusse unserer Betrachtungen über die Lehre von der Erlösung durch das Kreuz angelangt. Am ersten Donnerstag haben wir die Wichtigkeit des Leidens und Sterbens Jesu Christi aus der heiligen Schrift selber ersehen. Am zweiten Donnerstage wurde nachgewiesen, daß nicht bloß bei den Juden und Christen, sondern bei allen Völkern die Überzeugung vorherrschend war, daß die Sühne des Menschengeschlechtes nur durch Blut geschehen könne; denn das Blut ist der Sitz alles Lebens. Am dritten Donnerstage wurde dann gezeigt, daß diese Erlösung durch Leiden und Sterben nur von Gott selber bewirkt werden konnte, und daß er sie gerade in dieser und in keiner andern Weise bewirken wollte, und hiemit schloß sich der theoretische Theil von der Lehre der Erlösung. Wir wußten nunmehr, daß sie geschehen mußte, und zwar gerade so, wie sie geschah. Nun kamen wir auf den praktischen Theil zu sprechen, nämlich auf die Früchte

dieser Erlösung und die Art und Weise ihrer Aneignung. Die vierte Ölbergpredigt suchte demnach zu zeigen, daß die Gnade der Rechtfertigung und Heiligung die erste Frucht des Kreuzes sei, die durch den werkthätigen Glauben jeder Einzelne sich aneignen müsse, während die fünfte Ölbergpredigt sofort die übrigen Wohlthaten aufzählte, die dem Einzelnen vom Kreuze zufließen. Vor acht Tagen endlich haben wir den wohlthätigen Einfluß der Lehre vom Kreuze auf die gesammte Menschheit kennen gelernt, und somit wäre dieser Cyklus von Fastenpredigten in sich selber abgeschlossen. Allein, Geliebte, ihr habt bei diesen Vorträgen über die Lehre von der Erlösung bemerkt, daß ich bei der Begründung derselben immer auch die antichristlichen Anschauungen unserer Zeit bekämpfte, und namentlich die hierher bezügliche, daß wir nicht durch das Leiden und Sterben Jesu, sondern einzig und allein durch seine Lehre, durch die höhere Aufklärung, die er der Menschheit brachte, erlöst worden seien, und daß die Lehre von der Erlösung durch das Kreuz eine verabscheuungswürdige, gotteslästerliche Lehre sei. Es ist wohl einleuchtend, daß bei einer solchen Anschauung der Dinge das Kreuz des Erlösers, das Zeichen unseres Heiles, förmlich gehaßt wird, daß man sein Andenken verwünscht und sich, eben weil man es verwünscht, auch mit der Hoffnung trägt, daß dieses Kreuz bald in Trümmer fallen werde.

Habe ich nun in den bisherigen Vorträgen die Lehre der Antichristen unserer Tage, daß die Erlösung durch das Kreuz eine Thorheit sei, widerlegt, so will ich in der heutigen, der letzten Ölbergpredigt zum Schlusse noch zeigen, daß ihre Hoffnung, das Kreuz von der Erde vertilgt zu sehen, nicht erfüllt werden wird. Es ist demnach der Sieg des heiligen Kreuzes der erhabene Gegenstand, der heute unsere Aufmerksamkeit noch in Anspruch nimmt. Ist es für den Geschichtschreiber eine angenehme Aufgabe, wenn er die Siege großer Helden der Vergangenheit beschreibt, welche Begeisterung muß nicht den christlichen Prediger erfassen, wenn

er das siegreiche Banner des heiligen Kreuzes vor dem christlichen Volke entfalten und dessen glorreiche Schicksale beschreiben soll! Ja, Geliebte, wir wollen heute noch die erhebende und begeisternde Wahrheit vernehmen:

Daß das Kreuz zu allen Zeiten gesiegt hat, I. Theil, und auch in Zukunft siegen wird, II. Theil.

Ich beginne ꝛc.

I. Theil.

Das Kreuz galt in der ganzen alten Welt als das Zeichen der größten Schmach; denn der schimpflichste Tod, den Jemand erleiden konnte, war der Sklaventod, der Tod am Kreuze. So hat Cicero die Grausamkeit des Statthalters Verres nicht mit grelleren Zügen zu schildern gewußt, als indem er ihn beschuldigte, daß er einen römischen Bürger zum Kreuze verurtheilt habe. „Ein Verbrechen ist es," sprach er, „einen römischen Bürger zu binden, eine Gräuelthat, ihn schlagen, ein Vatermord beinahe ihn tödten; doch ihn kreuzigen, was soll ich davon sagen? Es gibt keinen Ausdruck, um das Empörende einer solchen That genugsam zu bezeichnen." Ähnlich erklärt er sich an einem anderen Orte, indem er sagt: „Selbst der Name des Kreuzes ist dem Gedanken, dem Ohre eines römischen Bürgers fern." Was kann man noch Größeres sagen, um die Abscheulichkeit und Grausamkeit des Kreuzestodes zu schildern? Ist es daher zu verwundern, wenn das Kreuz als ein Schandpfahl galt, wenn daher die Lehre vom Kreuze den Juden das größte Ärgerniß und den Heiden die größte Thorheit war?

Aber gerade diesen Tod mußte Jesus erdulden, um das Holz des Fluches in das Holz des Segens, um das Zeichen der schimpflichen Erniedrigung in das Zeichen des Sieges umzuwandeln. Je vielseitiger und furchtbarer die Sünde auf Erden sich durchgebildet, je mehr sie in den Richtungen des Stolzes, des Wahnes, der Thorheit, der Grausamkeit

und Habsucht, der Üppigkeit und thierischen Wollust, ihre ganze Abscheulichkeit entfaltet hatte, desto mehr mußte schon das Leben des großen Dulders von allen diesen Verkehrtheiten, zu denen er im schroffsten Gegensatze stand, angefeindet werden. Und wie das Verderbniß der Menschheit und ihre sittliche Versunkenheit zur Zeit, als Christus auf Erden wandelte, die äußerste Höhe und Tiefe erreicht hatte, so wurde auch sein büßendes Leiden und der Gehorsam seiner Hingabe auf die äußerste Spitze getrieben. Die Schmach des Kreuzes war das Letzte und Grausamste, was die Wuth einer entarteten, von dämonischer Lüge umstrickten Welt für ihn ersinnen konnte, und diese schmachvolle Zertretung war auch das letzte und äußerste Opfer des Gehorsames, das er bringen konnte. Und er brachte es auch freiwillig, ging auch in diese Tiefen ein bis zum Gefühle der äußersten Armuth und Verlassenheit. Und so ward der Sklaventod des Herrn am Kreuze das volle Äquivalent für die rebellische Hoffart des Menschen, und seitdem ist das Kreuz, wie einer der Neuern sagt, der Inbegriff unserer Geschichte, das Gesetzbuch unserer Pflichten, das Unterpfand unserer Rechte, die Grundform unserer Gesittung, das Wahrzeichen unserer geistigen Freiheit, das Siegel unserer Zukunft geworden. Mit Einem Worte: das Kreuz ist, seit der menschgewordene Gott an ihm blutete, und dadurch die Sünde, die Welt und den Teufel besiegte, das Zeichen des S i e g e s geworden. — Trotz der unbeschreiblichen Abneigung, die das ganze Alterthum vor dem Kreuze hatte, besiegte dennoch das Kreuz die ganze alte Welt in der kürzesten Zeit, und man kann nur staunen, wie der Sieg des Kreuzes mit so reißender Schnelligkeit um sich greifen konnte. Tertullian, der im zweiten Jahrhunderte nach Christus lebte, schreibt, daß schon zu seiner Zeit das Kreuz Jesu von allen damals bekannten Völkerschaften anerkannt und verehrt wurde. Wir Christen, berichtet er, machen den größten Theil der Völker aus. Die von den Römern nicht überwundenen Parther, die gesetzlosen Thracier, haben sich dem Joche Jesu unterworfen.

Die Meder, so fährt er fort, die Perser, die Armenier, die entfernten Indier, die Araber, die weitschichtigen Provinzen des Orients, Ägypten, Äthiopien und das wilde Afrika, die irrenden Scythen, die Sarmaten, die Getuler, die wildesten Barbaren sind durch die sanfte Lehre Jesu gezähmt und gebildet worden. Selbst England, sagt derselbe Tertullian, das den römischen Waffen unzugängliche England, nahm mit offenen Armen das Kreuz auf. Was soll ich von den tapfern Spaniern, den kriegerischen Galliern, von den unerschrockenen Germanen sagen, die sich rühmten, nichts zu fürchten, als daß etwa der Himmel über ihnen einstürzen möchte? Alle, Alle sind sie zu Jesu gekommen, einfach, sanft wie die Lämmer, von heiliger Ehrfurcht durchdrungen, sein heiliges Kreuz umfassend. Rom selbst, diese übermüthige Stadt, die sich so lange vom Blute der Martyrer getränkt und berauscht hatte, hat ihr stolzes Haupt gebeugt, und dem Grabe eines Fischers mehr Verehrung bezeigt, als selbst den zu Ehren des Romulus errichteten Tempeln. Es gibt kein Reich, so ausgedehnt es auch sein mag, das nicht seine Schranken hätte; aber das Kreuz herrscht allenthalben, überall hat es sich Zutritt zu verschaffen gewußt. Blicken wir nun auch noch hin in die Eisfelder des Nordens, sehen wir hin in die glühenden Sandwüsten des Südens, der Baum des Kreuzes gedeiht auch in diesem, in jeglichem Boden, klimatische Verhältnisse bedingen sein Aufkommen nicht. Das Kreuz blüht eben so schön in den Urwäldern Amerika's wie im kultivirten Europa, und seine Früchte schmecken dem menschenfressenden Karaiben so gut wie dem feingebildeten Franzmann, dem scharfsinnigen Chinesen wie dem unwissenden Sohne der Wüste. Der Philosoph und der Einfältige, der Künstler wie der Landmann, der Gelehrte, wie der Unwissende, Alle finden sie am Baume des Kreuzes hinreichende Nahrung und Sättigung, und darum hat auch das Kreuz noch in aller Welt Wurzel geschlagen, und wo es einmal wurzelte, war es nur sehr schwer wieder auszurotten. Seht da den Sieg des heiligen Kreuzes in alter wie in neuer Zeit!

Aber wie mochten es wohl die Freunde des Kreuzes angegangen haben, diesem sonst so verhaßten Zeichen Anerkennung zu verschaffen? Durch welche Mittel gelang es, den Baum des Kreuzes anzupflanzen, da derselbe auf den ersten Blick so viel Abstoßendes hat? Nicht anders, als durch Demuth, Sanftmuth und Leiden. Dieser Kreuzbaum hat nämlich die Eigenschaft, daß, wenn die größten Stürme über ihn hintoben, er nicht trotzt, wie die stolze Eiche, die dann der Sturmwind in der Mitte absprengt, sondern nachgibt und sich beugt, wie das Schilfrohr am Bache. Der Wind mag dieses Schilfrohr noch so peitschen, es bricht nicht, es wird nicht ausgewurzelt, sondern steht fest. Nicht ohne Bedeutung haben sie daher dem Herrn ein Rohr in die Hand gegeben; denn auch er war so ein geduldiges Rohr, das keinen Widerstand leistete, sondern willig sich von seinen Drängern und Verfolgern hin- und herstoßen ließ. Und so haben auch seine Jünger unter Leiden, Martern, unter tausend Plagen und Mühseligkeiten das Kreuz von einem Lande zum andern getragen, sie haben es gepflanzt mit Lebensgefahr, begossen mit ihrem Schweiße und Herzblute, und auf diese Weise hat der Baum des Kreuzes Wurzel geschlagen und seine Äste über alle Lande ausgebreitet. Auf diese Weise, durch Nachgiebigkeit und Geduld, hat auch das Kreuz alle Stürme der ersten drei Jahrhunderte ausgehalten; alle Verfolgungen waren nicht im Stande, den Glauben an den Gekreuzigten zu vernichten, je wüthender die Stürme tobten, desto fester wurzelte das Kreuz. Dieß zeigte sich in auffallender Weise nach Ablauf der zehn großen Stürme, die der Baum des heiligen Kreuzes während dreier Jahrhunderte zu bestehen hatte, und deren letzter wirklich es zu stürzen drohte. Als der letzte Sturm vorüber war, hatte aber das Kreuz dermaßen sich befestigt, daß es, das bisher so verhaßte Zeichen, das Panier des römischen Reiches wurde, jene Fahne mit der berühmten Inschrift: In diesem Zeichen wirst du siegen. Die Freunde des Kreuzes hatten nunmehr die Über-

zeugung gewonnen, daß auch der fürchterlichste Orkan diesem gottgepflanzten Baume, der wie sein Gärtner durch Sanftmuth und Leiden die Stürme besiegte, nicht zu schaden im Stande sei. Diese Erfahrung hat sich auch noch jedesmal erprobt, so oft solche gewaltige Stürme gegen das Kreuz sich erhoben. Als vom siebenten Jahrhundert an die Lehre Muhameds mit Feuer und Schwert überall verbreitet wurde und sich wie eine Windsbraut daher wälzte, um das Kreuz sammt der Wurzel auszureißen: da zitterte die gesammte Christenheit für die heilige Pflanze; allein an den Mauern von Wien brach sich der Sturm, und derjenige, der den Winden gebeut und sie müssen einhalten, hat auch diesen Sturm in seine Heimath zurückgewiesen. So schien auch der Sturm, der zur Zeit der ersten französischen Revolution tobte, das Kreuz aus Frankreichs Boden reißen zu wollen; allein überall hat sich die merkwürdige Erfahrung bestätigt, daß das mit Blut begossene Kreuz nur um so fester in der Erde wurzle.

Gefährlicher aber als diese brausenden Stürme waren dem Baume des Kreuzes von jeher so manche strenge Winter, in welchen Glaube und Liebe, diese Hauptwurzeln des Kreuzbaumes, abgestorben zu sein schienen; gefährlicher waren jene häufigen Auswüchse der Üppigkeit und Sinnlichkeit, welche die Schläfrigkeit und Trägheit der jeweiligen Gärtner zu beschneiden versäumte; gefährlicher waren jene garstigen Raupen verschiedener Mißbräuche, die ungehindert um sich fressen konnten, weil die Gärtner ihre Pflicht nicht thaten; gefährlicher war jener fressende Wurm der Spaltung und Trennung der stets verneinenden Kritik, der fortwährend am Baume zu nagen suchte, um sein innerstes Mark zu verzehren, und ihn endlich so morsch zu machen, daß ihn der erste Windstoß über den Haufen werfen könnte. Seit jener Baum gepflanzt ist, wühlt und höhlt dieser Wurm, den die Hölle geschickt hat, unausgesetzt an dem Baume des Kreuzes bald an dieser, bald an jener Stelle, seine Zähne sind die hundert und hundert Irrlehren, die im Laufe der Zeit ihm gewachsen sind, und wahrhaftig,

wäre das Holz dieses Baumes nicht unverwüstlich, sein Kern undurchdringlich, das Kreuz, das die Stürme nicht zu brechen, nicht zu entwurzeln vermochten, hätte längst diesem schleichenden und nagenden Höllenwurme zur Beute werden und in Staub zerfallen müssen. So aber gelang es ihm nur, einzelne Äste abzunagen und so jene Gegenden, die einst unter dem Schatten jener Zweige wohnten, der Wohlthaten des Kreuzes zu berauben.

So sehen wir also, Geliebte, daß der Baum des heiligen Kreuzes nicht schutzlos auf dem Calvaria der Erde dasteht. Allerdings läßt sein Beschützer es zu, daß Stürme über ihn hinbrausen und ihn nach allen Seiten beugen, daß Ungeziefer und Würmer aller Art ihn benagen und besudeln, allein ihr Zahn kann dem Holze nicht schaden, ihr Mühen ist allzumal vergeblich. Darum, meine Christen, steht dieser Baum noch da, so wie ihn sein himmlischer Gärtner gepflanzt hatte, und Millionen und Millionen haben von den Früchten dieses Lebensbaumes genossen und sind so der ewigen Herrlichkeit theilhaftig geworden. Wie aber der Baum des heiligen Kreuzes bisher unter dem Schutze des Allerhöchsten stand, so wird er sich dieses Schutzes auch in Zukunft erfreuen, und hievon im

II. Theil.

Europa befindet sich seit mehreren Jahrzehnten in einer geistigen Lage, die der Lehre vom Kreuze nichts weniger als günstig ist. Der Ursprung dieser Richtung geht zurück auf die große abendländische Kirchenspaltung, die man mit der Behauptung zu rechtfertigen suchte, daß die katholische Kirche den Baum des heiligen Kreuzes nicht in geziemender Weise gewahrt, sondern die Lehre von der Erlösung durch das Kreuz verkümmert habe. Man dankte deßwegen die katholische Kirche ab unter dem Ausdruck des höchsten Mißfallens, und es wurde sofort andern Wächtern die Obhut

über den Baum des Lebens übertragen. Aber diesen stand nicht das Flammenschwert der höhern Autorität zu Gebote, um unbefugte Zudringlinge abzuwehren, und so geschah es denn, daß eine Schaar um die andere heranzog, mit Äxten und Sägen bewaffnet, um als Sachverständige, wie sie sagten, den Baum zu untersuchen, ob das Holz davon auch ächt und recht sei. Und siehe da, diese fanden als Ergebnisse ihrer kritischen Untersuchung zuletzt heraus, daß dieses Holz des Kreuzes ein verderbliches Holz und der Baum selber ein schlechter Baum sei, der die Welt mit seinen bittern Früchten zweitausend Jahre lang betrogen habe.

Doch ich will jetzt ohne Bild reden. Die Lehre von der Erlösung durch das Kreuz und somit das Christenthum ist einem großen Theile der Jetztwelt eine Thorheit. Warum denn? Weil die Welt wieder halb heidnisch wird, wie sie zu Christi Zeiten ganz heidnisch war. Und war den Heiden damaliger Zeit das Kreuz eine Thorheit, so muß es dieß auch den Heiden unserer Tage sein. Als Lehre vom Kreuze fordert das Christenthum wieder Kreuzigung, Nachfolge des Meisters, es verlangt Selbstverläugnung und Buße, Bezähmung der Begierden und sinnlichen Neigungen. Und das ist denjenigen, die behaupten, der Mensch sei nicht verdorben, sondern der Zustand, in dem seine Neigungen sich befinden, sei ein ordentlicher, geregelter, von Gott ihm gegebener, natürlich nicht recht. Sie haben allerdings von ihrem Standpunkte aus Recht; denn wenn der jetzige Zustand des Menschen der ursprüngliche ist, folglich von Gott, und somit Alles, was unsere Natur verlangt, ein heiliges Recht: dann ist freilich das Christenthum mit seiner Lehre vom Kreuze das feindseligste Institut, das es je gegeben hat, weil es einen fortwährenden und entschiedenen Kampf gegen die Natur und ihre Triebe befiehlt und Verläugnung seiner selbst fordert. Allein dieser Standpunkt, den sie einnehmen, ist eben nicht der richtige; denn aus tausend und tausend Erscheinungen läßt sich nachweisen, daß der Mensch allein neben der Natur,

die in sich geordnet ist, ungeordnet und regellos dasteht, und daß er mit sich selber im beständigen Widerspruche ist, daß sonach ein Urverderben sich durch das ganze Geschlecht hindurchzieht. Allein das glauben eben diese nicht, und darum stehen sie auf heidnischem Grund und Boden, wo von einer Kreuzigung freilich keine Rede ist, und darum bekämpfen sie nun auch das Kreuz und seine Lehre als einen kolossalen Irrthum, durch den die Menschheit seit zweitausend Jahren um alle Heiterkeit des Lebens, um die Idee der reinen Menschlichkeit betrogen worden ist. Das Christenthum hat fortwährend Anweisungen auf ein jenseitiges Leben ausgestellt und die Entschädigung, die dort für alle Leiden und Trübsale dieser Erde werden würde, und das ist sein größtes Verbrechen, weil es der größte Betrug ist, sagen die Neuheiden. Darum fort mit dem Christenthum und nieder mit dem Kreuze! das ist jetzt das Feldgeschrei. Ganz Europa ist jetzt in zwei Heerlager getheilt, die Schaaren stehen schlagfertig. Es droht ein schrecklicher, vernichtender Kampf zu werden, und es wird auch ein Kampf auf Leben und Tod; es ist dieß wohl der letzte große Kampf, den das Kreuz zu bestehen haben wird, von dem vor zweitausend Jahren wohl niedergedrückten, aber nicht vernichteten Heidenthum, das im verdorbenen menschlichen Herzen fortwährend einen guten Freund und Sachwalter findet, und das jetzt seine letzten, aber äußersten Kräfte aufbietet, um das verhaßte Kreuz zu vertilgen und das Reich des Betruges, der Unzucht und des Mordes wiederherzustellen, wie es zu allen Zeiten im Heidenthum bestanden hat. Wer wird wohl siegen in diesem Kampfe? Geliebte, das kann nicht zweifelhaft sein; und diejenigen werden sehr irren, die sich mit der teuflischen Hoffnung trösten, den Baum des Kreuzes aus der Mitte der Gesellschaft ausrotten zu können. Allerdings mögen die Feinde des Kreuzes augenblickliche Siege erringen, es mag ihnen gelingen, das Kreuz in dieser oder jener Gegend, in diesem oder jenem Lande zu vertilgen; reden ja die Evangelien von einer Zeit des Abfalls, in der selbst die Auserwählten, wenn

es möglich wäre, verführt würden; sagt ja die geheime Offenbarung, daß selbst Zeichen und Wunder vom Sohne der Sünde, dem Antichrist, gewirkt werden; heißt es ja dort, daß er Alle wird umbringen lassen, die das Kreuz auf der Stirne tragen. Und wenn auch die heiligen Schriften nicht reden würden, es reden ja die Feinde des Kreuzes selber offen und klar genug, was sie anfangen würden, wenn sie zur Herrschaft kämen. Sie werden von allen Denkmälern der Religion des Kreuzes keinen Stein auf dem andern lassen und die Priester gewiß nicht schonen; mit Einem Worte: sie werden im Heiligthume so viel verwüsten, als sie können, um die neue heidnische Glückseligkeit einführen zu können. Diese kurze Zeit, die den Feinden des Kreuzes Christi von der Vorsehung gegeben werden wird zur Prüfung der Auserwählten, werden sie freilich für den entschiedensten Sieg über das Christenthum halten; allein sie mögen nicht allzufrüh jubeln und nicht singen: „Das Kreuz ist morsch, die Kirche zerfällt, der alte Gott vom Himmel fällt!" wie ein hiesiges Blatt gesungen. Es haben sich schon Mehrere an diesem Kreuze geirrt und sein Holz für morsch und faul gehalten; allein sie haben sich an diesem vermeintlichen morschen Holze in ihrem Sturmlauf die Köpfe zerschellt und dennoch das Kreuz nicht zu erschüttern vermocht. Darum mögen sie kommen, die Heiden unserer Zeit und die ganze Hölle mit ihnen, mit allen ihren Waffen, mit den Äxten und Sägen der Verfolgung, um diesen Baum auf gewaltsame Weise zu fällen, oder mit den Bohrern und Schaufeln ihrer zerstörenden Wissenschaft, wodurch sie die Wurzeln des Baumes abzugraben und ihm sein Lebensmark abzuschneiden suchen: mit all' diesen Waffen werden sie Nichts ausrichten und der Baum des Kreuzes wird fester und blühender dastehen, als je. Der im Himmel thront, lacht ihrer Thorheit, und es wird im vollen Sinne am Ende der Zeiten wieder zur Erfüllung kommen, was die Apostel auf die Gründung des Christenthums mit den Worten des zweiten Psalmes anwendeten: „Warum toben die Heiden

und die Völker sinnen auf Eitles? Es stehen auf die Könige der Erde und kommen zusammen die Fürsten wider den Herrn und seinen Gesalbten. Laßt uns zerreißen ihre Bande und abwerfen ihr Joch; aber der im Himmel wohnt, lacht ihrer und der Herr spottet ihrer . . . wie Töpfergeschirr wird er sie zertrümmern." Ja, meine Christen, seit das Christenthum besteht, sind noch alle Rathschläge und Unternehmungen der Feinde des Kreuzes Christi zu Schanden geworden, und werden auch fürder zu Schanden werden; denn „die Wahrheit des Herrn bleibt in Ewigkeit", fest steht das Fundament und Gott ist getreu, er hält, was er verheißen hat. Und wenn Alles rings um das Kreuz in die Nacht des Heidenthums zurückfällt, das Kreuz wird stehen und die von dem Herrn bestellte Wächterin des Kreuzes, die heilige Kirche. Nicht umsonst hat der Herr gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt;" nicht umsonst hat er die Versicherung gegeben, die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen; er hat die Apostel nicht ausgeschickt, daß sie das Kreuz nur auf kurze Zeit aufpflanzen, sondern er wollte, daß der Baum des Kreuzes Frucht bringe und daß seine Frucht bleibe. Der Tod des Herrn, sein großes Erlösungswerk, muß in aller Welt verkündet werden bis er wieder kommt; also bis zum Ende der Tage; somit wird das Kreuz stehen und keine Macht der Hölle wird es zu vertilgen im Stande sein. Und so wird das Kreuz zu allen Zeiten siegen; es siegt am glänzendsten in Leiden; in der Charwoche, in den Zeiten großer Verfolgung strahlt es am herrlichsten. Aber der Sieg des Kreuzes wird hier auf Erden nicht vollendet; denn hier siegt das heilige Kreuz nur unter Leiden, unter tausend Verfolgungen, und sein Stamm ist nicht selten mit dem Blute seiner Bekenner gefärbt.

Aber es kommt ein Tag, Geliebte, wo dieses Kreuz glänzen wird wie die Sonne am Himmel als das Zeichen des Menschensohnes, wenn er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten. Dieses Zeichen, das einst das Zeichen

der tiefsten Erniedrigung des Heilandes war, es muß nun als das Zeichen seiner Macht und Herrlichkeit erscheinen. Auf der Höhe eines Berges stand es beim Tode Jesu, in den Höhen der Wolken wird es erscheinen bei seinem Gerichte. Beim Tode Jesu umwölkte Nacht und Dunkel das Kreuz, beim Gerichte wird es strahlend über der in Feuer aufgelösten Erde glänzen. Da werden die Feinde des Kreuzes Christi beim Anblicke des verhaßten Zeichens mit knirschenden Zähnen, sie werden rufen: „Fallet über uns, ihr Berge, und ihr Hügel bedecket uns!" aber sie müssen den Anblick des Kreuzes ertragen, sie müssen den sehen, den sie durchbohrt haben! Sie müssen aus dem Munde des Gekreuzigten ihr Urtheil vernehmen, und erkennen, wer der ist, dessen Kreuz sie so oft muthwillig gelästert, dessen Blut sie mit Füßen getreten haben; das Kreuz wird an jenem Tage seinen vollständigsten Sieg feiern.

Darum, Geliebte, wollen wir es halten mit dem heiligen Kreuze. Das Kreuz sei die Fahne, um die wir uns schaaren wollen zum siegreichen heiligen Kampfe. Nur in diesem Zeichen werden wir siegen. Es ist das Heil des Einzelnen und die Rettung des ganzen Geschlechtes, wie wir gesehen haben. Seien wir also Schüler und Schülerinnen des Gekreuzigten, die einen heiligen Bruder- und Schwesterbund bilden, der darin besteht, das Kreuz auf uns zu nehmen und dem nachzufolgen, der für uns am Kreuze gestorben ist. Und hat einst das Volk im Bunde mit der Hölle zusammengeschrieen: An's Kreuz mit ihm! so wollen wir im heiligen Kreuzesbunde rufen: An's Kreuz mit uns! denn das Kreuz ist der Baum des Lebens, das Zeichen des Heiles, der einzige Weg zum ewigen Leben.

Ich habe nunmehr sieben Stunden vom Kreuze zu euch gesprochen, möchtet ihr dem Gekreuzigten für diese sieben Kreuzesgeschenke nur Eines entgegengeben, das Geschenk, diesen Kreuzesworten zu folgen und das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi als den kostbaren Preis unserer Loskaufung zu schätzen und zu verehren. Gewiß ist meine Forderung billig,

und ich darf hoffen, daß meine Worte nicht alle auf Felsen oder unter die Dornen, sondern auch auf gutes Erdreich gefallen sein werden.

Und nun wende ich mich am Schlusse dieser unserer Betrachtungen nochmal zu dir, o heiliges Kreuz! Sei uns gegrüßt, du Friedenspalme, du Baum des Lebens, du siegreiche Fahne über Tod, Hölle und Sünde! Wehe uns deinen Frieden zu im Leben! Neige deine erquickenden Brod- und Blutfrüchte auf unsere sterbende Zunge! Decke schirmend einst unser kühles Grab, und erscheine uns freundlich wieder im Strahlenschimmer am ernsten Tage der ewigen Entscheidung! Ja, heiliges Kreuz, magst du auch den alten und neuen Juden ein Ärgerniß, den alten und neuen Heiden eine Thorheit sein, wir verkündigen deßungeachtet nur Jesum Christum, den Gekreuzigten, wir maßen uns nicht an, etwas Anderes zu wissen, als Jesum Christum, und zwar den Gekreuzigten, in Nichts bestehe unser Leben und unsere Erkenntniß, als in dir, du Baum des Lebens! Es sei ferne, uns in etwas Anderm zu rühmen, als nur im Kreuze unsers Herrn Jesu Christi, durch den die Welt für uns gekreuzigt ist und wir für die Welt; dann, o heiliges Kreuz! wirst du uns auch ein freundliches Zeichen des Gerichts in den Wolken des Himmels sein — das Zeichen und Unterpfand unserer Seligkeit hier und dort. Amen.

Berichtigungen:

S. 111. Z. 2. v. o. ist statt: gegenüberstehen zu lesen: gegenüberstellen
S. 179 Z. 14. v. o. ist nach und einzuschalten: in, so daß es heißt: und in der Krippe liegend
S. 273. steht 173 statt 273.
S. 355. Z. 3. v. u. lies: Hunyades statt: Hunydas.
S. 360. Z. 19. v. o. fehlt in dem Satze: Allein die Kirche kann sich ꝛc. das Wort: lassen.
S. 585. Z. 5. v. o. lies: Knaben statt: Kranken.

Westermayer, Anton

Zeitpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres nebst einem Cyklus Fastenpredigten

Bd.: 2

Regensburg (1850)